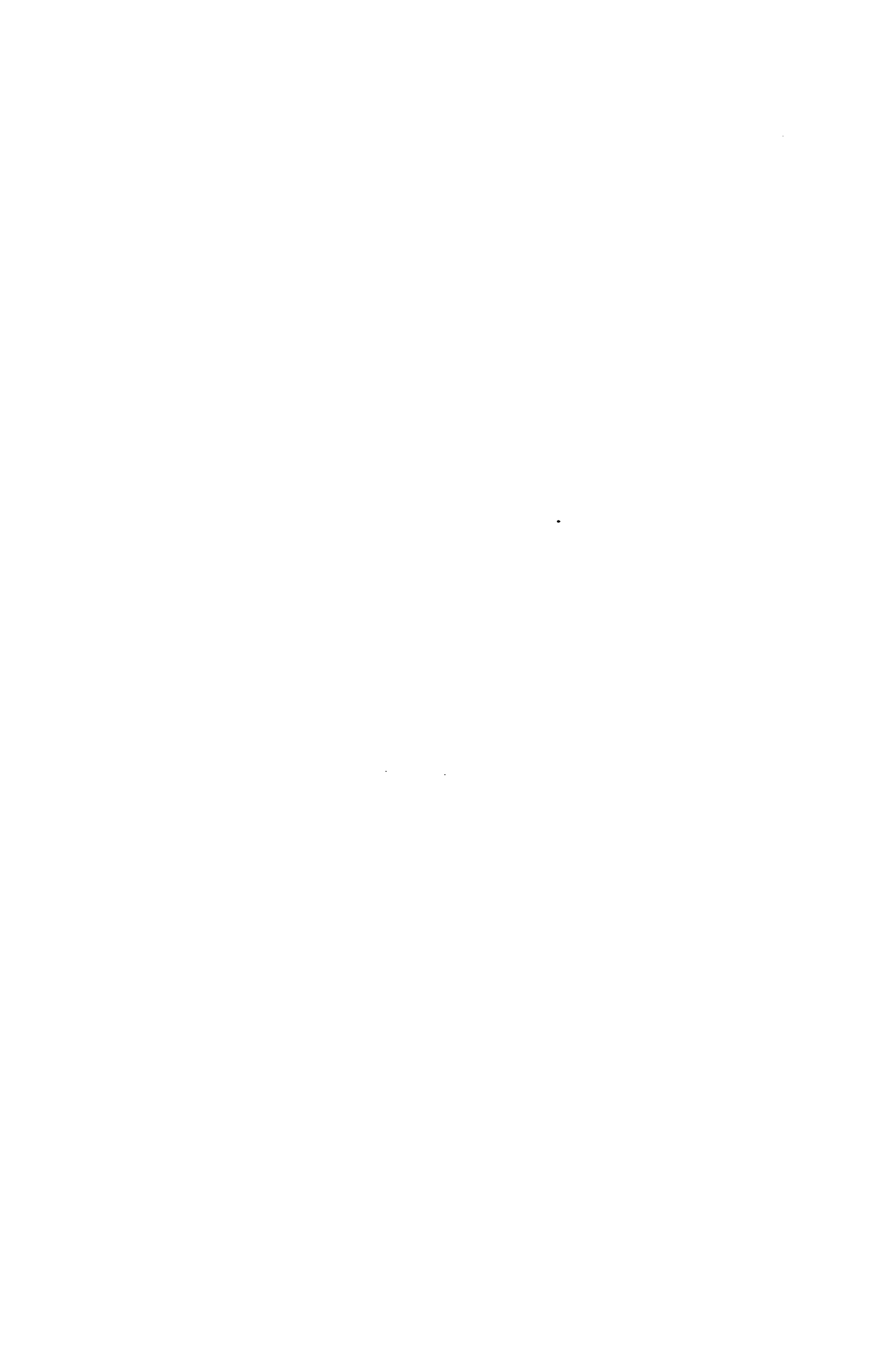



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft und Geschichte

des Krieges.

Ein und funfzigster Band.

Erstes bis drittes Heft.

Redaktoren

C. v. Decker. L. Blesson.

Berlin, Posen und Bromberg,

bei Ernst Siegfried Mittler.

1841.

I.

Die bewaffnete Macht und die Festungen im Kirchenstaat.

(Aus einem noch ungedruckten Werke.)

An der Spitze der Militair-Verwaltung, gewissermaaßen als Kriegs-Minister, steht ein Geistlicher, der Kardinal, Minister des Innern. Er ist Präsident des Consiglio economico militare, und unter ihm als Abtheilungs-Dirigent der Militair-Angelegenheiten, der Commissario delli armi, ebenfalls ein Prälat. Ihm steht das Recht über Leben und Tod der Soldaten zu. Eben so ist der erste Kommandant der Engelsburg, der Prefetto di Castello S. Angelo, ein Monsignore. — Nur die Nobel-Garde des Papstes und die Schweizer-Garde ist nicht diesem Kriegs-Ministerio, sondern dem Maggiore domo untergeordnet.

Dagegen steht alle andere bewaffnete Macht unter dem genannten Consiglio, welches auch von Manchen die Congregazione militare genannt wird. Vom Papst Sixtus V. im Jahre 1587 angeordnet, hat dasselbe seine letzte Organisation durch die Verordnung vom 29.

Dezember 1834 erhalten. Dieses ist der Kardinal Segretario per gli affari di stato interne, und unter ihm befiehlt ein Monsignore als Progovernatore von Rom, zugleich General-Polizei-Direktor und Rappresentante il Commando superiore dell' arma de' Carabinieri.

Zu dem in dieser Weise zusammengesetzten Konseil gehören außerdem noch der General-Tresoriere, der Prelato Presidente delle armi — ein General-Lieutenant, jetzt General Resta — als Befehlshaber der Linien-, Hülfstruppen und Reserven, und noch ein anderer General; endlich ein Computista Generale, ein weltlicher Rechnungsbeamter oder General-Zahlmeister.

Der Stab der Armee selbst, die Presidenza delle armi, besteht aus dem Prelato Presidente delle armi, dem erwähnten General-Lieutenant, aus zwei Brigade-Generalen, einem Brigade-General der Carabinieri, einem Brigade-General der Kavallerie, einem Obersten vom Stabe, einem General-Sekretair, der Major ist, einem Uditore generale, einem Commissario della Camera, einem Kapitain-Adjutanten und einem Obersten für das Sanitätswesen. Das Geschäftslokal ist auf der Piazza della Pilotta.

Unter dieser Präsidentschaft steht:

1) das General-Kommando der Linien-Truppen unter einem General-Lieutenant (jetzt General Resta) mit einem Kapitain-Adjutanten;
2) das Kommando der Engelsburg — Forte S. Angelo;
3) das Commando Generale Civico, die Bürgergarde der Stadt Rom, unter dem Senator von Rom als General-Kommandant (gegenwärtig der Herzog von Orsini) mit einem Chef des Ge-

neral=Stabes, einem Adjutanten, und außerdem mit zweien Obersten als Regiments=Kommandeurs;

4) Das Kommando der Päpstlichen Karabiniers. Oberster Chef desselben ist ein Kardinal, der Staats=Sekretair (jetzt Lambruschini), außerdem ein Monsignore als Präsident des Consiglio dell' arma. Dieses besteht aus dem Brigade=General der Karabiniers und zwei anderen Generalen als Räthe; der Generalstab dieses Korps aber aus einem Brigade=General und einem Lieutenant.

Die verschiedenen Truppentheile im päpstlichen Staat sind folgende Korps, ohne Unterschied, ob sie unter dem Staats=Sekretair oder anderen Behörden stehen.

1) Das Karabinier=Regiment hat einen Obersten zum Chef und bildet die Gensd'armerie, welche in der Hauptstadt sowohl, als in den Provinzen, zum Dienst aller Verwaltungs= und Gerichts=Behörden bestimmt ist. Die Uniform ist dunkelgrün, mit weißen Hosen und steifen Stiefeln, Achselschnüren und Federhüten; nur die Eliten= oder Guiden=Kompagnie trägt Bärenmützen. Sie hat den Dienst im Vorzimmer des Papstes mit den Schweizern gemeinschaftlich.

2) Das Korps de' Vegile, die sogenannten Pompiers, 200 Mann stark, hat ebenfalls einen Obersten und einen Kapitain=Quartiermeister. Diese ganz militairisch organisirten Spritzenleute haben am 14. Februar 1831 ein Reglement erhalten. Jede der zwei Kompagnien hat einen Kapitain, einen Lieutenant und einen Unterlieutenant, und sind im Vatikan, im Quirinal, im Archigimnasio (dem Jesuiten=Kollegio), auf der Piazza S. Masato, auf Trinità de' Pellegrini und an dem Ponte S. Angelo vertheilt. Eine Abtheilung steht auch in Bo=

logna. Die Uniform dieses Korps ist dunkelblau, die Kopfbedeckung sind messingene Helme. Für den gewöhnlichen Dienst haben sie jedoch runde Mützen mit einem messingenen Deckel gegen das herunterfallende Feuer.

3) Die Linien-Infanterie besteht zuvörderst aus 2 Bataillonen Grenadiere mit Bärenmützen, 5 Bataillonen Füsiliere mit Czakots und 10 Bataillonen Musketiere. Die Uniform ist weiß und die Leute sind meist schön. Die den Bataillonen voranmarschirenden Sappeurs und Tambour-Majors geben den Napoleon'schen im Ansehen Nichts nach.

Zur Linien-Infanterie gehören noch zwei Bataillone Jäger, welche eben so wie die Oesterreichischen Tyroler Jäger uniformirt und ausgerüstet sind; ferner ein Bataillon Veteranen und Invaliden in weißer Uniform.

4) 2 Regimenter Schweizer-Infanterie, jedes zu 3 Bataillonen, aber dennoch im Ganzen nur 4254 Mann, mit blauen Uniformen und weißen Rabatten. Sie bilden die Besatzung der Legionen, weil die dortigen Truppen bei der letzten Revolution ebenfalls vom Papste abgefallen waren; auf die Schweizer sich dagegen der Papst verlassen kann. Auch stehen sie sich überall nicht gut mit den Einwohnern, wie der Vorfall in Bologna im Jahre 1839 wieder aufs Neue gezeigt hat. Sie sind aus den katholischen Kantonen Freiburg, Lausanne und Unterwalden. Alle Offiziere sind ebenfalls Schweizer; sie stehen unter einem General und zwei Obersten. Die Bataillone haben 8 Kompagnien, jede derselben zu 100 Mann mit 1 Kapitain, 1 Ober- und 1 Unterlieutenant.

5) Die Linien-Kavallerie besteht aus einem Regiment Dragoner in grüner Uniform mit Helmen, die

Eliten-Eskadron dagegen mit Bärenmützen. Dieses aus 6 Kompagnien in 3 Eskadrons vertheilte Regiment ist in vielen Garnisonen dislozirt, indem es besonders zum Dienst der Polizei gebraucht wird, z. B. zur Begleitung der Posten. Außerdem ist noch eine Eskadron Jäger zu Pferde in blauer Uniform vorhanden, welche Husarenmützen, Kolpaks, tragen.

6) Die Artillerie besteht aus einem Korps unter einem Obersten, der im Verhältniß eines Regiments-Kommandeurs steht. Reitende Artillerie giebt es nicht. Die Kanonen werden von der Artillerie selbst bespannt, ohne daß ein besonderes Train-Korps existirt. Auch das Schweizer-Korps hat eine Artillerie-Kompagnie. Die Uniform des Artillerie-Korps ist blau mit schwarzem Kragen und rothem Vorstoß.

7) Außer den Linientruppen ist noch ein Korps Bersaglieri vorhanden, oder Schützen zu Pferde in grauer Uniform. Sie werden zum Dienst der Gensd'armerie in den Marken und in der Maritima gebraucht, seit das zweite Karabinier-Regiment während der letzten Revolution in der Romagna zu den Aufrührern übergegangen war. Ueberhaupt dient das gesammte Linien-Militair eigentlich mehr zu polizeilichen Zwecken; auch hat dasselbe einen schwerern Dienst als in andern Staaten im Frieden, welches letztere gewöhnlich nichts anders zu thun hat, als sich für den Fall eines Krieges vorzubereiten. Seit langer Zeit hat der Papst keinen selbstständigen Krieg geführt, darum steht auch auf den Patrontaschen dieser Krieger des Friedens das Wort: Pax (Frieden); dennoch stehen sie gewöhnlich mit geladenem Gewehr auf dem Posten, doch hat der Papst durch eigene Militair-Macht die letzte Revolution nicht unter-

drücken können. Aus jenem Grunde mag es auch kommen, daß die päpstliche Armee nicht militairisch nach Brigaden u. s. w. abgetheilt ist, sondern lediglich eine Territorial-Eintheilung in drei Divisionen besteht, von denen die dritte die Schweizer-Truppen in Bologna bilden. Die erste Division ist die zu Rom, die zweite zu Ancona.

8) Die Marine besteht nur aus 29 Mann und ist zur Besetzung der Küste und zu Transporten bestimmt; die Mehrzahl sind Offiziere, indem für jeden vorkommenden Fall Matrosen gemiethet werden.

9) Das Genie-Korps aus 21 Mann.

10) Die Schweizer-Garde, in alt schweizerischem Anzuge, gelb, schwarz und roth gestreift, mit Hellebarden und Säbeln und mit runden, auf spanische Art aufgeschlagenen Hüten mit rothen Federn, steht, wie gesagt, nicht unter dem Kommando der andern Truppen, sondern bildet die eigentlichen Haustruppen des Papstes. Es sind deren 100 Gemeine zu Fuß. Die Unteroffiziere sind in schwarzer spanischer Tracht, die Offiziere aber (der Kapitain hat den Rang eines Obersten) tragen rothe Uniform.

11) Die Nobel-Garde des Papstes, aus 80 Reitern bestehend, welche bei dem Hofstaat näher angegeben ist.

12) Die Kapitols-Garde von 80 Mann zu Fuß, genannt Capotori, ist die eigentliche Ehrenwache der städtischen Obrigkeit, des Senats von Rom. Sie war auch unter der französischen Herrschaft beibehalten und die erste Wache des Papstes bei seiner Rückkehr, daher ihr auch zur Belohnung das Recht gegeben ward, daß alle Tage einige Mann im Vatikan auf Wache ziehen.

13) Die Civica scelta ist eine Art Leibgarde aus der Bürgerschaft für den Dienst des Papstes bei feierlichen Gelegenheiten; sie besteht aus 124 Mann in 2 Kompagnien Infanterie. Chef der Bürgergarde ist jetzt der Markgraf v. Caprovico.

14) Die Sciorma, die Wache der Gefängnisse, eine Art Polizei-Soldaten, blau mit grünem Kragen, die in den verschiedenen Festungen und Gefängnissen vertheilt sind.

15) Die Finanz-Miliz (Doganali), eine Art bewaffneter Zollbeamten zu Fuß, 1500 Mann stark, in hellblauer Uniform mit Gelb. Sie sind in 8 Inspektionen oder Kompagnien vertheilt. Endlich

16) die Guardia civica oder National-Garde, welche im Falle des Bedürfnisses Wachen beziehen und die Diligencen begleiten muß. Sie ist nach den verschiedenen Orten mehr oder weniger gut organisirt, in Rom einige Kompagnien recht gut. Sie ist blau uniformirt mit rothen Epauletts, welche überhaupt die ganze Armee in rother, gelber und weißer Farbe und von ganz besonderer Größe trägt.

Die Bürgergarde, Guardia civica, ungefähr der französischen National-Garde gleich, ist durch das Gesetz vom 27. Dezember 1815 bestätigt und durch das Gesetz vom 25. Februar 1831 dahin ausgedehnt worden, daß alle Männer von 20 bis 60 Jahren dazu gehören. Eine Instruktion für selbige erging am 3. Juni 1836.

Nach Colindri sind 4 Bataillone Civica Ausiliare di Riserva. Das 1ste und 2te zu Urbino, das 3te in Osimo, das 4te in Ascoli, im Ganzen 3891 Mann.

Uebrigens wird das Linien-Militair durch freiwillige Werbung rekrutirt, worüber ein Gesetz am 7. Juni

1831 erging. Das Militair-Disziplin-Gesetz ist vom 26. Februar 1833, das Reglement für die Gensd'armerie (Karabiniers) vom 8. Januar 1833 und das für die Gensd'armerie-Schützen (Bersaglieri) vom 21. Dezember 1833. Der Tagesbefehl vom 29. Dezember 1834 bestimmt die Formation, Equipirung und Besoldung der gesammten bewaffneten Macht, und ist vom Kardinal Gomberini unterzeichnet. — Hierin ist auch die Art der Beförderung bestimmt. Junge Leute, die sich dem Militairstande widmen und sich dazu in den Unterrichtsanstalten vorbereitet haben, treten als Kadetten in die verschiedenen Korps ein, müssen aber alle Grade durchmachen. Die Hälfte der Offiziere avanzirt aus den Kadetten, die andere aus den Unteroffizieren.

Der Militair-Etat, soweit er unter dem Staats-Sekretair steht, ist folgender:

das Kriegsministerium bestehend aus . . .	93 Köpfen	
der große Generalstab .	5 ⸗	
der Generalstab des Platzes (Rom)	32 ⸗	
das Genie-Korps . .	21 ⸗	
die Artillerie	982 ⸗	mit 168 Pferden,
die Infanterie, und zwar		
die Veteranen . . .	553 ⸗	
die Linien-Infanterie (Attivi)	6552 ⸗	
die Kavallerie und zwar Dragoner in 8 Kompagnien eingetheilt . .	734 ⸗	⸗ 571 ⸗
Latus	8972 Köpfe	mit 739 Pferden,

Transport	8972 Köpfe	mit	739 Pferden,
Jäger in zwei Kompagnien eingetheilt . .	262 „	„	202 „
die Marine	29 „		
Mithin Linie .	9263 Köpfe	mit	941 Pferden.
Hierzu treten die Ausländer, und zwar an			
Infanterie	4254 Köpfe		
Artillerie	147 „	mit	88 Pferden.
Das Linien-Militair hat sonach überhaupt .	13664 Köpfe	mit	1029 Pferden.
Zur bewaffneten Macht, wenn gleich zum Dienst der Polizei, gehören noch die Carabinieri, bestehend aus	2774 Köpfen	mit	411 Pferden,
und die Bersaglieri . .	923 „	„	82 „
so daß die gesammte bewaffnete Macht besteht aus	17361 Köpfen	mit	1522 Pferden.

Das General-Auditoriat ist besetzt mit

1 Uditore generale,
2 Divisions-Auditeuren,
3 Uditori substituti,
5 Attuarii,
2 Scrittori,
1 Archiviste,

und das Kriegs-Kommissariat mit

3 Inspettori und
53 Unterbeamten.

Als äußere Abzeichen der verschiedenen Rangstufen tragen der Brigade-General zwei Epauletts, ein jedes mit zwei Sternen; der Oberst-Lieutenant ein ganzes

Epaulett auf der linken Schulter; der Major ein dergleichen auf der rechten Schulter; der Kapitain zwei Epauletts mit einer Reihe Frangen; der Lieutenant eines dergleichen auf der linken und der Unterlieutenant auf der rechten Schulter. Sämmtliche Epauletts haben Schuppen von Metall. — Die Abzeichen des Sergeant-Majors sind zwei Galons in Tressen auf den Armen, des Korporals zwei dergleichen in Wolle und des Vize-Korporals eine Galon in Wolle. — Die Uniform des Genie-Korps ist blau mit schwarzem Kragen, die der Artillerie blau mit schwarzem Kragen und rothem Vorstoß. Als kleine Interims-Uniform tragen sämmtliche Offiziere blaue Ueberröcke.

Die päpstlichen Festungen.

Eine Festung ist das Monument der Feigheit der Zeit.
v. Hallberg.

Die festen Plätze im Kirchenstaat sind folgende:

Am Adriatischen Meere.

1) Ancona, die wichtigste Festung des Landes, besonders da sie zugleich den bedeutendsten Hafen im Kirchenstaate beschützt. Papst Clemens VII. hat sie im Jahre 1532 durch den Ingenieur S. Gallo angelegt. Gregor verbesserte sie, und 1832 haben die Franzosen viel zu ihrer Wiederherstellung gethan; sie besitzt mehrere Felsen-Zitadellen.
2) Fano, sonst berühmt, jetzt verfallen.
3) Pesaro. Constanzo Sforza legte den Grund im Jahre 1474.

Am Mittelländischen Meere liegen

4) Astura;

5) Civita vecchia, deren Bau im Jahre 1512 vom Papst Julius II. angefangen und vom Papst Paul III. beendigt worden ist. Sie ist als Festung sehr sehenswerth.

6) Corneto, von Clemens XII. angelegt, ist klein, aber gut aussehend.

7) Fiumicino, Reste alter Befestigung, die von Leo XII. zu einem Fort umgeschaffen worden sind.

8) Nettuno ist von Alexander VI. angelegt und von Bernini wiederhergestellt. Sie ist mit Besatzung versehen.

9) Palo, von der Familie Odescalchi erbaut.

10) Porto d'Anzio, von Innocenz XII. erbaut. Sie wurde im Jahre 1812 von den Engländern eingeäschert, aber von Pius VII. wiederhergestellt und ist mit Besatzung versehen. Das Innere wird meist zu einem Wachepoſten und zu Gefängnissen benutzt.

11) Kastel S. Angelo, die alten Moles Hadriani, das Grabmal in dem Garten der Domitia. Zuerst ward dasselbe zur Vertheidigung gegen die Gothen unter Alarich gebraucht. Crescenz aber verwandelte dasselbe in eine Festung, welche die Engelsbrücke vertheidigt. Die Engelsburg steht mit dem Vatikan durch einen Bogengang in Verbindung und hat den Päpsten schon mehreremale zum Zufluchtsorte gedient.

12) Civita Castellana von Anton Sangallo 1500 auf den Resten der alten Stadt erbaut, welche durch ihre feste Lage den Römern so lange hartnäckigen Widerstand leistete.

13) Ferrara soll von den Bewohnern Aquileja's erbaut

worden seyn, welche vor Attila hierher flohen. Die ersten Mauern soll diese Stadt im J. 585 erhalten haben, die Festung ward aber 1211 angelegt und 1599 von Clemens VIII. ganz umgebaut. Dem Hause Oesterreich steht das Besatzungsrecht zu, auch hat 1828 der Ritterorden der Malteser seinen Sitz von Catanea hierher verlegt.

14) Forli, vom Kardinal Albornoz 1361 erbaut, und später von den Ordeloffi und Riarii erweitert, jetzt Gefängniß.

15) Forturbano im 13ten Jahrhundert von den Modenensern als Kastel Leone erbaut. Von den Bolognesern zerstört und wieder aufgebaut, ward es vom Papst Urban VIII. im J. 1626 noch mehr befestigt, der dem Orte auch den Namen gab. Jetzt wird derselbe als Zuchthaus benutzt.

16) Perugia. Die Herzoge von Perugia vertheidigten hier bereits seit dem Jahre 769 ihre Unabhängigkeit, die jetzigen Festungswerke wurden aber erst von Sangallo 1540 angefangen. Hier ist eine bedeutende Pulverfabrik.

17) Sanleo, sehr alt und von Urban sehr befestigt. Berengar flüchtete sich hierher mit seinen Schützen, und Otto I. mußte einen zweimaligen Angriff versuchen.

18) Spoleto, das bereits Hannibal Widerstand leistete, hatte schon im J. 395 die jetzige Zitadelle, die von dem Kardinal Albornoz 1356 ausgebaut ward, nachdem die lange unabhängigen Herzoge von Spoleto, welche König Alboin zum Schutz dieses Postens eingesetzt hatte, unterworfen worden waren.

Uebrigens wird von der Regierung auf die Unter-

haltung der Festungen nicht viel gewandt; vielleicht sieht sie ein, daß die Liebe des Volkes mehr Schutz gewährt, als die besten Festungswerke, die oft so viel kosten, daß man die Hülfe eines ganzen Volkes dafür erkaufen könnte.

Außer diesen Festungen zählt man noch 189 Orte mit Spuren alter Befestigungen ohne die Vertheidigungsthürme an den Küsten und die Burgen, welche die vielen Herren des Mittelalters erbauten, um ihre angemaßte Unabhängigkeit von den Kaisern und später von den Päpsten zu behaupten, und von dort aus das arme Volk zu unterdrücken. Die romantische Ansicht derselben hat schon so Manchen taub gemacht gegen die Geschichte aller der Gräuel, welche mit jener Zeit verbunden waren, wo man nichts kannte, als Burgen, Kirchen und Klöster.

II.

Ueber die Verstärkung der Heere für den Krieg und die Ergänzung derselben während des Krieges, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Militair-Verfassung.

Von

L. P.

(Fortsetzung.)

---

§. 10. Die Ergänzung der Heere im Kriege.
A. Allgemeine Verhältnisse.

Die zur Ergänzung der Heere im Kriege zu treffenden Maaßregeln müssen sich beim Beginn des Feldzuges naturgemäß nach dem wahrscheinlich eintretenden Bedürfniß richten. Um also feste Prinzipien für die Ergänzungsmaaßregeln in Vorschlag zu bringen, ist es nothwendig, vorher einen Blick auf den Abgang zu werfen, auf welchen man, bei der jetzigen Kriegführung mit großen Heeren, zu allen Jahreszeiten, bei gewöhnlich nicht zu vermeidender unregelmäßiger Verpflegung und noch mangelhafterer Bedachung, gefaßt seyn muß. Zuerst stellt

sich hierbei die Erfahrung heraus, daß nicht die Schlachten und Gefechte es vorzugsweise sind, welche die Armeen so rasch vermindern und bei stockender Ergänzung schnell der Auflösung entgegenführen; vielmehr sind es die Strapazen aller Art, die besonders in den letzten Kriegen dem Soldaten so rücksichtslos zugemuthet wurden, welche vorzugsweise die Reihen lichten. Forzirte Märsche, besonders bei Nacht und kothigen Wegen, unrichtiges Verhältniß zwischen Marsch- und Ruhezeit, erst übermäßiges Antreiben und dann lange anhaltendes Stehen auf derselben Stelle, unter Waffen und Gepäck, oder Liegen auf feuchter Erde, das Durchnässen, abwechselnd Frieren und Schwitzen, beim Mangel an Zeit oder Kleidern zum Umziehen, Hunger und Durst, aber weit mehr als dieses die plötzliche und unmäßige Befriedigung beider — und wie das ganze Register von der Gesundheit nachtheiligen Entbehrungen, Mühseligkeiten und Sünden sonst heißen mag, auf welche der Soldat oder seine Befehlshaber ein Privilegium zu haben scheinen. Was aber vor allen Dingen hierbei in Anschlag zu bringen ist, sind die Biwaks, nur zu oft nothwendig, um große Truppenmassen konzentrirt und schlagfertig zu erhalten, aber der geradeste Weg zum Ruin der Truppen, der Pferde und des Materials. Wie oft hat nicht schon ein forzirter Marsch und ein Biwak hinterdrein bei kalter, feuchter und stürmischer Spätherbst- oder Winternacht einer Armee mehr Kombattanten entzogen, als es ein blutiges Treffen gethan haben würde. Wenn nun die auf so mancherlei Art abgehenden Kombattanten zum allergeringsten Theile Todte und Verwundete sind, so könnte man versucht werden, zu glauben, der größte Theil der Abgehenden werde binnen kurzem in die Reihen zurücktreten.

Doch dem ist bei weitem nicht so. Der Soldat, der aus Uebermüdung zurückbleibt und keine Pflege findet, der, den der Schuh scheuerte, der aber nicht Zeit, Mittel und Gelegenheit hatte, dem kleinen Schaden schnell abzuhelfen, namentlich den Fuß zu schonen, der, welchem ein Finger erfror, oder den im Biwak ein Fieberfrost überfiel, — sie alle kommen, wie die Verwundeten, wenn sie nicht liegen bleiben und dem Feinde oder dem erzürnten Landmann in die Hände fallen, in ein Lazareth von gewöhnlich schlechter Einrichtung und unzureichenden Mitteln. Und was erwartet sie hier? Die vielen nervösen Fieber, Ruhren und die daraus, so wie besonders durch die Anhäufung so großer Massen von Kranken entstehende verpestete Luft, erzeugen bald den fürchterlichen Typhus, unter dem Namen Lazarethfieber bekannt, welches schwere und leichte Kranke, Aerzte und Wärter ohne Unterschied dahinrafft, ja über ganze benachbarte Distrikte seinen Pesthauch verbreitet.

Was aber besonders mehr als alles Andere dazu beiträgt, eine Armee schnell herabzubringen, sind die Rückzüge. Man hat viele Beispiele, daß Rückzüge, selbst bei gelinder Verfolgung und fast ohne erhebliche Gefechte, Armeen so unverhältnißmäßig reduzirt haben, daß man es nicht glauben würde, wenn nicht historische Beweise vorlägen. Dagegen sind die Beispiele von ohne erheblichen Verlust ausgeführten Rückzügen sehr selten. — Die italienische Armee Oesterreichs unter dem Erzherzog Karl zählte im Jahre 1805 bei Eröffnung des Feldzuges am 18. Oktober 89,000 Mann. Sie erfocht am 30sten einen nicht sehr blutigen Sieg bei Caldiero, trat darauf, wegen der Ereignisse in Deutschland, den Rückzug an, auf welchem nur wenig blutige Gefechte vorfie-

len,

len, und hatte am 25. November, bei der Vereinigung mit der Armee des Erzherzogs Johann in der Gegend von Zilly, bereits 50,000 Mann verloren. Im Jahre 1809 hatte der Erzherzog Ferdinand 50,000 Mann in Italien unter seinen Befehlen und begann am 15. April zu operiren. Die Gefechte bei Sacile und Castelfranco waren nicht sehr blutig, der Rückzug, vom 24. April an, ward mehrfach beunruhigt, und gegen Ende Mai's kam der Erzherzog mit nur c. 6000 streitfähiger Mannschaft bei Raab an. — Die preußische Armee betrug bei Eröffnung des Feldzuges von 1806, mit Einschluß des sächsischen Hülfskorps, c. 117,000 Mann. Nach den Kapitulationen von Prenzlau und Ratkau, am 28. Oktober und 7. November, hatte sie aufgehört zu existiren. Die Verluste auf dem Rückzuge der französischen Armee aus Rußland, im Winter von 1812 auf 13, sind gar völlig beispiellos. Dagegen führte der General Moreau 1796 seinen übrigens oft über die Gebühr gepriesenen Rückzug zum Rheine ohne erheblichen Verlust aus. Ebenso die Alliirten 1813.

In solchen Verhältnissen also ist der ungeheure Abgang in den kriegführenden Heeren begründet, weniger in den Schlachten und Gefechten.

Begreiflicherweise ist nun freilich der Abgang nach dem Klima, der Witterung, der Jahreszeit, der Beschaffenheit, den Hülfsmitteln und der Kultur des Kriegstheaters und endlich nach der Hartnäckigkeit und dem Modus der Kriegführung überhaupt, der sich gewöhnlich in jedem Kriege eigenthümlich gestaltet, sehr verschieden. Aber man würde, erdrückt durch die Menge der zu nehmenden Rücksichten, gar nicht dahin gelangen, irgend eine Norm für den Ergänzungsmodus festzustellen, wenn

man aus mittleren Annahmen nicht Durchschnittszahlen zu finden bemüht seyn wollte — und diese sind denn auch, wenn freilich nur sehr allgemein, gefunden worden.

Vorausgesetzt ist bei Berechnung dieser Durchschnittszahlen Folgendes:

1) Eine Kriegsweise, wie sie in den Kriegen des 19ten Jahrhunderts Statt gefunden hat, d. h. nicht die Jahreszeit bedingt einen Stillstand in den Operationen, sondern nur die Nothwendigkeit und die Politik. Bei einem raschen Gange der Kriegsoperationen überhaupt ist aber angenommen, daß entweder beiderseitige Erschöpfung, oder die Erreichung irgend eines großen Terrainabschnitts, oder endlich politische Verhältnisse, im Laufe eines Jahres die Veranlassung werden, daß die Armeen c. 3 Monate im Jahr halten, wenigstens im Ganzen keine unmittelbaren Kriegsoperationen machen, nicht biwakiren und, sey es nun die Retablirung ihres Personals oder Materials, oder die Vollendung der Vorbereitungen zu einem neuen Abschnitte des Krieges, oder endlich das Resultat politischer Unterhandlungen, in Kantonnirungen abwarten. Nennt man nun den Krieg eines Jahres einen Feldzug, so ist derselbe hiernach zu 9 Monaten unmittelbarer Kriegsoperationen und zu 3 Monaten Ruhe, Retablissement oder anderweitiger Thätigkeit berechnet, mögen nun die 3 Monate einen fortlaufenden oder mehrere Abschnitte bilden.

2) Das Klima ist das gemäßigte des mittleren Europa's, das Wetter so, wie es durchschnittlich in diesem Erdstriche in den verschiedenen Jahreszeiten ist.

3) Der Verpflegungsmodus hat seine Basis im Requisitionssystem, die Magazin-Verpflegung ist aber so weit damit verbunden, als es die Nothwendigkeit und die ganze Anlage des Feldzuges erfordert; z. B. Magazine in den Festungen, auf den Operationsbasen, Etappenstraßen 2c.

4) Die Hülfsmittel und Wohnungsanlagen des Landes variiren im Laufe des Feldzuges zwischen gut und mittelmäßig, sind aber nur auf unbedeutende Strecken schlecht zu nennen. Man hat hierbei die Linie zwischen Dresden und Paris mit den angrenzenden Landstrichen vor Augen.

6) Der Krieg wird zwischen großen Kontinentalmächten mit sukzessiver Theilnahme ihrer ganzen waffenfähigen Mannschaft c. von 20 bis 32 Jahren, also mit großen Heeren geführt.

Unter diesen Voraussetzungen wird nun, mit Hinzuziehung der Erfahrungen der neueren Kriege, angenommen, daß im Laufe eines Feldzuges die Infanterie die Hälfte, die Kavallerie ein Viertel und die Artillerie ein Drittheil ihrer Kombattantenzahl einbüßt, von denen nur eine so geringe Zahl für den nächsten Feldzug wieder streitfähig wird, daß das Ersatzgeschäft, um bei seinen Berechnungen nicht aller sichern Grundlage zu entbehren und um möglichst den Bedürfnissen für alle Fälle zu genügen, diese nicht mit in Rechnung bringen darf. — Demnach wird nun näher auseinander zu setzen seyn, wie dieser Abgang im Laufe des Feldzuges stufenweise ersetzt werden muß.

§. 11. B. Nähere Rücksichten. Landes-Eintheilung.

Die richtige Art und Zeit der Einziehung, die rich-

tige Zeit der Absendung und der Ort der Ueberweisung der Leute — dies sind die drei Punkte, welche dem ganzen Geschäfte zur Richtschnur dienen müssen.

Was zuvörderst die Zeit und Art der Einziehung betrifft, so liegt dieser zunächst die Eintheilung des Landes Behufs der Rekrutirung zum Grunde. In den verschiedenen Armeen und zu verschiedenen Zeiten gab es bis jetzt sehr verschiedene Ansichten über diesen Punkt, welche alle mit ihrem pro et contra zu erörtern hier zu weit führen würde. Wir wollen nur die beiden Extreme berühren, welche hier zu vermeiden sind. Das eine fand früher namentlich in Preußen Statt, wo nämlich für die Rekrutirung an Inländern, welche die Armee erhielt, das Land in Bezirke bis in so kleine Abschnitte getheilt war, daß jede Kompagnie ihren eigenen Bezirk hatte, den man Kanton nannte und worüber der Kompagniechef die oft gemißbrauchte Aufsicht ausübte. Dies System kann sehr leicht zu großen Ungerechtigkeiten führen, weil die Verluste der Truppen im Kriege sehr oft so ungleich sind. Wird nun an einem unglücklichen Tage ein ganzes Bataillon, oder mehrere, niedergehauen, zersprengt u. s. w., während andere vielleicht gar nicht ins Feuer kommen, nicht biwakiren, oder vielleicht als Besatzung irgendwo hingelegt, den ganzen Feldzug ziemlich ruhig zubringen und nicht 10 Mann verlieren: so ist der Kanton, dessen sämmtliche Söhne untergegangen sind und der noch obendrein für den Ersatz sorgen soll, plötzlich entvölkert und dem tiefsten Jammer preisgegeben, während andere dagegen so gut wie nichts leisten. Auch erschwert diese Detail-Eintheilung die Auswahl der Leute nach ihren Qualitäten außerordentlich, namentlich würde die Kavallerie und Artillerie

eine Menge Subjekte nehmen müssen, welche sich gar nicht für sie eignen — und wollte man wieder diesen Waffen verhältnißmäßig mehrere Bezirke, worin auch die Infanterie rekrutirt, zur Auswahl anweisen, so würden, übrigens bei Festhaltung des Systems, vielfache Kollisionen nicht ausbleiben. Das andere Extrem ist, wenn man die Rekruten aus dem ganzen Lande zusammenzieht und dann waffen-, korpsweise u. s. w. sortirt und vertheilt. Auf den ersten Blick erscheint dies freilich als das Gerechteste, ist es aber, näher betrachtet, doch nur in kleinen Ländern, wie z. B. Mecklenburg, Nassau ꝛc. In großen Staaten würde nicht nur die Zusammenziehung aus weiten Fernen, die Anhäufung, Wiedervertheilung u. s. w. große Unbequemlichkeiten herbeiführen, sondern es würden auch viele nutzlose Märsche und Kontremärsche entstehen, die Einberufung würde im größten Theile des Landes unverhältnißmäßig früh geschehen müssen, die Kosten würden vermehrt, das Geschäft erschwert, die Verwaltung belastet und verwickelt, die Leute unnöthig strapazirt und, wenn Gefahr im Verzuge ist, leicht zu spät bei den Fahnen eintreffen. Endlich ist der Einwand nicht unwichtig, daß durch diese Gleichmacherei, die in jede Kompagnie Leute aus allen Landestheilen bringen müßte, alle Eigenthümlichkeiten und aller Wetteifer der verschiedenen Provinzen eines großen Landes niedergehalten würden. Wenn im Gegentheil Alles nur einerlei Ordnung und Gesetz unterworfen ist, halten wir es für einen Vortheil, wenn jeder seinen Bruder, nächsten Landsmann und Jugendfreund wenigstens in demselben Armeekorps wiederfindet.

Eine Eintheilung des Landes in Bezirke, Behufs der Ergänzung, muß also in einem großen Staate statt-

finden, und wir schlagen daher für unsere Ergänzungsmethode vor, das Land dergestalt in Bezirke einzutheilen, daß jeder Bezirk so ziemlich alle Arten Bewohner, welche das Land überhaupt hat, sowohl Städter als Landleute, Handwerker, Künstler, Gewerbtreibende u. s. w., in sich faßt, mit einer solchen Summe der Bevölkerung, daß daraus eine ansehnliche Abtheilung der Armee aus allen Waffengattungen, welche wir ein Armeekorps nennen wollen, im Frieden wie im Kriege ergänzt werden kann. Für den preußischen Staat würde dies z. B. neun Bezirke geben. Wo sehr große Städte vorkommen, muß, obigem Grundsatze entsprechend, eine Aenderung eintreten. Z. B. die Bevölkerung einer Stadt reichte hin, ein Armeekorps der Zahl nach ganz oder doch größtentheils zu rekrütiren, so würde, wenn die Stadt einen Bezirk für sich ausmachte, das betreffende Armeekorps fast lauter weichliche Stadtsöhne erhalten, und namentlich seine Kavallerie und Artillerie schlecht versorgen können. Es muß also der Stadt aus der umliegenden Landschaft noch so viel zu einem gemeinsamen Bezirke zugetheilt werden, daß wenigstens zwei, und bei dichter Bevölkerung wohl drei Armeekorps daraus versorgt werden können, damit für jede Waffengattung gehörige Auswahl sey. Eine andere Ausnahme muß stattfinden, wenn ein Staat Provinzen mit besonders ausgeprägter Nationalität besitzt, z. B. Oesterreich und Rußland. Hier erfordert ein richtiger Takt in Benutzung der Nationalkraft, daß ein Jeder in der Streitmacht des Staates den Platz erhält, wozu ihn seine Erziehung besonders qualifizirt, daß also z. B. der Tyroler vorzugsweise Schütze (leichter Infanterist), der Unger leichter Kavallerist, der Dalmatier Seemann, der Kosack ein leichter Lanzenreiter

bleibe, und daß die andern Provinzen dafür mehr zu andern Waffengattungen hergeben. Dies sind Abnormitäten, wodurch darum die allgemeinen Grundsätze nicht umgestoßen werden. — In den Bezirken nun garnisoniren die betreffenden Korps im Frieden und erhalten im Frieden wie im Kriege ihren Ersatz daraus.

Das Ersatzgeschäft selber wird nun näher zu beschreiben seyn.

§. 12. C. Personal, Depots, Geschäftsgang.

Für jedes Armeekorps leitet das Geschäft ein General, welcher im Bezirke zurückbleibt. Zur Unterstützung bei seiner Geschäftsführung erhält er zwei bis drei Offiziere, einen Intendanten nebst Gehülfen, einen Waffen-, einen Montirungs-Inspektor nebst Gehülfen und einen Arzt. Die Landesbehörden sind, in Angelegenheiten des Ersatzes, dem General untergeordnet und zu jeder Auskunft und Beihülfe verpflichtet. Auf die Ausschreibung des Generals müssen die Behörden an den bestimmten Sammelplätzen (2 bis 4, nach der Größe des Bezirks) die Rekruten stellen, der General mit seinen Gehülfen sortirt sie daselbst nach den Waffengattungen, und läßt sie sofort nach den verschiedenen Depots abgehen.

Diese Depots, Ergänzungsdepots, werden zugleich mit dem Abmarsche der Armee gebildet. Die Festungen werden sich gewöhnlich am besten dazu eignen, doch können auch andere geeignete Städte dazu bestimmt werden, wenigstens für Infanterie und Kavallerie. Jeder solcher Ort muß das nöthige Waffen-, Montirungsdepot und Lazareth haben. Für die nähere Organisation kann Folgendes als Norm dienen.

Jedes Infanterie-Regiment von 3 Bataillonen hat

sein Depot-Bataillon, dazu einen Stabsoffizier oder Kapitain als solchen, zwei Kompagniechefs und vier Lieutenants, nebst der verhältnißmäßigen Anzahl von Unteroffizieren. Jedes Kavallerie-Regiment hat seine Ersatz-Eskadron mit 2 bis 3 Offizieren und etlichen Unteroffizieren. Die Artillerie des Korps hat ihre Ersatz-Abtheilung. Diese wird in vom Kriegsschauplatze entlegenen Provinzen füglich mit der Festungs-Artillerie vereinigt werden können, also in der Regel in so viel Theile zerfallen, als Festungen sind. Für das Ganze ist ein Stabsoffizier, in jeder Festung ein Kapitain, nebst dem gehörigen Personal an Offizieren und Unteroffizieren. Jede Festung muß zwei vollständige Geschütz-Bespannungen haben, und für die Reitende Artillerie muß in einer Festung ein besonderer Stamm unter c. 2 Offizieren nebst Unteroffizieren und gleichfalls mit 2 bespannten Geschützen vorhanden seyn. Die Pioniere des Korps haben eine Ersatz-Kompagnie mit 1 bis 2 Offizieren und etlichen Unteroffizieren. Ueber das nichtfechtende Personal muß noch bemerkt werden, daß demselben im Ganzen noch so viel Offiziere und Unteroffiziere auf den Etappen zugerechnet werden müssen, daß der Transport der Rekruten zur Armee regelmäßig besorgt werden kann. Diese Zahl richtet sich also nach der Entfernung des Kriegstheaters, und es wird angenommen, daß, von den Depots aus, der Transport der Leute höchstens bis zur ersten Etappe besorgt wird, damit das exerzirende Personal seiner eigentlichen Bestimmung so wenig als möglich entzogen wird. Endlich ist es sehr wichtig, daß alle diese Offiziere und Unteroffiziere des innern Dienstes vollkommen robuste und thätige Leute sind.

Die Stärke, in welcher die Ersatztruppen zu erhal-

ten sind, richtet sich nun nach dem oben angegebenen wahrscheinlichen Abgang in der Armee. Danach erscheint es angemessen, die Ersatztruppen aus den noch nicht exerzirten Leuten, zum sechsten Theile der Stärke der mobilen Armee, beim Ausrücken dieser letzteren, aus allen Waffengattungen zu bilden. Nach drei Monaten schickt nun die Infanterie $\frac{1}{4}$ ab und behält demnach $\frac{1}{12}$ als Stamm zurück. Die Kavallerie ist nur zu ungefähr halb so viel Abgang berechnet, braucht demnach also auch erst nach der doppelten Zeit $\frac{1}{4}$ abzuschicken, kann also c. 6 Monate exerziren. Die Artillerie müßte nach diesem Verhältnisse drei Mal im Jahre Ersatz nachschicken, könnte demnach nur 4 Monate exerziren. Sie hat aber dagegen auch ursprünglich schon alte Leute in den Festungs-Kompagnien. Nimmt sie den ersten Ersatz aus diesen, so wird auch sie, wenigstens für die Dauer eines Feldzuges, 6 Monate exerziren können; jedenfalls muß dahin gestrebt werden [1]).

Bevor ein Ersatz abgeht, zieht der General wieder eben so viel Rekruten vom Lande ein, dergestalt, daß diese eben in den Depots eintreffen, wenn der letzte Ersatz abgeht; so daß das Exerziren also ununterbrochen fortgehen kann. So kann die Infanterie 4 Mal, die Kavallerie 2 Mal, die Artillerie 3 Mal im Jahre Ersatz erhalten, welches wir aber für das Minimum halten. Beim Abgange zur Armee müssen die Rekruten eine neue vollständige Ausrüstung an Montirungsstücken und 2 Paar Schuhe mit erhalten, da diese Gegenstände bei der mobilen Armee gewöhnlich mangeln. Dazu be-

1) Die in diesen Berechnungen vorkommenden Brüche beziehen sich immer auf die Stärke der mobilen Armee.

darf aber jede Ersatzabtheilung eines gut ausgerüsteten Montirungsdepots und gut besetzter Werkstätten an Schneidern und Schustern. Die Waffen, welche die Armee gebraucht, werden ihr gewöhnlich am passendsten unmittelbar von den Waffenfabriken und Waffendepots nachgeschickt und nur bei unglücklichen Rückzügen und Niederlagen pflegte hieran fühlbarer Mangel zu entstehen.

Für die Ersatz-Abtheilungen werden daher in der Regel nur so viel Waffen zu halten nöthig seyn, als sie zum Exerziren gebrauchen. Diese allgemeine Norm für das Ersatzgeschäft muß nun danach modifizirt werden, daß die Rekrutentransporte für ein Armeekorps nie zu gleicher Zeit abgehen, damit alle Anhäufungen vermieden werden und in dem Zwischenraume zwischen Armee und Depots stets Truppen unterweges und disponibel sind. Man wird sich daher bestreben, die Ersatzabtheilungen so früh zu formiren, daß, wenigstens für die Infanterie, die Hälfte eines dreimonatlichen Ersatzes 6 Wochen nach dem Abmarsche der Armee aufbrechen kann, u. s. f. in diesem Verhältnisse. Beim Transporte ist es wünschenswerth, auf c. 200 Mann einen Offizier und auf 100 Mann c. 4 Unteroffiziere als Minimum rechnen zu können.

Ein National der Leute und ein Zeugniß, welches sich kurz über den Grad ihrer Ausbildung und ihre Führung überhaupt ausspricht und von dem Offizier, welcher ihren Unterricht geleitet hat, ausgestellt ist, wird mitgegeben. Zur Armee führen Etappenstraßen. Auf jeder Etappe ist ein Kommandant mit so vielem Personal, als zum Rekrutentransporte und zur Verwaltung der etwanigen Magazine, Lazarethe und sonstigen Militair-Etablissements der Etappe nothwendig ist. Bei der

Organisirung dieses Personals ist im Auge zu behalten, daß stets die möglichst kleinste Zahl an Offizieren und Unteroffizieren unterweges ist und jede Abtheilung derselben nach ihrer Rückkehr von einem Transporte einige Tage Ruhe hat. Lazarethe aber und Magazine werden auf den Etappen Bedürfnisse seyn, worauf in Zeiten Bedacht zu nehmen ist, die Magazine namentlich, weil der fortwährenden Durchmärsche wegen, die Verpflegung durch die Wirthe bald Schwierigkeiten finden könnte.

Das Armeekorps muß unterdessen seine Depots so viel als möglich in Kenntniß erhalten, wohin es seinen Ersatz verlangt, die Ersatz-Abtheilungen richten danach ihre Absendungen ein und berichten, so wie ein Transport abgeht. Wird diese Ordnung durch schnelle Bewegungen oder Veränderungen der Armee unausführbar, so werden die nächsten Etappen-Kommandanten wenigstens in Kenntniß zu setzen seyn, damit die ankommenden Transporte richtig und ohne Säumen dirigirt werden. An den bestimmten Plätzen werden endlich die Rekruten durch einen Offizier per Regiment in Empfang genommen und der fechtenden Armee einverleibt.

Von großer Wichtigkeit ist es nun, daß dies ganze Geschäft, einmal nach dem muthmaßlichen Bedürfniß, nach der Entfernung und nach allen sonstigen Umständen geordnet, niemals aus dem Geleise gebracht werde, wenn vielleicht auch eine Periode eintreten sollte, wo man für den Augenblick eine Aenderung wünschen möchte; denn dies giebt gar zu leicht zu einer Verrückung in den Aushebungsmaaßregeln, den Uebungen, der Etappenordnung, Verpflegung ꝛc. Veranlassung, eine Konfusion in irgend einer der zusammenhängenden Maaßregeln pflanzt sich weiter und weiter fort, und das ganze Ersatzgeschäft ge-

[illegible] in [illegible]. Sollte man also die Ersatzmann-schaft, deren Einstellung an der Reihe ist, auch einmal nicht ganz zur Kompletirung des Etats brauchen, so ist es nur besser, die Truppen übervoll zu machen, als die Ergänzungsanordnungen zu stören, und ginge dies, unter besonderen Verhältnissen, so fort, so wäre zu rathen, lieber neue Regimenter zu errichten.

(Schluß folgt.)

III.

Die Erstürmung von Piacenza am 15. November 1447.

Da wo sich am rechten Ufer des Po — der von den Alpen her seine reichen Wassermassen dem Adriatischen Meere zuführt — zwischen Pavia und Cremona eine weite Ebene ausbreitet, von der Trebbia und der Nura begrenzt, liegt das alte Piacenza, 500 Schritt vom Po, zwar kleiner als Mailand, doch größer als die meisten lombardischen Städte [1]). Von starken Mauern mit alten Thürmen und doppelten Gräben umschlossen, hatten die Venezianer ihre Befestigung noch durch mehrere Raveline und Streichwehren verstärkt und eine Besatzung von mehr als 4000 Mann — darunter 2000 Reiter — unter dem kriegserfahrnen Taddeo von Este hineingelegt. Außer diesen fanden sich 6000 wehrhafte Bürger in der Stadt, voll bitterm Haß gegen ihre alten Oberherren und Feinde, die Mailänder, und fest

1) Sie hat jetzt nur noch etwa 15000—17000 Einwohner, und ist wegen der Schlacht vom 16. Juni 1746 bekannt.

Das Lager war folgendergestalt angeordnet: das Fußvolk lag gegen Morgen vor dem Thore San Lazaro, wo sich die Unterstadt mit vielen Gebäuden befand. 1500 Schritt davon hatte die Reiterei ihre Zelte, weit genug von den Gräben, um nicht dem ersten Anfalle des Feindes ausgesetzt zu seyn, und Zeit genug zum Aufsitzen und Formiren zu haben. Carlo Gonzaga mit seinen Leuten lag weiter gegen Norden, vor dem Thore Fosusta (Fons Augusti); er hatte einige von Sforza's Reiter-Geschwader bei sich; Picinino und Faenzano war die Mittagsseite, vor dem Raimondi-Thore, dem Verme mit seinen Söldnern aber gegen Abend sein Posten angewiesen. Die Gräben und Wasserleitungen, welche die einzelnen Läger von einander trennten, wurden zugeschüttet, alle Wege nach der Stadt durch Gräben abgeschnitten und Verschanzungen vorgelegt, um die Ausfälle der Besatzung zu hindern, den Belagerern aber überall Bequemlichkeit zur wechselseitigen Unterstützung zu verschaffen. Zugleich wurden zur Sicherheit gegen die feindlichen Angriffe rings um die Mauern Wachten und Posten aufgestellt. Zwar fielen noch an demselben Tage — während die Soldaten mit Zubereitung ihrer Stellungen beschäftigt waren — die Feinde durch drei Thore auf einmal heraus, sie wurden aber überall zurückgewiesen und bis unter die Mauern verfolgt. Einige von beiden Seiten wurden getödtet, viele verwundet, doch nur wenige gefangen.

Michael Attendolo hatte mit seinem Heere Nichts zum Besten der Stadt ausrichten können; es blieben ihm jetzt nur zwei Wege offen, sie vielleicht zu befreien. Der eine war, die Flotte, welche in Venedig ausgerüstet ward, so schleunig als möglich den Po herauf zu schicken; dem

war

war aber der abwärts fließende Strom entgegen und die Brücke zu Cremona, die nicht so leicht und schnell durchbrochen werden konnte, als es die Umstände erforderten. Der zweite Weg schien leichter und für Piacenza noch vortheilhafter zu seyn: durch eine Diversion in die Gegend von Pavia und Mailand den Grafen Franzesco zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen, um den bedrängten Orten beizustehen. Diesen letzteren Weg schlug das Venetianische Heer ein, und in der That, Michael hatte sich nicht getäuscht, Franzesco ward von den Mailändern täglich durch Briefe und Boten aufgefordert, nach Lodi zurückzukommen; er verlangte deswegen von ihnen dringend die Herbeischaffung des nöthigen Holzes, um die angefangene Brücke über den hier sehr breiten Po zu beendigen, die fast ungeheure Mittel und sechs Tage Zeit zu ihrem Bau erforderte. So in die Augen fallend aber der Nutzen dieser Brücke während der Belagerung von Piacenza sowohl, als überhaupt während des Krieges zwischen Mailand und Venedig war, konnten die Mailänder sich doch lange nicht entschließen, das Geld dazu herzugeben, einmal, weil sie überhaupt die Nothwendigkeit davon nicht einsehen wollten, und dann, weil sie behaupteten, sie könne wohl unter drei Monaten nicht fertig werden, wo man ihrer dann nicht mehr bedürfe. Alle Vorstellungen und Bitten des Grafen blieben fruchtlos, denn die unwissenden Volksregenten erkannten in ihrem thörigten Sinne nicht, was Noth war, und machten selbst dem klügsten und umsichtigsten Heerführer durch ihre Handlungsweise mehr Mühe und Sorge, als alle Fortschritte des Feindes. — Carlo Campobasso und dem Grafen Dulzio von Anguillare gelang es endlich, bei dem Senate durch-

zubringen und mit der unbedingten Genehmigung der Unternehmung Sforza's zum Beistand Mailands auch die erforderlichen Mittel zum Brückenbau zu erlangen, der auch durch die rastlose Thätigkeit des Grafen in der gesetzten Frist beendigt ward.

Er hatte seines Endzweckes nicht verfehlt, denn Michael zog sich zurück, da es ihm nicht möglich ward, in der Nacht auf durch den Wald herangefahrnen Kähnen eine Verstärkung nach Piacenza zu bringen, weil der Po überall zu genau bewacht war. Jetzt wandte Franzesco sein ganzes Bestreben auf die Eroberung der Stadt, zu welchem Ende er zwischen dem Lazarus- und Raymundi-Thore, als Brechbatterie, drei große Feuerbüchsen aufstellte und ihnen eine starke Bedeckung zugab.

Zu gleicher Zeit ließ er Laufgräben und bedeckte Sappen gegen den doppelten Stadtgraben vortreiben, und zwei hohe Kavaliere von Holz gegen die Mauern aufführen. Die Belagerten dagegen richteten unausgesetzt ihre Geschosse jeder Art gegen die Annäherungsarbeiten, und suchten besonders die beiden Kavaliere durch die großen steinernen Kugeln ihrer Geschütze niederzuschießen, was ihnen auch sehr bald gelang. Sie führten gleichzeitig zu besserem Widerstande gegen das feindliche Geschütz hinter der Mauer einen Wall aus Holz, Faschinen und Erde auf, ihrer dreifachen Dicke gleich, denn Taddeo, den seine Jahre und sein starker Körper untauglich zum Feldkriege machten, stand mit desto größerer Erfahrung und Umsicht der Vertheidigung vor. Weil die Kontreskarpe nicht sehr steil in den Graben herablief, wurden zur Vertheidigung des letztern durch Ausfälle, unterirdische Ausgänge in den Mauern angebracht; zugleich ward ein dritter Graben einige Schritt hinter dem Mauerbruche

ausgehoben, und letzterer dadurch abgeschnitten. Die beiden zerstörten Kavaliere jedoch ließ Graf Franzesco unverzüglich aus Erde, Rasen und Flechtwerk wieder herstellen.

Weil gleich zu Anfange der Belagerung ein Bauer in schlechten Kleidern und mit großem Bart, aber von verschmitztem Ansehen, der sich in die Stadt schleichen wollte, auf dem Rande des Grabens gefangen zu Franzesco gebracht worden war, gestand derselbe, mit Briefen von Michael Attendolo an Taddeo von Este und Gerardo Dandolo geschickt zu seyn, und sollte deshalb aufgehangen werden. Unter tausend Thränen bat er um sein Leben, und versprach, würde es ihm geschenkt, fernerhin alle ihm anvertrauten Briefe dem Grafen zu bringen, alle Befehle und Aufträge desselben pünktlich auszuführen. Franzesco ließ ihn daher — die Vortheile solches Versprechens erkennend — in Freiheit setzen, beschenkte ihn und versprach ihm reichen Lohn, wenn er sich treu und brauchbar erweisen würde. Die Briefe waren mit unbekannten Zeichen und mit Worten von ganz anderer fremder Bedeutung (in Chiffern) geschrieben, und nur mit Mühe konnte der Sinn herausgebracht werden, daß die Venetianer in größter Eile die Po-Flotte zum Entsatz ausrüsten ließen und mit dem ganzen Heere auf Cremona gehen würden, um das einzige Hinderniß, die dasige Brücke zu zerstören.

Nachdem der Bote die ihm zurückgegebenen Briefe in die Stadt gebracht, kehrte er am dritten Tage mit den Antworten zurück, aus denen man den noch guten Muth der Belagerten ersahe, denn sie versprachen auszuharren, bis sie durch die Flotte entsetzt würden. Albert Scotto drang in einem besondern Briefe auf einen

Einfall mit dem ganzen Heere in das Mailändische, weil die Mailänder unmöglich mit Gleichmuth die Zerstörung ihrer Landhäuser und Besitzungen ertragen, sich gleichsam selbst wie belagert ansehen könnten, während ihre eigenen Truppen Piacenza belagerten. Dieser und ähnliche Briefe wurden zurückbehalten, die übrigen aber an den Oberfeldherrn Michael gesendet. Auf solche Weise erfuhr Franzesco während der Belagerung alle Unternehmungen der Venetianer inner- und außerhalb der Stadt vor ihrer Ausführung; denn er pflegte zu sagen: „im Kriege, wo jedem Irrthum oder Fehler gewöhnlich die Strafe auf dem Fuße folgt, sey Nichts nützlicher, vortheilhafter, ja nothwendiger, als die Absichten und Anschläge des Feindes zu kennen."

Als ihm daher auf diesem Wege bekannt ward, Michael sey von Colombano über Paterno nach Melzo marschirt, und nach Einnahme dieser Stadt auf Trivigilo, Caravaggie und Crema gezogen, um sich von da nach Cremona zu wenden, schickte er sogleich den Menno Barile und Giacomazio, zwei alte versuchte Reiter-Obersten, treu und verständig, mit einem Detaschement dahin, er selbst folgte auf einem Fahrzeuge und fand bei seiner Ankunft den Feind schon in der Nähe. Er besetzte deshalb unverzüglich den verschanzten Zugang zur Brücke mit Infanterie, und ein nahe an derselben liegendes Schiff mit einer hinreichenden Anzahl Schützen, die den sich zwischen der Stadt und dem Flusse nähernden Feind mit einem Kugelregen empfingen, und ihm so viel Leute verwundeten, daß er sich nach einem leichten Scharmützel der Schützen und einiger Reiter zurückzog. Michael war nicht wenig befremdet, Graf Franzesco'n hier zu finden, den er an seinem hohen schwarzen

Helmbusch und Waffenrock, nicht minder an seiner starken Stimme erkannte. Ueberzeugt, nun nichts ausrichten zu können, wandte er sich wieder nach Crema, woher er gekommen war.

Schon dreißig Tage und Nächte war nun Piacenza beschossen und die Mauer in einer bedeutenden Strecke geöffnet worden, als zwei hohe Thürme zertrümmert in den Graben stürzten. Der höhere, ursprünglich zur Vertheidigung des Cornelius-Thores bestimmt, schien einen Zugang zu dem von Taddeo aufgeführten Abschnitte zu gewähren, von dem man leicht würde in die Stadt herabsteigen können. Graf Franzesco sprach deshalb zu dem versammelten Kriegsrath: „Wir dürfen nicht länger anstehen, unser Glück durch einen Sturm zu versuchen. Der rauhe Winter ist da; der Soldat kann es nicht länger im Lager aushalten, und was durch das Geschütz und durch Arbeiten erreicht werden konnte, ist geschehen.“ — Es ward demnach für den folgenden Tag (16. Dezember 1447) der Sturm in drei Kolonnen bestimmt, um die Kräfte der Vertheidiger zu theilen. Carlo Gonzaga bekam den Befehl über die Flotte, die ausgerüstet und mit Soldaten besetzt ward, der man zu ihrer Unterstützung einen Theil der abgesessenen Reiterei zutheilte. Da der Po und die Trebbia, durch den starken Regen angeschwollen, Alles überschwemmt hatten und in die Stadtgräben flossen, sollten die Fahrzeuge sich dicht an die Mauern legen, die sie mit ihren Mastkörben an einigen Orten überhöheten, um die Thürme und höhern Katzen zu erobern und zu besetzen.

Die zweite Kolonne aus Manfredi's und Verme's Truppen sollte die Mauern neben dem Raymondis-Thore angreifen, um die Vertheidiger von der Stelle

des Wallbruches abzuziehen, wo die dritte Kolonne aus Sforza's und Braccio's alten versuchten Soldaten alle Kräfte aufbieten sollte, um unter jeder Bedingung einzudringen und sich der Stadt zu bemeistern.

In der Nacht vorher hatte jeder Krieger sich zum morgenden Kampfe bereitet, seine Rüstung und Waffen in Stand gesetzt; die aus dem Lager Abwesenden waren herbei gekommen, und viele aus den benachbarten Orten hatten sich ihnen beigesellt, aus Hoffnung der Beute, oder ihren Freunden und Bekannten beizustehen. Mit dem ersten Tagesschimmer schiffte sich Gonzaga mit seinen Leuten ein, legte sich mit den Schiffen an die Mauern und begann mit Trompetenschall und Kriegsgeschrei das Gefecht. Hier wurden Leitern angelegt und von den Soldaten bestiegen; dort, wo die Mauern weniger hoch waren, wurden Sturmbrücken aus den Schiffen geschoben, während man durch Armbrust- und Hakenschüsse die Vertheidiger von den Mauern zu treiben suchte.

Doch war die Gegenwehr standhaft; die Angreifer wurden oft zurückgetrieben, keiner vermochte auf der Mauer Stand zu halten.

Manfredi und Vermé, ohne sich in einen wirklichen Kampf einzulassen, griffen bald hier bald da an, den Feind irre zu machen. Und nicht vergebens war ihr Bemühen. Der mehrseitige Angriff brachte die ganze Stadt in Aufruhr. Jeder war in Angst, denn seit dem Beginn der Belagerung war noch kein Sturm versucht worden. Die schon vorher zur Bewachung und Vertheidigung eingetheilten waffenfähigen Bürger wurden bei Lebensstrafe auf die Mauer gefordert, Taddeo, Gerardo und Antonio eilten mit allen Soldaten zu Pferde und zu Fuß zur Vertheidigung nach dem Mauerbruch,

hinter dem sich alle Reiter aufstellten, mit dem Befehl, keinen hinweggehen zu lassen, so lange der Feind an der Mauer und in Waffen sey.

Aus demselben Grunde hatte Franzesco alle durch Alter oder Leibesstärke zum Fußdienst untaugliche Reiter zu Pferde ausrücken lassen, die kräftigern hingegen hatten mit den übrigen Soldaten Sforza's zwei Regimenter formirt, von denen jeder Soldat der vordern Glieder in der rechten Hand den Spieß, in der linken aber eine Faschine trug, um die neu gemachten Abschnittsgraben auszufüllen. Die Haken- und Armbrustschützen waren theils auf den Kavalieren und auf dem Walle zwischen den beiden alten Stadtgräben, theils am Rande des innern Grabens hinter Blendungen aus Holz und Erde vertheilt, um den Feind von da aus zu beschießen.

Nun rückten die Soldaten unter dem Klange der Trompeten und lautem Hurrah! zum Angriff; doch nur wenigen gelang es, durch den Hagel von Steinen, und von Töpfen oder Körben mit ungelöschtem Kalk und Asche, unter Strömen auf sie herabgegossenen siedenden Wassers, ihre Faschinen bis an den innern Graben zu bringen. Sie hatten genug zu thun, mit beiden Händen sich gegen die Schüsse von dem Walle zu decken, daher häuften sich die Krieger am Graben, den nur wenige zu überschreiten wagten, während von beiden Seiten heftig und erbittert mit Geschossen jeder Art gekämpft ward. Viele wurden verwundet, nicht wenige getödtet, denn die Sforzianer hatten nur einen schmalen, gefährlichen Weg, auf den Wall zu kommen, auf dem kaum zwei neben einander hinüber gehen konnten. Es fand sich nämlich hier am Ende des Grabens, der die Stürmenden aufhielt, eine Brücke aus fünf neben einander gelegten

Balken, von dem Winkel der noch stehenden Mauer des Thurmes am Cornelius-Thore nach dem Walle; es war jedoch keinesweges eine Brücke, sondern eine von Taddeo angeordnete Blendung für die Arbeiter im Graben, zum Schutz gegen die auf sie geworfenen Steine. Als nun die Stürmenden sich dieser Blendung bemeisterten und über sie nach dem Walle hinauf stiegen, soll Alberto gesagt haben: „Gestern haben wir selbst diese Brücke für den Feind gebauet und ihm den Zugang in die Stadt bereitet.“ Taddeo sahe jetzt den großen Fehler ein, daß er in der vorhergehenden Nacht die Blendung abzubrechen unterlassen, sogleich besetzte er daher diesen Ort mit den entschlossensten und kräftigsten Soldaten, unter der Anführung des Dalmatiers Georgio, eines ausgezeichneten tapfern Offiziers. Als nun einige der kühnsten Soldaten Sforza's fechtend den Wall erstiegen, wurden sie von den hinter dem Mauerwinkel stehenden Feinden im Rücken und zugleich von vorn angegriffen, so daß sie — weil ihnen die Andern nicht nachfolgten — zurück weichen mußten. Graf Franzesco, der in voller Rüstung auf seinem Streitrosse am äußern Graben hin und her ritt, die Soldaten ins Gefecht zu senden, die Armbrustschützen und Artilleristen zu ermuntern und anzuweisen, gewahrte den nachtheiligen Kampf und hieß einen geschickten Büchsenmeister, Antonio von Turin, sein Geschütz sorgfältig gegen den so gut vertheidigten Mauerwinkel richten, um die dort gedeckt stehenden Feinde zu vertreiben. Zugleich ließ er den dort stehenden Soldaten befehlen, ein wenig zurückzuweichen und sich niederzubücken. Ungesäumt nimmt Antonio die befohlne Richtung, mit donnerähnlichem Krachen entladet sich die Karthaune, und die große Steinkugel fährt so

dicht über die Köpfe der Soldaten dahin, daß sie die Helmbüsche derselben berührt. Furchtbar war die Wirkung des Schusses; die schützende Mauer stürzte ein, Georgio's Körper ward stückweise umhergeschleudert, viele Andere waren getödtet oder schwer verletzt. Laut erschallte das Freudengeschrei der Stürmenden, die keck den Wall erstiegen, der ihnen jetzt einen sichern Stand gewährte, und wo von beiden Seiten nur mit Spieß und Schwert gefochten ward.

Nicht weit von dieser Stelle war neuerlich dicht an dem Erdboden ein Schießloch durchgebrochen worden, in welches Gerardo eine kleine Feldschlange bringen ließ, um die jenseits am Graben stehenden Feinde zu beschießen, und die er jetzt besonders auf den Grafen Sforza richten hieß, der hier die Seinen vorwärts gegen den Feind auf der Mauer trieb, um die Stadt zu gewinnen. Da schlug plötzlich eine Kugel aus jenem Geschütze hinter seinem rechten Fuße in das Pferd und warf es mit ihm zu Boden. Erschrocken und mit Thränen im Auge umstehen ihn seine Diener und Soldaten, ihn im ersten Momente getödtet oder auf den Tod verwundet glaubend. Schon fangen die Stürmenden an, zurückzuweichen, als er, unter seinem todten Pferde unbeschädigt hervorgezogen, sogleich ein anderes Pferd besteigt und mit lauter Stimme den Soldaten befiehlt, den Kampf zu erneuern, mit strengem Tadel einige bei ihren Namen rufend, die er an ihren Helmbüschen erkannte. Mit neuem Muthe setzen die Soldaten wieder an den Feind, der, ohne zu weichen, tapfere Gegenwehr leistet, obgleich die durch Kugeln nnd Bolzen Gefallenen seine Zahl verringern und nur langsam ersetzt werden können. An ihrer Spitze stand Alexander Sicco, ein Mann

von ungewöhnlicher Größe und Leibesstärke; gegen diesen rannte ein junger Krieger, Vicino aus Toscana, an, der einen Morgenstern mit dreifacher Kette und dreien eisernen Kugeln daran, in der Hand führte, womit er jenem ins Gesicht schlug, daß er zu Boden fiel und den ihm zunächst Stehenden mit umriß. Auch der zweite, neben ihm Stehende fiel, durch das Auge gestochen, so daß Sforza's Krieger, nun über sie hinweg stürmend, endlich die Feinde vom Walle trieben, denn immer mehre folgten den ersten, von Beutelust getrieben, und breiteten sich auf dem Gange hinter der Mauer aus; aber Keiner war kühnmuthig genug, der Erste hinabzuspringen, weil auf dem ziemlich großen freien Platze zwischen der Mauer und den Gebäuden die feindliche Reiterei aufmarschirt stand. Alle riefen deshalb wiederholt von der Mauer herab: „Pferde, Pferde!“ Franzesco, der hier noch Gefahr sah, ließ den Soldaten befehlen, die Mauern und Thürme auf beiden Seiten einzunehmen und zu besetzen und alsdann das St. Lazarus-Thor zu öffnen, nach welchem er mit der alten Reiterei hinjagte.

Die auf den Mauern vertheilten Bürger hatten dieselben meist verlassen und waren nach ihren Wohnungen geeilt, weil die Aermsten sich dort sicherer glaubten, oder weil sie dort ihr und der Ihrigen Wohl besser wahrnehmen zu können meinten. Taddeo, dies sehend, hielt nun die Stadt für verloren und einigte sich mit Gerardo und Alberto dahin, daß sie sich in das Schloß ziehen wollten; sie marschirten daher mit den in Schlachtordnung aufgestellten Haufen nach der Unterstadt, auf der entgegengesetzten Seite der Stadt. Als die noch auf den Mauern stehenden Soldaten dies sahen, verließen

sie ihre Posten ebenfalls; viele warfen Rüstung und Waffen von sich, um leichter zum Fliehen zu seyn. So war die Stadt um die zwei und zwanzigste Tagesstunde erobert, und bald darauf zerstreuten sich die Sieger durch die Straßen, um zu plündern.

Ohne Schonung oder Mitleid ward jetzt Alles genommen, umher gestreut, zertrümmert und verwüstet; das Geringere zwar entführt, dann aber wieder weggeworfen; die Kirchen würden ihrer kostbaren Kreuze, Monstranzen, Kelche und Reliquienkästen, die Paläste ihres besten Hausgeräthes beraubt; göttliche und menschliche Gesetze wurden mit Füßen getreten, Priester verspottet, Frauen und Jungfrauen, Wittwen und Nonnen entehrt, ja, oft um den Besitz der einen oder der andern gewürfelt.

Graf Franzesco, am Lazarus-Thore durch den Widerstand der Wache etwas aufgehalten, ließ endlich die Schlösser aufschlagen und öffnen, während die übrige Reiterei durch ein anderes Thor herein kam. Im Fortreiten nach der Burg, wohin Taddeo gezogen seyn sollte, hörte und sah der Graf den Unfug, den Lärmen der Plünderer und der Geplünderten, die mit Geschrei und Thränen um Erbarmen flehten. Mit Bedauern des Schicksals der alten, schönen Stadt, schickte er sogleich Mehrere seines Gefolges ab, um die Kirchen und Klöster, besonders die Nonnenklöster, in die noch viele andere Frauen und Mädchen sich geflüchtet hatten, zu schützen. In der Burg angelangt, die sich ohne Gegenwehr ergab, ließ er die feindlichen Befehlshaber in der Unterstadt durch einen Trompeter auffordern. Taddeo versprach, weil der Abend schon angebrochen war, sich am folgenden Morgen zu seinem Befehle zu stellen, was

auch ohne fernere Weigerung erfolgte. Es wurden dabei ungefähr 1000 Reiter und 800 Söldner zu Fuß gefangen. Gerardo und Alberto waren in der Nacht zu Fuß entflohen; Jener ward, nach einigen Tagen Umherirrens, bei Fiorenzuola aufgegriffen; Alberto hingegen, ein besserer Fußgänger, entkam nach zwei Tagen nach Reggio.

Spät am Abende kam zuletzt noch Gonzaga in die Stadt, als Alles schon genommen und vertheilt war. Um seine Untergebenen zu befriedigen, wurden ihm auf sein, dem Kriegsgebrauche nicht zuwiderlaufendes Begehren, 500 Bürger zugestanden, die in einem festen Thurme noch gefangen worden waren. Um jedoch keinen Neid zu erregen, wurden nachher alle Bürger den übrigen Soldaten als Gefangene zu eigen gegeben. Welche Ausbrüche von wüthender Habsucht und Uebermüth aber die folgende Nacht mit ihrem Schleier deckte, geht über alle Beschreibung. Ueber den Besitz des Geplünderten entzweit, verwundeten oder tödteten die trunkenen Soldaten einander. Grausames und Schändliches ward nicht blos gegen die Ueberwundenen, sondern selbst gegen die Sieger verübt, und jedes Gelüste, jeder Frevel lasterhafter Menschen fand ohne Scheu seine Ausführung. Die der Beute entbehrten, fielen die schon von Andern eingenommenen Häuser mit Feuer und Schwert an, und behandelten die Einwohner noch härter, als die Vorhergekommenen gethan; Einige nahmen Andern mit dem geplünderten Gute zugleich das Leben.

Mit tiefem Kummer und Verdruß erfuhr Graf Franzesco am folgenden Morgen die Unbilden der Nacht. Er verschärfte deshalb die schon gestern gegebenen Befehle wegen Schonung der geheiligten Orte und

Klöster; befahl, — um vorzüglich das bedauernswerthe Schicksal der Frauen zu mildern, — sie bei Lebensstrafe unverzüglich ihren Männern oder Eltern, wenn diese gefunden würden, oder ihren vorigen Wirthen zurück zu geben. Diejenigen, welche er bei dem Durchreiten der Stadt als Verbrecher gegen die Kriegsgesetze fand, ließ er sogleich aufhängen. Die zwischen den Soldaten über die Beute entstandenen Zwistigkeiten und Händel schlichtete er durch seine bloße Gegenwart und sein Wort.

Zu Untersuchung und Entscheidung der stündlich sich erneuernden Streitigkeiten ernannte er einige im Kriegswesen erfahrene Männer von Ansehen. Unter diesen auch Taddeo, der durch seine Treue, Rechtlichkeit und Geduld, womit er seinen Auftrag erfüllte, allgemeines Lob erwarb. Franzesco behandelte ihn, sowohl wegen früherer Verbindungen, als wegen ihrer spätern Freundschaft, mit großer Güte, und schickte ihn nach einmonatlicher Kriegsgefangenschaft, mit Pferden und Waffen beschenkt, zurück. Auch die Besatzung, die das Ihrige bei der Plünderung verloren hatte, ließ er frei nach Lodi abziehen.

Wegen der Eroberung von Piacenza ward in Mailand ein dreitägiges Dankfest angestellt. Das Heer blieb noch 40 Tage hier, und ward alsdann über den Po in die Winterquartiere verlegt. Franzesco ging mit zwei Schwadronen Reitern nach Cremona.

IV.

Geschichte
der
regulairen Korps in Griechenland
von der ersten Bildung derselben im Jahre 1821 bis
zum Jahre 1832.

Von
Christos Byzantios,
Offizier der Linie und Ritter des Erlöserordens.

(Aus dem Griechischen.)

(Schluß.)

Neuntes Kapitel.

Unerträgliche Leiden der Belagerten. — Befehl des General-Lieutenants Church. — Kapitulation. — Abzug des Bataillons nach Salamin und von da nach Methana.

Daß die Dinge im Pirääus einen schlimmen Ausgang haben würden, sah Fabvier voraus, indem er oft sagte, wenn sie zu Lande nicht an die drei Thürme vordringen könnten, durch einen Stall abgehalten, wie sollten sie dem Feinde eine Schlacht liefern und ihn, aus seinen Verschanzungen vertreibend, zur Aufhebung der Belagerung zwingen. Dasselbe hatte Karaiskaki gewußt, und

war daher nie der Meinung, im Piräus Posten zu fassen. Aber die unaufhörlichen Bitten der Belagerten, mit Ausnahme der regulären Truppe, denn ihr Chef theilte die Ansicht jener nicht, nöthigten diesen würdigen General, seinen Plan auf dem Festlande aufzugeben, wo er dem Feinde die Kommunikation abschneiden wollte. Solchen Ausgang haben Unternehmungen, die ein Anführer gegen seine Ueberzeugung, von des Krieges unkundigen Personen gezwungen, ausführen muß.

Der Zustand der Akropolis verschlimmerte während der erzählten Ereignisse sich täglich. Selbst die Lastthiere gingen aus, mit welchen sich die Besatzung nährte; das Wasser verminderte sich so sehr, daß anstatt 400 Drammen (ein rheinisches Maaß) nur noch 300 gereicht wurden; die Backöfen wurden nicht mehr geheizt aus Mangel an Brennstoff; die Mühlen standen still, da keine Thiere mehr da waren, sie zu treiben. Der Soldat war genöthigt, sein Korn mit der Hand zu mahlen, und die Hälfte seiner Portion Wasser zum Teige verwendend, mußte er sich mit der andern Hälfte zur Löschung seines Durstes begnügen. Da Salben und alle andern Mittel der Chirurgie fehlten, wurden nur sehr wenige der Verwundeten geheilt. Ueberdies fand sich kein Verbandzeug vor, und dieser Mangel war besonders für die regulären Soldaten empfindlich, die weder Hemde noch ähnliche Kleidungsstücke besaßen, während die andern, wenn sie nicht Leinwand hatten, doch ihre Hemden, ihre Fustanellen oder weite Pluder-Hosen benutzen konnten.

Oberst Fabvier, stets seinen Abzug aus der Akropolis im Sinne, ließ nicht ab, dazu aufzufordern. An der herrschenden Seuche erkrankt, war er nach seiner Herstellung kaum im Stande, sich wieder auf den Bei-

nen zu halten, als er seine Vorschläge erneute, mit dem Versprechen; Großes zum Entsatze beizutragen. Aber immer stellten sich ihm Hindernisse in den Weg. Oft noch ward der Ausfall berathen, aber nie beschlossen, da Munition und alles Nöthige zur Heilung der Verwundeten fehlte.

Da aus vielen Gründen der Abgang Fabvier's nicht ins Werk gesetzt werden konnte, ward beschlossen, vier Männer zu entsenden, um die Regierung von den Entbehrungen der Besatzung und dem bevorstehenden Falle der Akropolis in Kenntniß zu setzen. Diese, worunter der Oberlieutenant Karatzas [1]), verließen in der Nacht des 11. April die Zitadelle, und erreichten, nachdem sie mit großer Gefahr die feindlichen Verschanzungen überstiegen, das hellenische Lager, wo sie den Zustand der Veste berichteten.

So lange Karaiskaki lebte, machte die Hoffnung, der Feind werde zur Aufhebung der Belagerung gezwungen werden, Alles erträglich. Als aber dieser würdige Feldherr auf der Ebene des Piräus Lorbeern zu erringen aufhörte, und die übrigen Waffenchefs an der Kallirrhoe die Niederlage erlitten, empfanden die Belagerten die ganze Schwere ihrer Leiden. Immer größer wurde der Mangel. Das, wenn auch zu übertriebenem Preise, bisher noch zu kaufende Korn ging völlig aus; verschimmelte Gerste war die einzige Nahrung der taktischen Truppe, und sogar das Holz fehlte, um Brod zu backen. Die Portion Wasser verminderte sich von 300 Drammen, und oft ward sie, statt nach 24 Stunden, erst

1) Jetzt Major der Infanterie.

erst nach 36 verabreicht, wenn der Brunnen sich wieder gefüllt hatte. Der Feind dagegen, nachdem er die Griechen hier vertrieben, setzte die Belagerung mit neuer Lebhaftigkeit fort. Gegen zweihundert Bomben, die er täglich warf, und eben so viel Kanonenkugeln, richteten Verwüstung an.

Fabvier, der dies Alles sah, hatte Mitleid mit seinen Soldaten. Als er eines Tages bei den Propyläen stand, tödtete eine zerspringende Bombe vier Soldaten, deren einem beide Füße hinweggerissen wurden. Der Unglückliche rief Fabvier zu Hülfe, der das Haupt abwandte und bitterlich weinte. Aber was konnte er thun? So oft er den Ausfall vorschlug, stellten sich ihm unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Als zuletzt beschlossen ward, in einer Nacht mit Weib und Kind sich durchzuschlagen, verrieth ein Soldat des Gouras dem Feinde den Plan. Von nun an schöpfte Fabvier großen Argwohn und sprach nicht mehr vom Abzuge. Hierzu kam noch Meuterei unter den Soldaten. Mit Ausnahme der Athener und des Corps der Sieben Inseln, rotteten sich die übrigen leichten Truppen täglich zusammen und forderten Sold, indem sie Alle zu desertiren drohten. Grizziotis und Mannius suchten sie durch Auszahlung einiger Löhnungen so gut es anging zu beschwichtigen.

Während dessen schickte der Feind von Zeit zu Zeit Offiziere von den europäischen Schiffen, Vorschläge zur Kapitulation zu machen, die jedoch immer verworfen wurden. Endlich kamen einige französische Offiziere und begehrten mit dem Kommandanten der Akropolis, Fabvier, zu sprechen. Als Fabvier dies gemeldet wurde, sprach er, er sey nicht Kommandant; doch wenn sie et-

was mitzutheilen hätten, möchten sie es dem Demetrius Kyriakides sagen, der Adjutanten-Dienste bei ihm versah. Dieser ging dann mit einigen Andern aus der Besatzung zu ihnen und empfing einen folgenden Brief des Ober-Generals Church, der das nachstehende Schreiben des Pascha's enthielt.

An den Festungs-Kommandanten und die übrigen Waffenchefs der Festung.

„Durch die Vermittelung des Kommandanten der Fregatte Juno Sr. Allerchristlichsten Majestät schlägt Se. Exzellenz der Seraskier die beigeschlossene Kapitulation vor, welche der genannte französische Offizier selbst entworfen hat.

Kiutachi."

„„Nachdem viele wehrlose Individuen in die Akropolis eingeschlossen sind, und die für die zivilisirte Welt unschätzbaren Denkmäler des alten Griechenlands sich dort befinden, die ich vor der Zerstörung des Krieges zu retten wünsche, befehle ich Euch, der Kapitulation Folge zu leisten. Seyd gewiß, daß die Regierung alle nöthigen Maaßregeln zu Eurer Sicherheit getroffen hat.

Mai 1827.

Der General en chef: Church.""

Fabvier las diese Ordre mit großem Mißvergnügen, da er sah, daß ihm von einem Ober-General Griechenlands, einer Würde, von deren Bestehen er bis dahin nicht unterrichtet gewesen, Befehle gegeben wurden. Aber auch die Uebrigen wurden dadurch und durch das Anerbieten des Kiutachi aufgebracht, der in seinem

Vorschläge zur Kapitulation nur dem regulären Korps bewaffnet abzuziehen gestattete. Aus diesen Gründen und auch aus patriotischen Gefühlen weigerten sich die Waffenchefs, die Veste in die Hände der Feinde auszuliefern, so daß Alle einstimmig beschlossen, sich auf keine Unterhandlungen mehr einzulassen. Viele sagten bei dieser Gelegenheit, der Kommandant der Fregatte führe Hinterlist gegen die Griechen im Schilde, denen Fabvier zwar erwiederte, sie seyen auf Irrwegen, denn unmöglich sey es, daß ein französischer Offizier eine solche Schandthat begehe.

Unterdessen flüsterte man sich die Nachricht von dem Anerbieten einer Kapitulation erst in's Ohr, dann ward sie zum allgemeinen Gespräche unter den Soldaten. Endlich, nach vielen Berathungen der Soldaten und Chefs — denn hier, kann man sagen, herrschte Ochlokratie — ward beschlossen, den Taantaphilos Tsuras abzusenden, daß man, wenn keine Hoffnung auf Entsatz mehr da sey, mit Schiffen kommen und Zeichen geben sollte, die Belagerten aufzunehmen. In der Akropolis wurden an allen geeigneten Orten Wächter aufgestellt, um die Besatzung zu benachrichtigen, wenn der Abgeordnete das verabredete Zeichen geben würde. Aber drei Tage vergingen, ohne daß weder Schiff noch Zeichen gesehen wurde. Das Lager im Piräus löste sich auf; in der Veste aber nahm mit dem Vorrücken des Frühlings das Wasser ab, und richtete das unausgesetzte Feuer des Feindes große Verheerungen an. Das Pulverlaboratorium sprang in die Luft, so daß die Belagerten fast ohne Munition waren, denn kaum hundert Ocka Mehlpulver befanden sich im Magazin. Die Verwundeten und Kranken starben elend dahin, aus Mangel an allen Bedürf-

nissen. Da nahmen endlich fast alle Soldaten und einige Waffenchefs, die Unvermeidlichkeit der Kapitulation erkennend, zu Fabvier ihre Zuflucht, der allein durch die Vermittlung der fremden Mächte diese erwirken konnte. Als daher österreichische Offiziere kamen, um wieder Vorschläge zur Uebereinkunft zu machen, beauftragten die Belagerten Fabvier, auf den sie nun ihre letzte Hoffnung setzten, mit der Unterhandlung, und in Uebereinstimmung mit Allen erklärte er sich zur Kapitulation bereit, sobald französische und englische Schiffe zu ihrer Aufnahme im Piräus erscheinen würden.

Als nun nach zwei Tagen der französische Vice-Admiral de Rigny im Piräus Anker warf, ward die folgende Kapitulation abgeschlossen:

Art. 1. Alle Truppen, aus denen die Besatzung besteht, sollen mit Waffen und Gepäck abziehen.

Art. 2. Alle atheniensische Familien sollen ohne Waffen, aber mit ihrer Habe abziehen und sich in ihre Häuser und Gärten begeben, wo ich ihnen Rückgabe ihres Grundeigenthums, so wie die Sicherheit ihres Lebens, ihrer Ehre und ihres Vermögens verspreche. Und da sich unter diesen Familien Wittwen und unerzogene Waisen befinden, verspreche ich auch diesen Schutz und den nöthigen Lebensunterhalt.

Art. 3. Alle in der Akropolis sich befindenden Muselmänner, weß Alters und Geschlechts sie auch seyen, sollen in unsere Hände übergeben werden.

Art. 4. Die ganze Gegend, mit Ausnahme des Philopappos, soll bis an die Küste bei den drei Thürmen von unsern Truppen geräumt werden.

Art. 5. Drei Offiziere aus der Klasse unserer Gen-

tiklidea (Generalstabs-Offiziere), nämlich der Kaphtan-Aga, der Szochantarachas und Salich-Bei, so wie drei andere Chefs der Albaneser sollen der Besatzung als Geiseln gegeben werden und dieselbe bis an den Ort der Einschiffung begleiten, woselbst sie bis zur glücklich vollbrachten Einschiffung bewacht bleiben sollen.

Art. 6. Zur Transportirung der Kranken und Verwundeten werden von unserer Seite sechzig Pferde gegeben.

Art. 7. Die Akropolis soll uns in dem Zustande, worin sie sich befindet, übergeben werden, d. h. mit der Kriegsmunition, den Geschützen und dem Mundvorrath, die darin vorhanden sind.

Art. 8. Es sollen von unserer Seite drei vertraute Männer in die Akropolis gesandt werden, um zu untersuchen, ob dieselbe unterminirt ist, wie wir gehört haben, und soll dies nach Unterzeichnung der Kapitulation geschehen.

Art. 9. Da diese drei Männer als Geißeln in den Händen der Besatzung zu betrachten, so sollen für dieselben drei Individuen der Besatzung uns übergeben werden, die nach Räumung der Akropolis auszuwechseln sind.

Art. 10. Wenn die in die Akropolis gesandten drei Männer sehen sollten, daß nach der Unterzeichnung der Kapitulation, sey es an den Bastionen, oder an dem Thurme, oder an andern Orten der Akropolis, irgend etwas beschädigt wird, so soll die Kapitulation aufgekündigt werden.

Art. 11. Endlich soll die Stunde festgesetzt werden, wo der Abzug zu beginnen hat.

Diese eilf Artikel beschwöre ich unverbrüchlich und ohne irgend eine Abänderung zu beobachten.

Den 24. Mai 1827.

Der Wesir Mechmet Reschit, Pascha,
General en chef, Bevollmächtigter u. s. w.

Nachdem diese Kapitulation unterzeichnet und die Geißeln gegeben waren, worunter der Oberst-Lieutenant des regulären Korps, Johann Konstantinides, zogen die Besatzung und alle Familien aus. Der Letzte, welcher die Akropolis verließ, war Fabvier mit seinem Korps, das mit allen Kranken und Verwundeten an den drei Thürmen angelangt, auf eine französische Fregatte eingeschifft ward.

Das reguläre Korps hatte während der Zeit, daß es in der Akropolis belagert war, drei und neunzig Mann verloren, worunter dreizehn Philhellenen. Unbeschreiblich ist der Zustand, in welchem es sich beim Auszuge befand. Alle ohne Unterschied waren nackt, ohne Schuhe, verhungert und verdurstet. Ihre Gesichter waren fahl, die Haut von den Läusen wund gebissen, Augenbraunen, Bart und Hauptihaar angefüllt mit diesem gefräßigen Ungeziefer.

In diesem Zustande in der folgenden Nacht in Salamin ausgeschifft, hatten die Soldaten keinen Pfennig, die ersten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, und auch Fabvier hatte nichts, um ihnen sogleich zu geben. Einige athenienſische Familien, die sich dort befanden, sorgten daher, so gut es gehn wollte, bis Fabvier einiges Geld zusammenbrachte und wenige Lepta nebst einer Brodportion vertheilen konnte.

Damit sich das Korps einigermaaßen von seinen

leiden erhole, führte es Fabvier nach Methana, und gab ihm Kleider und zwei Monatssolde mittelst einer Summe Geldes, die er aus der Bank von Hermoupolis empfing.

Im Juli hatten die Truppen in Nauplia und auf dem Palamid, unter sich im Bürgerkriege, diesen Platz in zwei feindliche Lager verwandelt, so daß die Regierung sammt allen Einwohnern sich zu entfernen gezwungen waren. Da ihr kein anderes Mittel zu Gebote stand, diese Tumulte zu stillen, lud sie Fabvier ein, die Kommandantschaft von Nauplia zu übernehmen und die Ruhe in dieser Stadt wiederherzustellen. Stets den Befehlen der jeweiligen Regierung gehorsam, führte Fabvier das erste und zweite Bataillon, die Reiterei und die Artillerie in's Gebiet von Argos und lagerte in Dalamanara. Hierauf stellte er sich der Regentschafts-Kommission vor, um Verhaltungsbefehle zu empfangen, erkannte jedoch bald, daß die schwache Regierung sich nirgends Gehorsam zu verschaffen wußte, und er sonach unmöglich unter den sich unter einander bekämpfenden Truppen in Nauplia bleiben könne. Er führte daher das Korps wieder nach Methana zurück.

Die Soldaten aber, theils der unaufhörlichen Hin- und Hermärsche müde, theils der Einsamkeit Methana's überdrüßig, desertirten täglich. Da gerade Admiral Cochrane ein Korps regulären Fußvolkes unter dem Kommando des englischen Oberst-Lieutenants Rutchax für den Dienst der Kriegsschiffe organisirte, verließen viele Unteroffiziere und einige Offiziere ihre Fahnen, und reihten sich in dieses neue Korps ein, wo sie gut bezahlt wurden. Trotz aller dieser Deserteure verzweifelte Fabvier nicht an der Erhaltung des Korps, und während

er auf der einen Seite mit großer Sorgfalt die Herbeischaffung des Nöthigen, wenigstens zum Unterhalt, betrieb, ermuthigte er die Soldaten durch Hoffnungen, und die nahe Ankunft des Präsidenten Capodistria.

Zehntes Kapitel.

Feldzug auf Chios. — Landung der Truppen in Chios und Gefechte an der Küste. — Belagerung der Festung. — Ausfall der Feinde. — Treffen bei Turlotis. — Ankunft der türkischen Flotte. — Aufhebung der Belagerung. — Treffen bei Kossina. — Abzug des Heeres von Chios. —

Da die Abgeordneten der drei Mächte in London die Inseln Creta und Chios vom hellenischen Staate trennten, beschlossen die Einwohner, die ihr Vaterland nicht wieder unter osmanischem Joche sehen wollten, für sich selbst dessen Befreiung zu vollenden. Sie verlangten daher durch Kommissionen von der Regentschaft das reguläre Korps. Die Kommission der Chioten schien bereitwilliger, die Truppen mit allen Mitteln zu versehen, und so befahl die Regierung Fabvier, diesen Feldzug auf Chios zu unternehmen. Den Oberbefehl sollte er haben, jedoch wegen der Kriegsbedürfnisse sich mit der Kommission verständigen. Da das reguläre Korps so zusammengeschmolzen war, daß es allein zur Ausführung des Unternehmens nicht hinreichte, wählte Fabvier, in Uebereinstimmung mit der Kommission, gegen tausend Mann leichte Truppen unter den Befehlen verschiedener Häuptlinge aus, und schickte zugleich Offiziere auf die Inseln des Aegäischen Meeres, um zu werben. Nachdem diese mit zahlreichen Rekruten zurückgekehrt, und das Korps dadurch angewachsen war, bildete es Fabvier wie folgt. Die drei Bataillone Infanterie, acht-

hundert Mann stark, erhielten das erste den Hauptmann Scarbelis, das zweite den Major Pissas, das dritte den Major Sonnies zu Chefs. Die Artilleriekompagnie ward 150 Mann stark und erhielt 4 Feldgeschütze, 6 Belagerungsgeschütze und 3 Mörser. Hauptmann derselben wurde der Franzose Zander, an der Stelle des an seinen im Piräus empfangenen Wunden verstorbenen Emanuel Kallergi. Zwei Eskadrons Kavallerie, 100 theils Karabiniers, theils Lanziers zählend, wurden von Oberst Almeida befehligt.

Als Alles in Bereitschaft war, und Fabvier ein kleines Detaschement mit der Invalidenkompagnie, die er unter dem Hauptmann Lampros vor Kurzem errichtet, als Depot nach Methana beordert hatte, schiffte er im September 1827 seine Truppen mit Ausnahme der Reiterei auf dem dazu bestimmten Fahrzeuge ein, und segelte nach Ipsara, dem Sammelplatze, wohin die Reiterei und die leichten Truppen von Nauplia und Syra übergesetzt werden sollten.

Nach achttägiger Fahrt angelangt, setzte er die Truppen an's Land, in der Absicht, auf dieser Insel die Reiterei und die übrigen leichten Schaaren zu erwarten, von denen nur ein Theil angekommen war. Hier erfuhr er, daß die Admirale der drei Mächte der griechischen Regierung erklärt hatten, sie würden diesen Feldzug verhindern, als den durch ihre Regierungen in London geschlossenen Verträgen zuwider. Um dem zuvorzukommen, und dem Feinde keine Zeit zu Rüstungen zu lassen, befahl er das Korps wieder einzuschiffen, um, ohne die übrigen leichten Truppen noch die Reiterei zu erwarten, nach Chios zu segeln. Aber nun widersetzten sich die leichten Schaaren dem Befehle, indem sie von der Kommission

der Chioten vor dem Abzuge die Vorausbezahlung zweier Monatssolde forderten. Entschlossen, wie immer, in seinen Unternehmungen, wollte Fabvier mit den regulären Truppen allein absegeln, wenn ihm die andern nicht folgen würden. Die Bereitwilligkeit dieser Truppen, und das gute Beispiel der Häuptlinge flößte endlich auch den leichten Schaaren so viel Ehrgefühl ein, daß sie von ihren Forderungen abließen, und gleich den anderen sich einschifften.

Bei Sonnenuntergang liefen die Schiffe in den schwarzen Hafen, der zwei Stunden von der Stadt Chios entfernt ist, ein. Den andern Morgen gab Fabvier Befehl zur Landung. Die Feinde hatten einen hohen Hügel zwischen der Stadt und dem Hafen, dann den Fuß eines kleinen Berges à cheval über den Weg nach Chios besetzt. Der Erste, welcher die Küste bestieg, war Fabvier mit hundert Mann der regulären Truppen, ihm folgte Chardamiliotis, einer aus den Chiotischen Häuptlingen, mit 20 seiner Mitbürger. Während die Ausschiffung der übrigen Truppen vor sich ging, befahl Fabvier den leichten, die auf dem Hügel postirten Feinde anzugreifen. Diese, etwa 200 an Zahl, verließen ohne Widerstand sogleich ihre Stellung, und flohen in Unordnung, von den leichten Truppen verfolgt, die von ihnen tödteten, so viel sie erreichen konnten. Dasselbe Schicksal hatte auch die andere feindliche Abtheilung, fast gleich an Zahl, welche auf der andern Seite des Weges postirt war.

Als alle Truppen ausgeschifft waren, theilte sie Fabvier in drei Divisionen, wovon zwei rechts und links auf Seitenwegen marschiren sollten, während er mit dem ersten Bataillon und 300 Mann leichter Truppen den ge-

raden Weg nach der Stadt einschlug. Bald gewahrte man ein feindliches reguläres Bataillon der Stadt auf demselben Wege heranrücken. Fabvier hielt anfangs für nöthig, seine Schaar in einige Ruinen an der Straße zu postiren, aber als die Offiziere bemerkten, daß diese nicht als Schutzmittel zu gebrauchen, und vorzuziehen sey, im Freien zu bleiben, stimmte er mit Freuden ein. Die Feinde hingegen, obgleich an Zahl überlegen, kamen nicht ins freie Feld, sondern verbarrikadirten sich in den genannten Ruinen.

Um die Geringschätzung zu benutzen, welche dieses Zeichen von Furcht beim Feinde unsern Soldaten einflößte, befahl Fabvier, nachdem er sie an ihre Tapferkeit in den früheren Gefechten erinnert, sogleich den Angriff. Das Heranstürmen der griechischen Truppen unter Trommelschall und Schlachtgeschrei jagte den Feinden so großen Schrecken ein, daß sie nach kurzem Widerstande ihre Stellung verließen und mit großem Verluste in die Stadt flüchteten. Die eilige Flucht des regulären türkischen Bataillons machte solchen Eindruck auf die feindlichen Truppen, daß sie sämmtlich in die Veste retirirten und alle Quartiere der Stadt in die Gewalt des Siegers gaben.

Während das ganze Korps unaufgehalten bis unter die Mauern der Veste vorrückte, erfuhr Fabvier, es werde am selben Abend eine in den nächstgelegenen Dörfern stationirte feindliche Truppe heranziehen. Er beorderte daher Detaschements an jene Punkte im Hinterhalte, die der Feind am wahrscheinlichsten passiren würde. Um zehn Uhr fielen die erwarteten Feinde in die ihnen durch das zweite Bataillon bereitete Falle, und erlitten großen Verlust, ohne jedoch am Passiren verhindert werden zu

können, da sie alle Fußsteige kannten, die den Griechen nicht bekannt waren. Ihr Anführer, Sakiz Emmin (der großherrliche Mastix-Kommissair), mit zwanzig Türken und zwei Juden, der den Andern nicht folgen konnte, schloß sich in einen Thurm ein, und wurde den andern Tag nach hartnäckiger Gegenwehr gezwungen, sich zu ergeben. Drei Tage nach diesem Vorfall versuchten 120 türkische Albaneser, die im nördlichen Theile der Insel gestanden, vergeblich in die Veste zu dringen, und mußten sich gefangen geben. Alle diese Gefangenen wurden der Regierung überschickt, mit Ausnahme des Sakiz Emmin und der beiden Juden, die später nach Syra geschickt wurden, wie wir unten sehen werden.

Als der Kommandeur sah, daß alle feindlichen Streitkräfte in die Veste eingeschlossen waren, befahl er die Belagerung, den Oberst-Lieutenant Abbatis zum Lagerkommandanten ernennend, und trieb in kurzer Zeit die Trancheen bis an den Graben des Feindes vor. Dieser konnte sich jetzt auf dieser Seite seiner Kanonen nicht mehr bedienen, mußte alle seine Schießscharten zumauern und sich auf das Feuer der Mörser und Flinten beschränken. Zu gleicher Zeit wurden an verschiedenen schicklichen Punkten Batterien aufgeführt, wovon die größere und erhabenste, jene von Turloti, den Belagerten großen Schaden zufügte. Es war diese Batterie vom Artillerie Oberst-Lieutenant Dimitrios Kutzogiannopulos erbaut.

Wenn aber die Feinde zu Lande so eng belagert waren, so hatten sie lange Zeit zur See die Kommunikation mit Kleinasien offen, so daß sie mit Munition versehen werden und frische Truppen erhalten konnten. Fabvier sah dies mit Mißvergnügen und ging die Kom-

wissen der Chioten unaufhörlich an, die Vereinigung der Seemacht zu veranlassen, aber anstatt Maaßregeln zu diesem Zwecke zu ergreifen, forderte die Kommission Rechenschaft über seine militairischen Operationen. Als er daher erkannte, daß er umsonst die Mitwirkung Anderer erwarte, und nur auf sich selbst und die Disziplin und Treue des taktischen Korps bauen könne, beschloß er durch einen kühnen Streich die asiatischen Türken in Furcht zu setzen, um die Belagerten an jeder Hülfe verzweifeln zu machen. In einer Nacht des September ließ er das erste Bataillon Küstenfahrzeuge besteigen und steuerte nach Tzesmen, mit der Absicht, die im dasigen Hafen liegenden Fahrzeuge der Türken zu überfallen und zu verbrennen. Da dies jedoch die Feinde gewahrten, mißglückte der Plan. Er ließ nun die Truppen an der Küste nächst dem Hafen landen, und um die Türken zu verblüffen, mehrere Bataillons-Dechargen ausführen, worauf er nach Chios zurücksegelte.

Dieses verunglückte Wagestück machte zwar einigen Eindruck auf die Türken, hielt sie jedoch nicht ab, aus Kleinasien Sukkurs zu senden. Die Belagerten, bedeutend verstärkt und reichlich mit Munition versehen, machten daher den 11. Januar 1828 nach einem langen und lebhaften Geschützfeuer einen Ausfall. In zwei Korps sich theilend, stürzte das eine, aus etwa 500 Mann theils regulärer, theils irregulärer Truppen bestehend, auf die Batterie Turloti, die, nur von einigen Artilleristen bewacht, in die Hand des Feindes fiel. Das andere Korps griff die Schanze auf dem linken Ende der Parallele an, welche Fabvier, da sie fester als die anderen war, eingebornen Freiwilligen anvertraut hatte. Nachdem der Feind diese Schanze eingenommen, breitete er

sich in den linken Theil der Laufgräben aus, welche von den Vertheidigern ohne Widerstand verlassen wurden, bis an einen Tambour, den der Waffenchef Ghekas und ein Detaschement regulärer Truppen besetzt hatten. Hier wurden alle Angriffe tapfer abgeschlagen und der Feind geraume Zeit aufgehalten, bis das zweite Bataillon, das die Lagerwache hatte, die Gelegenheit wahrnahm, die von den leichten Truppen ohne Widerstand verlassenen Tranchéen wieder zu besetzen, und die Feinde zurücktrieb, viele derselben tödtend und gefangen nehmend.

Ehe er noch von dem was geschah Meldung erhielt, sah Fabvier zufällig von seinem Quartiere aus die feindlichen Fahnen auf der Batterie Turloti aufgepflanzt, und eilte sogleich mit dem ersten und dritten Bataillon und der Reiterei dahin. Die Reiter von dem Fußvolk trennend, ließ er letzteres mit dem Bajonnet angreifen. Die Feinde feuerten aus den Kanonen der Batterie, aber trotz hartnäckigen Widerstandes vermochten sie nicht den Andrang der griechischen Soldaten abzuschlagen, welche das Beispiel des Chefs anfeuerte, der vorauseilend Allen gleichen Muth einflößte. Die Batterie ward erstürmt, und auf dem Rückzuge nach der Stadt von den leichten Soldaten, namentlich den Smyrnioten, angegriffen, verloren die Feinde viele Todte und Verwundete. Sie wären gänzlich vernichtet worden, wenn ihnen die verlassenen Tranchéen nicht freien Durchzug gestattet hätten. Ueber zweihundert Feinde wurden hier getödtet und vier und zwanzig gefangen, worunter der Anführer der türkischen Albaneser, Ali-Bei, so daß nur die Hälfte sich rettete. Der Verlust der Griechen war unverhältnißmäßig gering, denn nur acht Mann wurden getödtet und funfzehn verwundet, worunter Fabvier, der im Augenblick

des Sturmes in den linken Schenkel eine leichte Wunde empfing.

Die Aussage der Gefangenen bestätigte, daß die Feinde offene Kummunikation mit Asien hatten. Da also weder der mit der Blokade beauftragte Pappanikkoli, noch die Kommission der Chioten, obgleich sie es versprächen, Maaßregeln ergriff, die Einnahme der Beste so viel als möglich zu beschleunigen, beorderte Fabvier Detaschements regulärer und leichter Truppen, jeden Abend Kähne zu besteigen, und das Einlaufen der feindlichen Schiffe zu beobachten. In der ersten Nacht fingen diese Detaschements zwei feindliche Küsten-Fahrzeuge auf, die mit Parfümerien beladen waren. Fabvier, der gehofft hatte, es werde der Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen früher oder später den Fall der Beste herbeiführen, erfuhr zu seinem großen Mißvergnügen, daß die Belagerten nicht nur Lebensmittel und Munition hatten, sondern auch mit Wohlgerüchen bekannt waren, und setzte die Blokade auf eine Weise in's Werk, daß ein Durchkommen feindlicher Schiffe fast unmöglich war. Und fürwahr, würde er diese Maaßregel im Anfange der Belagerung getroffen haben, es hätte sich die Beste vor geraumer Zeit ergeben müssen.

Während dieses Verlaufes der Belagerung war Fabvier für die Vermehrung und Bildung des regulären Korps besorgt, in welches täglich Rekruten aus verschiedenen Theilen der Türkei und Griechenlands eingereiht wurden. Um die Cadres zu ermuthigen, nahm er mehrere Beförderungen vor, indem er einen Theil der Cadres des vierten Bataillons errichtete, zu dessen Chef er den Hauptmann Augustin, einen Franzosen und alten Philhellenen, ernannte.

Unterdessen ließen die Admirale der drei Mächte, häufig Kriegsschiffe sendend, nicht ab, Fabvier zur Aufhebung der Belagerung aufzufordern. Der Kommandant einer französischen Brigg führte zu diesem Zweck als Grund an, es sey Tachir Pascha (Ober-Admiral des Sultans) mit einem Geschwader aus dem Hafen von Konstantinopel nach Chios ausgelaufen. Fabvier antwortete immer, er werde die Belagerung aufheben, sobald ihm die griechische Regierung den Befehl dazu gebe, und setzte mit großer Energie die Einschließung fort. Um den Feind an jedem Ausfall zu verhindern, beorderte er das zweite Bataillon, die Brücke der Veste zu bewachen. Diese Maaßregeln würden ohne Zweifel die Belagerten in Kurzem zur Uebergabe gezwungen haben, wenn der Neid und die Einflüsterungen einiger Individuen nicht neue Durchkreuzungen hervorgebracht hätten.

Intriguanten, unter dem Namen Militairs, und der Verachtung würdig, von niedrigem Neide gegen Fabvier getrieben, kritisirten nicht nur alle seine Pläne, sondern gingen so weit, die schändliche Verläumdung auszusprechen, er sey mit den Türken im Einverständniß. Was zu dieser Anklage Gelegenheit gab, war, daß Fabvier den gefangenen Sakiz Emmin und die beiden Juden, welche im Lager bewacht wurden, nach Smyrna schickte, und zwar den ersten, um ihn, wie er gleich anfangs in Anerkennung des guten Benehmens dieses Mannes gegen die Einwohner der Insel versprochen hatte, gegen einige gefangene Chioten auszuwechseln, die Juden aber, um sie zum Vortheil der Soldaten zu verkaufen. Diese Beschuldigung des Kommandeurs und die Verzögerung der Zahlung eines Monatsoldes durch die Kommission, bewogen viele Soldaten der leichten Korps, ihre Posten

zu

zu verlassen und die Dörfer zu durchstreifen, wo sie tausend Unordnungen begingen. Als Fabvier von der Anschuldigung Kenntniß erhielt, schickte er dem die Gefangenen eskortirenden Hauptmann Karatza Befehl, sie zurückzubringen, der jedoch, die Unordnungen im Lager erfahrend, diesen Befehl nicht abwartete, sondern sogleich mit ihnen zurückkehrte. So ward allmählig die Ordnung wieder hergestellt, besonders da auch die Kommission den rückständigen Sold auszahlte.

Die Böswilligen aber ließen deshalb nicht ab, Anschuldigungen gegen den Kommandeur auszusprengen, denen die des Krieges unkundige Kommission so viel Gehör schenkte, daß sie, anstatt den Chef durch Herbeischaffung aller zum Zwecke führenden Mittel zufrieden zu stellen, vielmehr ihm Hindernisse in den Weg legte. — Während dieser Lage der Dinge kam die Nachricht von der Ankunft des Präsidenten. Das ganze Lager war darüber aufs Höchste erfreut, und der Kommandeur befahl eine allgemeine Decharge zum Zeichen des Festes. Jedermann hoffte nun, die Veste werde genommen werden. Aber die Kommission, durch die Versprechungen Kapodistria's eingeschläfert, begann den Feldzug zu vernachlässigen, obgleich Fabvier täglich berichtete, daß er großes Bedürfniß an Pulver habe, und daß ein widriges Ereigniß die Folge des Mangels des Nöthigen seyn könne. Die Kommission blieb gleichgültig, meinend, die Sorge dafür stehe der Regierung zu. —

Wie der französische Schiffskapitain angegeben, hatte Tahir Pascha bei den Dardanellen geankert, um die Zeit abzuwarten, seine Eskadre nach Chios zu führen. Als die griechische Flotte diesen Theil des Archipels verließ, segelte er mit günstigem Winde an Mitylene vor-

bei, um die dort ankernden Kriegsschiffe des Kalavizi mitzunehmen, und erschien den 1. März mit einer Fregatte von 60 Kanonen, einer kleinern von 34 und zwei großen Briggs bei Chios.

Die griechische Eskadre bei Chios bestand aus einer Brigg von 18 Kanonen, vom Kommandanten daselbst, dem Ipsarioten Papa Nikoli befehligt, einer Goelette von dem Spezzioten Kulandrutzos geführt, und einem Brander des Kanaris. Es ward sogleich das Zeichen zum Kampfe gegeben, und so begann ein Seetreffen zwischen Tsesme und der Veste Chios. Aber der Brander konnte wegen des ungünstigen Windes nicht herankommen, und die Goelette entfernte sich nach längerem Feuer. Dasselbe mußte auch die Brigg thun, die allein das Feuer aller türkischen Schiffe nicht erwiedern konnte. So lief der Feind unaufgehalten in den Hafen von Tsesme ein, wo sich zahlreiche türkische Truppen befanden, und erwartete die Gelegenheit, diese in Chios zu landen.

Den andern Tag gegen Mittag nahte der Feind, Meister zur See, mit einer Menge von Kähnen, die mit Truppen angefüllt waren, der Küste zu beiden Seiten der Veste. Fabvier befahl dem ersten Bataillon, rechts der Veste auf dem Berge St. Helena Posto zu fassen, und dem zweiten, dessen Kommando der Major Cavallo, ein Piemonteser, an der Stelle des quittirenden Major Pissas übernommen hatte, sich links bei den Mühlen zu postiren. Die feindlichen Schiffe versuchten anfangs die Landung auf der rechten Seite, und als es ihnen hier nicht gelang, steuerten sie nach der linken, die sie für schwächer erachteten, und legten nach einem lange ununterbrochenen Feuer bei, die Truppen ans Land setzend. Das zweite Bataillon stürzte sich nun auf den Feind, und

zwang ihn zur Flucht, so daß Alle, die sich nicht auf die Schiffe retten konnten, den Tod fanden. Der Feind daher die Hoffnung aufgebend, das griechische Lager mit Erfolg angreifen zu können, ließ seine Truppen in die Veste einziehen.

Die Einwohner von Chios, als sie die türkische Eskadre erblickten, riefen ihre früheren Unglücksfälle ins Gedächtniß zurück, verließen ihre Häuser und flüchteten unter Wehklagen. Die Kommission der Chioten, anstatt unter diesen Umständen durch ihr Bleiben die Einwohner sowohl als die Soldaten zu ermuthigen, gab das Beispiel zur Flucht und schiffte sich auf dem Schiffe des Karamanga ein. So ward das Korps, schon der Munition und des Mundvorathes entbehrend, im Stiche gelassen, als es eben den Feind zurückwarf. Um so fühlbarer aber war der Mangel an Munition, als dadurch die Batterien Turloti und Psomion in Unthätigkeit versetzt wurden, die dem Feinde nicht nur großen Schaden würden zugefügt haben, sondern vielleicht bewirkt hätten, daß die Feinde es gar nicht wagten, der Veste zu nahen, da sie den Hafen wohl bestrichen [1]). Trotz aller dieser Widerwärtigkeiten blieb der Kommandeur, den wir stets in den schwierigsten Lagen seinen Gleichmuth behaupten sahen, unerschüttert durch die Vortheile des Feindes. Die sämmtlichen Waffenchefs zusammenrufend, sprach er zu ihnen: „Meine Herrn, es darf Sie die Landung der feindlichen Truppen durchaus nicht verführen, denn so

---

1) Der Artillerie-Ober-Lieutenant Sgutas lud mit dem Pulver einiger Flinten-Patronen einen Mörser, und warf die Bombe so geschickt, daß sie zwei Schritte von einem feindlichen Schiffe ins Meer schlug.

lange Sie Ihre Verschanzungen wohl bewachen, können die Feinde nicht aus der Veste heraus kommen. Nach der neuesten Meldung, die ich erhielt, erschien die Fregatte Hellas im Gesichtskreise der Insel, und es steht zu hoffen, daß, sobald die griechische Flotte naht, die türkische sich entfernen wird, alle Truppen in der Veste zurücklassend. Anstatt zu fürchten, müssen Sie sich vielmehr freuen, daß diese Truppen gelandet, da die nun zahlreiche Besatzung der Veste die Vorräthe um so eher aufzehren, und so die Uebergabe beschleunigt wird. Gehen Sie daher, meine Herrn, zu Ihren Soldaten zurück, und überzeugen Sie dieselben von diesem Allem."

Allein die Waffenchefs entgegneten ihm, der größere Theil ihrer Soldaten sey abgezogen, und die übrigen gedächten in der folgenden Nacht dasselbe zu thun; die Ursache dieser allgemeinen Desertion sey, daß die Kommission nicht nur nicht für die nöthigen Patronen sorge, sondern auch die täglichen Portionen den Soldaten nicht verabfolgen lasse. Diese Nachricht schmerzte Fabvier tief, und mit Kummer sah er die Nothwendigkeit ein, den vor einigen Tagen schon besprochenen Abzug ins Werk zu setzen. So ward denn unter diesen Umständen der Abzug in Gegenwart der Kommission beschlossen.

Die Truppen in drei Korps theilend, ordnete also Fabvier an, um welche Stunde ein jedes nach dem Dorfe Mesta abziehen solle, das auf dem östlichen Theile der Insel drei Tagemärsche von der Stadt entfernt liegt, wo er die Befehle der Regierung abzuwarten dachte. Die Kommission sollte nach diesem Plane mit Schiffen in den Hafen Kokkinos kommen, der zwei Stunden vom Dorfe Mesta entfernt ist. Die verschiedenen Waffenchefs, nachdem sie diese Verhaltungsbefehle empfangen, entfern-

ten sich. Als aber am Abend Fabvier ruhig in seinem Quartiere mit Ausfertigung der weitern Befehle beschäftigt war, kamen sie zurück, begleitet von ihren Fahnenträgern und Leibdienern, und meldeten, es seyen, wie sie vorausgesagt, auch die übrigen Soldaten desertirt. Und wirklich hatten, sobald die Sonne unterging, alle ihre Stellungen verlassen, so daß die Türken, wenn sie einen Ausfall machten, den Kommandeur mit seinem Adjutanten und seiner geringen Wache, aus funfzehn Mann bestehend, gefangen genommen hätten. Fabvier, ohne durch seine eigene Gefahr im geringsten erschreckt zu werden, gerieth in den größten Zorn über diese Unordnung der Truppen. Damit die Feinde nicht gewahrten, daß die Stellungen verlassen waren, beorderte er sogleich das dritte Bataillon, alle Trancheen zu durchziehen und von Zeit zu Zeit Feuer zu geben. Er bestimmte dieses Bataillon zu den gefährlichsten Diensten, weil viele Soldaten desselben vor einigen Tagen Meuterei angefangen hatten, um Sold zu fordern. Den zwei andern Bataillonen und der Artillerie gab er Befehl, um 10 Uhr abzumarschiren und ihn in Thermiana, einem Dorfe zwei Stunden von der Stadt, zu erwarten. Die Belagerungsgeschütze befahl er vernagelt zurückzulassen und die übrigen mitzunehmen. In Thermiana angekommen, warteten nach der Ordre die beiden Bataillone und die Artillerie, wo auch das dritte Bataillon, nachdem es die Befehle des Chefs ausgeführt, anlangte. Um eilf Uhr, als er die Meldung erhielt, es seyen alle regulären Truppen abmarschirt, setzte auch er sich in Marsch und traf mit seinem Gefolge in Thermiana ein. Von da führte er sein Korps denselben Abend nach Pyrgi, wo es übernachtete, den folgenden Tag nach dem Dorfe Stamea, und den

dritten Tag nach Mesta, wo das ganze Heer sich vereinigte. Kurz darauf kam auch die Kommission der Chioten, ankündigend, Miaulis sey den Tag nach dem Abzuge der Truppen bei Chios erschienen und habe die feindliche Eskadre nach Mitylene vertrieben. Sie bitte daher den Kommandeur, das Korps wieder in seine vorigen Stellungen zu führen und die Belagerung von neuem zu beginnen. Stets bereit dahin zu eilen, wo ihn Ehre und Pflicht riefen, zögerte Fabvier nicht, den Waffenchefs den Vorschlag der Kommission mitzutheilen. Diese erwiederten, es solle ihnen die Kommission zuerst zwei Monatssolde bezahlen und den nöthigen Mundvorrath und Munition liefern, dann sey man bereit, ihm zu folgen. Die Kommission, der Fabvier diese Antwort bekannt machte, entgegnete, es solle zuerst der Feind in die Veste eingeschlossen werden, dann sey sie bereit, dem Begehren zu willfahren. Nach achttägigem, zu keinem Resultate führenden Hin- und Herstreiten zog endlich das Heer nach Kokkina ab, das auf einer kleinen Halbinsel liegt.

Als der Feind den Beschluß des gänzlichen Abzugs der Griechen erfuhr, zog er aus der Stadt und folgte von weitem, ohne jedoch einen ernstlichen Angriff zu wagen. Am selben Tage, als das Heer in Kokkina eintraf, begann er ein Tirailleur-Feuer von den nahe gelegenen Bergen herab. Erwägend, daß die Feinde der Einschiffung der Truppen hinderlich werden könnten, befahl Fabvier dem ersten Bataillon den Angriff, das den Feind anfangs mit dem Bajonnet zurückwarf, aber als dieser Verstärkung erhielt, der Uebermacht weichend, in Unordnung retiriren mußte. Die zwei andern Bataillone

und die Reiterei, als Sukkurs gesandt, zwangen nach einigem Widerstande die Türken zum Rückzuge.

Eilftes Kapitel.

Das Korps begiebt sich nach Syra und von da nach Methana. — Der Präsident läßt es die Revue passiren. — Fabvier nimmt seine Entlassung und verläßt Griechenland. —

Das Heer setzte denselben Abend nach einer kleinen Insel auf Flintenschußweite vom Hafen über. Hier schiffte Fabvier das reguläre Korps zum Theil auf einer französischen Fregatte, zum Theil auf griechischen Schiffen nach Syra ein. Die leichten Truppen, nach Ipsara übergesetzt, segelten von da nach verschiedenen Theilen Griechenlands, und lösten sich auf. Als Fabvier in Syra aus der Barke stieg, wollten ihn einige der dort ansässigen Chioten, die ihn als die Ursache des Mißlingens des Befreiungsversuches ihrer Insel ansahen, insultiren, und mußten von der Polizei zur Ordnung gewiesen werden.

Von Syra führte Fabvier seine Truppen wieder nach dem Isthmus von Methana, wo die Taktikoupolis war, eine Benennung, die Fabvier dem Isthmus gab, weil alle seine Offiziere ihre Familien dort hatten, und der Ort einer Soldatenstadt glich.

Sodann sandte er den Hauptmann Karatzas an den Präsidenten, über den Feldzug auf Chios Meldung zu erstatten, und seine gerechten Klagen gegen die Kommission der Chioten niederzulegen. Hauptmann Karatzos, dem Präsidenten vorgestellt, begann seine Meldung nach dem Befehle des Chefs; allein Kapodistria fiel ihm mit den Worten in die Rede: „Genug, ich weiß Al-

les, als ob ich dort gewesen wäre", worauf er ihn über den Zustand des Korps befragte. Karatzas antwortete, die beabsichtigte Inspektion Sr. Exzellenz sey dem Korps bekannt, das dazu bereit.

Den andern Tag begab sich der Präsident nach dem Isthmus von Methana und ließ alle Truppen die Revue passiren, worauf mit dem Gewehr exerzirt und verschiedene Linien-Evolutionen ausgeführt wurden. Nach abgehaltener Revue dankte der Präsident Oberst Fabvier für seine Griechenland geleisteten Dienste, und daß er ohne die nöthigen Mittel ein solches Armeekorps habe erhalten können, bezeigte jedoch sein Mißfallen über die große Zahl der Offiziere im Verhältniß zu den Soldaten. Fabvier bemerkte, die Offiziere seyen ernannt worden zur Zeit, als das Korps vollzählig gewesen, auch seyen Beförderungen der einzige Preis der Verdienste dieser Soldaten, die dem Vaterlande die meiste Zeit ohne Sold dienten, und doch weder die Fahnen verließen, noch sich gegen die Einwohner den geringsten Mißbrauch erlaubten. Der Präsident beauftragte ihn sodann, dem ganzen Korps seine Zufriedenheit mit dessen Leistungen auszudrücken. Zuletzt fragte er noch um Fabvier's Meinung über die Errichtung eines regulären Heeres in Griechenland ohne Konskription. Fabvier, stets freimüthig in seiner Rede, antwortete, man dürfe nur keinen in die leichten Truppen aufnehmen, der nicht immer ordentlich darin gedient, und ein Alter von fünfundzwanzig Jahren habe. Da man nur sehr wenige solche finden könne, würden die übrigen genöthigt seyn, sich in die reguläre Truppe einzureihen. Der Präsident schien zwar dieser Meinung beizustimmen, ließ jedoch bald darauf sogar diejenigen vom Feldzuge auf Chios Zurückkehrenden, die

aus verschiedenen Theilen der Türkei gekommen waren, in die leichten Korps eintreten.

Fabvier indessen, der die unvernünftigen Beschuldigungen der Chioten-Kommission nicht ertragen wollte, berichtete an die Regierung, Genugthuung und den rückständigen Sold für die Truppen verlangend. Die Regierung setzte eine Kommission nieder, aus Kionaris, Masson und Genatas bestehend, die die Chioten-Kommission zur Bezahlung alles rückständigen Soldes des Korps verurtheilte, und Fabvier von allen Anklagen freisprach.

Fabvier erkannte jedoch, daß ihn die Regierung mit argwöhnischen Blicken betrachtete, und, so lange er Chef war, nichts für das reguläre Korps thun würde. Er gab daher seine Entlassung, und nachdem er durch einen Tagesbefehl seine in Wahrheit aufrichtige Liebe zu allen seinen Soldaten und Kampfgenossen ausgedrückt, nahm er mit Thränen von ihnen Abschied.

Den beklagenswerthen Soldaten aber nützten weder die Freisprechung der angeordneten Kommission, noch die schmeichelhaften Lobsprüche des scheidenden Chefs. Man schuldete ihnen den Sold ganzer 8 Monate, wovon sie 6 in der Akropolis unter den größten Entbehrungen zugebracht, und die 2 andern nicht geringere Strapatzen ertragen hatten. Endlich gab die Nationalversammlung in Trözen über diesen Sold und die Dienste des Korps den folgenden Erlaß.

„In Anbetracht, daß die griechische Nation der unsterblichen Ruhm verdienenden Besatzung der Akropolis für ihre Standhaftigkeit in der des griechischen Volkes würdigen Vertheidigung Dank schuldig ist;

In Anbetracht, daß die Gerechtigkeit gebietet, die Wittwen und Waisen der ruhmvoll während der Belagerung Gebliebenen zu versorgen;

Beschließt die Nationalversammlung wie folgt:

Einziger Artikel: Es wird eine Belohnung an Land und Oelbäumen allen Belagerten ertheilt, welche bis zu Ende in der Akropolis ausgedauert haben, so wie den Familien der Gebliebenen und den Boten, die sich der Gefahr aussetzten, um Nachrichten zu überbringen; an dieser Belohnung sollen alle gleichen Antheil haben. Das Quantum der Oelbäume, der Oelpflanzung und des Akkerfeldes wird durch den berathenden Körper bestimmt werden.

Gegenwärtiges u. s. w.

Gegeben den 8. April 1827 zu Trözen.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Oberst Heideck übernimmt das Kommando der regulären Truppen. — Errichtung verschiedener Institute. — Marsch nach Lepanto. — Ankunft mehrerer französischer Philhellenen. — Quittirung Heideck's.

Nach Fabvier's Quittirung übernahm im Mai 1828 der bairische Oberst Heideck das Kommando mit dem Titel: Kommandeur der regulären Truppen. Der Präsident sah anfangs das Korps mit demselben Argwohn an, obgleich der Chef nicht mehr derselbe war, so daß er es aufzulösen und ein anderes zu organisiren dachte. Aber die unabweisbare Nothwendigkeit einer geregelten Truppe als Besatzung der Festungen, vielleicht auch die Rücksicht auf Frankreich, das die Auflösung dieses Korps nicht mit gleichgültigen Augen würde angesehen haben, und die Leichtigkeit, die Geldmittel daher zu erhalten, alles dies bewirkte, daß die Regierung ein Organisationsdekret erließ. Als alle Abtheilungen, dem Befehle des neuen Chefs gemäß, in Nauplia sich versammelt hatten, wurde eine Montur-Kommission, ein Zeughaus und ein Kriegsgericht errichtet. Der Sold der Offiziere ward erhöht, und ihnen eine der französischen ähnliche Uniform gegeben, zu deren Anschaffung sie jährlich 180 Drachmen empfingen. Freiwillige machten die Kompagnien vollzählig, und Artillerie und Kavallerie unter dem Oberst Pieri und dem Polen, Major Pharnutz, nahmen an Umfang

zu. Die Administration leitete der kürzlich angekommene Franzose Soquet. — Im Juli ward auch eine Militairschule unter dem Namen „Schule der Edelgarde“ errichtet. Aber die erste Wahl des Direktors und der Schüler war nicht glücklich, und so war das Resultat, anstatt günstig, wie man von solcher Anstalt zu erwarten berechtigt war, eher durch die Vermehrung der Offiziere nachtheilig. Dies zögerte die Regierung nicht zu erkennen, und ernannte daher den französischen Hauptmann Posier zum Direktor der Schule. Demselben wurde auch das Zeughaus überwiesen, und der mit ihm angekommene Hauptmann Granaud ward zum Chef des Ingenieurkorps ernannt.

Frankreich schien die Errichtung einer Armee in Griechenland sich angelegen seyn zu lassen, und sandte daher im Februar 1829 den Oberst Fabvier zum zweiten Male, mit der Zusage einer Subsidie von 100,000 Franken monatlich. Allein der Präsident, der auf der einen Seite mit dieser Macht es nicht verderben wollte, wegen der durch sie geleisteten Hülfe, aber auf der andern Seite vielleicht nicht mit seiner Politik verträglich fand, daß Frankreich auf die Streitkräfte des Landes Einfluß übe, zeigte sich unschlüssig gegen Fabvier, so daß dieser Philhellene unverrichteter Dinge wieder nach Frankreich zurückkehrte.

Als Lepanto durch die griechischen Truppen belagert wurde, beorderte die Regierung, um die Einnahme dieser Festung zu beschleunigen, einen Theil des regulären Korps dahin. Vier Kompagnien des dritten Bataillons unter dem Major Sonnier, mit zwei Batterien unter Oberst Pieri, marschirten dahin ab, und trugen zur Eroberung der Festung bei, wonach sie als Besatzung in

in Lepanto blieben und durch zwei andere Kompagnien verstärkt wurden.

Während der Abwesenheit des Obersten Pieri erhielt Kapitain Posier das Kommando der Artillerie in Nauplia. Dieser unermüdliche Offizier, obgleich schon mit der Direktion der Militairschule und des Zeughauses beauftragt, bildete, sobald er das Kommando übernommen, die Artillerie in vier Kompagnien, regelte den Dienst und die Uebungen, und munterte die griechischen Offiziere auf, ihre Kenntnisse zu vermehren, so daß diese Waffe in kurzer Zeit bemerkenswerthe Fortschritte machte. Ueberdies ward das dritte Infanterie-Bataillon gebildet, und zu dessen Chef der Major Justin, ein Franzose und alter Philhellene, ernannt. Auf Begehren der Regierung gab das französische Armeekorps im Peloponnes Unteroffiziere ab, die als Unterlieutenants in die Infanterie und Artillerie eingereiht wurden.

Damit die gesendeten Subsidien nur für das reguläre Heer Griechenlands verwendet würden, sandte Frankreich den Unter-Intendanten Saint-Martin mit diesen Geldern, welcher, in Nauplia angekommen, die Leitung der Administration übernahm und diese nach französischer Weise regelte. Er errichtete eine Anstalt, in welche er junge Griechen, mit der Benennung Administrations-Eleven, aufnahm, im französischen Rechnungswesen unterrichtete, und nach dem Bedürfniß als Quartiermeister an die Abtheilungen abgab.

Im August nahm Oberst Heideck aus Gesundheitsgründen seine Entlassung, und ward auf Verlangen des Präsidenten vom General-Major Trezel des französischen Armeekorps in Morea im Kommando abgelöst.

Zweites Kapitel.

General Trezel übernimmt das Kommando des Korps. — Fortschreiten desselben. — Marsch nach Megara. — Ankunft des Oberst Gerard und seine Ernennung zum General. — Bildung des Musterkorps. — Quittirung Trezel's.

General Trezel übernahm im August 1829 das Kommando; er regelte unablässig den Dienst nach französischer Weise, und flößte allen Offizieren Diensteifer und Ehrgefühl ein. Den verschiedenen Waffen setzte er würdige Männer vor, so daß nun das Korps den Namen eines regelmäßigen wirklich verdiente. Der an die Stelle des der Veruntreuung von Geldern beschuldigten und entlassenen Chefs der Kavallerie Farnutzi gesetzte französische Kapitain Pelion organisirte die Reiterei auf befriedigende Weise. Das Zeughaus ward dem französischen Oberlieutenant Bourset übertragen.

Da man damals Argwohn hegte, es möchten die mißvergnügten leichten Truppen in den Peloponnes einfallen, so wurde ein Theil des regulären Korps vor den Isthmus beordert. Das erste und zweite Bataillon, zwei Eskadrons Kavallerie und zwei Züge Artillerie zogen im November unter General Trezel nach Megara, von wo sie jedoch nach einem Monate, während dessen sie in der rauhen Jahreszeit durch die Unbilden der Witterung viel gelitten hatten, durch die Regierung wieder abberufen wurden.

Die Regierung ordnete eine Rekrutenaushebung in einigen Eparchien Griechenlands an, wodurch, so wie durch Freiwillige, das Korps sich vermehrte.

Während aber in der Hauptstadt der Dienst auf französische Weise stattfand, und die Soldaten das Rö-

thige empfingen, machten die auswärtigen Abtheilungen, in Lepanto, Missolunghi und Patras, nicht nur keine Fortschritte in dienstlicher Ausbildung, sondern litten an allen Bedürfnissen Mangel.

Um einen Beweis ihrer Freundschaft für Griechenland zu geben, sandte im Januar 1830 die französische Regierung den Oberst Gerard, um zur Errichtung des griechischen Heeres mitzuwirken. Der Präsident nahm ihn mit großer Freude auf, und ernannte ihn zum Generalmajor, Adjutanten der Regierung und Inspektor der regulären Truppen.

General Gerard war ein würdiger Militair, und vor Allem eifrig, das Heer zu vermehren. Er würde ohne Zweifel Großes genützt haben, wenn er nicht auf den chimärischen Plan gerathen wäre, die irregulären Truppen in reguläre zu verwandeln, einen Plan, dessen Ausführung zu unterstützen er den Kriegsminister Rhodios bereit fand, welcher kürzlich Biaros ersetzt hatte. Es wurde also im Juli 1830 Befehl zur Errichtung einer regulären Infanterie-Abtheilung, unter dem Titel Musterkorps, erlassen, in welches einzutreten alle Offiziere und Unteroffiziere der leichten Truppen eingeladen wurden, mit der Zusicherung der Gültigkeit ihrer Grade und gleicher Rechte mit den Offizieren des regulären Korps. In Folge dieses Befehls reihten sich viele Offiziere der irregulären Korps, welche nicht in Aktivität waren, besonders und größtentheils die Quartiermeister derselben, mit ihren Graden ein, so daß in Kurzem ein Bataillon entstand, das aus Offizieren und sehr wenigen Unteroffizieren, anstatt der Soldaten, zusammengesetzt war. Das Kriegsministerium versäumte nichts, dieses Bataillon zu verstärken; es forderte die Chefs der leichten Korps

auf, jeder zwanzig Mann und einige Unteroffiziere zu senden: aber nur sehr wenige leisteten diesem Befehle Folge. Gleicher Befehl erging an die regulären Infanterie-Bataillone, und wurden deren Kontingente mit den Freiwilligen vereinigt. Das Bataillons-Kommando ward dem Hauptmann des regulären Korps, Diamantidis, übertragen; die Kleidung war die Fustanelle, und die Bewaffnung eine Bajonnetflinte und zwei kleine Patrontaschen. In Kurzem wurden gute Fortschritte im Exerziren gemacht. Der Eifer für Errichtung dieses Korps war so groß, daß verschiedene Anträge den Offizieren und Unteroffizieren der regulären Bataillone gemacht wurden, ihre Korps zu verlassen und sich in dieses Bataillon einzureihen.

General Trezel mißfiel dies so sehr, daß er das neugeschaffene Korps nicht mehr aus den Subsidien Frankreichs bezahlen wollte und im August 1830 mit dem Unter-Intendanten St. Martin seine Entlassung nahm.

Drittes Kapitel.

General Gerard übernimmt den Oberbefehl des regulären Korps. — Begebenheiten in Poros. — Tod des Präsidenten Kapodistria. — Die dreigliedrige Kommission übernimmt die Zügel der Regierung. — Quittirung des Generals Gerard. — Vorfälle in Argos. — Augustin Kapodistria Präsident von Griechenland und Abdankung desselben. — Die siebengliedrige Kommission ersetzt ihn. — Paralysirung des Korps. — Oberst Graillard übernimmt das Kommando. — Auflösung des Korps. — Die Offiziere werden in Disponibilität versetzt.

Nach der Quittirung Trezel's übernahm General Gerard den Oberbefehl über das reguläre Heer. Frankreich sandte nach den Juliustagen keine Subsidien mehr. Dies war eine der vielen Ursachen, warum das Korps wieder

wieder herabsank, und bald durch den Abgang der ausgedienten alten Soldaten, bald durch die Desertion der Rekruten geschwächt wurde. Die Zahl der Offiziere indessen und die Beförderungen vermehrten sich in umgekehrtem Verhältnisse des Zusammenschmelzens des Korps. Neue Grade wurden kreirt, wie der des 1sten Oberlieutenants, des zweiten Hauptmanns und des Unter-Majors. Viele Neuangekommene [1]) erhielten Grade; und als ob dies noch nicht hinreiche, wurde noch eine Garde errichtet, deren Soldaten Unteroffiziers-Rang hatten, und als Offiziere in die übrigen Heeresabtheilungen übertraten.

Unterdessen gährte es in allen Theilen Griechenlands, und der Bürgerzwist schien so weit zu kommen, daß der griechische Staat in seinen Grundfesten erschüttert werden mußte. Das Signal zum Ausbruch gab der Aufstand im Marine-Arsenal zu Poros. Es liegt nicht in unserem Plane, die Ursachen und den Verlauf der Ereignisse in Poros auseinanderzusetzen; auf unsern Gegenstand uns beschränkend, berichten wir nur, was das Geschick des regulären Korps berührt. Als der Aufstand in Poros ausbrach, sandte die Regierung im Juli 1831 das Musterbataillon und zwei Eskadrons unter dem Oberst Kallergi dahin, dem Chef der Kavallerie an der Stelle Pelion's, welcher Letztere mit Posier, Krano und Bourset seine Entlassung genommen hatte. Diese Truppen trieben die Empörer zu Paaren.

Die Vorfälle in Poros waren das Vorspiel noch traurigerer Ereignisse, deren Folgen ganz Griechenland empfand. Die unverhoffte Nachricht der Ermordung Kapodistria's traf wie der Blitz die Gemüther Aller,

1) Griechen der Inseln.

und die Zerrüttung des Gemeinwesens war die unausbleibliche Wirkung einer solchen That. Anarchie begann überall zu herrschen, und Nauplia schien zum Schauplatz blutiger Kämpfe bestimmt.

Aber das reguläre Korps blieb wie immer in den kritischsten Verhältnissen seinen Grundsätzen der Disziplin getreu. Anstatt in den Strudel der Unordnungen sich hinreißen zu lassen, und ein Werkzeug der Leidenschaft und des Eigennutzes abzugeben, strebte es überall die Ordnung aufrecht zu erhalten und wiederherzustellen, und dies gelang ihm, Dank der Thatkraft des Stadtkommandanten Almeïda, besonders in der Hauptstadt.

Unter der dreigliedrigen Kommission, die Kapodistria in der Regierung folgte, und deren Mittel, die Staatsmaschine in Bewegung zu setzen, Treulosigkeit, Intriguen und Theilung der Regierten waren, wodurch alle schlimmen Folgen der Spaltung eines Volkes hervorgerufen wurden, versah das reguläre Korps stets gewissenhaft seinen Dienst. Aber bald ward es seines Chefs beraubt, General Gerard nahm im November seine Entlassung, in Folge der Wirren der Zeit. Die Nationalversammlung ward nach Argos zusammenberufen, das ganze Volk theilte sich nun in Anhänger der Regierung, und Gegner, die sich Konstitutionelle nannten. Die Regierungs-Kommission sah sich genöthigt, der heftigen Opposition der Konstitutionellen mit Gewalt zu begegnen, sandte die regulären Truppen gegen dieselben und zwang sie unter Bedingungen, Argos zu verlassen.

Der Bruch zwischen beiden Partheien ward hierdurch erklärt, die Regierungsparthei errichtete ein Schattenbild von Regierung, indem sie Augustin Kapodistria als Präsidenten von Griechenland proklamirte. Sie

schloß sich in Nauplia ein. Die Gegner konzentrirten sich außerhalb des Peloponnes in Megara.

Unter diesen Verhältnissen, wo Jedermann bewaffnet sich der Parthei anschloß, deren Sache er für die gute hielt, oder die stärker erschien und wo er seinen Vortheil zu finden dachte, blieb das reguläre Korps, ohne Antheil an den faktiösen Zwecken zu nehmen, dem Theile treu, der den Namen der Regierung führte, obgleich ihm diese Regierung wegen Mangel an Geldmitteln weder Sold noch Verpflegung geben konnte. Die Truppen geriethen daher in dieselbe traurige Lage, mit der sie während des heiligen Krieges gegen die Tyrannen so oft zu kämpfen gehabt hatten.

Als die konstitutionellen Truppen in Argos einrückten, und Graf Augustin Kapodistria, anstatt Maaßregeln zum Widerstand zu ergreifen, die Zügel der Regierung zu übergeben sich erbot, begehrten einige Offiziere der Garnison Nauplia ihre Entlassung und gingen nach Argos. Die übrigen machten Eingaben an die Gesandten der drei Mächte, von denen sie eine Regierung begehrten, auf daß keine Unordnungen in der Stadt vorfielen.

Die nach Augustin's Abdankung errichtete siebengliedrige Kommission war der Spielball der feindlichen Leidenschaften und der Zwietracht. Sie hatte weder die Zeit noch die Mittel für die Erhaltung des regulären Korps zu sorgen. Sie erließ jedoch Befehl an alle Bataillone in Nauplia einzurücken. Aber das zweite Bataillon blieb in Patras unter dem Anhang des Obersten Tzabellas, und das dritte in Lepanto war von den leichten sogenannten konstitutionellen Truppen, die bei der allgemeinen Unordnung in diese Veste eingezogen waren, gleichsam gefangen gehalten.

Als sich die übrigen Bataillone in Nauplia versammelt hatten, beschränkte sich die Kommission, anstatt für deren Unterhalt zu sorgen, darauf, die Chefs zu wechseln, Beförderungen vorzunehmen und die Zahl der Offiziere zu vermehren, während die Soldaten aus Mangel an den nöthigen Bedürfnissen täglich desertirten. Doch auch die Offiziere erfreuten sich keiner größeren Fürsorge von Seiten der Regierung. Die Hoffnung auf die Ankunft Sr. Maj. des Königs Otto erhielt sie standhaft, so daß sie bei ihren Fahnen blieben und mit allen Mitteln die Desertion der Soldaten zu verhindern suchten. Als aber auch einige Offiziere die Fahnen verließen, um sich den herrschenden Partheien anzuschließen, da ward die Desertion fast allgemein. Es ist nicht unsere Sache, zu untersuchen, welche andere verborgene Umstände damals zur Auflösung der regulären Truppen, besonders der Reiterei, mitwirkten.

Die Unordnungen der leichten Truppen, der Mangel einer zur Unterstützung der Regierung geeigneten öffentlichen Macht, vielleicht auch die Politik bewirkten die Einladung der französischen Truppen in Modon und Coron. Die Ankunft dieser Truppen stellte die Ordnung in Nauplia wieder her. Die griechischen regulären Truppen versahen trotz ihres elenden Zustandes zugleich mit den französischen den Dienst. Aber vernachlässigt, verschlimmerte sich dieser Zustand von Tag zu Tage; wie, nach dem gemeinen Sprichwort, des Herrn Auge die Pferde pflegt, so können nur die Blicke der Regierung das reguläre Heer erhalten.

Die Regierung in Nauplia ernannte zwar, um sich den Schein zu geben, als verabsäume sie die Bildung des regulären Korps nicht, den Obersten Graillard, einen Franzosen, zum Chef desselben. Dieser aber, mit

allem guten Willen, entbehrte, der Mittel, das Korps wieder herzustellen, von dem, wenn ich mich so ausdrükken darf, nur das Skelett noch übrig war. Einiges Geld durch Vorschüsse der Bank in Nauplia aus der Münze von Aegina zusammenbringend, schien er ihm einige Lebensfunken einzuhauchen, aber dieses Geld war bald verschwunden, und so fiel das Korps wieder in die vorige Paralysirung zurück.

Während dieses Zustandes der Bataillone kam der König in Griechenland an. Die Regentschaft versammelte kurz darauf alle regulären Truppen in Nauplia, und löste sie auf; die Offiziere wurden in Disponibilität versetzt, und alle Grade, welche sie seit Kapodistria's Tode empfangen hatten, für ungültig erklärt. Ohne zu untersuchen, welchen Zweck und welche Wirkung diese Verordnungen hatten, beschränken wir uns darauf, sie zu berichten, und überlassen kompetenteren Richtern, sie zu beurtheilen.

Epilog.

Hier endet die Geschichte, die wir dem Publikum zu übergeben übernommen haben. Der Leser, hoffen wir, wird aus dieser wahren Erzählung Glück und Unglück des regulären Korps, so wie die Ursachen, warum es nicht gedeihen konnte und zuletzt unterging, ersehen. Er wird aber auch erkennen, wenn das reguläre Heer, trotz aller erwähnten Widerwärtigkeiten, stets das Beispiel der Disziplin und Pflichttreue gegen die bestehenden Regierungen gab, was eine Regierung von ihm hoffen konnte, welche die Mittel und den Willen hatte, es zu bilden.

V.

Beiträge zur Geschichte des modernen Geschützwesens.

I. Die Klasse der gebildeteren Individuen jeder Artillerie — ich habe Gründe, warum ich Individuen und nicht Offiziere sage — hat mich gewiß schon mehrmals in Tartaglia's Gesellschaft befunden, und dort nebst mehreren anderen Gelehrten auch die Grafen Savorgnani kennen gelernt.

Einer dieser Grafen schrieb gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts für seinen Neffen die Kriegskunst zu Wasser und zu Land, welcher er eine Abhandlung über die Artillerie anhing [1]).

Er gleitet hierin über die Erfindung der Feuergeschütze ganz leicht weg, doch fällt dem aufmerksamen Leser die Stelle: primo fece code [2]) et mortari, et ap-

1) L'arte milit. terr. et marit. . . dall ill S. M. Savorgnani — con un essat. tratt. a parte dell Artigl. Venat. 1514.

2) Veraltet in der ital. Sprache, franz. le coude, span. codo.

presso si volto à far bombarde (man machte zuerst Elbogen und Mörser, dann ging man auf die Erzeugung der Bombarden über) auf.

Das unter einem Winkel von 90 Graden gebogene Geschützrohr setzt ihn in gerechtes Staunen, er mißtraut seiner Sprachkenntniß und Savorgnani's Worten; zieht die einstmalige Existenz eines so abenteuerlich gestalteten Feuerrohrs in Zweifel.

Und doch mit Unrecht.

Es mag in England bestanden haben, denn Grose [1]) hat es abgebildet in seinem Werke; in Spanien, denn Diego Uffano beschreibt es. Sein Uebersetzer J. de Bry [2]) sagt, es habe bei den Alten Compago (zusammengefügt) geheißen, die Benennung Ambigo wäre aber passender gewesen; und das alte deutsche Manuskript (1445), wovon ein Auszug in Hoyer's Geschichte der Kriegskunst, führt ganz deutlich Kanonen und Mörser an, die wie ein Winkelhaken gestaltet sind.

Das Bild eines solchen Mörsers nach Santini giebt der Cavaliere Venturi auch [3]).

Die sichersten Zeugen für die einstmalige Existenz des Elbogens sind jedoch der deutsche Vegez und Valturio.

Ersterer schrieb um 1500 vier Bücher von der Ritterschaft, welche er Kaiser Maximilian I. widmete. Die beigefügten Abbildungen machen das in Rede ste-

1) Milit. Antiquit. resp. a hist. of the english army. By F. Grose 1801.

2) Archeley gründlicher und eigentl. Bericht vom Geschütz durch D. Uffano, deutsch durch J. de Bry. 1614.

3) Von dem Ursp. und erst. Fortsch. des heut. Geschützwes. d. d. Ritter Venturi, deutsch von Redlich. Berlin 1822.

hende Geschütz ersichtlich; es enthält dort zwei Zündlöcher, natürlich zunächst des Scheitels, in jedem Rohre eins.

Man sieht hieraus, daß Uffano höchst wahrscheinlich aus dem Vegetius geschöpft, die Benennung Ambigo, eigentlich ambigue (zu zwei Zwecken dienlich) entstand aus der Meinung, daß man aus dem Elbogen zugleich schießen und werfen könne.

Mehr aber, als von allen bis jetzt abgehörten Zeugen, erfahren wir von Valturio.

Im Jahre 1483 wurde sein Werk de re militari das erste Mal zu Verona gedruckt; er hatte es seinem Gönner dedizirt, dem kriegerischen Fürsten Sigismund Pandulf Malatesta, Herrn von Rimini, den wir bei Chaliscondylas [1]) 1463 mit dem Papste in Fehde finden — und das Bild des Elbogens: „Alia machina mirabilis" überschrieben, dann darunter gesetzt: „Inventum est quoque machinae tuum Pandulphe, qua pilae aeneae tormentarii pulveris plenae cum fungi aridi fomite urentis emittentur. (Auch diese Maschine, welche eiserne Kugeln mit Schießpulver gefüllt und einem Zünder von Schwamm versehen wirft, ist deine Erfindung, Pandulf!)

Das einzige Zündloch auf dem Bilde, und der Umstand, daß Valturio keine Erwähnung eines anderen Gebrauches, denn als Wurfgeschütz, macht, überführen Uffano des Irrthums; die Hohlkugel beweiset das hohe Alter der Bombe und hilft einigermaaßen die Vermuthung bestärken, daß der Erfindung der Feuergeschütze das Werfen von Sprengkörpern, die mit gleichem Rechte die Benennung Bombarden trugen, vorangegangen.

1) Lib. X. pag. 229.

Doch hiervon ein andermal viel mehr.

Ich habe mir viele Mühe gegeben, zu erheben, ob denn dies fabelhaft scheinende Geschütz auch in ernstlicher Gelegenheit gebraucht worden; Ja!

Hammer's Geschichte des osmanischen Reiches [1]) erzählt die vierte Belagerung Konstantinopels im Jahre 1422, und nennt, nach Ducange Gloss. inf. Graec., die von den Türken gebrauchten Belagerungsmaschinen — als Falkaunen, große und kleine Karrn —.

Die Originalstelle des byzantinischen Schriftstellers ist beigefügt, hierin eine der Maschinen Αμκαλαι genannt, — dies ganz ungekünstelt mit Hülfe eines gewöhnlichen Lexikons übersetzt, giebt Elbogen, und beweiset einerseits den Gebrauch der Machina mirabilis in Beschießung der Städte, anderweit, daß Pandulf Malatesta, der um 1510 starb, keineswegs ihr Erfinder gewesen seyn konnte.

Savorgnani setzt die Erfindung des Elbogens mit jener des Mörsers in dieselbe Zeit. Wie alt ist er nun? da wir in französischen und deutschen Anführungen aus dem Gebiete der Geschichte der Feuerwaffentechnologie lesen, die Araber hatten 690 n. Ch. Mekka aus Mörsern beworfen.

Diese Anführungen gründen sich auf Casiri's Stelle: „manganis et mortariis ope naphthae et ignis in Cabam jactis" [2]).

Ich aber glaube in derlei Fällen Niemandem auf sein Wort, und habe in der arabischen Originalstelle gefunden, mit meschanit und giran — d. i. mit Maschi-

---

1) Thl. 2. S. 412.

2) Biblioth. arab. hisp. escur. Matriti 1770. Bl. 7 u. 8.

nen und Blasbälgen, und nicht, wie es dem geistlichen Herrn zu sagen beliebte, mit Mörsern.

Der Mörser heißt in der arabischen und türkischen (auch Artillerie:) Sprache havan, vulgo ha - un, giran aber ist die vielfache Zahl von gur der Blasebalg.

Aus diesem und dem Ankalai (Ellbogen) sieht man, wie sehr Uebersetzungen, die nicht durch Männer vom Fache geschehen, geeignet sind, Irrthümer zu erzeugen; beide Fehler sind noch verzeihlich, aber wie konnte Venturi's Uebersetzer (oder schon Venturi selbst) die Stelle des Mariana [1]: „ferreos globos cum igne et fragore pulvereque tormentario ejaculabantur" — eiserne Kugeln mit Feuer und Gestank gefüllt, mit Hülfe des Pulvers aus Wölbkesseln geworfen [2]) — geben!

Fragore heißt wohl mit Knall — also eiserne Kugeln unter Feuer und Knall mit Pulver abgeschossen — aber keinesweges mit Gestank gefüllt; dieser bleibt in der mißrathenen Uebersetzung, und das Projektil eine Vollkugel.

II. Bei den Griechen, deren Thüren nach außen aufgingen, war an diesen innerhalb des Gemaches eine Klapper angebracht, mit welcher, der etwa außen Stehenden wegen, vor dem jedesmaligen Oeffnen ein Zeichen gegeben wurde [3]).

Dies mag anderswo auch der Fall gewesen seyn, denn man findet diese Klapper in der gallischen Sprache Pet genannt. Fügt man nun hieran das arde, wie in

---

1) Mariana hist. d. Reb. Hisp. Hag. Com. 1733. Tom. II. lib. XVI. c. II. pag. 214.

2) S. 15.

3) Fores crepuerunt. Terent.

Bombarde, so erhält man eine scharfe Thürklapper, die Petarde, die mit Blitz die Thüre öffnet; und schließt auf das Vaterland dieses Kriegsinstruments.

Für Jene, welche dessen französischen Ursprung nicht schon erkennen wollen, führe ich das Zeugniß des Pater Daniel an [1]).

Nach selbem würde es in Frankreich zur Zeit der Hugenottenkriege kurz vor 1579 erfunden.

Der Italiener Tensini erzählt, ein Hugenote aus Auvergne, ein Spitzbube von Profession, gerieth bei seinen vielen Einbrüchen auf eine Thüre, die allen seinen Künsten widerstand, er schüttete Pulver in das Schlüsselloch, brannte es an und öffnete auf diese Weise. Das Gelingen gab ihm Stoff zum Nachdenken, er füllte hölzerne Gefäße, die mit eisernen Reifen umgeben waren, mit Pulver, stemmte sie gegen die Thüren und sprengte sie durch sein Werkzeug ein.

Ich glaube diese Geschichte nicht; sollte ich eine erfinden, so lautete sie folgenderweise.

Ein Arkebusier [2]) stemmte seine Büchse an das Schlüsselloch einer widerspenstigen Thüre und brannte los. Da ward er etwas unsanft auf das Hintertheil gesetzt, nahm sich dies ad notam und spreizte das nächste Mal sein Gewehr.

Ein kluger Büchsenmeister aber, dem dieses Ver-

---

1) P. Daniel hist. de la milice franç.

2) Ark nach dem Dict. de la langue Bretonne ein hölzernes Gehäuse, eine Lade, ein Schaft, also Arkebuse eine geschäftete Büchse zum Unterschiede von den ältesten ungeschäfteten Handröhren, wovon das letzte Exemplar in der königlichen Rüstkammer in Dresden.

fahren gefiel, ließ auf eigene Rechnung ein kurzes weites Rohr machen. — Gewiß auf eigene Rechnung, denn hätte er erst einen Vorschlag gemacht, so wäre die Petarde nicht so bald zu Stande gekommen, dies läßt sich aus a — x beweisen.

Noch in demselben Jahre, in welches man ihre Erfindung setzt, oder sehr bald danach, 1579, legten sie die Hugenoten bei St. Emillon an.

Sie verbreitete sich sehr schnell. Am 29. März 1598 fand Schwarzenberg mit ihrer Hülfe Eingang in Raab. Ein kaiserlicher Feuerwerker, Lamar, an der Spitze der Kolonne, öffnete das Brückenthor.

Der Versuch auf Stuhlweißenburg am 24. Juni des folgenden Jahres mißglückte, zwei Petarden fielen den Türken in die Hände, welche sie als das erste Muster in das Lager des Großveziers brachten [1]).

Ein Beweis ihrer Neuheit, da die türkische Artillerie jener Zeit den übrigen europäischen wenig nachstand.

Daß die Petarde in England vor dem Jahre 1641 gebraucht worden, fand ich nirgends.

Im Dezember dieses Jahres ward das Schloß Arundel durch die Parlamentstruppen unter W. Walter und Oberst Brown genommen, welche unerwartet angelangt, das gesperrte Thor mit einer Petarde öffneten [2]).

Nach der Leipziger Chronik ließ Torstenson 1642 an die Mauer eines Rondels von Freiberg eine Mauerpetarde legen, die aber, ohne Wirkung zu thun, zurücksprang und zwei Kapitains und einen Lieutenant tödtete.

---

1) Hammer's Geschichte des osman. Reiches.

2) Vicars Parlam. Chron. God in the Mount. p. 231.

Auch vor Friedrichsöde am 24. Mai 1657 hatten die Schweden eben so wenig Glück. Ein Artillerie-Kapitain, 1 Minir-Lieutenant, 1 Petardier zogen an der Spitze der Sturmkolonne; der Petardier wurde verwundet, und sonst verstand Niemand den Gebrauch seines Instrumentes [1]).

Die Gattungen, Gestalt und Handhabung der Petarden finden sich in Geißler's vollkommener Artillerie. In Böckler's Kriegsschule lieset man von kupfernen, zinnernen und im Falle der Noth von hölzernen; er läßt die Ladungen mit Quecksilber stärken.

In einem Zeugs-Inventarium der Festung Mainz vom Jahre 1673 habe ich folgende Artikel gefunden: „drei bleierne Petarden, die sehr alt sind, und sammt dem Madrillbrett 65 Pfund wiegen."

Also beinahe kein unedles Metall jener Zeit, aus dem sie nicht erzeugt wurde.

Für die Handhabung der Petarde bestanden, wie schon erwähnt, in der schwedischen Armee eigene Petardiere. So auch in der kaiserlichen. Nach der Rangs- und respective Subordinations-Liste in dem Kaiserlichen Feld-Artillerie-Korps von 1724 [2]), hatte der Ober-Petardier Hauptmanns-, der Unter-Lieutenants-Rang.

Nach Geisler kam die Petarde zu Ende des 17ten Jahrhunderts selten mehr vor, sie lebte also kaum 150 Jahre, und ward von der verbesserten Befestigungskunst zu Grabe getragen.

---

1) Wrangels Bericht an den König im Diar. europ. S. 493.

2) J. Koßka, Lieutenants und Auditoris, Observationes zu den kais. Artikuls-Briefen Leopoldi I.

VI.

Artilleristische Miscellen.

Von

H. W. Arcona.

1.

In einer Belagerungsbatterie ist die Pulverkammer unbrauchbar geworden, deren Herstellung wegen des feindlichen Feuers für den Augenblick unausführbar ist. Da die Batterie ihr Feuer aber nicht einstellen darf, so müssen Vorkehrungen getroffen werden, um die Munition für den ersten Bedarf in einem kleinen Reservoir unterzubringen; die desfallsigen Anordnungen würden folgende seyn.

Etwa 6 Mann unter Aufsicht eines Unteroffiziers machen an einer anzuweisenden passenden Stelle einen Ausschnitt im Banket von 4 Fuß Breite und 3 Fuß Tiefe. Aus der unbrauchbaren Pulverkammer entnimmt man eine Hurte, und legt sie dergestalt über den gemachten Ausstich, daß sie die hintere Böschung der Brustwehr berührt und an den beiden Seiten 1 Fuß auf dem Banket aufliegt. Diese Hurte bedeckt man mit der ausge-

gegrabenen Erde, und bedeckt diese 3 Fuß hohe Decke noch außerdem mit Rasen, wenn man ihn haben kann. Damit die Hurte die auf ihr ruhende Last zu tragen im Stande ist, wird sie durch einen in die Grube eingeschlagenen Schanzkorbpfahl unterstützt. Zum Verschließen, oder richtiger gesagt, Blenden dieser Nothpulverkammer dient ein liegender, mit alten Faschinen und anderem Strauchwerk gefüllter Schanzkorb, der durch einige leicht in die Erde gesteckte kleine Pfähle am Zurückrollen verhindert wird.

2.

In einer mit Faschinen bekleideten Schartenbatterie vor der belagerten Festung sind die Blendungen der Scharten zerschossen, der Feind unterhält ein lebhaftes Gewehrfeuer, andere Schartenblendungen sind in der Batterie nicht vorräthig, und die Herbeischaffung der benöthigten Erfordernisse aus dem Depot erfordert mehr Zeit, als statthaft ist. Die Batterie dürfte in diesem Falle Nothblendungen auf folgende Art anzufertigen im Stande seyn.

Ein Schanzkorbpfahl wird durch einen mit Faschinenenden und anderem Strauch- und Holzwerk gefüllten Schanzkorb einige Zoll über die Mitte, der Quere nach durchgeschlagen. Rechts und links der Scharte, einen Fuß von oben, und von der hintern Schartenöffnung einen Fuß nach der Mitte des Kastens zu, werden zwei Pfähle von zwei Fuß Länge mit den Spitzen etwas nach unten gesenkt, ungefähr 1½ Fuß tief in die Brustwehr eingeschlagen. Der Schanzkorb mittelst des durchgeschlagenen Pfahls auf die hervorragenden Enden der beiden

andern gelegt, dient nun als Blendung; soll diese geöffnet werden, so wird das obere Ende des Schanzkorbes mittelst eines daran befestigten Stricks nach dem Innern der Batterie mit Leichtigkeit hineingezogen, wodurch der Schanzkorb um den als Achse dienenden quer durchgeschlagenen Pfahl sich dreht, und den nöthigen Raum, das Geschütz in der Scharte zu richten, gestattet. Das Schließen der Scharte ergiebt sich von selbst.

(Fortsetzung folgt.)

I.

Etwas Artilleristisch-Praktisches.

> There are as many minds as men and of wranglers there is no end.
>
> A Discourse on Ossian.

Vorwort.

Der folgende kleine Aufsatz ward im Jahre 1836 für das damals in Hannover erscheinende militairische Journal verfaßt. Nur bei den einheimischen Lesern konnte derselbe zunächst Interesse finden.

Als indessen Verhältnisse die Redakteure bewogen, die Herausgabe des Journals für eine Zeitlang aufzugeben, ward diese Aphorisme, welche vielleicht auch von auswärtigen, — nicht von ihren eigenen Einrichtungen zu sehr eingenommenen Individuen vom Handwerk mit einigem Interesse gelesen werden möchte — einer andern militairischen Zeitschrift zur gefälligen Aufnahme zugesandt. Daselbst hat sie, aus nicht leicht zu erklärenden Ursachen, in irgend einem Schubfache unbemerkt und, wahrscheinlich, ungelesen geruht; das Manuskript fand nur mit Mühe seinen Autor wieder.

August 1840.

Reitende-, Fahrende- und Fuß- oder Positions-Artillerie, sind die Benennungen, unter welchen anjetzt alle Arten Feld-Artillerie erscheinen [1]).

Unter ersterer versteht man solche Artillerie, bei der sämmtliche, die Geschütze bedienende Mannschaft, oder der größere Theil derselben, zusammt den nöthigen Pferdehaltern beritten gemacht sind.

Die Preußische Reitende-Artillerie, so viel man hat erfahren können auch die Russische, hat, die Kaiserlich Französische hatte, — man weiß nicht, ob auch die Konstitutionell-Königliche — sämmtliche eben bezeichnete Mannschaft zu Pferde.

Sie sind die theuersten und vielleicht die beweglichsten; erstens, weil die mehreren Pferde und das bedeutendere Material mehr kosten als Menschen; das zweite, weil man doch der Natur der Sache nach mit Geschützen und Wagen, auf denen Menschen sitzen und zerstoßen werden, nicht ein solches Tempo lang dauernder Bewegung annehmen kann, als mit denen ohne diese Belastung.

Aus eben dieser Ursache ist die Kaiserlich Oesterreichische Kavallerie-Artillerie nicht zu der Reitenden-Artillerie und zu den beweglichsten zu rechnen. Bei ihr

---

1) Von Congreve'schen Raketen-Batterien, oder Korps, kann die Rede hier nicht seyn, weil sie nur Stief-Kinder der Artillerie sind, die letztere nie unter keinerlei Verhältnissen werden entbehrlich machen können, noch vielleicht im Gegensatze durch sie zu ersetzen seyn werden, wenn einst die Fluglinie eines länglichen Körpers durch das Medium der Luft, vergleichsweise, eben so sicher sich gestalten sollte, wie die eines sphärischen.

reitet der größte Theil der bedienenden Mannschaft auf sogenannten Wurst-Wagen.

Die Englische und Hannoversche Reitende-Artillerie hat die Einrichtung behalten, daß 2 Kanoniere auf dem Protzkasten sitzen, der andere Theil der Mannschaft — 8 oder 9 Mann — ist beritten. Eine Maaßregel, die manche Vortheile gewährt, wenn man von einem gewissen Grade der größern, nachhaltigern Beweglichkeit abstrahirt. Lange wiederholte Nachtmärsche sind für die dermaßen fahrenden Leute, der Unbequemlichkeit der Sitze ohne Lehne wegen, — ebensowohl als wie anhaltende verstärkte Bewegungen auf rauhen Wegen — kaum auszuhalten; ihre augenblicklichen Kräfte und die Gesundheit für die Dauer des Lebens sind ohnstreitig oftmals gefährdet. Dahingegen aber hat man stets über 4 Arme zu disponiren, deren zugablicher Bewegungs-Impuls nichts kostet, nichts frißt und nie im Wege ist. Das zum Gefecht Kommen (das Abprotzen) wird erleichtert und manchen andern Schwierigkeiten — des Terrains z. B. — kann schneller abhülflich entgegengekommen werden.

Fahrende-Artillerie — bei den Engländern Cart Artillery — bei den Hannoveranern Karren-Artillerie — wird diejenige benannt, bei der die Bedienung fährt. Zu dem Ende müssen Geschütze und Wagen eine besondere Einrichtung haben und der Regel nach stärker und zahlreicher bespannt seyn [1]).

1) Das wird muthmaßlich auch wohl der Fall mit den bei der Königlich Baierschen Artillerie, nach den uns noch im Detail vorenthaltenen neuern, vom General-Major von Zollern angegebenen Einrichtungen seyn.

Reitende-, Fahrende- und Fuß- oder Positions-Artillerie, sind die Benennungen, unter welchen anjetzt alle Arten Feld-Artillerie erscheinen [1]).

Unter ersterer versteht man solche Artillerie, bei der sämmtliche, die Geschütze bedienende Mannschaft, oder der größere Theil derselben, zusammt den nöthigen Pferdehaltern beritten gemacht sind.

Die Preußische Reitende-Artillerie, so viel man hat erfahren können auch die Russische, hat, die Kaiserlich Französische hatte, — man weiß nicht, ob auch die Konstitutionell-Königliche — sämmtliche eben bezeichnete Mannschaft zu Pferde.

Sie sind die theuersten und vielleicht die beweglichsten; erstens, weil die mehreren Pferde und das bedeutendere Material mehr kosten als Menschen; das zweite, weil man doch der Natur der Sache nach mit Geschützen und Wagen, auf denen Menschen sitzen und zerstoßen werden, nicht ein solches Tempo lang dauernder Bewegung annehmen kann, als mit denen ohne diese Belastung.

Aus eben dieser Ursache ist die Kaiserlich Oesterreichische Kavallerie-Artillerie nicht zu der Reitenden-Artillerie und zu den beweglichsten zu rechnen. Bei ihr

1) Von Congreve'schen Raketen-Batterien, oder Korps, kann die Rede hier nicht seyn, weil sie nur Stief-Kinder der Artillerie sind, die letztere nie unter keinerlei Verhältnissen werden entbehrlich machen können, noch vielleicht im Gegensatze durch sie zu ersetzen seyn werden, wenn einst die Fluglinie eines länglichen Körpers durch das Medium der Luft, vergleichsweise, eben so sicher sich gestalten sollte, wie die eines sphärischen.

reitet der größte Theil der bedienenden Mannschaft auf sogenannten Wurst-Wagen.

Die Englische und Hannoversche Reitende-Artillerie hat die Einrichtung behalten, daß 2 Kanoniere auf dem Protzkasten sitzen, der andere Theil der Mannschaft — 8 oder 9 Mann — ist beritten. Eine Maaßregel, die manche Vortheile gewährt, wenn man von einem gewissen Grade der größern, nachhaltigern Beweglichkeit abstrahirt. Lange wiederholte Nachtmärsche sind für die dermaßen fahrenden Leute, der Unbequemlichkeit der Sitze ohne Lehne wegen, — ebensowohl als wie anhaltende verstärkte Bewegungen auf rauhen Wegen — kaum auszuhalten; ihre augenblicklichen Kräfte und die Gesundheit für die Dauer des Lebens sind ohnstreitig oftmals gefährdet. Dahingegen aber hat man stets über 4 Arme zu disponiren, deren zugablicher Bewegungs-Impuls nichts kostet, nichts frißt und nie im Wege ist. Das zum Gefecht Kommen (das Abprotzen) wird erleichtert und manchen andern Schwierigkeiten — des Terrains z. B. — kann schneller abhülflich entgegengekommen werden.

Fahrende-Artillerie — bei den Engländern Cart Artillery — bei den Hannoveranern Karren-Artillerie — wird diejenige benannt, bei der die Bedienung fährt. Zu dem Ende müssen Geschütze und Wagen eine besondere Einrichtung haben und der Regel nach stärker und zahlreicher bespannt seyn [1]).

1) Das wird muthmaßlich auch wohl der Fall mit den bei der Königlich Baierschen Artillerie, nach den uns noch im Detail vorenthaltenen neuern, vom General-Major von Zollern angegebenen Einrichtungen seyn.

Fuß-Artillerie kann man nur diejenige nennen, bei der, weil jene Einrichtung nicht von vorn herein getroffen worden, oder die Schwere des größeren Kalibers des Geschützes und die daraus herrührende größere Anzahl von Wagen und Troß, nun solche nicht wohl zulassen, die Bedienung auf ihre eigenen Beine zur Bewegung reduzirt ist. Man nennt sie auch wohl Schwere-Artillerie. Sie ist, wenn das Geschütz eine angemessene, seinem Kaliber entsprechende Konstruktion hat, die solideste und sicherste in vielen und vielseitigen Beziehungen. Sie ist das Argumentum ad rem, das wahre und Alles durchdringende Kanonische Recht; auf sie vertraut die allgemeine Stimmung des Soldaten, und könnte sie nur allenthalben hin und anhaltend argumentiren, so wären ihre Gründe stets entscheidender, als vor Zeiten die Schlüsse der Docteurs de la Sorbonne und des Nachfolgers des heiligen Petrus. So aber, und da der Krieg nun einmal beweglicher getrieben wird, als ehemals, man aber doch ein Argumentum ad rem, wenn auch nicht ganz gewichtiget, gern allenthalben, bis auf den Vorposten, hat (bei weit vorgeschobenen Feldwachen, ja bei einzelnen Vedetten haben wir es gesehen), so ist man, trotz aller Kostbarkeit, zu Reitenden- und Fahrenden-Argumenten gekommen.

Fast alle Artilleristen wollen und sollen jetzt reiten und fahren.

Man darf es nicht bezweifeln, daß im Laufe der Zeit, so wie man jetzt schon berittene Pioniere und Pontoniere hat, man auch einen Reitenden-Belagerungs-Park bei den großen Armeen erleben wird, wenn nicht Dampfmaschinen und Eisenbahnen auch hierin eine andere Epoche herbeiführen sollten.

Man hat sogar den Spaß so weit getrieben, die Frage, „welches der Unterschied und die respektiven Vorzüge der Reitenden- und Fahrenden-Artillerie seyen", zu der Preisaufgabe einer militairischen gelehrten Akademie zu machen, die mit 50 oder 100 Dukaten belohnt werden sollte.

Manchem der Leser dieses verehrlichen und weit und breit gelesenen Journals sind die Mittel höchst wahrscheinlich nicht zugänglich, um über die Entstehung und die Einrichtung einer Karren-Artillerie — wie wir sie nun ohne Furcht, Irrungen zu verursachen, in dieser Notiz stets werden nennen dürfen — und über die bei den Bewegungen mit solchen zu befolgenden Grundsätzen die gewünschte Aufklärung zu erhalten. Man hofft daher, daß Folgendes nicht uninteressant und unbelehrend gefunden wird.

Das Geschichtliche.

Von Reitender-Artillerie will man — nach Hoyer — die ersten Spuren bei der Russischen Armee unter dem Feldmarschall Münnich im Türken-Kriege gegen das Ende des 4ten Jahrzehnds des 18ten Jahrhunderts finden. Im siebenjährigen Kriege sollen die Russen wirklich berittene Artilleristen gehabt haben. Dem Prinzen Heinrich von Preußen wird das Verdienst angerechnet, diese Maaßregel bei der Preußischen Armee zuerst nachgeahmt zu haben.

Ebenso findet man in der Registratur oder der Büchersammlung der Königlich Hannoverschen Artillerie Zeichnungen einer Art fahrender Artillerie, die der bekannte Graf Wilhelm von Bückeburg eingeführt hatte oder eingeführt wissen wollte.

Das Geschütz ist eine Klapp-Büchse oder Amusette von 1pfündigem Kaliber. Es hat eine kleine Art Protze mit einer Gabel-Deichsel (à la limonière) in der Mitte. Der sogenannte Stangen-Reiter sitzt (ziemlich unbequem, begreiflich) auf diesem hier eingespannten Pferde; zwei andere in Front sind davor gespannt, auch von einem Manne geführt. Ein Mann sitzt à cheval hinter der Kanone auf der Laffete zum Richten und Abfeuern; wo die andern, doch wohl nothwendig gewesenen, 3 oder 4 Mann bei der Bewegung bleiben, ist nicht dargethan. Offenbar hat das Geschütz ohne alles Abprotzen zum Gefecht kommen sollen.

Später bis zum Jahre 1803 finden sich keine Spuren von Karren-Artillerie bei irgend einer Armee, es sey denn, daß man die schon oben erwähnte Kaiserlich Oesterreichische Kavallerie-Artillerie, die schon, wie wir glauben, unter Kaiser Joseph II. errichtet wurde, dafür annehmen will.

Im genannten Jahre 1803 wollte bekanntlich Napoleon das eigentliche Großbritannien erobern. Das Volontair-Wesen erhielt dadurch in diesem Lande seine Ausbildung. Alle einer Landung ausgesetzten Punkte der südlichen und östlichen Küste konnten wohl bewacht, aber nicht unter Schutz bedeutender Truppentheile gesetzt werden. Eine nur oberflächlich disziplinirte Volontair-Macht erfordert aber zur Unterstützung eine bedeutende Artillerie. Um diese daher schnell in großen Massen an die bedrohten Punkte schaffen zu können, verfiel man auf die Idee, zweiräderige Karren zu bauen, auf welchen 6 Mann in 2 Reihen, Rücken an Rücken, fahren konnten; drei andere Mann mit dem Unteroffizier saßen auf der Geschütz-Protze. Auf diese Art stellte

man Versuche an und transportirte mit Postpferden in sehr kurzer Zeit die benannte Artillerie von Woolwich an einige Punkte der südlichen Küste. Bei einer sehr großen Anzahl Pferde der Privatleute [1]), der Gewerbe- und Ackerbau-Treibenden, die der Gemeingeist damals, im Fall der Noth, dem Gouvernement zum Gebrauch gestellt hatte, war jenes möglich und ausführbar.

Im Jahre 1804 waren schon mehrere bei den Truppen eingetheilte Batterien mit diesen Karren (Cars) versehen. Schon in diesem Jahre sah man sie damit manövriren.

Diese Karren führten in zwei Kasten 100 6pfdge Schuß, die Geschützprotze selbst 40. Das 6pfdge Geschütz hatte also 9 Mann Bedienung und 140 Schuß auf der Stelle bei sich. Geschütz und Karre waren jedes mit 6 Pferden bespannt. Die Karren hatten hinten an der Mittelachse einen Protzhaken, konnten daher auch im Falle der Noth als Protze dienen.

So blieb die Einrichtung bis zum Jahre 1809. Die im Jahre 1808 nach Portugal und Spanien gesandten Batterien waren, was 6Pfünder betraf, so ausgerüstet. Einsender glaubt auch die seit 1803 eingeführ-

---

1) Ein Mr. John Russel, der von London aus das Geschäft der Frachtfuhren nach dem südlichen und südwestlichen Theile der Insel trieb, hatte dem Gouvernement, und speziell der Artillerie, 600 Pferde freigestellt, die stets bereit seyn sollten. König Georg III. erhob ihn dafür zum Ritter (Knight). Man hat selbst seine übergroßen, Tag und Nacht gehenden, mit 10 Pferden bespannten Wagen bezeichnet gesehen mit:

„The fly Waggon"
Sir John Russel, London.

ten 9Pfünder-Batterien, ist jedoch nicht ganz gewiß davon.

Man hatte aber schon in dem Feldzuge 1808 wahrgenommen, daß 2räderiges Fuhrwerk in gebirgigen, nicht mit Landstraßen versehenen Ländern ein unzweckmäßiges Fuhrwerk für Artillerie ist. Man warf oft auf Märschen um — beim Exerziren hatte man schon früher Arme, Beine und Genicke gebrochen. — Man verlor häufig dadurch Fuhrwerk, Munition und Pferde. Bedacht darauf, dies abzuändern, verfiel der Kommandeur [1]) der Artillerie bei den in Portugal, nachdem der größere Theil der Armee im Herbste 1808 nach Spanien marschirt war, zurückgebliebenen Truppen darauf, diese Karre nach Hinwegräumung der Gabeldeichsel und des großen festen Schwengels (oder Brake nach andern Mundarten) durch einen, am Ende mit einem Protz-Ringe oder Loche versehenen Langwagen (the Perch) mit einer Geschützprotze zu verbinden. Der Erfolg entsprach der Erwartung; in Woolwich gefiel die Einrichtung, und nun ward schon im Frühjahr 1809 ein Theil der wieder in und bei Lissabon sich vermehrenden Armee damit versehen. Schon Ende des Jahres waren alle bei der aktiven Armee eingetheilten Batterien mit ähnlichen, nur in einigen Theilen veränderten Wagen ausgerüstet.

Beim Anfange der Kriegs-Operationen des Jahres 1813 bestanden auch 4 bespannte Geschütz-Munitions-Reserven aus solchen Wagen.

---

1) Lieut.-Kolonel Robe, royal Artillery. Späterhin in der Kampagne von 1812 als Kommandeur der Alliirten-Artillerie schwer verwundet; starb als Kolonel Sir William Robe K. C. B. zu Woolwich.

Gleich Anfangs setzte man folgende Regeln für den Gebrauch derselben fest:

1) Eine jede Wagen-Protze solle eben so gepackt und ausgerüstet seyn, wie die Geschütz-Protze. Auf diese Weise konnte man im Gefecht — was häufig geschehen ist — sobald die letztere leer zu werden schien, die ersteren herankommen lassen; die Geschütz-Protze ging dann zum andern Theil des Wagens zurück und ward aus ihm von neuem gepackt; der Wagen blieb also stets aus dem wirksamen feindlichen Feuer entfernt. Diesem Umstande und der sehr großen Beweglichkeit dieser Fuhrwerke schreibt man es zu, bei der Englischen Armee während des letztern Theils eines langjährigen Krieges vergleichsweise so wenige Artillerie-Munitions-Wagen durch Zufälligkeiten vor dem Feinde verloren zu haben.

2) Der Regel nach sollten die Wagen nicht zur Transportirung der Bedienungs-Mannschaft dienen; nur in eiligen Fällen sollten sie bestiegen werden; auch wohl Ermüdeten ward es vergönnt, sich darauf zu setzen, wenn sie bei der darauf gepackten Fourage, von welcher man stets auf mehrere Tage bei sich führte, Platz finden konnten.

3) Wurden sie bestiegen, so hatten 3 Mann auf dem Protzkasten und 4 Mann auf den hintern beiden Wagenkasten Platz.

Auf diese Weise hat man Fuß-Artillerie verschiedene Male als Karren-Artillerie gebraucht. Im Jahre 1838 war die Englische Fuß-Artillerie zu Woolwich noch auf eben diese Art ausgerüstet.

Da noch 3 andere Mann auf der Geschütz-Protze

sitzen, so hat jedes Geschütz 1 Unteroffizier und 9 Mann Bedienung bei sich in der Nähe.

Daß jeder dieser Leute seine angewiesene besondere Beschäftigung hat, daß man diese abzunummeriren pflegt, daß demgemäß auch jede Nummer ihren angewiesenen, nie zu verwechselnden Platz, entweder auf Geschütz oder Wagen, nimmt, möchte weiter keine Erwähnung erfordern und somit das Geschichtliche und die Einrichtung dieser Art Karren-Artillerie als dargethan betrachtet werden können.

Anwendung oder Gebrauch der Artillerie.

Daß die Waffe der Artillerie, in Hinsicht ihres Gebrauchs im freien Felde, nur eine Hülfs-Waffe sey, ist längst, selbst von Artilleristen, anerkannt worden. Diese letztern bescheiden sich dessen gern, nur wünschen sie, da sie doch nun einmal von den andern beiden Waffen-Arten abhängig, sowohl in großer strategischer wie auch in taktischer Anwendung, seyn müssen, daß sie stets nur in solche Lagen gesetzt werden mögen, wo ihre Hülfe Großes wirken könne und zweckmäßig sey.

Dahin gehört in ersterer Beziehung, Anwendung in Massen bei den Theilen der Schlacht oder Gefechts-Ordnung und an den Stellen des Schlachtfeldes, wo Entscheidendes, sowohl in offensiver Hinsicht wie defensiver, vorgenommen werden soll oder vorfallen kann; in zweiter aber: Berücksichtigung des Terrains im Großen und im Detail. Allgemein genommen ist daher, sehr begreiflich, jedwede Zersplitterung der Waffe zwecklos, und schädlich, wenn durch sie Konzentrirung der Fechtart, oder der Wirkung des Feuers auf bestimmte Stellen der feindlichen Schlachtordnung verhindert wird.

Soll das Feuer der Artillerie wirksam seyn, so muß sie einestheils schnell, aber mit Ordnung und Gewißheit, daß Menschen, Pferde in kräftigem, unermüdetem und vor Allem das Geschütz in heilem Zustande an der Stelle anlangen, wo sie zum Gefecht kommen sollen und nach diesem letztern Akt (nach dem Abprotzen) müssen die ersten Schüsse noch schneller und dabei gut gezielt erfolgen. Anderntheils müssen die Geschütze in solcher Anzahl seyn, daß die Schüsse, obgleich gut gezielt, wozu immer etwas Zeit gehört, auf eine gewisse Dauer nicht abreißen. — Nur eine Menge von Schüssen sind wirksam; nur eine Menge von Schüssen können Kolonnen in Unordnung bringen, Batterien demontiren und Quarré's brechen helfen.

Es ist für jede Artillerie, die den Ruf einer thätigen, kräftigen und kühnen erlangen will, nichts weniger als nothwendig, über Stock und Stein auf gepflasterten Straßen, über bültige rauhe Heiden, quer Feld ein, über Furchen und Pflugschaar, im Jagd-Galop zu jagen, sondern vielmehr, daß sie im Stande sich fühle, im geordneten Tempo meilenweite Entfernungen in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurückzulegen, Hindernisse, wie Erdwälle, Hecken und Gräben, zu überwinden, ja selbst mehrere Fuß tiefe Gewässer, gebirgiges Terrain, unwegsame Engpässe, selbst Abgründe nicht zu scheuen und, was ein sine qua non seyn möchte, daß die Führer derselben in jeder Verlegenheit und bei allen nicht zu vermeiden seyenden Zufälligkeiten ein Mittel der Hülfe sogleich mehr im eigenen Kopfe als in Vorräthen finden, welches sodann, mit Ruhe und Ordnung angewandt, gewiß keinen beherzten Mann und von ihm geleitete, vorher gut ausgebildete und geübte Artillerie je im Stiche lassen wird.

Die Fechtart der Artillerie ist zu Fuß. Reitpferde und zum Besteigen eingerichtete Fuhrwerke sind nur Mittel, die Mannschaft, die zur Fechtart nöthig ist, der Gangart der kräftig, hinlänglich und in allen Stücken gut bespannten Geschütze angemessen folgen zu lassen, damit sie mit letztern zugleich, in unermüdetem Zustande ankommen.

Auf die Weise an Ort und Stelle, wo gefochten werden soll, angelangt, müssen alle Entwickelungen, dem Terrain gemäß und allen seinen Eigenheiten vorwärts, seitwärts und wo möglich auch rückwärts angeeignet, rasch und determinirt ausgeführt werden. Kennt der Führer den Zweck, den er zu erreichen helfen soll, ist er ganz im Klaren hierüber mit sich selbst, haben die höheren Behörden das Ihrige gethan, ihm dazu zu verhelfen, so ist nichts leichter für Artillerie, als wirksam hülfreich zu seyn, wenn nichts Unmögliches von ihr verlangt wird, das Geschütz-Rohr und das übrige Material gut ist und — das Kriegsglück der Armee wohl will.

Wir schmeicheln uns, daß das Vorstehende einige Anerkennung bei dem geneigten Leser finden wird. Die Begründung desselben auf die Natur der Sache selbst und auf einige Erfahrung dürfte ihm nicht entgangen seyn. Wir wagen es daher, noch Einiges über die Elementar-Taktik, oder die Handhabung der einzelnen Batterien Reitender- und Karren-Artillerie bei ihren Bewegungen hinzuzufügen.

Artillerie-Manövers.

Wenn die spezielle Bedienung eines Geschützes durch seine Art selbst und durch das System der Bauart seiner Affutage bedingt wird, daher in verschiedenen Armeen

immerhin von einander sehr abweichend seyn kann, so kann jedoch derselbe Fall mit den Bewegungen einer Batterie oder mehrerer mit einander nicht wohl eintreten.

Alle Bewegungen militairischer Truppentheile müssen taktisch begründet seyn, wenn Ordnung nicht sehr bald in Verwilderung ausarten soll; deswegen werden auch allgemein die Grundsätze, nach welchen diejenigen der Artillerie-Theile geregelt sind, mit den in jeder Armee einmal angenommenen streng übereinstimmend seyn müssen.

Eine Batterie Artillerie besteht indessen nur aus 6 oder 8 fechtenden Theilen, wenn ein Bataillon Infanterie oder eine Schwadron Kavallerie aus mehreren hunderten zusammengefügt ist. Dasselbe Geschütz in einer Batterie kann eben so wirksam zum Gefecht kommen, es möge ursprünglich am rechten Flügel einer Batterie gestanden haben und durch eine Bewegung nachgehends in die Mitte oder an dem linken Flügel zu stehen gekommen seyn; träte hingegen derselbe Fall mit einer Unterabtheilung eines Bataillons oder einer Schwadron, oder auch nur mit einzelnen Leuten in jenen, ein, so würde eine schwer wieder zu entwirrende Unordnung die Folge seyn.

Wenn man daher bei der Entwerfung der Manöver-Vorschriften für fast alle Arten Artillerien den taktischen Grundzügen gefolgt ist, so dürfen alle Inversionen der einzelnen Geschütze doch nicht zu streng inhibirt werden. Es giebt Fälle, wo sie nicht allein erlaubt, sondern sogar vorgeschrieben seyn müssen, wenn nicht Mannschaft und Pferde unzweckmäßiger Weise ermüdet und kostbare Zeit unnöthiger Weise vergeudet werden soll.

Auch dieses Prinzip scheint in den meisten Armeen anerkannt zu seyn; jedoch mit der sehr weisen Modifikation, daß bei allen demnach erlaubten Inversionen einer

Batterie nie die Hauptabtheilungen derselben, die Divisionen, Sektionen oder Züge, oder die eigentlichen Offizier-Kommandos, getrennt werden dürfen.

Wenn ein Geschütz nach einer Bewegung zum Gefecht kommen soll, so müssen eine Anzahl Arme bereit seyn, es dazu in den Stand zu setzen; die Bedienungs-Mannschaft darf daher unter keinerlei Verhältnissen von denselben entfernt werden. Die Bewegungen und Manöver der eigentlichen Fuß-Artillerie sind deswegen die einfachsten. Die der Reitenden-Artillerie stehen ihr nach, weil die Reitpferde berücksichtiget werden müssen. Beide können ihre Munitions-Wagen stets ohne irgend eine Inkonvenienz auf mäßige Entfernung, wo immer sie nur gedeckt stehen, so weit zurücklassen, daß die Ersatz-Munition für die Protzen ohne Zeitverlust herbei zu bringen steht. Karren-Artillerie erfordert eine größere Kombination bei den Bewegungen, **wenn** man die Bedienungs-Mannschaft bis zum letzten Punkt des Gefechts-Augenblicks auf dem Munitions-Wagen mitführen will, weil solche **alsdann** mit strenger taktischer Ordnung mit heran gebracht und auch wieder entfernt werden müssen.

Es möchte dies Mitnehmen der Wagen bis zum Gefechts-Punkte indessen in den meisten Fällen streng zu vermeiden seyn. Der Infanterist muß eine bedeutende Strecke im Laufschritt zurücklegen können; warum sollte der bis auf 300 Schritt vom Gefechts-Punkte gefahrene Artillerist nicht wenigstens 300, ohne außer Athem zu kommen, in eben dem Tempo zurücklegen können?

Man wird es daher als eine ziemlich feststehende Grundregel annehmen dürfen, daß: **selbst Karren-Artillerie** die Wagen, auch in ganz ebenem Ter-

rain, stets mindestens 50 Schritte hinter der Truppenlinie zurücklassen müsse. Eine Menge vorbereitender Bewegungen und Kommandowörter dazu, werden dadurch, wenn nicht ganz unnöthig, doch für den Augenblick des Abprotzens vermieden und die Wagen bleiben entfernter aus dem Bereiche der Differenz der Schußweiten. Es soll jedoch hiermit nicht gesagt seyn, daß ein Reglement für die Bewegungen dieser Batterie-Gattungen allein auf jene Grundregel basirt seyn müsse. Ungünstige Verhältnisse können eintreten, selbst die gewöhnlichen Uebungen einzelner Batterien für sich allein erfordern Berücksichtigung — weil sie Uebungen zum Lernen sind und auch das Auge des Zuschauers etwas haben will; also muß auch dafür gesorgt werden.

Aber gerade jedes Verhältniß umsichtig und schnell zu würdigen, die zweckmäßigste Bewegung in Berücksichtigung des Terrains, der taktischen Ordnung der Truppen, denen man zugegeben worden, selbst des strategischen Zweckes, der erreicht werden soll, und der eignen Bequemlichkeit, zu wählen, das ist das größte Talent eines thätigen Batterie-Führers, und die Ursache, warum sich nicht ein jedwedes Individuum dazu eignet: weil diese Stellung sehr ruhigen Geist und thätigen Körper und ein geübtes Auge erheischt.

Wir schließen, abgeneigt den meisten unserer Leser durch mehrere ihnen doch wahrscheinlich unverständlichen Details beschwerlich zu fallen, mit einigen uns ganz unerläßlich scheinenden Grundregeln für die Bewegungen dieser Gattung Artillerie sowohl, als auch für alle anderen, die ihre Munitions-Wagen mit in die Feuer-Stellung zu nehmen pflegen:

1) Die Wagen müssen ihren respektiven Geschützen stets zunächst — hinter, vor, rechts oder links — bleiben.

2) Bei Marsch-Kolonnen en file (von einzelnen Geschützen), wo das Terrain, die Wege es erlauben, müssen sie stets auf derselben Seite ihrer Geschütze sich befinden, wohin aus der Frontal-Stellung abmarschirt. Also: links — auf der linken Flanke, rechts — auf der rechten.

3) Bei Manövrir-Kolonnen ähnlicher Art auf der dem supponirten Feinde entgegengesetzten Flanke.

4) Bei Kolonnen von größern Batterie-Abtheilungen stets hinter oder vor den Geschützen, je nachdem gegen den Feind oder abwärts sich bewegt wird [1]).

5) Ein Avertissement oder kurzes Kommando-Wort muß stets den Platz der Wagen bezeichnen.

6) Kolonnen schließen auf, sobald die Wagen aus denselben heraus beordert werden.

7) Der Regel nach, — jedesmal — wenn man gleich nach einem Aufmarsche oder Deployement zum Gefecht (Abprotzen) kommen will, muß die Mannschaft vor der dem Aufmarsch vorhergehenden oder zugleich mit ihr stattfindenden Bewegung der Wagen an's Geschütz! beordert werden.

8) Wenn irgend möglich, muß jede Front-Formirung wenigstens 50 bis 100 Schritt hinter der Stellung stattfinden, in der man ernstlich fechten will.

---

1) Bei allen Uebungen dieser Art sollte die Artillerie stets einen Feind vorwärts und auf einer der Flanken voraussetzen, nie ihn von allen vier Winden herkommend annehmen. Es führt Letzteres nur zu Irrungen und macht die Untergebenen konfus in ihren Begriffen. Für Karren-Artillerie ist es ganz unerläßlich.

II.

Ueber die Verstärkung der Heere für den Krieg und die Ergänzung derselben während des Krieges, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Militair-Verfassung.

Von

L. P.

(Schluß.)

§. 13. Napoleon's Beispiel.

Wenn das Frühere auch hinreichen möchte, die Grundzüge eines richtigen Ersatzsystems im klaren Gewande vorzustellen, so mögen noch einige geschichtliche Zitate die Ueberzeugung bekräftigen, welchen großen Vortheil und welche Aussicht auf Uebergewicht eine Armee, welche ein gut organisirtes und ausreichendes Ersatzsystem hat, schon dadurch gegen eine ihr gegenüberstehende erlangt, die an dem entgegengesetzten Fehler laborirt. Napoleon, der große Meister in Allem, was Kriegskunst betrifft, war es auch in der Anwendung trefflicher Ersatzmaaßregeln. Nicht nur wurden mit dem Aufbruche

einer Armee zugleich auch für alle Fälle, welche überhaupt einer Berechnung unterliegen, ausreichende Maaßregeln für den Ersatz getroffen, sondern diese erhielten überhaupt noch eine weit größere Ausdehnung, als oben angegeben wurde. Die Rekrutendepots erstreckten sich vom Mutterlande an, von Distanze zu Distanze, bis zu den Armeen, und wurden in den eroberten Provinzen so gut wie im eigenen Lande angelegt. Nicht daß diese Provinzen, von alten Soldaten oft ganz entblößt, den Depots ein Schrecken gewesen wären, sondern diese waren es im Gegentheil oft genug für jene. Denn erstlich waren die Rekruten, wenn sie in die Depots der eroberten Länder gelangten, unterwegs schon ziemlich militairisch gebildet und traten in den Depotorten unter die Befehle tüchtiger Kommandanten, sondern die stete Veränderlichkeit gestattete auch nicht einmal, etwanige Schwächen gehörig zu entdecken und sich auf ihre Benutzung vorzubereiten, abgesehen davon, daß man dies auch selten verstand und ein wohlberechnetes Gepränge die Leute verblendete. Zudem wurden die Märsche so geleitet, daß stets Truppen auf den Straßen waren, die Kommandanten also stets Leute disponibel hatten. Diese fortwährende stufenweise Bewegung verwirrte die Begriffe derer, welche das ganze Getriebe nicht durchschauen konnten, übertrieb die Vorstellung von der Stärke der Armee, machte, daß man sich stets von Franzosen umgeben glaubte, sparte stehende Besatzungen und hielt das kriegführende Heer komplett, ja zuweilen überkomplett; denn war Alles im Gange, so durfte nie eine Stockung eintreten, da der Kaiser, wenn das Bedürfniß des Heeres mehr als befriediget wurde, die Regimenter lieber übervoll machte, als die einmal bewegte Maschine in ih-

rem Gange zu stören. — Aber sein Genie wußte von seinen Rekrutendepots noch einen andern überraschenden Nutzen zu ziehen. Wenn er nämlich eine Invasion beabsichtigte, oder sonst unerwartet aufzutreten im Sinne hatte, so pflegte er Depots in der Richtung der betreffenden Grenze anzulegen. Dies geschah ohne alles Aufsehen, da die Stärke derselben anfänglich kaum einer gewöhnlichen Garnison-Besatzung gleich kam. Diese Depots erhielten nach und nach immer mehr gute Lehrer zugewiesen, die Anzahl der Rekruten wuchs eben so allmälig, und bei der schnellen und leichten Applikation des Franzosen für den Militairstand entstand bald ein Stamm, welcher einer immer größeren Zahl von Neulingen zum Rahmen dienen konnte. War nun die Zeit des Aufbruchs nahe, so wurden schnell alle disponibeln Verstärkungen aus dem Innern hierher dirigirt, und eine Armee stand Feinden und Freunden unerwartet da, während alle andern Heere ihre bisherigen Bestimmungen behalten und keine auffallenden Veränderungen den Plan verrathen, oder doch seine Ausführung als so nahe bevorstehend dargestellt hatten. Namentlich wurde der spanische Krieg größtentheils auf diese Weise mit Depots angefangen, die sich schnell auf Bataillone verstärkten.

§. 14. Oekonomie des Geschäfts.

Bei den früher vorgeschlagenen Maaßregeln zur Verstärkung und Ergänzung der Heere ist die ganze Klasse des Volkes, welche man durchschnittlich für brauchbar zum Feldkriege hält (c. von 20 bis 32 Jahren), in Anschlag gebracht. Nimmt man nun dabei an, daß man die ersten Depots aus solchen Leuten bildet, welche noch nicht exerzirt waren, mit Einschluß derjenigen, welche im

laufenden Jahre erst das waffenfähige Alter erreichten, so läßt sich freilich annehmen, daß man im Laufe eines Jahres mit diesen und solchen, welche während desselben noch das vom Gesetz bestimmte Alter erreichen, recht gut ausreichen werde. So großer Aufwand an Kraft und Mitteln macht es nicht nur zur Pflicht, sondern bedingt es sogar, daß der Krieg schnell seiner Entscheidung entgegengeführt werde, und neben andern Ursachen war es daher auch diese, welche den neuesten Kriegen einen so schnellen Pulsschlag verlieh, daß wenige entscheidende Tage den Friedensunterhandlungen den Weg bahnten. Sollte sich aber dennoch der Krieg bis auf mehrere Jahre in die Länge ziehen, ohne einen besonders schonenderen Charakter anzunehmen, als es von der neuern Kriegführung zu erwarten steht, so ist allerdings die Nothwendigkeit vorauszusehen, daß man in die den waffenpflichtigen zunächst stehenden Altersklassen, nach Maaßgabe ihrer Qualifikation, wird übergreifen müssen, eine Maaßregel, deren gelindeste Anwendung die Bildung einer Reserve-Armee aus älteren Leuten für die Festungsbesatzungen und den Dienst im Innern überhaupt ist. Ein solches Uebergreifen fand nun zur Zeit des französischen Kaiserreiches, bei den umfassenden Maaßregeln seines Beherrschers, allerdings auch Statt. Bedenkt man aber die Menge und die Ausdehnung der Kriege, so muß man, um gerecht zu seyn, trotz dem großen Nutzen, den der Kaiser von seinen Verbündeten zu ziehen wußte, dennoch die Oekonomie, welche in seinen Ergänzungsmaaßregeln herrschte, anerkennen und sich wundern, daß bei der ausgedehnten Okkupation der Nachbarstaaten durch französische Heere ein solches Uebergreifen nicht noch früher und öfter stattfand. Jedenfalls verdankte der Kaiser seinen

eben so ingeniösen als großartigen Anstalten zur Bildung und Ergänzung von Heeren einen größeren Theil seiner glänzenden Erfolge, als bisher auf diese Rechnung gesetzt zu seyn scheint, namentlich da seine Gegner ihm in dieser, wie in mancher andern Kunst gewöhnlich sehr weit nachstanden. Den ersten glänzenden Beweis davon gab er als Konsul durch die Bildung der Reserve-Armee von Dijon, an deren Existenz sein Gegner Melas noch nicht glaubte, als sie bereits auf italienischem Boden stand, die aber wenig Tage nachher bei Marengo Europa überzeugte, nicht nur daß sie wirklich geschaffen, sondern daß sie auch so geschaffen war, daß ihr Feldherr das Schicksal Italiens damit an einem Tage entscheiden konnte. — Im Feldzuge von 1807 waren die Franzosen von ihren Ergänzungs-Quellen wenigstens eben so weit entfernt, als die Russen. Dennoch hatten die Letzteren bei Friedland noch ihren Ersatz pro 1805 nicht. Von welcher Art die Maaßregeln dazu gewesen seyn müssen, beweiset der Umstand, daß der Feldherr lange vorher schon auf Verstärkung gehofft hatte, sie aber nicht erhielt, das Geschäft sich also sogar der Berechnung der Höchsten entzog. Die Regimenter waren von 2000 auf 600 Mann herabgekommen, alle Offiziere aber waren für den vollen Etat da, und auf jeden kamen im Durchschnitt 2 bis 3 Pferde, ein Umstand, der die Ernährung außerordentlich erschwerte und den Troß vermehrte. Napoleon dagegen hatte nach der Ruhe an der Passarge seine Regimenter sogar übervoll und dabei noch immer fernere Ergänzung im Anzuge. So waren nach der Uebergabe Danzigs die Russen und das Lestocq'sche Korps zusammen nur 80,000 Mann stark, statt sie bei vollem Etat 180- bis 200,000 Mann hätten stark seyn sollen. Was

solche Unterschiede auf den Ausgang der Feldzüge für Einfluß haben müssen, springt von selbst in die Augen.

§. 15. Unersetzliche Verluste.

Wie aber auch Umstände möglich sind, welche die Verluste einer Armee so vermehren können, daß keine Ergänzungsmaaßregeln, auch die besten nicht, ausreichen, ihren Etat herzustellen, als: ungünstige Einflüsse des Klima's, des Wetters, der Jahreszeit, namentlich aber ein schlechtes Verhältniß der Verpflegungsmaaßregeln zu den Hülfsmitteln des Landes und zu der Größe der Armee; das möge ein anderes Beispiel lehren, welches zugleich den größten geschichtlichen Beweis für den oben aufgestellten Satz liefert, daß, besonders in den neueren Kriegen, nicht die Schlachten und Gefechte es waren, welche den Armeen die größten Verluste verursachten. Nach den besten Angaben ging Napoleon im Sommer 1812 mit der Hauptarmee von 301,000 Mann über den Niemen. Bis Smolensk blieben c. 10,000 Mann in Gefechten, 11,000 wurden detaschirt und dennoch kam die Armee nur 182,500 Mann stark bei Smolensk an. In 52 Tagen und auf 70 Meilen Entfernung hatte sie also 97,500 Mann an Kranken und Traineurs verloren. Der Verlust bei Smolensk betrug c. 12,000 Mann, bei Valutinagora 6000, in kleineren Gefechten circa 2000, Summa 20,000 Mann. Dennoch waren bei Borodino nur 132,500 Mann. In 24 Tagen bei 35 Meilen Marsch waren also 40,000 Mann außer in Gefechten verloren. Bis Borodino hatte die Armee also c. 30,000 Mann Todte und Blessirte, aber 137,500 Mann Kranke und Traineurs verloren. In der Schlacht bei Borodino betrug der Verlust c. 35,000 Mann. Es war bis

dahin vielleicht die blutigste Schlacht der neuern Geschichte, und dennoch verlor die Armee darin nicht so viel, als in nur 24 Tagen vorher außer den Gefechten. Das stärkste unter einem Befehl vereinigte Kavallerie-Korps der neueren Zeit war das 4te der französischen Armee unter General Latour-Maubourg. Es zählte 5 Kürassier- und 6 Ulanen-Regimenter in 43 Schwadronen von respect. 170 und 160 Pferden. In der Gegend von Warschau zählte es 7000 Reiter, und mit 4 Reitenden-Batterien 8000 Pferde. In den ersten Gefechten bei Miz und Romanof gegen den russischen General Wasilezkow verloren die 6 polnischen Ulanen-Regimenter durch fehlerhafte Anführung über 1000 Pferde, so daß 2 Regimenter sogleich zurückgeschickt werden mußten. Die folgenden Märsche, bei grünem Futter oder Roggenkörnern und gänzlichem Mangel an Hafer und Heu, kosteten bis an die Kalotscha den Kürassieren über ¼ ihrer Pferde, ohne den Feind gesehen zu haben. Die 3 Regimenter des Generals v. Thielmann z. B. gingen mit 1800 Pferden in 11 Schwadronen über den Bug und zählten am Tage der Schlacht von Borodino noch 1000 Pferde. Das ganze Korps war aber an diesem Tage von 7000 Pferden bereits auf 3000 gesunken. Jene 3 Regimenter v. Thielmann verloren in der Schlacht in 5 Attaken bei endlicher Wegnahme einer Batterie von 10 bis 12 Kanonen, 42 Offiziere und 506 Pferde. Nach der Schlacht konnte man das Korps nicht über 2000 dienstfähige Pferde rechnen. Es hatte aber so gut wie aufgehört zu existiren, als die Armee auf dem Rückzuge wieder den Dniepr erreichte. Daß übrigens die ganze Armee sich auf dem Rückzuge von Moskau völlig auflösete, und bei den Verlusten die in Gefechten Gebliebe-

nen der Zahl nach so gut wie ganz verschwinden, ist hinlänglich bekannt. Und wären auch Ersatztruppen, den ungeheuern Verlusten angemessen, nachgekommen, was hätten sie genützt? Sie hätten nur die Noth vermehrt und wären verhungert und erfroren, wie die Uebrigen.

Die Verluste der Russen in diesem Feldzuge pflegt man gewöhnlich zu geringe zu schätzen, und dennoch waren sie verhältnißmäßig ungeheuer. Fanden manche Verhältnisse, welche die Franzosen in's Verderben stürzten, auch bei ihnen nicht, oder im geringern Grade Statt, so mag, ungeachtet der Langsamkeit ihrer Verfolgung, die Gewissenlosigkeit der Führer in Angelegenheiten der Verpflegung, bei Führung ihrer Rapporte &c., nicht wenig dazu beigetragen haben, dieses Heer, wo Gewalt und Trug das allgemein Leitende war, herabzubringen. So viel weiß man ziemlich gewiß, daß beim Abmarsche von Kaluga die russische Armee 120,000 Mann betrug, daß sie aber, trotz allen höheren Angaben der Rapporte, bei Wilna nur c. 30,000 Mann stark auf der Verfolgung ankam, so daß selbst ihr Kaiser, der eine große Armee dort vorzufinden glaubte, das numerische Verhältniß so weit erkannte, um einzusehen, daß er betrogen war.

So waren auch die Verluste der neuen französischen Armee von 1813 ungeheuer und im Laufe eines Jahres unersetzlich, wie auch die Folge bewies. Der gesunkene Zustand der Disziplin trug hierzu unglaublich viel bei, und dieser hatte wieder seinen Hauptgrund darin, daß es jetzt der Armee sehr an alten und tüchtigen Subaltern-Offizieren und Unteroffizieren fehlte, welche der spanische und russische Krieg verschlungen hatten. Einwohner der sächsischen Herzogthümer können genugsam bezeugen, daß, besonders nach dem Waffenstillstande, zahl-

lose Schwärme, welche ohne Befehl und Ordnung von der Armee herkamen, ihren Weg durch Thüringen nahmen und gar kein Hehl daraus machten, daß sie nach Frankreich zurückkehrten. Sie hatten die Reihen unter irgend einem oder gar keinem Vorwande verlassen, um zu versuchen, wo möglich nie darein zurückzukehren. So erklärt sich, mit Hinzurechnung mehrerer blutigen Schlachten und Gefechte dieser Periode, der Umstand, daß die französische Armee in einem Monate nach dem Waffenstillstande um 100,000 Mann, wenigstens 100 Kanonen und eine ungeheure Menge Pferde geschwächt wurde. In der Armee von 1814 befanden sich nur äußerst Wenige, welche nur die Schlacht bei Leipzig mitgemacht hatten.

§. 16. Ersatz in fremden Ländern.

Solche Erfahrungen könnten auf den Gedanken führen, daß bei großer Entfernung des Kriegstheaters vom Mutterlande und bei starkem Menschenverbrauche, eine Beschleunigung der Ergänzungsmaaßregeln, durch Aushebungen in näher gelegenen, besetzten oder eroberten Provinzen, anzurathen sey. Allerdings haben solche Maaßregeln, namentlich preußischerseits, im siebenjährigen Kriege, im großen Maaßstabe stattgefunden. Aber der Schätzung ihres Werthes für unsere Zeit muß die Würdigung des Unterschiedes der Zeiten vorangehen. Wenn damals eine kleine Armee, die einem fremden Staate angehörte, der preußischen einverleibt werden konnte, wenn im Laufe des Krieges die Söhne besetzter Provinzen, ohne Rücksicht, ob Pflicht, Eid, Gewissen, Religion und Interesse sie an eine andere Sache knüpften oder nicht, fortgetrieben und in die preußische Armee gesteckt werden konnten, so ist,

außer dem Zustande der höchsten Noth, wohl zu erwägen, daß jede menschliche Regung, welche dieser Maaßregel nachtheilig hätte entgegentreten können, damals durch die Allmacht des Stocks und der Ruthen niedergehalten wurde. Nach dem Prinzip der größtentheils geworbenen Heere war der Soldat ein reines Eigenthum des Kriegsherrn, und die absolute Gewalt gestattete ihm kein anderes Vaterland, kein Recht, kein Eigenthum, ja keine Religion, kein Gewissen und keine andere Erkenntniß als die ihres Willens. Sollte er doch sogar den Stock mehr fürchten als den Feind, und hatte doch, wer einmal sein Vorgesetzter war, auch immer Recht. — Seitdem aber haben die Zeiten sich wesentlich geändert, und wenn auch nicht alle Formen und überall, doch die Ansichten und Begriffe der Menschen. Die Werbung ist ungenügend, ja unanwendbar und verderblich geworden, die Heere sind national, der Soldat hat ein Vaterland, dieses hat ihn und er vertheidigt seinen oder der Seinigen Heerd. Es läßt sich annehmen, daß der jetzige Soldat durchschnittlich mit deutlichem Bewußtseyn des Zweckes streitet, daß er sein eigenes Interesse mit demselben verknüpft fühlt und die Idee des Vaterlandes aufgefaßt hat. Solche Soldaten, mit Gewalt in ein fremdes Heer gereiht, würden durch manche Eigenthümlichkeiten der neuen Fechtart und Kriegführung noch mehr als es früher der Fall war, Gelegenheit finden, den Dienst schlecht zu versehen, ja zum Feinde überzugehen, und allen Berechnungen des Feldherrn eine unsichere Basis unterzuschieben. Wenn also die Regierung eines eroberten Landes sich nicht dem Interesse des Eroberers anschließt, förmlich in Bündniß mit ihm tritt, ihr Volk aber über die neuen Verhältnisse belehrt, es möglichst dafür stimmt, und nun selbst, als im eigenen In-

teresse und zur Bildung eines eigenen verbündeten Heeres, die Aushebung der Mannschaft zu Gunsten des Eroberers veranstaltet: so ist, nach unserm Dafürhalten, eine Aushebung in einem eroberten Lande sogar als eine nachtheilige Maaßregel, welche das Heer nur verschlechtern kann, anzusehen, und muß überhaupt als den Zeiten angehörig betrachtet werden, wo nach den Grundsätzen des vollendetsten Absolutismus die Menschen selbst, mit Allem was ihnen theuer ist, nur als Zahlen und als materielle Mittel zur Erreichung der Zwecke der Kriegsherren in Betracht kommen. — Die Sachsen, in ein eigenes Korps vereinigt und von eigenen Offizieren geführt, schlossen sich, nach dem ausdrücklichen Willen ihres Königs, 1813 der französischen Armee als Verbündete an. Dennoch nützten sie derselben nicht sehr viel, weil ihr Wille nicht mit der Sache war, für welche sie fochten, und sie desertirten bei passenden Gelegenheiten. Es wird daher besser seyn, ein erobertes Land, wenn es seine Interessen nicht mit den unsrigen vereinigt, zu entwaffnen, seine Festungen zu besetzen und seine Streitmittel, nicht aber seine Streitkräfte, zweckmäßig für uns zu benutzen. — Napoleon, gewiß ein Meister in Benutzung von Hülfsmitteln aller Art, hat nie in einem eroberten Lande Aushebungen direkt für das französische Nationalheer veranstaltet.

§. 17. Ein Beispiel.

Wenden wir noch die im Vorhergehenden aufgestellten Prinzipien über die Benutzung, Eintheilung, Aushebung und Vorbildung der streitfähigen Mannschaft des eigenen Landes für den Krieg auf ein paar Beispiele an. Nehmen wir, der nähern Beziehung zu einem

den Waffen seyn sollen. Von der Armee des Innern, im Kriege für Küsten und Festungen bestimmt, sollen die Unteroffiziere und Soldaten nur Sonntags versammelt werden. Die Reserve (400,000 M.) soll nur monatlich besichtigt werden, ob sie da ist. Napoleon hat hierbei natürlich nur sein Frankreich vor Augen. Dieses soll bei 40 Millionen Einwohner in 40 Bezirke getheilt werden, wovon jeder eins der 40 Infanterie-Regimenter zu 12 Bataillonen à 910 Mann und eine Schwadron Eklaireurs à 360 Pferde (nach unsern Begriffen also eine Division) rekrutiren soll.

Diese Ideen sind, selbst in ihren Hauptzügen, nie zur Ausführung gekommen, und wir wollen ihren praktischen Nutzen weder ganz ableugnen, noch können wir ihn ganz zugeben. Für uns Deutschen sind sie unpraktisch; denn es kommen nur 15½ Monate reeller Dienstzeit auf den Mann, welcher in dieser Zeit, noch dazu in Zwischenräumen, das nicht werden kann, was wir vom Soldaten verlangen. Ob diese Zeit für den Franzosen hinreicht, um das zu werden, was man in Frankreich vom Soldaten verlangt, die Ideen also für dieses Land zur Ausführung geeignet sind, überlassen wir Franzosen zu beurtheilen. Der Nachtheil eines unaufhörlichen Wechsels der Leute sowohl als ihrer Verhältnisse, so lange sie der Linie angehören, ist wenigstens unverkennbar. Soviel ersieht man indessen hieraus, daß Napoleon in seinen Vorschlägen über dauernde Friedens-Verhältnisse, von der Idee der Veteranen, auf die er in seiner kriegerischen Regierung viel hielt, ganz abgeht. Auch er glaubte also, daß im Friedensdienste ergraute Soldaten, aus mehrfachen Gründen, selten taugen, daß der gemeine Mann, der im Frieden lange dient, dadurch keinesweges in dem-

selben Grade kriegstüchtiger wird, und seine Erfahrung hatte ihm bewiesen, daß junge Truppen, gut geführt und unter guten Offizieren, die größten Siege über alte erfechten können. Allein tüchtige Offiziere und gute Cadres hatte er überall bei seinen Organisationen im Auge. Beim gemeinen Mann macht der gute Wille viel gut. Dieser ist, unter schwierigen Umständen, aber nur in einem Nationalheere zu erwarten, und ein solches kann, aus Staatsrücksichten, nicht aus lange gedienten Leuten bestehen.

§. 19. Vergleich zwischen Frankreich und Preußen.

Wenn die Huldigung der Wahrheit es forderte, in dem oben Angeführten anzuerkennen, daß die Ergänzungsmaaßregeln in den letzten Kriegen in den französischen Heeren am besten und vielfach musterhaft angeordnet waren, so erfordert es dagegen die Billigkeit, in Betracht zu ziehen, daß bei den Gegnern Frankreichs auch nicht immer Mangel an Einsicht allein, sondern auch eben so sehr ihre neue und wechselvolle Lage und vielfache, oft unerwartete und plötzliche Bedrängniß, so wie festgewurzelte und herrschend gewordene Formen und Vorurtheile, welche keine große und siegreiche Revolution, wie in Frankreich, zerstört hatte, daran Schuld waren, wenn ihren Heeren eine genügende und organische Ergänzung fehlte und sie dadurch oft schnell herabkamen. Werfen wir dagegen jetzt, bei veränderten Verhältnissen, und da man allenthalben Zeit zum Organisiren gehabt hat, einen Blick auf die Heereseinrichtungen der größern europäischen Staaten und vergleichen diese mit den oben von uns aufgestellten Grundsätzen für eine schnelle und geregelte Ergänzung der Heere für den Krieg und im Kriege, unter Mitwirkung der ganzen kriegsfähigen Bevölkerung,

nicht beschnitten hatten, daß das Einwachsen derselben, verbunden mit meist schlechter Fußbekleidung, die Ursache ihrer Marschunfähigkeit geworden war. Doch alles dies muß in das Gebiet der unausbleiblichen Uebelstände verwiesen werden, wenn man das Dringliche der Umstände, die dem früheren Bestande unangemessene Vermehrung der Armee, den daher nothwendigen Mangel an gewandten und erfahrenen Offizieren und Unteroffizieren und die großen Anstrengungen würdigt, welche mit so beschränkten Mitteln von einem jahrelang ausgesogenen und unterjochten Lande gemacht wurden.

Unter der französischen Herrschaft durften höchstens 42,000 Mann gehalten werden. Die frühere Grundverfassung des Heeres war seit 1808 aufgehoben, nur Inländer wurden zum Heere zugezogen und allen Ständen war die Konkurrenz zu allen Graden eröffnet. Seit 1810 ward das Krümpersystem eingeführt, d. h. die Truppen formirten eigene Depot-Kommando's zur Rekruten-Ausbildung, welche anfangs ½ Jahr, später 3 Monate und mitunter auch nur 6 Wochen dauerte. Dann wurden die Leute entlassen oder theilweise noch kurze Zeit zu den ordentlichen Truppen geschickt. So ward dahin gewirkt, daß in wenig Monaten eine Armee von 120- bis 150,000 Mann entstehen konnte. Durch Errichtung einer neuen Gewehrfabrik in Neiße, auch durch Ankäufe im Auslande ward für Waffen für 150,000 Mann gesorgt. Die Festungen Pillau, Graudenz, Kosel, Neiße, Glaz, Silberberg, Kolberg, Spandau, welche der Staat noch hatte, wurden hergestellt. Später ward Spandau von den Franzosen besetzt, Pillau aber durch Treskow dem Staate erhalten. Bei Pillau, Kolberg, Neiße, Glaz wurden verschanzte Läger eingerichtet. So

weit war 1812 Alles fertig. Da gingen im russischen Feldzuge 10,000 Mann verloren. Anfangs 1813 hob man darauf in Preußen die als Krümper Exerzirten aus, elf 3te Musketier- und 41 Reserve-Bataillone wurden errichtet, zu neuen Regimentern und zur Verstärkung der alten, was im Waffenstillstande zur Ausführung kam. Die Garnison-Kompagnien wurden gleichzeitig auf Bataillone vermehrt, in die Festungen gelegt und zur Ausbildung des Ersatzes angewiesen. Für die Kavallerie wurden zu diesem Zwecke 5te Reserve-Schwadronen errichtet. Die Artillerie erhielt ihren Ersatz in den Festungen überwiesen. Solche Maaßregeln brachten zum 1. April 1813 bereits 120,000 Mann auf die Beine, wovon bei Groß-Görschen 82,000 Mann auf dem Kriegstheater eingetroffen waren. Bereits am 3. Februar war ferner ein Aufruf zur Bildung freiwilliger Jäger für Infanterie und Kavallerie erlassen, welcher c. 10,000 Mann, meist aus den gebildeteren und höheren Ständen, in die Armee brachte, woraus sehr viele Offiziere hervorgingen. Am 6. Februar ward das Kantonsystem mit allen Ausnahmen aufgehoben und Alles verpflichtet. So konnte das Heer eines Staates, dessen Bevölkerung nicht halb so stark als 1806 war, in drei Monaten auf das Dreifache der ursprünglichen Stärke wachsen. Ein besonderes Förderungsmittel war aber die Landwehrordnung vom 31. März 1813. Durch sie wurden 150 Bataillone und 140 Schwadronen gebildet (komplett gerechnet 142,000 Mann). Diese enthielten freilich viele ungeübte Leute und manche Offiziere, welche man unter weniger dringenden Umständen wohl nicht als tüchtig und fähig genug anerkannt hätte. Doch trat die Masse noch während des Waffenstillstandes ein und brachte die Armee

auf das Siebenfache der ursprünglichen Stärke, nämlich 291 Bataillone, 244 Schwadronen, mit 380 Geschützen, im kompletten Stande 277,900 Mann. — Daß aber nun, nach solchen Anstrengungen, das Land arm an Waffenfähigen werden und die spätere Ergänzung nicht regelmäßig und genügend genug ausfallen mußte, kann Niemand befremden.

III.

Der Feldzug 1793 der Alliirten am Rhein bis zur Kapitulation von Mainz.

Der zweite Feldzug der Alliirten begann mit einer erhöhten Erbitterung gegen das im immer noch sich steigernden Freiheitsschwindel befangene Frankreich, welches, dem Heiligsten Hohn sprechend, seinen schwachen, doch so gut meinenden König dem Henkerbeile überliefert hatte. Von allen Seiten wurden ernstliche Rüstungen unternommen, und schon hatte die Politik der Kabinette sich den vergangenen Winter über in voller Thätigkeit gezeigt. Bei dem Entwurfe zu den Operationen jedoch, so wie später bei deren Ausführung, zeigte es sich nur zu bald, wie selten vollkommne Uebereinstimmung zwischen den Plänen verschiedener Heere stattfindet, und wie sehr das verschiedenartige politische Interesse auf die Ansichten Einfluß hat, aus denen jede der verbündeten Armeen für sich das große Objekt des zu beginnenden Krieges betrachtet.

Schon bei den Vorbereitungen zu diesem Feldzuge markirte sich der Mangel der so nothwendigen Uebereinstimmung; denn man sah im Februar und März einen

österreichischen Belagerungs-Train durch Frankfurt am Main und nahe bei Mainz vorbei nach den Niederlanden führen, während der König von Preußen um Geschütz und Munition zur Belagerung von Mainz in Holland unterhandeln mußte. Wie viel zweckmäßiger wäre es unter diesen Umständen nicht gewesen, die Festungen der Niederlande durch holländisches Geschütz, Mainz dagegen durch österreichisches belagern zu lassen, und wie viel Zeit wäre dabei nicht gewonnen worden! Da dies jedoch nicht für zweckgemäß erachtet wurde, so mußte der König von Preußen aus dem Anspachischen, aus Würzburg, Frankfurt am Main und Magdeburg das erforderliche Geschütz zusammenholen und das fehlende aus Holland kommen lassen, von wo man auch noch Kanonen-Schaluppen erhielt, die mit beträchtlichen Kosten herangeschafft wurden, ohne später gebraucht werden zu können, da sie stromaufwärts nicht zu agiren vermochten. Artillerie- und Ingenieur-Offiziere waren zahlreich zur Armee beordert, und in Hanau wurde Tag und Nacht an der erforderlichen Munition gearbeitet, wobei selbst die unbedeutendsten Bedürfnisse von weit herbeigeschafft werden mußten, und die Einrichtung so verschiedenartig kalibrirten Geschützes, so wie das Umgießen der Kugeln und Bomben einen großen Zeitaufwand veranlaßte. Dieses Letztere wurde besonders nachtheilig durch die dadurch veranlaßte Verzögerung der Belagerung von Mainz, welche überhaupt unter den obwaltenden Verhältnissen zu einer der kostspieligsten werden mußte, die vielleicht je geführt worden sind.

Diese Belagerung nun sollte den neuen Feldzug, und zwar möglichst zeitig, eröffnen, obgleich es wünschenswerth gewesen wäre, der Armee eine noch längere Ruhe zu

verstatten, da diese eigentlich weniger in Winterquartieren, als in Postirungen gestanden hatte, wo die Neubeschaffung der in dem Feldzuge 1792 völlig verdorbenen Equipirungen noch kaum hatte vollendet werden können, so daß die Regimenter sich noch zum Theil in dem mangelhaften Zustande befanden, in welchem sie aus der Champagne zurückgekehrt waren, als bereits der neue Feldzug begann. Ueberdies hatte man die zweckwidrige Einrichtung getroffen, zur Ergänzung der Regimenter am Rhein eine gewisse Anzahl Leute der in den preußischen Staaten zurückgebliebenen Regimenter abgeben zu lassen, und da letztere die Gelegenheit benutzten, sich, wie dies gewöhnlich bei solchen Veranlassungen geschieht, ihrer schlechten Subjekte zu entledigen, die abgegebenen Leute aber nur ungern zu fremden Regimentern gingen und daher unterwegs davon liefen, so wurde dadurch die Ergänzung der Armee ungemein erschwert, und kam eigentlich gar nicht vollkommen zu Stande.

Dessenungeachtet konnte der König den Anfang der Operationen nicht länger verzögern, da man österreichischer Seits die Mitwirkung der preußischen Armee zur Erleichterung der in den Niederlanden angefangenen Feindseligkeiten dringend verlangte. Es wurde daher der Aufbruch der Armee beschlossen und Bacharach zum Uebergangspunkte über den Rhein bestimmt.

Diesen Punkt wählte man besonders deshalb, weil oberhalb Mainz, namentlich bei Oppenheim, das Terrain einen Uebergang aufs linke Ufer völlig unmöglich machte, ferner weil die Armee, bei Bacharach übergehend, ihren in Koblenz angehäuften Magazinen näher blieb, und endlich weil sie in ihrer damaligen Schwäche gezwungen war, sowohl das bei Koblenz aufgestellt gewesene Armee-

korps an sich zu ziehen, als auch auf die von Trier zu erwartende Hülfsbewegung zu rechnen. Da indessen der Feind diesem Uebergange leicht mehrere Hindernisse hätte entgegensetzen können, so wurde gleichzeitig das Erforderliche eingeleitet, um nöthigenfalls unter den Kanonen der Festung Rheinfels den Rhein zu passiren. Auch ward der Oberst Szekuly mit einem gemischten Detaschement von 700 Mann leichter Infanterie und 400 Mann Kavallerie nach dem Hundsrück detaschirt, um dorthin die Aufmerksamkeit des Feindes zu lenken, und dergestalt dem Uebergang der Armee um so größere Sicherheit zu verschaffen.

Dieses Auftrages aber entledigte sich Szekuly auf sehr mangelhafte Art, denn er ging gerade durch die Pässe des Sooner-Waldes vor, griff den Feind bei Waldalgesheim an und ließ bei Stromberg einen verlorenen Posten zurück, der dem Feinde in die Hände gerieth und ganz unnütz geopfert wurde. Nachher setzte er sich sogar in derjenigen Stellung fest, die die Armee beziehen sollte, die, wäre sie ihm nicht so schnell gefolgt, seines zweckwidrigen Benehmens wegen vielleicht den ganzen Uebergang hätte aufgeben müssen, da der Feind ja auf den Punkt, wo derselbe stattfinden sollte, durch Szekuly erst recht aufmerksam gemacht worden war. Ueberhaupt war Szekuly keinesweges für die Rolle geeignet, die man ihm in diesem Kriege zugedacht hatte. Zwar hatte er im baierschen Erbfolgekriege einige kühne Partheigängerstreiche ausgeführt, doch war er in hohem Grade unwissend, weshalb es als Mißgriff erschien, ihm ein eignes Korps anzuvertrauen, was er denn auch nicht zu führen verstand, und im Laufe des Feldzugs durch In-

disziplin und zwecklose Verwendung völlig zu Grunde richtete. Seine Beschützer, die er durch unverschämte Aufschneidereien für sich gewonnen hatte, mußten daher auch zuletzt die Parthie ergreifen, ihn am Ende des Jahres nach Polen zu schicken, wo er dann im Insurrektionskriege zu Bromberg ein nicht sehr rühmliches Ende genommen hat.

Den 23. März wurden die zur Avantgarde gehörigen Füsiliere und Jäger bei Bacharach auf Kähnen übergesetzt, zugleich aber auch unter ihrer Deckung die von Koblenz heraufgeführte österreichische Schiffsbrücke (540 Schritt lang) geschlagen und ein fahrbarer Weg eingerichtet, der hart am Rhein von Caub nach Lorchhausen führte.

Den 24. und 25. März passirte hierauf das Hohenlohesche Korps den Rhein und am 26. geschah solches von den übrigen Theilen der Armee, namentlich auch von der Brigade des Generals von Kleist, welche nur aus den Regimentern Prinz Ferdinand und Wolframsdorf bestehend noch die Batterie von Wundersitz bei sich hatte. Sie erhielt ihre Quartiere in Bacharach und Rheinbellen, an welchem letztern Orte das Hauptquartier genommen wurde, während das 1ste Treffen zwischen Lieben und Bacharach in den hinter dem Sooner-Walde befindlichen Dörfern Kantonnirungen bezog. Der Feind hatte übrigens seine Vertheidigungsentwürfe bis auf das linke Ufer der Nahe ausgedehnt, jedoch seine Stellung zu nahe an selbigem, nämlich auf dem Kronenberge und bei dem sogenannten hungrigen Wolfe unweit Kreuznach, genommen; auch hatte er ein Korps unter General Neuwinger bei Waldalgesheim

aufgestellt und über die Nahe bei Bretzenheim mehrere Kommunikationsbrücken geschlagen, die seinen Rückzug erleichtern sollten.

Diese Vertheidigungsmaaßregeln tadelte man sehr, und behauptete mit vielem Grunde, daß er besser gethan hätte weiter vorzugehen, den Sooner-Wald zu besetzen und sich an dessen Lisiere dergestalt aufzustellen, daß er die Zugänge bei Schöneberg, Stromberg und Tarweiler maskirte. Dadurch wäre es der preußischen Armee unmöglich geworden, bei Bacharach den Rhein zu passiren, sie hätte nur bei Rheinfels sicher übergehen können, von wo sie dann ihre Operationen über Kastellaun und Kirchberg hätte dirigiren müssen. Dies wäre aber sowohl rücksichtlich der Verpflegung als des nöthigen Zeitverlustes sehr nachtheilig gewesen, da der Feind während der weiten Entfernung der Armee vom Rheine über das bei Kassel zurückgebliebene Korps des Generals von Schönfeld von 10,000 Mann hätte herfallen, und wenn er solches zurückgeschlagen, sich der an den Ufern des Rheins angehäuften Munitions-Depots hätte bemächtigen können (ein Versuch, den er am 11. April, jedoch erfolglos, unternahm). Anstatt dessen überließ er den Gegnern sämmtliche Pässe des gebirgigen und ziemlich inpraktikablen Sooner-Waldes, und schränkte sich auf die Vertheidigung seiner beiden Stellungen ein, welche er mit allem Fleiße hatte verschanzen lassen, in denen er aber einen nicht unbedeutenden Fluß im Rücken hatte und dabei noch durch das beträchtliche Defilee der Gillabach getrennt war.

Den 27. März brach die Armee Morgens 2 Uhr wieder auf und traf um 8 Uhr auf dem Rendezvous bei Argenthal ein. Dort wurde das Gepäck zurückgelassen

und der Marsch über Dierenbach fortgesetzt, hierauf aber auf den Höhen hinter Schöneberg ein Lager bezogen, welches durch den Sooner-Wald völlig maskirt war, in welchem aber die Truppen bei der damals noch rauhen Jahreszeit so von der Kälte litten, daß unter andern 2 Mann vom Regiment Prinz Ferdinand des Nachts in ihren Zelten erfroren. Des Nachmittags um 2 Uhr ließ hierauf der König, der sich schon früher in Besitz des Passes von Stromberg gesetzt hatte (in welchem Orte er auch später sein Hauptquartier aufschlug), durch das Hohenlohesche Korps den bei Waldalgesheim aufgestellten Feind angreifen, der auch nach einer Kanonade von einer Viertelstunde zum Weichen gebracht wurde und 8 Kanonen, 2 Munitions-Wagen, viele Todte und 200 Gefangene verlor, unter welchen letzteren namentlich sich auch General Neuwinger nebst 8 Offizieren befand. Der Feind verließ hierauf Bingen und floh mit solcher Uebereilung, daß mehrere Leute in der Nahe, die sie durchwaten wollten, ertranken, auch räumte er bereits am 28sten sein Lager beim hungrigen Wolfe, und setzte in größter Eile seinen Rückzug fort. Die preußischen Truppen besetzten dagegen noch am 27sten den so wichtigen Rochusberg und die Stadt Kreuznach, während die Armee selbst in ihrem Lager stehen blieb. Den 29. März früh ½6 Uhr brach sie aus diesem Lager jedoch wieder auf, sammelte sich bei dem Posten von Stromberg und bezog sodann Kantonnirungen in Bingen (dem Hauptquartiere des Königs) und in den Dörfern am linken Ufer der Nahe, von Kreuznach an bis zur Mündung derselben. Die Brigade von Kleist kam hierbei nach Münster und Weiler zu stehen.

Der Feind floh indessen in blinder Hast, was er

nicht nöthig hatte, wenn seine Generale bessere Anordnungen getroffen hätten, wie man sich davon überzeugen kann, wenn man das dortige so schwierige Terrain näher betrachtet. Er hätte zur Deckung seines Rückzugs mehrere vortheilhafte Stellungen hinter der Pfriem, dem Speierbach und der Queich benutzen können, that dies jedoch nicht, sondern ging unaufhaltsam bis Landau zurück, und nur bei Nieder-Flörsheim kam es zwischen dem General Houchard, der den Rückzug mit vieler Geschicklichkeit deckte, und der ihm verfolgenden preußischen Avantgarde zu einer ziemlich heftigen Kanonade. Es wurden indessen bei diesem übereilten Rückzuge der Franzosen einige tausend Gefangene gemacht und viele Kanonen erbeutet, wogegen der preußische Verlust, da der Feind fast nirgends Stand hielt, nur unbedeutend war. Uebrigens hätten die Korps von Kalkreuth, von Romberg und das kleinere des Generals Köhler zu dieser glücklichen Expedition mitgewirkt, und waren zum Theil mit der Verfolgung des über Alzey und Worms fliehenden Feindes beschäftigt, zum Theil schlossen sie sich später wieder an die Armee an.

Diese brach am 30sten aus ihren Kantonnirungen auf, um zur nähern Einschließung von Mainz zu schreiten, wobei für diesen Tag Arnsheim der Sammelplatz der Armee seyn sollte. Dieser Ort liegt an einem ziemlich beträchtlichen Bache, über den nur eine einzige Brücke im Orte selbst ging, daher man nothwendig durch selbigen ziehen mußte. Es war links abmarschirt worden, und die Brigade von Kleist sollte die Tete haben, da sie die am meisten entfernten Quartiere auf dem äußersten linken Flügel der Kantonnirungslinie zu beziehen bestimmt war. Der Oberst-Lieutenant du Rosey, Kom-

mandeur des 2ten Bataillons Ferdinandschen Regiments, sollte zuerst durch Arnsheim marschiren, zufällig sah er aber von der andern Seite das Kleistsche Regiment ankommen, und aus falsch verstandener Achtung für den Chef desselben, welcher sein Brigadier war (und welcher sich gerade zum Empfang der Dispositionen mit andern Generalen bei dem Herzoge befand), verstattete er dessen Regiment den Vorrang, in der Meinung, sich hernach an selbiges anschließen zu können. Dies ging jedoch nicht an, weil sich die Brigaden und Treffen nicht von einander trennen, und Nichts zwischen sich hinein lassen durften. Die Kleistsche Brigade mußte also so lange warten, bis das ganze 1ste Treffen durch Arnsheim defilirt war, und verlor dadurch viel Zeit. Dieser an sich geringfügige Umstand wurde später von einer nicht geahnten Wichtigkeit, indem er Ursache war, daß die Brigade erst bei einbrechender Nacht in ihre Quartiere zu Hilsheim und Ilversheim ankam, und der General Kleist, dem man überdies die dort so nöthige Kavallerie nicht mitgegeben hatte, das Terrain nicht auf einige Entfernung rekognosziren konnte. Hätte dies noch bei Tage geschehen können, so würde er unfehlbar die unterhalb Oppenheim stehende Arrieregarde einer feindlichen Kolonne von 10,000 Mann bemerkt und sich der Höhen von Oppenheim bemächtigt haben, wo es dann, besonders wenn die übrigen in der Nähe kantonnirenden Truppen sich an ihn angeschlossen hätten, vielleicht möglich gewesen wäre, diese Kolonne ganz abzuschneiden. Es war dieselbe nämlich unter Anführung des Generals Schaal auf Cüstine's Befehl eiligst aus Mainz aufgebrochen. Bei ihr befanden sich die beiden National-Repräsentanten Merlin von Thionville und Reubel, so wie der

ansehnlichste Theil des französischen zusammengeplünderten Gepäcks, mehrere ausgehobene Geißeln und auch einige der wichtigsten Mitglieder des in Mainz durch Deutsche errichteten Jakobiner-Klubbs. Die Kolonne sollte bei Landau sich an Custine heranziehen, wozu sie den nächsten und bequemsten Weg wählte, nämlich die Chaussee, welche von Mainz über Worms führt. Als sie bei Alsheim am alten Rhein angekommen, wo das preußische Hauptquartier genommen werden sollte, stieß sie auf einige daselbst bereits eingerückte Truppen, denen ihre Erscheinung um so unerwarteter kam, da man gar nicht auf einen Angriff von Mainz her vorbereitet war. Man hatte daher den größten Theil der Kavallerie zur Verfolgung des Feindes nach Worms geschickt, doch zog der König sogleich das Füsilier-Bataillon von Martini und zwei Bataillone des Hohenloheschen Regiments an sich, mit denen er dem Feinde, trotz dessen Ueberlegenheit, entgegenging, und ihn auch durch ein heftiges Musketenfeuer in eine solche Verwirrung brachte, daß ein einziges Regiment Kavallerie hinreichend gewesen wäre, die ganze auf einen Haufen zusammengedrängte Kolonne zu vernichten, besonders wenn letztere auch von hinten bei Oppenheim wäre angegriffen worden. Dies war nun aber durch die unzeitige Höflichkeit des Oberst-Lieutenants du Rosey vereitelt worden, denn wenn auch die Kleistsche Brigade in Ilversheim das Feuer bei Alsheim hören konnte (was wirklich der Fall war), so war es doch schon zu finster geworden, um sich von der Beschaffenheit des dortigen Terrains und des dort stattfindenden Gefechtes, besonders ohne alle Kavallerie, zu unterrichten. Hätte dagegen die Brigade beim Durchgange bei

Arnsheim die Tete behalten, so wäre sie 2 Stunden früher, d. h. bei hellem Tageslichte, in Ilversheim angekommen, und hätte, sobald man von der Nähe des Feindes unterrichtet war, sogleich die Stellung bei Oppenheim besetzen können, wo dann dem Feinde, wenn er von vorn bei Alsheim gedrängt und im Rücken von den Oppenheimer Höhen aus angegriffen wurde, bei seiner Stellung im Thale, während die Preußen im Besitz der Höhen waren, nichts anders übrig geblieben seyn würde, als sich in den Rhein zu stürzen oder das Gewehr zu strecken. Es hatte die Armee zwar von den Ufern der Nahe bis zu denen des Rheins einen sehr starken und ermüdenden Marsch gemacht, indessen wäre sie dennoch wohl im Stande gewesen, diese, durch ihre zahlreichen Wagen in ihrer Vertheidigung behinderte Kolonne zu überwältigen, und vielleicht hätte dann eine Belagerung von Mainz gar nicht erst unternommen werden dürfen, da die daselbst zurückgebliebene Besatzung, nach dem Abgange von 10,000 Mann, wohl nicht fähig gewesen seyn möchte, die weitläufige Festung gehörig zu besetzen, oder später gar den so mörderischen kleinen Krieg im Rayon derselben durchzuführen. Am 31sten wurde mit vielen Weitläufigkeiten und unter Vorsichtsmaaßregeln, die völlig überflüssig waren, eine Rekognoszirung über Gunterblum gegen Mainz unternommen; der Feind war indessen bereits dort angekommen, und man machte nur einzelne Nachzügler bei dieser Gelegenheit zu Gefangenen. Bis 1 Uhr Mittags blieben sodann die Truppen in den ihnen zur Deckung der Rekognoszirung angewiesenen Stellungen, und bezogen nachher in und bei Gunterblum (wohin das Hauptquartier verlegt wurde) ihre

Kantonnirungen, welche die Kleistsche Brigade in Alsheim und Gembsheim erhielt, während das Szekulysche Korps nach Worms zu stehen kam.

Den 1. und 2. April blieb hierauf die Armee in diesen Kantonnirungen stehen, und es wurde in der damals bekannt gemachten neuen Ordre de Bataille bestimmt, daß die Kleistsche Brigade mit zum Belagerungs-Korps stoßen solle. Den 3ten brach dieselbe daher auf und rückte nach Ober- und Nieder-Ingelheim, wo sie bestimmt war, die Kommunikation bis Nieder-Ulm zu sichern, und die bei Weinheim zu schlagende Schiffbrücke nebst dem daselbst befindlichen Depot von Brod und Fourage zu decken. Das Hauptquartier blieb in Guntersblum, so wie die Armee selbst in den weitläufigen Kantonnirungen zwischen Alsheim und Nieder-Ingelheim, welche, wenn der Feind seinen Vortheil verstanden hätte, sehr verderblich für die preußische Armee hätten werden können.

Am 14. April rückte das ganze zur Belagerung von Mainz bestimmte Armeekorps aus seinen Kantonnirungs-Quartieren vor, und war um 8 Uhr früh auf dem Rendezvous versammelt, von wo man auf die Höhen, welche von Hechtsheim bis Finten sich in einem Halbkreis um Mainz herumziehen, vorrückte und dort ein Lager bezog. Der Feind ließ übrigens das Vorrükken des Berennungs-Korps ruhig geschehen, auch fiel in den ersten Nächten nichts Besonderes vor, und es schien, als wolle er die Belagerungs-Armee recht sicher machen. Letztere hatte der General Graf Kalkreuth, der sein Hauptquartier in Marienborn nahm, unter seinem Oberbefehl. Es gehört gewiß zu den Eigenheiten dieses Krieges, daß ein General der Kavallerie, der nie einer Bela-

la-

lagerung beigewohnt hatte, die Belagerung von Mainz zu leiten bestimmt war, und daß ein anderer Kavallerie-General, nämlich der General-Lieutenant von Schönfeld, die Einschließung dieser Festung auf dem rechten Rheinufer zu führen hatte. Das Unangenehmste dabei war, daß beide Generale entschiedene persönliche Feinde waren, was einen verderblichen Einfluß auf den Gang der Begebenheiten haben mußte, da sie sich nie zu vereintem Zwecke die Hände boten, sondern isolirt handelnd, es dahin brachten, daß selbst die Truppen beider Korps sich als zwei völlig verschiedene Armeen betrachteten, sich beständig über einander beschwerten und bei keiner Gelegenheit zweckgemäß unterstützten. Gleich nach dem Einrücken ins Lager ward der Anfang mit der Verschanzung der Stellungen gemacht, die jedoch manche gar schwache Stelle behielten. Im Ganzen tadelte man es aber damals, und, wie der Erfolg bewies, mit vollem Rechte, daß man bei der Einschließung zu weit von der Festung abgeblieben wäre, denn auf mehreren Punkten, und unter andern da, wo die Kleistsche Brigade im Lager stand, war man bis auf 6000 Schritt von derselben entfernt. Man hatte nämlich zu dem Einschließungsbogen die Höhen gewählt, die hinter Heiligenkreuz, Marienborn und Gunzenheim fortlaufen, statt daß man den Bogen hätte verkürzen und seine Kraft konzentriren sollen, um Truppen übrig zu behalten, die Fehler des Feindes zu benutzen, und sich wechselseitig zu unterstützen. Demzufolge hätte man dann das Dorf Weißenau sogleich nehmen, und das Lager der Oesterreicher auf die Weinberge dicht hinter Heiligenkreuz stellen, einen Theil der Preußen aber auf den Höhen vor dem Chausseehause dergestalt lagern sollen, daß der linke Flügel derselben nicht

weit von Brezzenheim abblieb; die Brigade des Generals Kleist, der den linken Flügel des Einschließungskorps unter seinen Befehl erhielt, mußte man aber in der Ebene zwischen Brezzenheim und Gunzenheim ihr Lager nehmen lassen, wobei der Gunzenheimer Wald, der in der Folge eine sehr schwache Parthie blieb, in der Richtung nach Budenheim hin stark verhauen, auch vielleicht durch eine Ueberschwemmung gedeckt werden konnte, wenn man nämlich den Gunzenheimer Bach, welcher mehrere Mühlen treibt und viel Gefälle hat, bei der Hardter Mühle ab und bei der Mombacher Ziegelei in den Rhein geleitet hätte, wo auch die Anspannung des Baches hätte bewerkstelligt werden müssen. Dieser Wald, der vorwärts gegen die Hardter Höhen völlig herunter gehauen werden mußte, konnte dann mit 3 Bataillonen Darmstädtern besetzt und auf die Hardter Höhen selbst ein starker Beobachtungsposten gestellt werden, das Dorf Budenheim mußte aber mit 2 Bataillonen Darmstädtern oder Baiern besetzt bleiben, die einige hundert Mann nach Mombach zur Wache hätten geben können, welche dort, besonders wenn die Ueberschwemmung stattfand, ganz sicher gestanden hätten.

Durch diese Einschließungslinie wäre jeder Posten in sich stark geblieben, und man würde durch selbige die feindliche Besatzung verhindert haben, außerhalb der Festung Werke anzulegen, was die Beschwerden der Belagerung sehr vermindert hätte, auch würde man dann überhaupt den Feind und alle seine Bewegungen genauer im Auge behalten haben, als dies jetzt der Fall war.

Der Feind hatte übrigens außer der Marsschanze und Kassel, welches sehr zweckmäßig befestigt war, auch die Ingelheimer und Peters-Aue (oder Insel) okku-

pirt, und besonders letztere zu einem starken Posten umgeschaffen; außerdem aber hatte er die Mainspitze, so wie die Dörfer Kostheim und Weißenau stark besetzt, und stand im Lager zwischen den Außenwerken und der Festung. Preußischer Seits war dagegen die in Ruinen liegende Gustavsburg durch den damaligen Obersten von Rüchel mit einem kleinen Korps besetzt, der von dort aus gegen die vom Feinde stark verschanzten Auen der Mainspitze in der Folge einen merkwürdigen Inselkrieg führte, der von beiden Theilen viel Menschen und noch mehr Munition kostete, und eigentlich Nichts entschied, außer daß der Feind, im Besitze dieser Mainspitze, jede Unternehmung auf seine in dem Rhein liegenden Schiffmühlen, die einzigen, durch die er sich das erforderliche Mehl verschaffen konnte, vereitelte. Nach und nach und bis zum wirklichen Beginn der Belagerung verstärkten sich die Einschließungs-Korps immer mehr und mehr, und wuchsen zuletzt zu einer solchen Stärke heran, daß auf dem linken Rheinufer unter General Kalkreuth sich 28,075 Mann, auf dem rechten unter General Schönfeld 15,385 Mann befanden, welche aus Oesterreichern, Preußen, Sachsen, Baiern, Hessen und Hessen-Darmstädtern bestanden. Ungeachtet dieser verhältnißmäßig starken Truppenanzahl war selbige doch wegen der ausgedehnten Stellung, die man genommen hatte, unzureichend, um so mehr, da gegen 26000 Mann in Mainz befindlich waren, welche zwar auch viele Posten zu besetzen hatten, dennoch aber, der leichten Verbindung wegen, sich öfter ablösen konnten.

Die Beobachtungsarmee, welche der Herzog zur Deckung der Belagerung in Person befehligte (wogegen der König bei der Belagerungsarmee blieb), sollte übrigens

in der für sie ganz passenden Stellung an der Pfriem bei Zelle bleiben; da aber nach Custine's Rückzug bis Landau ein österreichisches Korps unter General Wurmser diese Gelegenheit benutzt hatte, um eine Meile unterhalb Speier über den Rhein zu gehen, so wollte man dasselbe nicht ganz isolirt lassen, und ging deshalb mit 12000 Mann in die Stellung bei Roth-Weiler und Edenkoben vor, zugleich aber besetzte man auch die Hauptpunkte des Gebirges bei Kaiserslautern, Tripstadt u. s. w., um, als Meister desselben, durch das Anweiler Thal die Verbindung mit dem bei Lautereck stehenden Korps des Prinzen Hohenlohe zu unterhalten. Diese Entfernung des Beobachtungskorps von der Belagerungsarmee setzte jenes völlig außer Stande, diese zu unterstützen, und mußte für letztere unausbleiblich bei ernstern Gelegenheiten nachtheilig werden, wie sich dies auch wirklich in der Folge zeigte, und ohne eingetretene glückliche Umstände sehr gefährlich hätte werden können.

Die Brigade von Kleist vergrößerte sich übrigens auch mehr und mehr, und bestand zuletzt aus 7 preußischen, 5 hessendarmstädtischen (unter Befehl des regierenden Landgrafen selbst) und 2 baierschen Bataillonen, ferner an Kavallerie aus dem sächsischen Dragoner-Regiment Herzog von Kurland und 2 Eskadrons sächsischer Husaren; nächstdem gehörten dazu mehrere Batterien und 2 Jäger-Kompagnien. Die hauptsächlichste Bestimmung dieses Korps blieb die Sicherung des linken Flügels der ganzen Stellung, was eine um so schwierigere Aufgabe war, da der Feind, im Besitz der Hardter Höhen, von dort aus leicht in den Gunzenheimer Wald vordringen konnte, der nur schwer zu vertheidigen war.

Bis zu Ende des Monats April fiel indessen nichts weiter vor, als daß der Feind täglich starke Fouragirungen in den um die Festung liegenden Dörfern machte, und bei Tage häufig Patrouillen herausschickte, die sich mit den Vorposten herumschossen. Dies veranlaßte gewöhnlich mehr oder minder anhaltende Kanonaden, welche so oft vorkamen, daß sie kaum mehr allgemeine Aufmerksamkeit erweckten. Die Dörfer Weißenau und Kostheim wurden außerdem zwar noch oft angegriffen und dem Feinde entrissen, aber eben so oft auch wieder verlassen, da man wegen der zu weit zurück liegenden Stellung der diesseitigen Truppen sie nicht behaupten konnte. Nächstdem waren beide Dörfer reich an steinernen Häusern, welche man zwar oft anzündete, doch ohne sie niederbrennen zu können, so daß der Feind stets deren Mauern behielt, um sich in ihnen zu vertheidigen. Dieser kleine Krieg kostete viel Menschen, hatte aber nur den Nutzen, den Feind über den Gebrauch seiner Kräfte zu belehren, die er denn auch sehr geschickt zu benutzen verstand. Ueberhaupt beschäftigte der Kommandant von Mainz, General d'Oyre, seine Besatzung sehr, und ließ durch dieselbe auch unaufhörlich an Verschanzungen arbeiten, mit denen er auf allen Seiten so weit als möglich vorging, um so seine Gegner von der Festung entfernt zu erhalten. So legte er z. B. Kommunikationslinien an, welche das Dorf Weißenau mit den äußern Festungswerken verbanden, ging ferner mit mehreren sich unterstützenden Werken bis auf die Zahlbacher Höhe vor, die in der Folge den Gang der Belagerung sehr aufhielten, erweiterte die Befestigungen der Petersaue, und vollendete die der Marsschanze, wodurch er Kostheim mit in seine Vertheidigungslinie zog, und durch diese letztern Verschan-

zungen, so wie durch die der Petersaue, sich den Besitz von Kassel um so mehr sicherte. Der größte Theil dieser Arbeiten, besonders auf der linken Rheinseite, hätte nicht gemacht werden können, wenn das Einschließungskorps der Festung näher gestanden hätte, da dann der Feind unter dem Kanonenfeuer seiner Gegner hätte arbeiten müssen, was wohl meist unausführbar gewesen wäre. — Während des Monats Mai machten die Franzosen bedeutende Ausfälle auf beiden Seiten des Rheins, und führten namentlich am 31sten dieses Monats eine größere Unternehmung aus, indem sie mit einer Kolonne von 6000 Mann Morgens ½2 Uhr das Hauptquartier Marienborn überfielen, um dort den General Graf Kalkreuth und den Prinzen Louis Ferdinand aufzuheben. Dies wäre ihnen durch einen Zufall beinahe geglückt. Es stand nämlich so viel hohes Getreide vor und neben den preußischen Vedetten, daß es der feindlichen Infanterie dadurch möglich wurde, sich ungesehen heranzuschleichen, und ihre Kavallerie bei deren Plänkereien, so wie wenn sie verfolgt wurde, zu unterstützen, was für die diesseitigen Truppen stets mit Verlust verknüpft war. Um dieser Unannehmlichkeit abzuhelfen und die feindlichen Tirailleurs besser beobachten zu können, befahl General Kalkreuth, daß eine verhältnißmäßige Anzahl Bauern in dieser Nacht vorgehen sollten, um das Getreide zu mähen, gleichzeitig waren die Kavallerie-Feldwachen dahin instruirt, diese Leute ungehindert hin und her gehen zu lassen, um nicht auf sie das feindliche Feuer zu lenken. Die Franzosen, welche immer die besten Nachrichten hatten, mußten auch von diesem Umstande unterrichtet seyn, wenigstens kam er ihrer Kolonne sehr zu Statten, denn diese wurde von den sächsischen Husaren,

die auf Feldwacht standen, in der finstern Nacht für jene Arbeiter gehalten, und so gelang es ihr unentdeckt durch die äußerste-Postenchaine zu kommen. Gleich nach den ersten Schüssen rückte zwar die diesseitige Infanterie aus, dennoch glückte es dem Feinde, bis ins Dorf Marienborn einzudringen, wo sich ihm jedoch mehrere Truppen, namentlich unter dem Prinzen Louis Ferdinand, entgegen warfen und ihn zum Rückzuge zwangen, bei welchem er das Feuer sämmtlicher Batterien des Zentrums auszuhalten hatte und bedeutenden Verlust erlitt. Uebrigens hatte er, um diese Unternehmung besser zu maskiren, gleichzeitig einen Scheinangriff auf den linken Flügel des Kleistschen Korps gemacht, welchen er von der Ingelheimer und Peters-Aue kanonirte; es rückten daher auch die Truppen dieses Korps aus, ohne daß weiter etwas von Bedeutung vorfiel.

Außer diesem Ausfalle machte der Feind nur noch einen in der Nacht vom 9. Juni, der aber völlig planlos war, und wobei er nach fruchtlosen Angriffen auf fast allen Punkten der Einschließungslinie und nach stundenlanger Kanonade weiter nichts ausführte, als die Kirche von Heiligenkreuz anzuzünden, wie dies schon früher mit der von Brezzenheim geschehen war, wobei er wohl nur die Absicht haben konnte, die Thürme beider Kirchen zu vernichten, die, ihrer Höhe wegen, zu Beobachtungen der Festung benutzt, und auch bald genug wieder dazu eingerichtet wurden.

Anfangs Juni war man endlich nach vielen Anstrengungen mit den Anstalten zur Belagerung fertig geworden, und die Depots waren mit allem Erforderlichen hinreichend versehen; nur über die Art, wie man die Festung angreifen wolle, war man noch nicht einig, und es

herrschten darüber sehr abweichende Ansichten. Es befanden sich nämlich damals bei der preußischen Armee 10 ausgewanderte französische Ingenieur-Offiziere, von denen der erste und brauchbarste der Oberst-Lieutenant von Turpin war. Diese hatten viele Denkschriften geschrieben und darin den Angriff von der niedern Seite, d. h. längs des Rheins auf das Gartenfeld zu, empfohlen, wogegen die deutschen Ingenieur-Offiziere, an deren Spitze der preußische Mineur-General von der Laar stand, der als Chef des Genie-Korps die Belagerung führen sollte, für die obere Attake stimmten, nämlich auf die Zitadelle und von Weißenau aus. Durch diese Verschiedenheit der Meinungen entstanden unter den Ingenieuren zwei völlig sich entgegenstehende Partheien, von denen die eine die deutsche, die andere die französische hieß. Der letztern Parthei, in welcher mehrere gute Köpfe waren (was sich nicht von der deutschen sagen ließ, welche namentlich ohne praktische Erfahrung war), widmete man indessen bei der Armee wenig Vertrauen, und es ist sogar nicht ganz unwahrscheinlich, daß sie zu manchen Unfällen, welche später bei der Belagerung vorfielen, die Veranlassung gewesen ist. Dessenungeachtet war der Herzog und selbst der König der Meinung der französischen Parthei beigetreten, und besonders hatte man sich die Zustimmung des Königs dadurch zu verschaffen gewußt, daß man ihn überredete, aus Holland große Kanonierschaluppen kommen zu lassen, die dort zur Vertheidigung des Texels gebraucht worden waren, hier aber zum Angriff der Petersaue und zum Vernichten der feindlichen Schiffmühlen angewandt werden sollten. Diese ungeschickten Fahrzeuge, von denen jedes 2 Vierundzwanzigpfünder führte, waren denn auch wirklich bei Budenheim

angekommen, und ihre Mannschaft wurde dort für preussische Rechnung verpflegt und gekleidet; es fand sich aber, als der König sie zur Probe hatte manövriren lassen, daß sie, da sie weder Ruder noch Segel führten, stromaufwärts nicht agiren konnten. Man ließ daher, da von ihnen kein Gebrauch zu machen war, später nur einige dieser Schaluppen, jedoch nicht ohne Schwierigkeiten, zum großen Verdrusse der sie begleitenden Holländer, zu Lande hinter der Einschließungslinie bei Laubenheim in den Rhein bringen, wo sie erst wieder ausgebessert werden mußten, und dann gar nicht gegen Mainz gebraucht wurden.

Um in Rücksicht der Angriffsseite eine Entscheidung zu treffen, hatte der König sämmtliche Stabsoffiziere des Ingenieur-Korps, so wie die Generale Kalkreuth und Kleist auf das Schloß von Biberich beschieden, aus dessen Dachgiebeln man Kassel, die Petersaue so wie das ganze Gartenfeld übersehen konnte. Der König setzte nun in dieser Versammlung mit sichtbarer Vorliebe die Vortheile der niedern Attake auseinander, wobei er besonders auf die Mitwirkung der Kanonierschaluppen rechnete, und fragte dann die Anwesenden um ihre Meinung. Die französischen Ingenieurs, und unter ihnen besonders Oberst-Lieutenant Turpin, traten hierauf sogleich mit vieler Beredsamkeit der Ansicht des Königs bei, und die deutschen wagten es kaum, ihre Meinung zu äußern, weil sie ohnehin glaubten, von ihren Gegnern überstimmt zu werden. Wahrscheinlich würde auch ihr Gutachten völlig unberücksichtigt geblieben seyn, wenn nicht der General Kleist auf die bestimmteste Weise erklärt hätte, daß, wenn es wirklich Ernst sey die Festung Mainz zu belagern, dies durchaus nicht anders, als durch die obere

Attake bewerkstelligt werden könne, wobei er die Gründe kurz auseinander setzte, die sein Urtheil bestimmten, und die vorzüglich auf der zu großen Verwickelung bei der niedern Attake beruhten, wogegen die obere um Vieles einfacher sey. Eigentlich leitete den General Kleist bei dieser Meinung wohl nur sein Widerspruchsgeist, so wie der Verdruß, daß man ihm, der den ganzen Winter über gegen Mainz kommandirte, und auch jetzt wieder zwei Monate lang gegen die projektirte Angriffsseite stand, keine einzige der Denkschriften zugesandt hatte, welche die französischen Ingenieurs angefertigt. Diese Ansicht rechtfertigt sich dadurch, daß die fortifikatorischen Kenntnisse des Generals von Kleist eben so fragmentarisch wie sein übriges Wissen waren, indem er sich nie die Zeit zu gründlichem Erforschen nahm. Zufällig hatte er aber diesmal bei seinem Widerspruche Recht, welcher so überaus wohlthätig für die Folgen der Unternehmung wurde. Dies näher zu erweisen, möge hier ein gedrängter Vergleich der beiden Attaken Raum finden, welcher gleichzeitig die damaligen Ansichten der deutschen Ingenieur-Offiziere in sich schließt. Wenn man die verschiedenen Hindernisse, welche dem Belagerer von Mainz sowohl von Seiten des Feindes als durchs Terrain entgegengesetzt werden können, nur oberflächlich betrachtet, so scheint freilich die niedere Attake, oder der auf das Raimondi-Bastion zu führende Angriff einige Vorzüge vor der sogenannten obern Attake zu haben; die wesentlichsten derselben sind jedoch nur die auf jener Seite befindliche geringere Anzahl von Werken und die schmale Front des Angriffs, welcher, da er weniger Arbeit erfordert, schneller gefördert werden kann. Diese vermeintlichen Vorzüge schwinden aber bald, wenn man sie gründ-

lich untersucht, und dasjenige in Anschlag bringt, was von den Franzosen zur Verstärkung dieser scheinbar schwachen Seite gethan worden war.

Man muß sich dabei die ganze niedere Seite der Festung Mainz als eine Kurtine denken, von welcher der Hauptstein auf der einen Seite, und das obere Ende der Petersaue auf der andern mit ihren Werken die Bastione bilden. Bekannt aber ist die Lehre bei jedem Festungsangriff, nie die Kurtine als die stets am besten bestrichene Linie anzugreifen, sondern vielmehr die Spitzen der Bastione, wo den Angreifern die geringste Masse von Feuer entgegengesetzt werden kann, was in dem vorliegenden Falle eine noch ausgedehntere Anwendung findet. Der Hauptstein beherrscht nämlich die ganze Hardter Höhe, und selbst den Theil des Abhanges derselben, der nach dem Gartenfelde steil herunterfällt und in dieser Richtung bis zur Hardter Mühle fortläuft; auch wird dieser Abhang beinahe durchgehends von jenen Werken eingeschlossen, und erleichtert durch verschiedene in ihm befindliche Hohlwege, welche leicht mit dem Hauptwerke verbunden werden können, der Besatzung die Mittel, durch vorzulegende Erdwerke die Arbeit der Belagerer lange aufzuhalten. Man kann also behaupten, daß diese Flanke des vorausgesetzten Bastions, ohne ihre flankirende Vertheidigung zu verlieren, sich bis beinahe an die Hardter Mühle, oder mindestens bis an den letzten Hohlweg erstreckt, welcher letztere sich schräg von den äußersten Häusern an dem Abhange hinaufzieht, und sich auf dem durchgehends bestrichenen Plateau der Hardter Höhe in einen Feldweg verläuft. Auf der andern Seite verlängert aber die Petersaue die Flanke des vorausgesetzten Bastions. Die Werke auf derselben sind nach

tüchtigem Profile erbaut und vertheidigen mit bestreichen-
dem Feuer das ganze linke Rheinufer (ohne daß die, längs
dem Strome gehende Chaussee gegen dies Feuer decken
könne). Diese Werke der Petersaue reichen mit ihrer
Vertheidigung bis in gleiche Höhe mit dem Punkte der
Hardter-Mühle, wo allenfalls die Vertheidigung des
Hauptsteins aufhört. Nimmt man aber noch die Ingel-
heimer Aue als besetzt an, wie dies wirklich während der
ganzen Belagerung der Fall war, so wird diese Flanke
noch beträchtlich verlängert. Uebrigens hat dieselbe außer
einer guten Frontalvertheidigung das senkrecht flankirende
Feuer des Raimondi-Bastions und das natürliche Hin-
derniß des Stromes zu ihrem Schutze, daher es wohl
sehr schwer geworden seyn dürfte, sie unwirksam zu ma-
chen, um so mehr, da man dieser Flanke nur durch einen
Frontalangriff beikommen, nicht durch Rikoschett-Batte-
rien ihr schädlich werden konnte, was allenfalls noch bei
den Werken des Hauptsteins anzuwenden gewesen wäre.
Zwischen diese beiden langen Linien, die der Feind noch
vielfach verstärken konnte, wollte man sich mit seinem
Angriffe wagen! Wo hätte man aber da seine Flügel
angelehnt, ohne dieselben der feindlichen Einsicht oder
Ueberfällen auszusetzen, und welche Mühe würde es ge-
kostet haben, die Kommunikationen gehörig zu sichern?

Dieser einseitige Angriff konnte also wohl nicht un-
ternommen werden, sondern es gehörten zur Ausführung
der niedern Attake mehrere verbundene Angriffe. Man
mußte nämlich zuvörderst dasjenige Polygon von Kassel,
was an der Chaussee von Mosbach liegt, durch einen An-
griff maskiren; dies Polygon wird aber sowohl von der
obern Spitze der Petersaue, als von der Raimondi-Ba-
stion zweckmäßig vertheidigt, und hat nächstdem durch

die Kunst für sich selbst viel Stärke erhalten. Ein Angriff auf diese Seite von Kassel würde also mit vielen Schwierigkeiten verknüpft gewesen seyn, und man hätte nur Schritt vor Schritt, mit beständiger Zurückbiegung der Crochets des rechten Flügels, vorgehen können, wobei das mit vielen Wurzeln angefüllte Terrain (wegen der dortigen Weinberge) sehr hinderlich gewesen seyn würde.

Sodann mußte man den Feind von der Peters- und Ingelsheimer Aue vertreiben, was aber nur schwer zu erreichen gewesen seyn würde, weil beide Inseln unter einander eine kurze und sichere Verbindung mittelst einer fliegenden Brücke haben, und sich also wechselseitig unterstützen können. Die Petersaue aber auf der nach Biberich gerichteten Spitze angreifen zu wollen, würde wenig gefruchtet haben, da auf dem Punkte, wo die Flankenvertheidigung, welche die Insel von Kassel und vom Ralmondi-Bastion erhält, vielleicht nicht mehr zureichend gewesen wäre, noch ein Durchschnitt quer durch die Insel gezogen war, der bei tapferer Vertheidigung den angreifenden Truppen Schranken gesetzt hätte; nächstdem mußte man schon die Ingelheimer Aue erobert haben, ehe man es wagen durfte weiter vorzubringen. Von Mainz aus konnte aber die Peters-Aue leicht mit Hülfe einer am obern Ende der Insel angebrachten fliegenden Brücke unterstützt werden, und der Feind würde gewiß alle Anstrengungen gemacht haben, um eine für ihn so wichtige Flanke sich zu erhalten, die ihm zugleich als Kurtine von Kassel diente, und von welcher, wenn man zu ihrem Besitz gelangt war, man jenes Fort sogleich im Rücken nehmen konnte. Was für ein blutiger Inselkrieg wäre also hier entstanden, und wie viel Zeit würde man bei diesen Angriffen verloren haben! Vorausgesetzt aber, daß die Tapfer-

keit der Truppen alle Hindernisse beseitigte, und man sich in den Besitz der beiden gedachten Inseln gesetzt hätte, so war endlich noch der Angriff auf die rechte Flanke und den Hauptstein selbst übrig.

Dieser Angriff würde aber eine ganz besondere Belagerung nöthig gemacht haben, welche sich nicht einmal sogleich unternehmen ließ, da der Feind bereits, für den Fall eines Angriffes von der untern Seite, ein großes Werk auf der Hardter Höhe, gegen deren Abhang nach dem Gunzenheimer Thale zu, tracirt hatte, welches er gewiß mit großer Betriebsamkeit aufgeführt hätte, ohne daran gehindert werden zu können. Dieses Werk mußte dann zunächst genommen werden, und zwar gewiß mit um so größeren Schwierigkeiten, da der Feind alle Truppen von der nicht angegriffenen, also sichern Seite hätte wegziehen und hierher verwenden können. Der ungestörte Besitz der Hardter Höhe mußte also erkämpft werden, ehe man an die eigentliche Belagerung des Hauptsteins denken konnte; es würde jedoch stets schwer geblieben seyn diesen Zweck zu erreichen, weil es fast unmöglich 'ist aus dem Mombacher Gehölze, wo die nothwendigsten Depots angelegt werden mußten, eine Kommunikation über den Gunzenheimer Bach nach der Hardter Höhe hinaufzuführen, besonders wenn der Feind sein projektirtes Werk auf dieser Höhe zu Stande gebracht hätte. Man hätte also gleich mit der Sappe vorgehen, oder sich mit der ganzen Attake mehr rechts wenden und eine größere Front umfassen müssen, was wieder mehr Truppen, Zeit und Arbeit erfordert haben würde. Angenommen aber, man hätte wirklich alle diese Hindernisse überwunden und den Hauptstein mit seinem ganzen Minensystem erobert, so konnte man sich nicht einmal in demselben

halten, indem er vom Luzien-Berge beträchtlich dominirt wird und dabei so enge ist, daß man durch Haubitzgranaten herausgetrieben werden konnte, und daher dieses solide Werk hätte ganz vernichten müssen, um es dem Feinde nicht wieder in die Hände fallen zu lassen.

Alle diese Angriffe mußten gelungen seyn, ehe man zur eigentlichen niedern Attake schreiten konnte. Bei dieser fanden sich aber neue Schwierigkeiten. Das Gartenfeld ist nämlich von vielen nassen Gräben durchschnitten, die erst abgeleitet werden mußten, und dann dennoch ein so nasses Terrain zurückgelassen hätten, daß man nur 3½ Fuß in die Erde zu gehen vermochte, folglich alle Arbeiten nur mit Schanzkörben zu vollenden waren. Endlich hinderte zuletzt noch ein doppelter Wassergraben, den der Feind beständig in gleicher Höhe angespannt erhalten konnte, da es nicht gut möglich war, den dicht am Rhein gelegenen Batardeaux desselben beizukommen, welche sehr vortheilhaft von der Festung bestrichen wurden; man hätte sich daher zu regelmäßigen Descenten entschließen müssen, welche bekanntlich ihre ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten haben.

Diese verschiedenen Attaken umfaßten einen wenigstens zweimal so großen Raum, als den, welchen man später zur immer schon sehr ausgedehnten ersten Parallele brauchte; dieser Raum war nächstdem von 3 Armen des Rheins durchschnitten und umfaßte das fast inpraktikable Gartenfeld. Man konnte daher an keine wechselseitige Unterstützung oder Kommunikation denken, und mußte eigentlich 3 bis 4 verschiedene Belagerungen zugleich ausführen. Einheit der Operation war daher unmöglich, auch konnte das Mißlingen einer Attake oder nur das zu lange Verweilen bei einer derselben alle Ueber-

einstimmung aufheben und dem Feinde Mittel in die Hand geben, die verlorenen Vortheile wieder zu erkämpfen. Schwierig war hierbei gleichzeitig die Anlage der Depots, die man, sollten sie vor den so leicht möglichen feindlichen Ausfällen gesichert seyn, nur bei Finten und Budenheim, d. h. eine starke Stunde vom Belagerungsschauplatze entfernt, angelegt werden konnten, wobei die Kommunikation beider Orte durch den dazwischen liegenden Fintener Wald immer noch gefährdet blieb. Zwar hätte man die nöthigsten Depots in Mombach und Gunzenheim anlegen können, doch auch hier fehlte jede zweckentsprechende Kommunikation, und man konnte ja überhaupt die Belagerungsvorräthe jedenfalls nicht eher heranziehen, als bis man Meister der Hardter Höhe war. Auf dem rechten Rheinufer mußten die Depots noch weiter zurückgelegt werden, vielleicht bis Mosbach und Biberich, was aber dennoch nicht die größte Schwierigkeit bei der Wahl der niedern Attake seyn mochte.

Dagegen bot die obere Attake so viele Vorzüge dar, daß es unbegreiflich erscheint, wie bei gründlicher Prüfung, welche man von den französischen Ingenieur-Offizieren doch voraussetzen muß, diese noch über die Annahme derselben zweifelhaft seyn konnten. Es drängt sich hier nämlich zunächst die Bemerkung auf, daß man nur einen Angriff zu machen hatte, der durchgehends zusammenhängend war, und mit dem fallenden Terrain gegen die Festung herunterging; daß man ferner die Länge seiner ersten Parallele selbst bestimmen konnte, je nachdem man sich mit ihr der Festung mehr näherte, und daß sich endlich beide Flügel recht gut an den Rhein und den Wildbach anlehnen ließen. Die Menge der anzugreifenden Werke, als der einzige Bewegungsgrund,

wes-

weshalb es allenfalls verzeihlich war, zwischen der obern und niedern Attake zu schwanken, konnte nichts Abschreckendes haben; denn war man mit der 3ten Parallele bis auf die erforderliche Nähe herangekommen, so konnte man ja wohl, um dem Minirkriege zu entgehen, einen Sturm auf die Enveloppe, etwa zwischen der Welschen und Elisabeth-Schanze, unternehmen, wo man, wenn er gelang, und die eroberten Werke rasch unter sich zusammenhängend geschlossen wurden, in diesen vortreffliche Logements gefunden haben würde, aus denen man dann weiter vorgehen konnte. Es durfte übrigens dabei wohl angenommen werden, daß der Feind, sobald die Enveloppe erobert war, sich in keinem Punkte derselben (außer etwa dem Hauptsteine und der Karls-Schanze) noch gehalten haben würde, da alle jene Werke im Rücken offen sind; that er es aber wirklich, so konnte er wenigstens aus der Karls-Schanze bald verjagt werden, wo es ihm dann schwer geworden seyn dürfte, die Gegner wieder aus der Enveloppe zu verjagen. Im Falle aber dies wirklich gleich nach der Wegnahme geschehen wäre, so würde er bei immer nachrückenden Verstärkungen doch wohl wieder verdrängt worden seyn, und man würde dann viel Terrain und Zeit gewonnen, auch durch die Vertreibung des Feindes zwischen der Enveloppe und der Festung freies Feld erhalten haben, um die Belagerung gegen die Hauptwerke fortzusetzen, welche dann durch das Feuer der Belagerer schon sehr gelitten haben mußten, und so keinen großen Widerstand geleistet haben würden. Uebrigens durfte ein Sturm auf die Enveloppe nur als ein Beschleunigungsmittel der Belagerung erwählt werden, da man des Erfolgs um so mehr gesichert seyn konnte, in so fern die Kurtinen der Enveloppe von

Mainz, ihrer geringen Höhe wegen, ohne große Anstrengung zu ersteigen gewesen wären.

Dies waren, wie es scheint, die wesentlichen Vortheile der obern Attake vor der niedern; rechnet man noch hinzu, wie man des Terrains wegen ungehindert die Depots in größter Nähe hierbei anlegen konnte, und erwägt man die sichere Kommunikation, welche das Thal des Wildbach mit der auf den Höhen von Hechtsheim stehenden Armee für den linken Flügel, und das Thal von Laubenheim für den rechten Flügel der Parallele gewährte, so wurden diese Vorzüge noch um Vieles bedeutender.

Diese Betrachtungen muß denn auch wohl der König, aufmerksam gemacht durch die freimüthige Erklärung des Generals Kleist, angestellt haben, denn wenige Tage nach der Konferenz auf dem Biebericher Schlosse entschied er, daß die obere Attake (auf welche auch der Feind, wie es sich später zeigte, gar nicht gerechnet hatte) gewählt werden sollte. Diese Entscheidung gereicht ihm um so mehr zum Ruhme, da er sich mehrere Monate mit der niedern Attake beschäftigt hatte, und diese wirklich eine Lieblingsidee bei ihm geworden war. Der General Kleist aber erfreute sich nicht wenig seines Triumphes, und auch die deutschen Ingenieure jubelten, den Sieg über die ihnen so verhaßten französischen davon getragen zu haben.

(Schluß folgt.)

IV.

Ueber die Ausbildung des Pioniers im Wasserfahren mit Pontons.

Daß der Pontonier, wenn er befähigt seyn soll, seinen Beruf gehörig zu erfüllen, ohne Ausnahme mit dem Fahren auf dem Wasser vollkommen vertraut seyn müsse, unterliegt wohl keinem Zweifel; allein auch der Sappeur und Mineur sollen, zufolge höherer Verfügungen, hierin, wenn gleich in minderem Grade, als der Pontonier, doch in so weit ausgebildet werden, daß sie den Riemen in seiner einfachsten Gebrauchsweise zu führen verstehen, mithin nöthigen Falls den Pontonier auch beim Wasserfahren unterstützen können, und diese Anordnung steht ganz im Einklange mit dem Grundsatz, daß jeder Pionier als Hülfsarbeiter in den Nebensektionen zu gebrauchen seyn müsse, im Fall es nothwendig wird, die zur Disposition stehenden Arbeitskräfte der einen oder andern Sektion zu vermehren, ein Grundsatz, an dessen Aufrechthaltung sich die Rechtfertigung der eigenthümlichen Organisation der preußischen Pionier-Kompagnien allein knüpft.

Da nun die Sappeur- und Mineursektion durchweg

und die Pontoniersektion zur Hälfte aus Handwerkern besteht, die des Fahrens auf dem Wasser durchaus unkundig sind, mithin diese Kunstfertigkeit erst während ihrer Dienstzeit zu erlernen haben, so übersieht sich leicht, daß, wenn der Zweck der Waffe gehörig erfüllt und die dieserhalb gegebenen Bestimmungen genau innegehalten werden sollen, die Anlernung des Pioniers im Wasserfahren einen sehr wichtigen Lehrzweig des praktischen Pionierunterrichts ausmachen müsse.

Betrachtet man ferner die gesetzlich kurze Dienstzeit, die Mannigfaltigkeit der dem preußischen Pionier zufallenden Dienstfunktionen und endlich die Schwierigkeiten, welche namentlich mit der Erlernung des Wasserfahrens verbunden sind, so wird man gleichfalls nicht in Abrede stellen, daß nur bei der umsichtigsten Benutzung der Zeit, bei dem größten Eifer der Instruktoren und bei der strengsten und durchdachtesten Lehrmethode in dem letztern Dienstzweige etwas Befriedigendes geleistet werden könne.

Von diesen Ansichten geleitet, namentlich aber von den außerordentlichen Vortheilen einer Lehrmethode überzeugt, welche jede Bewegung, jede Manipulation genau regelt und in ihre Elemente zerlegt, den Schüler überall belehrt, nirgends auf ein bloßes Absehen verweist, kurz einer Lehrmethode, die das Wasserfahren zu einem schulgerechten Exerzitium erhebt, wie es der bei allen übrigen militairischen Uebungen stattfindenden Ordnung und Präzision entspricht und es dem Soldaten wohlansteht, waren wir vom ersten Augenblick ab, wo wir in den Fall kamen, die Ausbildung der Rekruten im Wasserfahren zu leiten, bemüht, eine passende Instruktion hierüber ausfindig zu machen.

Erst nach längerer Zeit gelang es uns, in dem 1830 zu Paris erschienenen Extrait du Règlement sur le Service et les Manoeuvres des Pontonniers eine Anweisung zum Wasserfahren zu finden, wie sie unsern Ansichten und Wünschen vollkommen entsprach.

Da dieser Auszug aus dem französischen Pontonierreglement nur wenig verbreitet, das vollständige Reglement aber gar nicht im Buchhandel erschienen ist, so glauben wir keine ganz unnütze Arbeit zu unternehmen, wenn wir die fragliche Anweisung zum Wasserfahren in der Art und mit denjenigen Modifikationen mittheilen, wie wir uns derselben — und wie wir glauben, mit einigem Erfolge — bedient haben.

Wir bemerken jedoch im Voraus, daß diese Arbeit nur für Diejenigen von Interesse seyn kann, welchen mit uns ein gleiches Bedürfniß fühlbar geworden ist, und die, wie wir, der Ueberzeugung leben, daß auch das kleinste Dienstdetail seine volle Wichtigkeit habe und von dem Vorgesetzten nicht übersehen werden dürfe. Für Diejenigen, welche im Besitz besserer Instruktionen sind, oder die Meinung hegen, daß es bei Anlernung des Rekruten im Wasserfahren keiner so großen Präzision und strengen Methode bedürfe, und man diese Anlernung füglich der Sorge und dem natürlichen Takt der in der Pontoniersektion befindlichen Schiffer überlassen könne, ist unsere Arbeit nicht bestimmt. Auf ähnliche ungeregelte und empirische Weise behandelte man früher den Schwimmunterricht. Der Schüler wurde ins Wasser geworfen und nun sollte er schwimmen. Ein Jeder kennt das jetzige methodische Verfahren und weiß dessen außerordentliche Erfolge zu würdigen.

Das Fahrgeräth der Franzosen besteht aus einem

längern und einem kürzern Riemen, aus einem Bootshaken und einem Staken; das der Preußen aus einem Riemen, einer Pätsche [1]) und einem Bootshaken, der gleichzeitig als Staken benutzt wird, und den wir dieserhalb in der Folge stets mit dem letztern Namen bezeichnen wollen. Dieser Staken scheint bei seiner bedeutenden Länge von 18 Fuß vorzugsweise zur Bewegung eingedeckter Maschinen bestimmt zu seyn. Zum Fahren mit einzelnen oder gekoppelten Pontons ist derselbe zu unbehülflich, und es will uns daher bedünken, daß zu letzterem Gebrauch noch ein kürzerer Staken, oder besser, ein 12 bis 13 Fuß langes Schubruder, wie solches auf der Elbe, Oder, Warthe und Weichsel vorkommt, erforderlich wäre. Vielleicht würde sich die Nothwendigkeit eines solchen Instruments schon entschiedener herausgestellt haben, wenn es den Pionier-Kompagnien untersagt wäre, sich anderer, als der vorschriftsmäßigen Hülfsmittel bei ihren Fahrübungen zu bedienen.

Ponton-Fahr-Instruktion.

I. Handhabung des Fahrgeräths.

1. Handhabung des Riemens.

A. Beim Riemen.

§. 1. Der Lehrer läßt den Rekruten neben das betreffende Riemenschloß an den Steuerbord (oder Back-

1) Das, was wir der Kürze wegen hier mit dem Namen „Pätsche“ bezeichnen, ist ein kürzerer Riemen, der aber nur aus Blatt und Schaft besteht.

bord) des Pontons treten, Front nach der Hinterkaffe, die Hacken zusammen. Auf dem Boden längs dem Borde, an welchem der Mann steht, liegt ein Riemen, mit dem Blatt nach der Vorder- oder Hinterkaffe gerichtet, je nachdem in der Hinter- oder Vorderkaffe geriemt werden soll. Nun erfolgt das Kommando:

Steuerbord (Backbord) — Riemen hoch!

§. 2. Der Rekrut ergreift den Riemen, stellt ihn senkrecht vor sich auf, so daß der Griff auf dem Boden ruht und das Blatt nach vorn gewendet ist. Der Riemen wird hierbei mit beiden Händen gehalten, die Bordhand in der Höhe der Brust, die andere Hand 1 Fuß tiefer. Die übrige Stellung wie beim Stillstehn im Gliede, die Fußspitzen mit dem Riemenschloß in gleicher Höhe, Front nach der Hinterkaffe.

§. 3. Jetzt erfolgt das Kommando:

Steuerbord (Backbord) — Fertig zum Riemen!

Der Riemen wird zwischen den Ruderdollen auf das Riemenschloß niedergelegt, doch so, daß er die Oberfläche des Wassers nicht berührt; — der Fahrer entfernt sich von seinem Borde, bringt beide Hände, die Nägel nach unten gewandt, an den Griff und stellt sich hinter dem letztern mit ausgespreizten Beinen auf. Die Spitze des dem Ruderborde abgewandten Fußes befindet sich in gleicher Höhe mit dem Riemenschloß, der andere Fuß ist etwa 18 Zoll weiter zurückgezogen; Kniee gebogen, Körper aufrecht! Der Riemen liegt horizontal und rechtwinklig auf der Mittellinie des Pontons, das Blatt steht aufrecht.

Steuerbord (Backbord) — Rückwärtsriemen!

§. 4. Das rechte (linke) Knie gebogen, das entgegengesetzte angespannt, den Körper vorgeworfen, den Griff

vorgestoßen und gleichzeitig gehoben, um das Blatt in's Wasser zu senken. Dann den Körper wieder zurückgeworfen, das rechte (linke) Knie angespannt, das entgegengesetzte gebogen, lebhaft an dem Griff gezogen und ihn gleichzeitig niedergedrückt, um das Blatt wieder aus dem Wasser zu heben. Hierauf den Griff auf's Neue vorgestoßen u. s. w.

§. 5. Um den Rekruten gründlich einzuüben, wird der Ruderschlag in 2 Tempo's zerlegt.

Erstes Tempo. (Eins!) Das rechte (linke) Knie gebogen, das andere angespannt, den Körper vorgeworfen, den Griff vorgestoßen und gehoben, um das Blatt in's Wasser zu senken.

Zweites Tempo. (Zwei!) Den Körper wieder zurückgeworfen, das rechte (linke) Knie angespannt, das andere gebogen, lebhaft am Griff gezogen und ihn hinunter gedrückt, um das Blatt wieder aus dem Wasser zu heben.

Der Lehrer muß dem Rekruten langsam vorriemen, damit dieser die beiden Tempo's, aus welchen der Ruderschlag besteht, genau kennen lerne.

Anmerkung. Bei dem hier angegebenen Riemen hat das Blatt, sobald es sich über dem Wasser befindet, eine aufrechte Stellung. Es kann jedoch auch so geriemt werden, daß das Blatt flach liegt, sobald es sich außerhalb des Wassers befindet. In diesem Falle muß der Riemen gedreht werden, sobald er aus dem Wasser steigt und in dasselbe sinkt. Diese Art den Riemen zu führen nennt man „englisch riemen.“ Das Riemen auf diese Weise erfordert mehr Geschicklichkeit, erleichtert aber die Arbeit, wenn man gegen den Wind riemt, weil das Blatt bei seiner flachen Lage keinen Wind fängt.

Riemen an!

§. 6. Der Fahrer stößt den Griff lebhaft in die Höhe, um den Riemen aus den Ruderdollen zu heben, tritt rückwärts, indem er einen Viertelkreis um diese Ruderdollen beschreibt, führt den Griff des Riemens an sich vorüber, wobei ihn die rechte (linke) Hand verläßt und die andere herumgedreht wird, und legt, den linken (rechten) Arm ausgestreckt, seinen Riemen der Länge nach auf den Bord nieder. In dieser Stellung, Front nach der Hinterkaffe, bleibt der Fahrer still stehen.

Fertig zum Riemen!

§. 7. Der Fahrer hebt den Griff so in die Höhe, daß sich der Riemen etwa auf $\frac{1}{3}$ seiner Länge an die Vorderdolle des betreffenden Riemenschlosses legt, drückt ihn sodann nieder, um das Blatt aus dem Wasser zu heben, bewegt seinen Riemen um die beregte Dolle, führt den Griff an sich vorüber, indem er mit der rechten (linken) Hand an dessen Ende faßt, schreitet, um die quästionirte Dolle einen Bogen beschreibend, so weit vor, bis sein Riemen eine rechtwinklige Lage gegen die Mittellinie des Pontons erreicht hat, läßt hierauf die linke (rechte) Hand, die Nägel nach oben gerichtet, am Riemen bis in die Nähe der mehrmals erwähnten Dolle hingleiten, drückt mit der rechten (linken) Hand den Griff nieder und hebt mit der andern Hand den Riemen in sein Lager. Nun geht die linke (rechte) Hand wieder an den Griff zurück, und der Fahrer nimmt die in §. 3. angegebene Stellung an.

Steuerbord (oder Backbord) — Front nach der Vorderkaffe!

§. 8. Der Fahrer macht, indem er um seinen Riemen herumgeht, Front nach der Vorderkaffe, und nimmt hinter dem Riemen die Stellung §. 3. an.

Steuerbord (oder Backbord) — Vorwärts-riemen!

§. 9. Das rechte (linke) Knie gebogen, das andere angespannt, den Körper zurückgelegt, den Griff nach sich gezogen und gehoben, um das Blatt in's Wasser zu tauchen, den Körper wieder vorgelegt, das rechte (linke) Knie angespannt und das andere gebogen, den Riemen lebhaft vorgestoßen und den Griff niedergedrückt, um das Blatt wieder aus dem Wasser zu heben. Hierauf den Griff auf's Neue nach sich gezogen u. s. w.

§. 10. Wie in §. 5. wird Anfangs auch dieser Ruderschlag in 2 Tempo's zerlegt.

Erstes Tempo. (Eins!) Das rechte (linke) Knie gebogen, das andere angespannt, den Körper zurückgelegt, den Griff nach sich gezogen und gleichzeitig gehoben, um das Blatt in's Wasser zu tauchen.

Zweites Tempo. (Zwei!) Den Körper wieder vorgelegt, das rechte (linke) Knie angespannt, das andere gebogen, den Riemen lebhaft vorgestoßen und gleichzeitig niedergedrückt, um das Blatt wieder aus dem Wasser zu heben.

Der Lehrer verhält sich wie in §. 5. Die dortige Anmerkung gilt auch hier.

Riemen an!

§. 11. Der Fahrer stößt den Griff lebhaft in die Höhe, um den Riemen aus den Ruderdollen zu heben, schreitet, indem er einen Viertelkreis um den Hinterdollen beschreibt, vor, stößt den Riemen mit der rechten (linken) Hand ebenfalls vor, und legt, indem er die linke (rechte) Hand vom Griff fortzieht, und den rechten (linken) Arm ausstreckt, den Riemen der Länge nach

auf den Bord nieder. In dieser Stellung, Front nach der Vorderkaffe, bleibt der Fahrer still stehen.

Fertig zum Riemen!

§. 12. Der Fahrer hebt den Griff so in die Höhe, daß sich der Riemen etwa auf ¼ seiner Länge an die Vorderdolle des betreffenden Riemenschlosses legt, drückt ihn sodann nieder, um das Blatt aus dem Wasser zu heben, bewegt, in einem Bogen zurücktretend, seinen Riemen so lange um die betreffende Dolle, bis er wieder eine rechtwinklige Lage gegen die Mittellinie des Pontons erreicht hat, ergreift dann mit der rechten (linken) Hand, die Nägel nach oben, den Riemen in der Nähe der Dollen, drückt mit der linken (rechten) Hand den Griff nieder und hebt den Riemen mit der rechten (linken) ins Dollenlager. Hierauf bringt er die rechte (linke Hand wieder an den Griff und nimmt die Stellung §. 3. an.

Steuerbord (oder Backbord) — Front nach der Hinterkaffe!

§. 13. Der Fahrer geht um seinen Riemen herum, macht Front nach der Hinterkaffe und nimmt die in §. 7. vorgeschriebene Stellung an.

§. 14. Ist dies geschehen, so erfolgt das Kommando:

Steuerbord (oder Backbord) — Vorwärts-riemen!

Der Fahrer verhält sich dabei wie in §. 9.

§. 15. Riemt der Fahrer vorwärts, so erfolgt das Kommando:

Steuerbord (oder Backbord) — Rückwärts-riemen!

Bei diesem Kommando, es mag erfolgen, wann es

will, riemt der Fahrer rückwärts, wie es in §. 4. auseinander gesetzt worden ist.

Der Lehrer muß durch die Kommando's §. 14. und §. 15. mit der Art des Riemens oft wechseln lassen, der Fahrer mag Front nach der Hinter- oder Vorderkaffe machen, damit Letzterer an eine schnelle Aenderung des Ruderschlages gewöhnt werde.

§. 16. Die Kadenz des gewöhnlichen Riemens muß so eingerichtet werden, daß der Fahrer die Arbeit lange aushalten kann, ohne allzusehr zu ermüden. Um das gewöhnliche Tempo zu beschleunigen, erfolgt das Kommando:

Steuerbord (oder Backbord) — Marsch, Marsch!

wobei der Fahrer alle Kräfte aufbietet, den Ruderschlag zu beschleunigen und zu verstärken.

§. 17. Um wieder zur gewöhnlichen Kadenz überzugehen, wird kommandirt:

Steuerbord (oder Backbord) — Ordinair!

§. 18. Auf das Kommando:

Steuerbord (oder Backbord) — Riemen auf!

hört das Riemen auf und der Fahrer nimmt die in §. 3. vorgeschriebene Stellung an.

Steuerbord (oder Backbord) — Riemen hoch!

§. 19. Wenn der Fahrer Front nach der Hinterkaffe macht, nähert er sich seinem Borde, ergreift mit der linken (rechten) Hand, die Nägel nach oben, dicht an den Ruderdollen den Riemen, hebt ihn in die Höhe, indem er mit der andern Hand den Griff niederdrückt, stellt den Riemen auf und nimmt die in §. 2. vorgeschriebene Stellung ein.

Macht der Fahrer Front nach der Vorderkaffe, so stellt er seinen Riemen auf gleiche Weise auf, und behält die Front nach der Vorderkaffe

Steuerbord (oder Backbord) — Riemen nieder!

§. 20. Der Fahrer macht Front nach seinem Borde und legt den Riemen längs der Seitenwand auf den Boden des Pontons nieder, so daß das Blatt nach der Vorder- oder Hinterkaffe gerichtet ist, je nachdem er in der Hinter- oder Vorderkaffe riemte. Hierauf nimmt er unter der anfänglichen Frontrichtung die in §. 11. vorgeschriebene Stellung an.

Rührt Euch!

§. 21. Wie beim Exerziren in Reih' und Glied.

Der Lehrer muß den Rekruten bald am Steuer-, bald am Backbord riemen lassen.

B. Beim Steuern.

§. 22. Nachdem der als Steuer dienende Riemen in das Wrikeisen gelegt und der Rekrut links neben dessen Griff aufgestellt worden ist, wobei er die Augen nach der Vorderkaffe richtet, erfolgt das Kommando:

Steuerbord (oder Backbord) — Wenden!

wobei der Steuermann rückwärts (oder vorwärts) riemt.

§. 23. Soll das Wenden des Pontons aufhören, so wird kommandirt:

Gerade aus!

Der Steuermann hört hierbei auf rückwärts (oder vorwärts) zu riemen, stößt den Griff kräftig vor (oder zieht ihn nach sich), um der drehenden Bewegung des Pontons Einhalt zu thun, und erhält es alsdann in der neuen Richtung. Der Lehrer muß den Rekruten auch

rechts neben das Steuer stellen. In diesem Falle riemt er rückwärts (oder vorwärts) um Backbord (oder Steuerbord) zu wenden.

§. 24. Der Lehrer muß gleichfalls das Ponton gegen den Strom bewegen lassen, und dem Rekruten zeigen, wie durch eine bloß schräge Stellung des Riemens gesteuert werden kann.

Der Steuermann stößt den Griff des Riemens dem Steuerbord (oder Backbord) zu, und hält ihn in dieser Richtung fest, wenn das Ponton Backbord (oder Steuerbord) wenden soll.

Endlich ist es nöthig, dem Rekruten die gleichzeitige Anwendung beider Steuerungsmittel — des Riemens und des bloßen Schrägstellens des Ruders — zu zeigen.

C. Beim Wriken.

§. 25. Sobald der Rekrut die vorstehenden Steuerbewegungen gehörig auszuführen versteht, wird ihm das Wriken gelehrt.

Er faßt hierbei den Griff des wie zum Steuern eingelegten Riemens mit beiden Händen, und schlägt in schräger Richtung mit dem Blatt bald rechts, bald links gegen das Wasser, ohne daß das Blatt letzteres verläßt. Die Richtung des Pontons wird durch Verstärkung des Ruderschlages nach der rechten oder linken Seite regulirt.

Der Fahrer macht beim Wriken Front nach der Hinterkaffe oder nach einem der beiden Pontonborde. Bei der erstern Stellung kann er seine volle Kraft mehr entwickeln, bei der letztern bequemer nach der Vorderkaffe sehen und das Fahrzeug leichter dirigiren.

2. Handhabung der Pätsche.

§. 26. Der Lehrer stellt den Rekruten in der Hinterkaffe am Steuerbord (oder Backbord) auf, Front nach der Vorderkaffe, den Fuß seines Bordes zurückgezogen, das Ende der Stange in der linken (rechten) Hand, mit der andern Hand, so weit als möglich von der ersten entfernt und mit nach unten gekehrten Nägeln, die Stange umfassend. Die Arme sind hierbei ausgestreckt, die rechte (linke) Hand nahe am Schenkel, die andere Hand vorwärts des Körpers. Der Riemen ruht am Bord, das Blatt außerhalb des Pontons rechtwinklig auf dessen Längenrichtung.

§. 27. Soll das Ponton vorwärts bewegt werden, ohne seine Richtung zu verändern, so bringt der Fahrer das Blatt nach vorn, drückt es in's Wasser, zieht mit der rechten (linken) Hand am Schaft, indem er ihn mit der andern Hand von sich stößt, so daß er am Borde hingleitet, wendet hierauf das Blatt, so daß es seine Fläche dem Ponton zukehrt, und drückt das Ende des sich am Bord stützenden Riemens nieder, zieht, den linken (rechten) Arm ausstreckend, das Blatt aus dem Wasser, und bringt es wieder vor, um in derselben Art weiter zu rudern.

§. 28. Soll das Ponton Steuerbord wenden, so bringt der Fahrer das Blatt dicht am Borde senkrecht in's Wasser, zieht lebhaft am obern Ende, wobei der Bord als Stützpunkt dient, und bringt das Blatt an den Bord zurück, ohne es aus dem Wasser zu heben, es aber so drehend, daß es seine Schärfe dem Ponton zuwendet. Hierauf zieht er auf's Neue am Ende des Schaftes, und setzt die Arbeit in gleicher Art fort.

§. 29. Soll das Ponton Backbord wenden, so verfährt der Fahrer, wie es in §. 27. angegeben worden, jedoch bringt er den Riemen nicht dicht am Borde in's Wasser, sondern führt das Blatt nach vorne breit ein und zieht die Pätsche nach sich. Die Pätsche wird um so breiter eingeführt, je schneller die Wendung geschehen soll.

Steht der Fahrer am Backbord, so wendet er das Ponton Backbord und Steuerbord auf dieselbe Weise.

3. Handhabung des Stakens.

A. Beim bloßen Staken.

§. 30. Der Lehrer läßt den Fahrer in der Höhe der Riemenschlösser der Vorderkaffe an den Steuerbord (oder Backbord) treten und, Front nach der Hinterkaffe, die in §. 1. bemerkte Stellung annehmen. Auf dem Boden des Pontons längs dem Steuerbord (oder Backbord) liegt ein Staken mit dem Beschlage nach der Hinterkaffe gerichtet. Auf das Kommando:

Steuerbord (oder Backbord) — Fertig zum Staken!

§. 31. nimmt der Fahrer die Ruderdollen seines Bordes fort, legt sie am Vordersteven-Knie auf den Boden nieder, ergreift den Staken und nimmt, in der Nähe des Vorderduchts, am Steuerbord (oder Backbord) folgende Stellung ein:

Er macht rechts (oder links) um; die linke (rechte) Hand ergreift die Krücke, so daß sie in eine senkrechte Ebene mit der Stange fällt; die rechte (linke) Hand faßt den Staken 3 Fuß entfernt von der Krücke, die Nägel nach unten gewandt; der linke (rechte) Arm ist nach dem Vordersteven hin ausgestreckt; der Staken ruht

auf

auf dem Borde, mit dem Beschlage außerhalb des Pontons und nach der Hinterkaffe gerichtet, ohne das Wasser zu berühren.

Steuerbord (oder Backbord) — Rückwärts staken!

§. 32. Steht der Fahrer, wie wir voraussetzen wollen, am Steuerbord, so drückt er mit der rechten Hand den Staken nieder und mit der linken Hand vor, um ihn so in den Grund einzusetzen, wobei er bemüht seyn muß, denselben möglichst zu neigen und ihm eine parallele Lage mit der Mittellinie des Pontons zu geben. Sobald dies geschehen, nimmt er die linke Hand von der Krücke, setzt die linke Schulter daran, beugt den Körper stark über den Staken und legt die linke Hand [1]) auf den Bord. So gegen den Staken stoßend, schreitet der Fahrer nach der Hinterkaffe vor, hört, daselbst angelangt, auf, zu stoßen, richtet sich auf, macht Front nach der Vorderkaffe und kehrt nach seinem anfänglichen Platze zurück, indem er den Staken mit der rechten Hand im Wasser nach sich zieht. Hierauf setzt er denselben auf's Neue in den Grund und verfährt wie vorhin.

Anstatt die linke Hand von der Krücke zu nehmen und die Schulter dagegen zu stemmen, kann diese Hand auch daran gelassen und die linke Brust an die die Krücke haltende Hand gelegt werden, wobei die rechte Hand den Staken etwa 2 Fuß von der Krücke umfaßt hält.

Das so eben Gesagte findet auch beim Staken am

1) Ist der Rekrut im Staken genugsam geübt, so kann er nach Ansetzung der Schulter an die Krücke beide Hände an den Bord legen.

Backbord Anwendung, wenn für „rechts" links und für „links" rechts gesetzt wird.

Steuerbord (oder Backbord) — Breit staken!

§. 33. Der Fahrer setzt den Staken in der Richtung nach der Hinterkaffe etwas breit ein und stößt so gegen denselben. In dieser Art fährt er fort, zu staken.

Steuerbord (oder Backbord) — Rückwärts staken!

§. 34. Der Fahrer hört auf dieses Kommando auf, breit zu staken, und stakt nach §. 32. rückwärts.

Steuerbord (oder Backbord) — Vorwärts staken!

§. 35. Der Fahrer setzt seinen Staken nach dem Vordersteven hin so ein, daß er eine möglichst parallele Richtung mit dem Ponton erhält, stößt denselben mit den Händen vor, ohne seinen Platz zu verlassen, und fährt so fort, zu staken [1]).

Steuerbord (oder Backbord) — Rückwärts staken!

§. 36. Der Fahrer hört auf, vorwärts zu staken, und stakt wieder rückwärts.

Steuerbord (oder Backbord) — Bord wechseln!

§. 37. Der Fahrer zieht seinen Staken aus dem Wasser, faßt ihn mit beiden Händen in der Mitte und hebt ihn im Gleichgewichte horizontal mit ausgestreckten Armen über seinen Kopf. Hier dreht er ihn so herum, daß der Beschlag über die Hinterkaffe wegläuft, und bringt ihn am andern Bord in's Wasser, um dort zu staken.

---

1) Wir nennen dies „das Staken auf der Stelle", während wir das Staken, wobei der Fahrer vorschreitet, „das Staken in der Bewegung" nennen.

Backbord (oder Steuerbord) — Staken auf!

§. 38. Der Fahrer nimmt die in §. 31. vorgeschriebene Stellung an.

Backbord (oder Steuerbord) — Staken nieder!

§. 39. Der Fahrer legt seinen Staken, mit dem Beschlage nach der Hinterkaffe gerichtet, dicht am Backbord (oder Steuerbord) auf den Boden des Pontons nieder. Hierauf nimmt er die in §. 30. vorgeschriebene Stellung an.

Rührt Euch!

§. 40. Wie in Reih' und Glied.

B. Beim gleichzeitigen Staken und Steuern.

§. 41. Der Staker stellt sich in der Hinterkaffe in der Nähe des Duchts auf, und arbeitet am Steuerbord (oder Backbord) auf der Stelle (d. h. also, ohne seine Stellung zu verändern).

Er stakt rückwärts, wenn das Ponton vorgehen soll.

Er stakt breit, um das Ponton Steuerbord (oder Backbord) zu wenden. Derselbe Zweck wird erreicht, wenn er den Staken dicht am Borde etwas nach hinten einsetzt und denselben oberhalb nach sich zieht. Um das Ponton Backbord (oder Steuerbord) zu wenden, setzt der Fahrer den Staken nach dem Hintersteven zu unterwärts ein, neigt den Körper außerhalb des Bords über denselben und stößt dagegen, ohne daß der Staken den Bord berührt.

Der Rekrut wird in der Handhabung des Stakens an beiden Borden anfänglich im ruhigen Wasser, dann im Strome geübt. Der Lehrer muß ihm hierbei alle Handgriffe vormachen, auch muß er bei den Uebungen sub A. die Steuerung des Pontons besorgen und darf

nicht verlangen, daß sich der Fahrer darum bekümmern solle.

II. Das Ponton-Fahren.

1. Mit dem Riemen.

§. 42. Alle Bewegungen mit dem Riemen, welche befohlen werden, führt der Ruderer nach §. 2. bis §. 21. aus, die den Steuermann betreffenden Kommando's werden nach §. 22. bis §. 24. vollzogen.

A. Mit 4 Riemen und 1 Steuer.

a. Ausrüstung, Bemannung, Besetzung und Absetzen.

§. 43. Die Ausrüstung des Pontons besteht hierbei aus 5 Riemen, von denen einer als Steuer dient, 1 Wrikeisen, 8 Ruderdollen und 1 Meerleine.

Die Ruder liegen auf dem Boden dicht an den Seitenwänden, die für den Steuerbord bestimmten am Steuerbord, die für den Backbord bestimmten am Backbord. Die beiden Riemen für die Hinterkaffe mit dem Blatt nach vorn, die für die Vorderkaffe mit dem Blatt nach hinten gewandt. Der Riemen zum Steuern liegt am Steuerbord (oder Backbord), das Blatt nach hinten gekehrt. Die Ruderdollen stecken in den Riemenschlössern, das Wrikeisen steckt im Hintersteven. Ein Ende der Meerleine ist mit dem Schifferknoten an den Meerring des Vorderstevens gelegt, das andere Ende ist mittelst dreier Halbstiche an einem am Ufer eingeschlagenen Pfahl befestigt.

§. 44. Die Bemannung des Pontons besteht aus 1 Steuermann und 4 Ruderern. Der Lehrer stellt die Leute in 2 Gliedern am Ufer auf und numerirt sie vom

rechten Flügel ab. Das erste Glied ist für den Steuer-, das zweite für den Backbord bestimmt. Der Steuermann stellt sich neben den rechten Flügelmann des ersten Gliedes.

§. 45. Der Lehrer führt seine Brigade mit rechtsum an's Ponton. Der Steuermann tritt zuerst hinein, legt seinen Riemen in's Wrikeisen und macht sich fertig zum Fahren. Die übereinstimmenden Nummern des 1sten und 2ten Gliedes marschiren hinter einander in's Ponton. Die beiden ersten Ruderer, welche die 1ste Rotte bilden, stellen sich neben die hintern Riemenschlösser, der 2te Ruderer des Steuerbords tritt an das betreffende Riemenschloß der Vorderkaffe. Diese Ruderer machen Front nach dem Hintersteven und nehmen die Stellung §. 1. an. Der 2te Ruderer des Landbordes geht nicht in's Ponton, sondern stellt sich an den Pfahl, an welchem die Meerleine liegt.

Will der Lehrer das Ponton durch Vorwärtsriemen vorbewegen lassen, so kommandirt er: Front nach der Vorderkaffe!

Riemen hoch!

§. 46. Die Ruderer ergreifen die auf dem Boden liegenden Riemen und richten sie auf, wobei sie sich nach den in §. 2. gegebenen Vorschriften richten.

Ponton los!

§. 47. Der 2te am Ufer gebliebene Ruderer meert das Ponton los, zieht es an sich heran und nimmt die Leine mit der linken Hand auf, indem er sich dem Ponton nähert, steigt dann schnell ein, wirft die Leine am Vordersteven hin und nimmt seinen Riemen hoch.

§. 48. Sobald dies geschehen, erfolgt das Kommando:

Setzt ab!

Die Ruderer des Steuerbords, wenn das Ponton am linken, und des Backbords, wenn es am rechten Ufer liegt, setzen, indem sie ihre Riemen gegen das Ufer stemmen, das Ponton so weit ab, als es die Handhabung der Ruder nothwendig macht. Der Steuermann führt seinen Riemen so, daß das Ponton fortwährend eine parallele Lage zum Ufer behält.

Fertig zum Riemen!

§. 49. Die Ruderer, welche abgesetzt haben, legen die Riemen in ihre Lager, die des andern Bords legen sie um, Alles nimmt die Stellung §. 3. an.

b. Bewegung vorwärts.

§. 50. Haben die Ruderer Front nach der Hinterkaffe (oder Vorderkaffe), so geschieht diese Bewegung auf das Kommando:

Rückwärts (oder vorwärts) riemen!

Die ersten oder zweiten Ruderer riemen zusammen und völlig übereinstimmend; die ersten oder zweiten Ruderer richten sich nach dem Ruderschlage des ersten oder zweiten ihres Bordes.

§. 51. Um die Leute vorwärts (rückwärts) riemen zu lassen, ohne die Richtung in der Bewegung des Pontons zu ändern, wird kommandirt:

1) Riemen auf!

2) Front nach der Vorderkaffe (oder nach der Hinterkaffe)!

3) Vorwärts (oder rückwärts) riemen!

ad 1) Die Riemen werden aus dem Wasser genommen.

ad 2) Die Ruderer machen Front nach der Vor-

derkaffe (oder nach der Hinterkaffe) und halten sich fertig zum Riemen.

ad 3) Sie riemen vorwärts (oder rückwärts).

§. 52. Soll der Gang des Pontons beschleunigt werden, so geschieht dies auf das Kommando:

Marsch, Marsch!

Die Leute beschleunigen den Ruderschlag und riemen übereinstimmend.

§. 53. Auf das Kommando:

Ordinair!

wird die ursprüngliche Gangart wieder angenommen.

§. 54. Ist das Ponton im Begriff bei einem Gegenstande vorüber zu fahren, den die Ruder beim weitern Gebrauch berühren würden, so erfolgt das Kommando:

Riemen an!

welches für die Ruderer beider Borde gilt.

§. 55. Sobald das Hinderniß passirt ist, wird kommandirt:

Fertig zum Riemen!

Gleich nach Ausführung dieses Kommando's folgt:

Vorwärts (oder rückwärts) riemen!

§. 56. Wenn anhaltend gerudert werden soll, so läßt man rückwärts riemen, weil die Leute weniger ermüden und mehr leisten. Bei Marsch, Marsch! müssen die Ruderer alle ihre Kräfte aufbieten; diese Gangart darf aber nur kurze Zeit beibehalten werden.

c. Richtungsveränderung.

§. 57. Der Lehrer läßt die Richtung des in der Bewegung begriffenen Pontons durch eins der folgenden Hülfsmittel verändern, je nachdem das Ponton einen kleinern oder größern Bogen beschreiben soll.

1stes Mittel. Er kommandirt dem Steuermann:

Steuerbord (oder Backbord) wenden!

Sobald die Wendung aufhören und das Ponton in gerader Richtung fortgehen soll, giebt er ihm das Kommando:

Vorwärts!

§. 58. 2tes Mittel. Er kommandirt den Ruderern:

Steuerbord (oder Backbord) Riemen auf!

und dem Steuermann:

Steuerbord (Backbord) wenden!

Sobald die Wendung aufhören und das Ponton geradeaus gehen soll, ertheilt er den Ruderern, je nachdem sie nach der Hinter- oder Vorderkaffe Front machen, das Kommando:

Steuerbord (oder Backbord) — Rückwärts- oder Vorwärtsriemen!

und dem Steuermann das Kommando:

Vorwärts!

§. 59. 3tes Mittel. Riemen die Leute rückwärts, so läßt der Lehrer Steuerbord (oder Backbord) wenden, indem er den Ruderern kommandirt:

Steuerbord (oder Backbord) — Vorwärtsriemen!

und dem Steuermann:

Steuerbord (oder Backbord) wenden!

Soll das Ponton wieder geradeaus gehen, so kommandirt er den Ruderern:

Steuerbord (oder Backbord) — Rückwärtsriemen!

und dem Steuermann:

Vorwärts!

§. 60. Riemen die Leute vorwärts, so wird das Ponton durch ganz analoge Kommando's Steuer- und Backbord gewendet und in der neuen Richtung fortbewegt.

§. 61. Sind die Leute fertig zum Riemen (sie riemen also noch nicht) und haben Front nach der Hinterkaffe, so wird das Ponton Steuerbord (oder Backbord) gewendet, indem den Ruderern das Kommando:

Steuerbord (oder Backbord) — Rückwärts-riemen!

und dem Steuermann:

Steuerbord (oder Backbord) wenden!

ertheilt wird.

Soll die Wendung aufhören und das Ponton geradeaus gehen, so kommandirt der Lehrer den Ruderern:

Steuerbord (oder Backbord) — Rückwärts-riemen!

und dem Steuermann:

Vorwärts!

§. 62. Haben die Ruderer Front nach der Vorderkaffe, so geschehen die Wendungen rc. auf dieselben Kommando's, nur daß für Vorwärts- Rückwärtsriemen gesetzt wird.

§. 63. Die Wendung Steuerbord (oder Backbord) läßt sich schneller ausführen, wenn den Ruderern kommandirt wird, Falls sie Front nach der Hinterkaffe machen:

Steuerbord Vorwärts (oder Rückwärts)!
Backbord Rückwärts (oder Vorwärts) riemen!

und dem Steuermann:

Steuerbord (oder Backbord) wenden!

Soll die Wendung aufhören und das Ponton geradeaus gehen, so kommandirt er den Ruderern:

Steuerbord (oder Backbord) — Rückwärts-
riemen!

und dem Steuermann.

Vorwärts!

§. 64. Machen die Ruderer Front nach der Vorderkaffe, so läßt der Lehrer Steuerbord (oder Backbord) wenden ꝛc. durch die Kommando's §. 60., indem er für rückwärts vorwärts und umgekehrt setzt.

§. 65. Soll die Wendung aufhören und das Ponton still stehen, also nicht geradeaus fortgehen, so kommandirt der Lehrer den Ruderern:

Riemen auf!

und dem Steuermann:

Vorwärts!

Das Ponton wird rechts- oder linksum gemacht haben, wenn es angehalten wird, nachdem es eine Viertelschwenkung vollendet hat.

d. Anhalten.

§. 66. Soll das in Bewegung begriffene Ponton auf einem stillstehenden Gewässer arretirt werden, so kommandirt der Lehrer:

Riemen auf!

Sobald dies Kommando ausgeführt worden ist, wird sich die Geschwindigkeit des Pontons nach und nach vermindern und am Ende Null werden.

§. 67. Soll das Ponton schneller arretirt werden, so kann vorstehendes Kommando nicht erfolgen, sondern es muß, wenn die Ruderer rückwärts (oder vorwärts) riemen, kommandirt werden.

Vorwärts (oder rückwärts) riemen!

und sobald die ursprüngliche Bewegung gehoben ist:

Riemen auf!

§. 68. Um ein in Bewegung befindliches Ponton auf einem fließenden Gewässer zu arretiren, stellt es der Lehrer in die Richtung der Strömung, und läßt mit 2 oder 4 Rudern riemen, je nachdem das eine oder andere nöthig ist, um die Einwirkung der Strömung aufzuheben. Bewegt sich beim Gebrauch zweier Ruder das Ponton noch oberstrom, so läßt der Lehrer das Riemen einstellen; wird es alsdann fortgetrieben, so läßt er auf's Neue und dergestalt riemen, daß es auf einer und derselben Stelle erhalten wird. Wird das Ponton selbst beim Gebrauch von 4 Riemen noch fortgetrieben, so kann es nur durch das Werfen eines Ankers an seiner Stelle erhalten werden.

e. Ueberschlag und Aussteigen.

§. 69. Der Lehrer läßt unter Anwendung der in Vorstehendem angegebenen Kommando's und Hülfsmittel die Meerleine lösen, das Ponton absetzen und fertig zum Riemen machen. Hierauf kommandirt er den Ruderern, wenn sie nach der Hinterkaffe (oder Vorderkaffe) Front machen:

Rückwärts (vorwärts) riemen!

und dem Steuermann, wenn vom rechten (linken) Ufer abgefahren wird:

Steuerbord (oder Backbord) wenden!

Sobald das Ponton halb rechts= (oder halb links=) um gemacht hat, erfolgt für den Steuermann das Kommando:

Vorwärts!

Bei diesem Kommando erhält der Steuermann das Ponton in der neuen Richtung, die im Durchschnitt den Strom unter einem Winkel von 45° durchschneiden muß. Bei heftiger Strömung muß der Winkel spitzer

gehalten werden, wenn die Abtrift möglichst gering seyn soll. Bei stillem Wasser fährt man fast in rechtwinkliger Richtung über.

§. 70. Der Lehrer giebt dem Steuermann die Kommando's, welche erforderlich sind, das Ponton nach der Landungsstelle zu leiten und es in fast paralleler Richtung mit dem Ufer an dieselbe fallen zu lassen, wobei die Vorderkaffe das Ufer etwas früher berühren muß, als die Hinterkaffe.

Ist das Ponton am Ufer, so erfolgt das Kommando:

1) Riemen auf!
2) Riemen hoch!
3) Festlegen!
4) Riemen nieder!
5) Aussteigen!

Beim 3ten Kommando, welches rasch auf das 2te folgen muß, nimmt der 2te Ruderer am Landbord seinen Riemen hoch, legt ihn, mit dem Blatt nach der Hinterkaffe gerichtet, auf den Boden nieder, springt mit dem freien Ende der Meerleine rasch an's Ufer, zieht das Ponton nach sich und legt die Leine an einem Pfahl oder andern Gegenstande fest.

Beim 4ten Kommando legen die Leute ihre Riemen auf den Boden längs der Seitenwände nieder, das Blatt der 1sten Ruderer nach vorn, das des 2ten Ruderers am Steuerbord nach hinten gewandt. Der Steuermann zieht seinen Riemen zurück und legt ihn am Steuer- oder Backbord, das Blatt nach vorn gewandt, nieder.

Beim 5ten Kommando steigen Ruderer und Steuermann in der umgekehrten Ordnung aus, wie sie eingestiegen sind.

Nach Maaßgabe, wie die Leute an's Land kommen,

formiren sie sich in 2 Glieder, Front nach dem Ponton und in derselben Ordnung, wie vor dem Einsteigen.

B. Mit 2 Riemen und 1 Steuer.

§. 71. Die hierzu erforderlichen beiden Ruderer werden in der Vorderkaffe angestellt; im Uebrigen wird ganz in analoger Art verfahren, wie beim Gebrauch von 4 Riemen.

C. Mit 2 Riemen.

§. 72. Der eine, in der Vorderkaffe anzustellende, Ruderer riemt am Steuerbord (oder Backbord), der andere, in der Hinterkaffe angestellte, hat die Front nach der Vorderkaffe und riemt am Backbord (oder Steuerbord). Der vordere Ruderer muß weniger kräftig riemen, als der hintere, da gegentheils das Ponton Backbord (oder Steuerbord) wenden würde. Der hintere Ruderer, dem die Steuerung des Pontons obliegt, befiehlt, je nachdem er es für nöthig erachtet, dem vordern, seinen Ruderschlag zu verstärken oder zu ermäßigen, um auf diese Weise entweder die gewonnene Richtung zu erhalten oder zu ändern.

§. 73. Um einen Ueberschlag zu machen, riemt der hintere Ruderer, wenn vom rechten Ufer abgefahren wird, am Backbord, wenn vom linken abgefahren wird, am Steuerbord. Der andere Ruderer riemt am entgegengesetzten Borde.

D. Mit 1 Riemen.

§. 74. Der Fahrer legt das Ruder wie zum Steuern ein und wrikt nach §. 25.

2. Mit der Pätsche.

a. Stromabfahren.

§. 75. Der Fahrer bringt die in §. 27., 28. und 29. angegebenen Hülfsmittel in Anwendung.

b. Ueberschlag.

§. 76. Um vom rechten (oder linken) nach dem gegenüberliegenden Ufer überzusetzen, stellt sich der Fahrer nach §. 26. Backbord (oder Steuerbord) in der Hinterkaffe des am Ufer liegenden Pontons auf, und drückt dieselbe an's Land, zu welchem Ende er, wenn es die Wassertiefe erlaubt, die Pätsche rückwärts unterwärts in den Grund setzt und dagegen stößt, ohne daß sie den Bord berührt. Ist dies Einsetzen unthunlich, so verfährt er nach §. 28. und 29. Sobald sich die Vorderkaffe hierdurch vom Ufer entfernt, setzt er die Pätsche parallel mit dem Ponton in den Grund oder in's Ufer und schiebt das Ponton kräftig vor. Hierauf wechselt er den Bord, indem er die Pätsche über die Hinterkaffe wegnimmt und fährt das Ponton ungefähr unter einem Winkel von 45° über den Strom, indem er die in §. 27., 28. und 29. angegebenen Mittel in Anwendung bringt. Bei Annäherung an das entgegengesetzte Ufer vermindert er den Ueberschlagswinkel dergestalt, daß das Ponton fast parallel mit dem Ufer an's Land läuft. In dem Augenblick, wo die Vorderkaffe das Ufer erreicht, setzt er seine Pätsche rückwärts und schräg in dasselbe ein, um zu verhindern, daß die Vorderkaffe wieder abtreibt.

3. Mit dem Staken.

§. 77. Alle Stakenbewegungen, welche dem Fahrer

anbefohlen werden, werden so ausgeführt, wie es in §. 31. bis §. 38. angegeben worden. Der Steuermann vollzieht die ihm ertheilten Befehle durch Anwendung der in §. 22. bis §. 25. aufgeführten Hülfsmittel.

A. Mit 4 Staken und 1 Steuer.

a. Ausrüstung, Bemannung, Besetzung, Absetzen.

§. 78. Die Ausrüstung hierbei besteht aus 4 Staken, 1 Riemen als Steuer, 1 Meerleine, 1 Wrikeisen und 8 Ruderdollen.

Die Staken liegen auf dem Boden dicht an den Seitenwänden, mit dem Beschlag nach hinten. Das Steuerruder, die Leine rc. werden nach §. 43. an- und untergebracht.

§. 79. Die Bemannung des Pontons besteht aus 1 Steuermann und 4 Stakern. Sie werden so angestellt und numerirt, wie es in §. 44. angegeben worden. Der Lehrer führt seine Brigade mit rechtsum an's Ponton und läßt sie nach den in §. 45. angeführten Grundsätzen eintreten.

Fertig zum Staken!

§. 80. Die 1sten Staker nehmen die hintern Ruderdollen fort und legen sie am Hintersteven nieder. Der 2te in's Ponton tretende Staker nimmt die vordern Ruderdollen fort und legt sie am Vordersteven nieder. Alle 3 in's Ponton getretene Staker ergreifen die Staken und stellen sich nach §. 31. auf, der 2te in der Vorderkaffe am Ducht, der 1ste desselben Bordes 2 Schritt weiter nach hinten; der 1ste des andern Bordes ebenfalls 2 Schritt weiter nach hinten als der Letztere.

Ponton los!

§. 81. Der zweite, welcher am Ufer zurückgeblieben ist, holt die Meerleine an und liest sie in der linken Hand auf, indem er sich dem Ponton nähert, springt dann rasch in dasselbe, wirft die Leine am Vordersteven hin, ergreift seinen Staken und stellt sich, fertig zum Staken, 2 Schritt vor dem 1sten Staker seines Bordes auf.

Setzt ab!

§. 82. Die Staker des Landbordes setzen breit ein, um das Ponton vom Lande zu entfernen. Der Steuermann erhält das Ponton in paralleler Richtung mit dem Ufer.

b. Bewegung vorwärts.

§. 83. Ist das Ponton genugsam abgesetzt, und es soll längs dem Ufer stromauf fahren, so kommandirt der Lehrer:

Rückwärts staken!

Die Staker richten sich nach §. 32. und staken, indem sie in den Grund oder in's Ufer einsetzen. Sie schubben zusammen und schreiten nach der Richtung des Hinterstevens so lange fort, bis die ersten Staker in der Nähe des Hinterduchts anlangen. Sobald dies geschehen, kehren sie nach vorn zurück, um auf's Neue einzusetzen und so fortzufahren, wobei alle Bewegungen ganz übereinstimmend geschehen müssen.

Der Steuermann dirigirt das Ponton. In wie weit es möglich, darf die Richtung nur zu der Zeit geändert werden, wo die Staker von hinten nach vorn zurückgehen, nicht aber während sie schubben.

§. 84.

§. 84. Will der Lehrer, daß die Staken ohne alle Unterbrechung wirksam seyn sollen, so kommandirt er: **An beiden Borden einer nach dem andern staken!**

Die 2ten Staker gehen in die Vorderkaffe und setzen ihre Staken ein, sobald die ersten ihren Satz in der Hinterkaffe vollendet haben. Die ersten verfahren gleichzeitig folgendermaßen: der erste am Steuerbord (oder Backbord) zieht, den rechten (linken) Arm ausstreckend, den Staken aus dem Wasser und ergreift, indem er ihn durch die rechte (linke) Hand gleiten läßt, die Stake mit der linken (rechten) Hand, hebt den Staken in horizontaler Lage in die Höhe, indem er ihn in der Mitte im Gleichgewicht hält, wobei die beiden Hände etwa 9 bis 10" von einander entfernt sind, der Ballen der rechten (linken) Hand nach dem Vordersteven, der Ballen der andern Hand nach dem Leibe zugewandt ist und die Arme über den Kopf emporgehoben sind. In dieser Haltung begeben sich beide Staker nach der Vorderkaffe zurück, indem sie die Staken über die Köpfe des zweiten Stakers ihres Bordes hinwegführen. Sobald die zweiten Staker ihren Satz vollendet haben, ziehen sie ebenfalls ihre Staken aus dem Wasser und begeben sich in derselben Art nach der Vorderkaffe, wie es von den ersten gesagt worden. In dieser Art fahren die 4 Staker fort zu staken, bis das Kommando erfolgt:

Zusammen staken!

worauf die Staker ihre Posten im Vordertheil des Pontons wieder einnehmen und zusammen staken.

c. Richtungsveränderung.

§. 85. Soll das Ponton die Richtung verändern

und Steuerbord (Backbord) wenden, so kommandirt der Lehrer den Stakern:

Steuerbord (oder Backbord) Staken auf!
Backbord (oder Steuerbord) breit staken!

und dem Steuermann:

Steuerbord (oder Backbord) wenden!

Die Staker des Steuerbords (oder Backbords) hören auf zu arbeiten, halten sich aber fertig zum Staken; die Staker des Backbords (oder Steuerbords) staken breit. Der Steuermann handhabt seinen Riemen, um Steuerbord (oder Backbord) zu wenden.

§. 86. Soll das Wenden aufhören und das Ponton wieder geradeaus gehen, so kommandirt er den Stakern:

Rückwärts staken!

und dem Steuermann:

Vorwärts!

Die Staker beider Borde staken rückwärts; der Steuermann erhält das Ponton in der neuen Richtung.

d. Bewegung rückwärts.

§. 87. Soll das Ponton eine rückgängige Bewegung machen, oder seine Geschwindigkeit vermindern, um einen Stoß zu vermeiden, kommandirt der Lehrer:

Vorwärts staken!

Die Fahrer setzen ihre Staken ein und staken vorwärts.

e. Fahrt längs dem Ufer.

§. 88. Wenn das Ponton an einem steilen Ufer stromauf fährt, so kann es vorkommen, daß die Fahrer

am äußern Borde keinen Grund haben. In diesem Falle wird das Ponton nur von den beiden Stakern des Landbordes, welche gegen das Ufer einsetzen, fortbewegt, und der Steuermann muß Acht haben, das Ponton mit der Vorderkaffe stets etwas dem Lande zufallen zu lassen.

Wenn der Strom sehr reißend ist, so stellt sich der eine der nicht arbeitenden Fahrer in die Vorderkaffe und hakt seinen Staken, solchen als Bootshaken benutzend, in alle etwa vor dem Ponton befindliche Wurzeln und Aeste, oder auch unmittelbar in das Ufer selbst ein, um das Ponton anzuholen und den Vordersteven stets dem Lande zuzuneigen.

f. Ueberschlag und Aussteigen.

§. 89. Beim Ueberfahren von einem Ufer nach dem andern setzen die Staker am Unterstrombord breit ein, um das Forttreiben des Pontons zu verhindern; die Leute des andern Bordes staken rückwärts; der Steuermann steuert nach §. 69.

§. 90. Ist das Ponton nahe genug am Ufer, so erfolgt das Kommando:

1) Staken auf!
2) Staken nieder!
3) Festlegen!
4) Aussteigen!

Beim 3ten Kommando ergreift der 2te Staker des Landbordes die Meerleine, springt ans Ufer und verfährt nach §. 70. Der Steuermann zieht seinen Riemen zurück und legt ihn am Steuer- oder Backbord auf die Staken, das Blatt nach hinten. Die ersten Staker stecken die Hinterdollen, der zweite Staker des Steuer-

bords die Vorderdollen wieder ein. Beim 4ten Kommando steigen die Leute nach §. 70. aus.

§. 91. Es ist viel beschwerlicher, einzeln als zusammen zu staken, weil im erstern Falle der Fahrer den Staken horizontal in die Höhe heben muß, um ihn über den Kopf des andern Fahrers seines Bordes wegzuführen. Bei reißender Strömung aber ist es nöthig so zu staken, um das Forttreiben des Pontons, was nach jedem Satze erfolgen würde, zu vermeiden.

B. Mit 4 Staken ohne Steuer.

§. 92. Die Staker müssen auch geübt werden, das Ponton ohne Steuer zu fahren. In diesem Falle ertheilt ihnen der Lehrer keine Kommando's, sondern zeigt ihnen bloß den zu verfolgenden Weg an. Die Staker müssen Acht haben, mehr oder weniger breit einzusetzen, je nachdem es erforderlich ist, um das Ponton in der gehörigen Richtung zu halten.

C. Mit 2 Staken und 1 Steuer.

§. 93. Der eine Fahrer stellt sich am Steuer, der andere am Backbord auf; im Uebrigen wird ganz in analoger Art verfahren, wie beim Gebrauch von 4 Staken.

§. 94. Wenn das Ponton beladen ist, oder dies vorausgesetzt wird, arbeiten die in der Vorderkaffe aufzustellenden Staker, ohne diese Kaffe zu überschreiten.

Fährt das Ponton an einem steilen Ufer stromauf, und der Staker am äußern Borde hat keinen Grund, so wechselt dieser den Bord, und der Steuermann richtet sich in diesem Falle nach dem, was in §. 88. gesagt worden.

D. Mit 2 Staken.

§. 95. Das Ponton muß auch von 2 Stakern ohne Steuermann gefahren werden. Bei der Fahrt stromauf stakt hierbei ein Mann am Steuer-, der andere am Backbord.

Soll das Ponton rasch Steuerbord (oder Backbord) wenden, so stellt sich der Staker des Backbords (oder Steuerbords) vorn, der Staker des Steuerbords (oder Backbords) hinten auf, und beide setzen ganz breit ein.

Fährt das Ponton an einem steilen Ufer stromauf, und die Tiefe des Wassers nöthigt zum Einsetzen der Staken in die Uferböschung, so staken beide Leute am Landbord. Der Eine stellt sich in der Hinterkaffe auf und stakt auf der Stelle, indem er genügend breit einsetzt, um den Vordersteven stets dem Ufer zuzuwenden; der Andere stakt, indem er von vorn nach hinten fortschreitet.

Sollen 2 Staker über einen reißenden Fluß fahren, so staken beide unterstrom. Der Eine stakt in der Hinterkaffe auf der Stelle, und ist beflissen, das Ponton dann vorzuschieben, wann es die richtige Stellung hat, wobei er bald breit, bald unterwärts einsetzt, je nachdem die Vorderkaffe fallen oder sich aufrichten soll. Der Andere stakt in der Bewegung.

E. Mit 1 Staken und 1 Steuer.

§. 96. Soll das Ponton stromauf fahren, so stakt der Staker am Landbord, der Steuermann dirigirt wie gewöhnlich.

Ist das Ponton beladen, so stakt der Staker in der Vorderkaffe auf der Stelle.

§. 97. Soll ein Ueberschlag gemacht werden, so stellt sich der Staker in die Vorderkaffe des Pontons an den Landbord, macht, breit einsetzend, in der Bewegung einen Satz, um die Vorderkaffe vom Ufer zu entfernen und das Ponton zugleich vorzustoßen. Hierauf wechselt er den Bord und fährt fort in der Bewegung zu staken. Sobald das Ponton landet, wechselt er abermals den Bord, stellt sich in die Vorderkaffe und setzt breit ein, um dieselbe ans Ufer zu drücken und somit das Forttreiben des Pontons zu verhindern. Der Steuermann verhält sich wie gewöhnlich.

Ist das Ponton beladen, so stakt der Staker in der Vorderkaffe auf der Stelle.

F. Mit 1 Staken.

§. 98. Beim Stromauffahren stakt der Staker am Landbord. Steht das Ponton parallel mit dem Ufer, so stellt er sich in die Mitte desselben, macht seinen Satz in der Bewegung so weit, bis er bemerkt, daß die Vorderkaffe dem Ufer zufällt. Alsdann geht er, nach Maaßgabe der größern oder geringern Wendung, welche das Ponton gemacht hat, weiter oder weniger weit nach vorn, setzt mehr oder weniger breit ein und schreitet mehr oder minder nach dem Hintersteven zu, je nachdem dieses nöthig ist, um zu bewirken, daß sich die Vorderkaffe nach jedem Satz ein wenig dem Lande zuneige.

§. 99. Wenn der Staker zu weit nach vorn geht, oder wenn er zu breit stakt, nachdem er dort anlangt, entfernt sich der Vordersteven vom Lande. Der Staker neigt denselben dem Ufer wieder zu, wenn er nach hinten geht und daselbst breit einsetzt. Dieses Hülfsmittel ist jedoch unzureichend, wenn sich das Ponton zu

sehr gewendet hat, oder die Strömung sehr stark ist. Im letztern Falle muß der Staker nach vorn gehen, den Bord wechseln und in der Richtung nach hinten etwas breit einsetzen. Er legt hierbei die Brust gegen die Krücke, faßt mit beiden Händen den Schanddeckel und schreitet, kräftig stoßend, nach der Hinterkaffe fort, sobald das Ponton seiner Anstrengung Folge leistet.

§. 100. Findet der Staker keinen Grund, so setzt er die Hinterkaffe etwas ab, stellt sich alsdann in die Mitte des Pontons und stakt, in die Uferböschung einsetzend, auf der Stelle.

Sobald sich die Vorderkaffe vom Ufer entfernt hat, geht der Fahrer nach vorne, hakt seinen Staken, denselben jetzt in seiner Eigenschaft als Bootshaken benutzend, ins Ufer ein und zieht sich damit an letzteres heran. Hierauf kehrt er nach der Mitte des Pontons zurück und stakt wie beschrieben weiter.

§. 101. Ist das Ponton beladen oder wird supponirt, daß dies der Fall sey, so stellt sich der Staker beim Stromauffahren in der Hinterkaffe am Landborde auf und stakt nach §. 42.

Er kann das Ponton auch stromauf fahren, indem er sich in die Vorderkaffe stellt und bald am Back-, bald am Steuerbord stakt.

§. 102. Beim Uebersetzen über einen Fluß wird folgendermaßen verfahren:

Nachdem das Ponton in eine parallele Stellung zum Ufer gebracht worden, verfährt der Staker nach §. 97., beginnt dann den Ueberschlag unter einem Winkel von etwa 45°, und erhält das Ponton in dieser Richtung, indem er vorn oder hinten mehr oder weniger breit stakt.

§. 103. Ist das Ponton beladen, oder wird vorausgesetzt, daß dies der Fall sey, so stellt sich der Staker in die Vorderkaffe und stakt bald an dem einen, bald an dem andern Borde, indem er mehr oder weniger breit einsetzt, je nachdem es zur Erhaltung der Richtung nothwendig ist.

Der Staker kann sich auch in die Hinterkaffe stellen und an dem Unterstromborde staken.]

V.

Kaiserlich Oesterreichische Dienstvorschriften aus dem Jahre 1800.

Kriegs-Artickeln.

1. Anfänglich soll unser Kriegs-Volk uns Römischen Kaiser; zu Ungarn, Böhmen, Gallizien, Kroatien, Dalmatien und Slavonien König; Erzherzog zu Oesterreich ꝛc. ꝛc. und dem heiligen Römischen Reich, geloben und schwören, uns getreulich zu dienen, denen von uns vorgesetzten Generalen, Obersten, Staabs-, Ober- und Unteroffizieren wider und gegen den Feind gehorsam zu seyn, auch alles dasjenige was sie gebiethen, und ehrlichen Kriegsleuten zustehet, genau zu vollziehen.

Wer dawider handelt, und die Subordination im Dienst verletzt, soll ohne einige Gnade das Leben verwirket haben.

Die Treue und der Gehorsam, wovon in gegenwärtigen Artickel Meldung geschieht, erstreckt sich nicht allein auf jene Dienste, so gemeiniglich den Soldaten betreffen: als Ritt, Wachten, Commando, sondern auch auf solche, die er durch ein Handwerk zum unmittelbaren Nutzen

des Souverains leisten kann; und hat sich derselbe zu derley Extra-Diensten bei gemessenster Straffe keineswegs zu weigern.

2. Ein jeder Kriegsmann soll sich gottloßer Worte und Werke enthalten, und Gott um den Sieg wieder den Feind bitten; und wenn zu dem Gottesdienst umgeschlagen wird, sich dazu verfügen, und denselben nicht versäumen. Würde aber einer Gottes-lästerlich reden oder handeln, oder durch böses Beyspiel andere zu gleichen Laster verführen, derselbe soll am Leib und Leben nach denen Rechten bestraft werden.

Wider diesen Artickel handeln auch diejenigen, welche die Religion herabwürdigende, und die guten Sitten verderbende Bücher und Schriften verfassen, verbreiten, oder solche verderbliche Grundsätze öffentlich äussern, die zum Unglauben, oder zur Sittenloßigkeit führen.

3. Wer Meuterey machet, oder daß er damit umgegangen seye, überführt wird, soll ohne einige Gnade das Leben verlieren.

Dieses Laster wird begangen, wenn man mit vielen oder wenigen Zusammenkünfte hält, und darinn wieder den Monarchen selbsten, wider die Vorgesetzten, den Dienst oder das gemeine Wesen nachtheilige Reden führt, und solche Urtheile fället, welche in denen Gemüthern einen bößen Eindruck machen; ferners wenn man Arrestanten zu befreyen suchet, bey einer Exekution um Gnade schreyet, oder dieselbe wohl gar zu verhindern trachtet; ingleichen ist es eine Art von Meuterey, wenn mehr als 4e zu ihren Obern gehen, um sich über etwas zu beschweren; nicht minder, wenn einer ungestüm mit seinen Obern redet, sonderlich wenn solches in Gegenwart mehr anderer geschiehet.

4. Wer einige Worte, wodurch Meuterey entstehen könnte von sich hören läßt, soll nach der Sache Wichtigkeit an Leib und Leben gestraft werden. Hierunter werden alle Worte und Schriften verstanden, wodurch ein Aufruhr entstehen könnte.

Auch machen sich dieses Verbrechens vorzüglich diejenigen schuldig, welche den Landes-Fürsten, oder die Staats-Verfassung herabsetzende Bücher oder Schriften verfassen, dergleichen verbreiten, oder auch mündlich solche Grundsätze öffentlich ausstreuen, welche mittel- oder unmittelbahr auf die Abänderung oder den Umsturz der Staats-Verfassung abzielen.

5. Wer mit dem Feind correspondirt, und allsonstige Helfer und Verräther sollen ohne Gnade mit dem Strange hingerichtet werden; ingleichen solle demjenigen widerfahren, welcher zu fechten sich weigert, und der Offizier welcher seinen Untergebenen in diesen letzten Fall nicht gleich niedermacht, soll seiner Ehre verlustiget seyn.

Hier ist zwar die Rede von jener verrätherischen Correspondenz mit dem Feind, und dessen Bundesgenossen, wo nähmlich einer schriftlich, mündlich, durch eine andere Person mit Zeichen, oder wie es sonst geschehen mag, denenselben Nachricht ertheilet, welche zu dießfälligen Schaden gereichen können, und ihnen etwa den Abriß von einer Festung, von einem Lande, oder Dienst, Proviant-Tabellen, und dergleichen zukommen machet, folglich einen feindlichen Kundschafter abgiebt; jedoch ist auch die Korrespondenz in denen gleichgültigsten Sachen, ohne vorher eingehohlten Erlaubniß schärfestens verbothen, und müssen sowohl die an den Feind abgehende, als von dannen herkommende Briefe gehörig vorgewiesen werden; ferners ist ebenfalls eine den Umständen nach mehr und

minder beschwerende Art von Verrätherey, wenn einer falsche Zeitungen aussprengt, wodurch unter denen Soldaten, und in den Land Zaghaftigkeit verursachet wird; ja es ist sogar immer sträflich, wenn einer wahrhafte doch üble Nachrichten ausbreitet; die Helfer aller derley Verrätherereyen, wie auch jene, so davon Wissenschaft haben, und es nicht anzeigen, machen sich des nähmlichen Verbrechens, und folglich auch der nähmlichen Straffe theilhaftig. Was nun den Punckt betrifft, wo sich einer zu fechten weigert, da wird nicht nur jener der es aus Widersetzlichkeit und Hartnäckigkeit thut, sondern auch derjenige, welcher aus Zaghaftigkeit bey einer feindlichen Begebenheit sich abwärts haltet, oder wohl gar davon laufet, verstanden, massen er in einem so wie in andern Fall wider den theuer geleisteten Eid, und über das als ein Dieb handelt, der seinen Herrn den genossenen Unterhalt abstiehlt. Da hienächst einen solchen Verbrecher die Bestraffung auf den Fuß nachfolgen muß, anerwogen, es sonsten den Untergang einer Armée und ganzen Landes veranlassen kann; so liegt einem Offizier bei unvermeidlichen Verlust seiner Ehre ob, seinen derley treulosen Untergebenen augenblicklich nieder zu machen.

6. Wer einem Meineyd schwört, um einiges Gut an sich zu bringen, soll mit hoher Straffe beleget werden; wer aber in peinlichen Sachen zur Beschuldigung eines andern, einen solchen falschen Eyd schwöret, soll mit derselben Strafe beleget werden, die er dem andern hat aufschwören wollen.

Wer einen andern zum Meineyd arglistig und fürsetzlich beredet, soll gleiche Straffe leiden.

7. Wer Hand an die Wache legt, soll am Leben gestrafet werden. Hierunter werden nicht nur jene ver-

standen, welche an eine Wacht, Schildwacht, oder Salva guardia wirklich Hand anlegen, sondern auch diejenigen so sich widersetzen, und den auferlegten Arrest nicht annehmen, er möge nun durch Mannschaft oder einen blossen Befehl des Vorgesetzten angebothen werden; nicht minder wird sich solchergestallt vergangen, wenn jemand, der schon mit Arrest belegt ist, in Absicht auf die ergreifen wollende Flucht sich einer Gewaltthätigkeit anmaaßet, wie auch: wenn ein Arrestant den Arrest gebrochen, oder daraus zu entfliehen im Begriff ist; wannenhero in dem vorletzten Fall der Entfliehende ohne weiters, in dem letztern aber nur dazumahl, wenn kein anderes Mittel ihn anzuhalten übrig ist, todt geschossen werden mag.

8. Wer auf die Patrouille das Gewehr zielet soll am Leben gestraft werden. Die Patrouille oder Ronde ist ebenfalls eine Wacht, und es verhält sich damit so, wie in den vorhergehenden Artickel gesagt worden.

9. Jeder soll die Schild- oder andere Wacht der Gebühr nach respektiren; wer dawider handelt soll ernstlich gestraffet werden.

Der Sinn dieses Artickels gehet dahin: daß einer jeden Schild- oder anderen Wacht, Patrouille, Ronde, oder Salva guardia nicht ungebührlich, sondern mit Achtung begegnet werden solle; daher soll sich niemand unterstehen, auf Anrufen einer Wacht wider das Befohlene zu handeln, unbescheiden zu antworten, vor denselben Rauf-Handel anzufangen, oder ein Geschrey zu machen.

10. Wer auf der Schildwache schläft, es sey im Felde oder Garnison, oder gehet, ehe er abgelößt wird von seinem Posten der soll arquebusirt werden. Die Schildwachten sind die Augen einer Festung und Armée;

gefecht in so viel einzelne Gefechte zerlegen, als Fechtende vorhanden sind. Es darf nun aber der Kriegskampf nie in einen bloß vervielfachten Zweikampf ausarten, wenn man sich nicht von vorne herein in die Lage versetzen will, einem selbst schwächeren Feinde gegenüber, die Wahrscheinlichkeit des Erfolges wider sich zu haben.

Ein Kriegsgefecht erscheint um so kunstgerechter, je mehr die Thätigkeit aller Theilnehmer in einer unausgesetzten Wechselbeziehung zu einander steht, je mehr der Wille und die Intelligenz des obersten Führers auf die Leitung des Ganzen dergestalt einwirken, daß auf jedem beliebigen Punkt sich das Streitvermögen aller dazu disponirten Kämpfer zu einem Total-Effekt vereinigen kann. Außer dem hingebendsten strikten Gehorsam erfordern diese Bedingungen einen gewissen Grad körperlicher Fertigkeiten. Je mehr die Individuen, welche die personelle Komposition des Heeres bilden, den Krieg und die Erwerbung kriegerischer Tüchtigkeit zu ihrer ausschließlichen Lebensbeschäftigung machen, um desto selbstständiger kann auch die Kriegführung den Grad der individuellen gymnastischen Ausbildung (Dressur) feststellen. Wenn indessen der Krieg und die Ausbildung für den Krieg für die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Individuen eines Heeres nur eine vorübergehende und periodische Lebensthätigkeit ist, und wenn es von wesentlicher Wichtigkeit ist, die ausschließlich aus dem Volke entnommenen personellen Elemente dem Heere möglichst schnell zu assimiliren, so muß die ganze Kriegführung einentheils sich in ihren taktischen Elementarformen dem einfachsten Naturalismus möglichst nähern, anderentheils muß auch die Disziplin des Heeres sich den Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen des Volks eng anschließen. Je we-

niger aber ein Heer einen in sich abgeschlossenen singularen Stand bildet, um desto fruchtloser ist das Bestreben, dasselbe zu einem reinen Kampfinstrument ausbilden zu wollen, in welchem das Individuum nur die Stelle einer Maschine vertritt, mittelst deren die Waffe in Thätigkeit gesetzt wird. Die Ansicht, daß ein Heer sich seiner absoluten Vollkommenheit um so mehr nähere, je weniger sich in demselben, außer dem Feldherrn, irgend eine andere Individualität geltend mache, ist nun keineswegs das Resultat einer bloß müßigen Spekulation geblieben, sondern sie hat sich vielmehr in früheren Jahrhunderten auch in der Praxis vollständig geltend gemacht, und hat bei einer 200jährigen konsequenten Handhabung der Disziplin, im Geiste dieser Ansicht, die niederen Klassen aller zivilisirten Heere sukzessiv zu einer Gattung europäischer Paria's herangebildet, deren Sklavensinn nur durch eine an's Unglaubliche grenzende Resignation und Hingebung wiederum geadelt wurde. Je beklagenswerther das Loos dieser Unglücklichen war, um desto mehr ist es eine Ehrenpflicht der Nachwelt, die musterhafte Hingebung jener Heere bei Mühseligkeiten und Entbehrungen und ihre Bravour am Tage der Schlacht anzuerkennen. Nichtsdestoweniger war der gemeine Soldat damals verachtet, weil er zum Theil wirklich verächtlich war; denn die Heere des 17ten und 18ten Jahrhunderts umfaßten außer den niedrigsten Volksklassen des eigenen Staates so ziemlich Alles, was Europa an heimath- und gewerblosem Gesindel, an hoffnungslosen Glücksrittern, verführten und aufgegebenen Jünglingen besaß, so daß die Uniform des gemeinen Soldaten durchweg als eine moralische Warnungstafel angesehen wurde. Nur dieser Modus der personellen Heereskomposition macht es er-

geben, und dadurch in dem Staate akklimatisirt. Die Werbungen wurden nämlich zum großen Theil auf Rechnung der Kompagnie-Chefs ausgeführt. Es lag demnach in deren Interesse, jeden Soldaten möglichst lange im Dienste zu erhalten. Da, wie die Erfahrung lehrt, alle Vorsicht und Wachsamkeit nicht im Stande war, Desertionen zu verhüten, so suchte man die Angeworbenen dadurch festzuhalten, daß man ihnen Gelegenheit verschaffte, durch den Betrieb des erlernten Gewerbes ihre Lage zu verbessern. Da nächstdem auch der Kompagnie-Chef in dem Grade, wie sie vom Dienste befreit wurden, Vortheil zog, so war derselbe mit seinem Eigennutze dabei interessirt, in der Kompagnie recht viele Individuen zu besitzen, welche sich durch eigenen Gewerbefleiß nährten.

Auf diesem Wege bildete sich in der preuß. Armee das sogenannte Frei-Wächter-System, das zwar zu vielen Unregelmäßigkeiten führte, die indeß hundertfältig dadurch vergütigt wurden, daß nicht bloß äußere Gewalt die angeworbenen Individuen an den Staat fesselte. Allerdings erzeugten sich dadurch auch wieder zwischen dem Heer und den Staatsbürgern mannigfache Anknüpfungspunkte, die mit den theoretischen Ansichten über die Bestimmung des Heeres in offenem Widerspruch standen. Wenn indeß einentheils diese Anknüpfungspunkte durch die sogenannten Königs-Beurlaubten gesetzlich sanktionirt wurden, und wenn anderentheils die sogenannten Freiwächter fast bis zum Uebermaaß konnivirt wurden, so beweiset dies, daß die preuß. Staats-Regierung sich ihrer Popularität dergestalt bewußt war, daß sie den Fall nicht für möglich hielt, das Heer jemals als ein Zwangsinstrument gegen die eigenen Unterthanen gebrauchen zu

müssen, und nie ist dies Vertrauen der Regierung getäuscht worden. Mit Ausschluß des Offizier- und Unteroffizier-Personals, und der sehr beschränkten Anzahl der sogenannten Dienstthuer hat das preuß. Heer in Friedenszeiten nie einen streng abgeschiedenen Staat im Staate gebildet, denn die sogenannten Freiwächter kann man füglich nur als seßhaft gemachte Einwanderer aus fremden Staaten ansehen. Bei den sozialen Ansichten, wie sie zu Ausgang des vorigen und bei Eingang des heutigen Jahrhunderts ganz allgemein bestanden, erschien die Unterordnung des Handwerkers unter den Adel und den höheren Beamten-Stand als eine so naturgemäße Sache, daß es selbst in den Augen der Individuen jener Stände eine lächerliche und sträfliche Anmaaßung gewesen wäre, wenn sie sich diesen gleich gestellt hätten. Es fand demnach auch hier die Disziplin durch Erziehung und Herkommen einen Boden, in welchem sie schnell feste und tiefe Wurzeln schlagen konnte. Da nächstdem die Freiwächter im Garnisonorte ansässig waren, und in allen Beziehungen staatsrechtlich nur als Soldaten betrachtet wurden, so wurde die Gewohnheit und Uebung des militairischen Gehorsams nie ganz unterbrochen. Mannigfache andere Institutionen bezweckten und erzielten aber eine vollständige Nationalisirung dieser Ausländer. So z. B. waren die Kompagnie-Chefs gesetzlich verpflichtet, für den unentgeltlichen Unterricht der Soldatenkinder zu sorgen, die Eltern durch Brodzuschuß und auch anderweitig (fast ganz in dem Verhältniß einer Gutsherrschaft) zu unterstützen. Als Entschädigung für diese Geldausgaben waren die männlichen Kinder der angeworbenen und verheiratheten Ausländer verpflichtet, in derselben Kompagnie zu dienen, welcher

der Bauer angehört hatte. Zu Gunsten des Kompagnie-Chefs wurden die Rekruten dieser Kategorie als geworbene Ausländer angesehen. Es war hierdurch nun nicht allein eine Gelegenheit gegeben, aus diesen Individuen eine vortreffliche Pflanzschule für die Unteroffiziere zu bilden, sondern die ganze sittliche und staatsbürgerliche Existenz dieser Familien war mit ihrer militairischen durch die heiligsten Interessen der menschlichen Gesittigung bis zur vollständigsten Kongruenz verknüpft. Es kämpften demnach auch diese Elemente, so gut wie die Landeskinder, nicht bloß des kärglichen Soldes wegen, sondern der Krieg war für sie ebenfalls ein Kampf für die höchsten Güter des Lebens.

Was nun nicht durch die beiden ebengenannten Klassen umfaßt war, gehörte allerdings der Mehrzahl nach der Hefe der Menschheit an. So verhältnißmäßig geringe dieser Zusatz der personellen Heeres-Komposition auch war, so veranlaßte doch die Oeffentlichkeit und Härte der Strafen, durch welche allein Individuen im Stande dieser sittlichen Verwahrlosung in leidlicher Zucht zu erhalten waren, höchst ungerechter Weise jene allgemeine Verachtung des gemeinen Soldaten.

Daß den Individuen dieser letzten Klasse gegenüber jeder Mann von unbescholtenem Ruf ganz naturgemäß als Vorgesetzter auftreten konnte, bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung; warum aber in Beziehung auf die beiden andern Klassen der höhere Bürgerstand bei Besetzung der Offizierstellen nur ausnahmsweise mit dem Adel in Konkurrenz trat, verdient eine nähere Erörterung.

Wenn die Disziplin sich auch in der Stunde der Gefahr bewähren soll, so muß der Gehorsam, den sie

verlangt, entweder durch eine langjährige Uebung zur Gewohnheitstugend erstarkt seyn, oder er muß in der Erziehung und den Sitten des gemeinen Mannes einen zuverlässigen Anknüpfungspunkt finden. Daß ein solcher bei den niederen Ständen in Beziehung zum Adel sich wirklich vorfand, haben wir bereits angedeutet. Die Frage, ob ohne Nachtheil für die Disziplin sich ähnliche Anknüpfungspunkte bei dem höheren Bürgerstande nicht auffinden ließen, können wir nach den gemachten Erfahrungen unbedenklich bejahend beantworten, denn im Jahre 1812, 13, 14 und 15 hat die Disziplin des preuß. Heeres jede Art der Prüfung ehrenvoll bestanden. Die kurze Frist von 1807 bis 1812 darf aber wohl nicht als zureichend angesehen werden, um in den sozialen Zeitansichten eine wesentliche Reform hervorzubringen. Wenn man dennoch dem Adel bis zum Jahre 1809 bei den beiden Hauptwaffen für die Besetzung der Offizierstellen ein fast ausschließliches Vorrecht einräumte, so hatte dies seinen Grund:

1) in einer fast 200jährigen Observanz;
2) in der wohlbegründeten Ansicht, daß vorzugsweise beim Adel eine Bildung des Charakters und eine Gesinnung vorherrschte, die ihn zu diesem Stande befähigte;
3) in der Schwierigkeit, bei einer allen Ständen eröffneten Konkurrenz hinlänglich scharf ausgeprägte Kennzeichen der Qualifikation zu diesem Stande aufzufinden.

Die beiden letzteren Beziehungen verdienen um so mehr eine nähere Beleuchtung, weil dadurch der Geist der Disziplin sich überhaupt in ein helleres Licht stellen läßt.

Die Berufspflichten des ehemaligen Subaltern- und Stabsoffiziers waren so einfach, daß sie sich ohne Zuziehung wissenschaftlicher Bildung durch Praxis und Routine auf dem naturgemäßesten Wege erlernen ließen. Da nun selbst die grammatikalische Kenntniß der Muttersprache als ein ganz überflüssiger Luxus angesehen wurde, so mochte ein wissenschaftliches Examen als Bedingung der Offizier-Qualifikation den meisten Offizieren nicht nur als eine ungeeignete, sondern sogar als eine bedenkliche Maaßregel erscheinen. Bei aller Achtung, welche dem Charakter und der Gesinnung der damaligen Offiziere gebührt, läßt sich dennoch nicht in Abrede stellen, daß wegen Mangel wissenschaftlichen Fonds die Einseitigkeit der Geistesbeschäftigung sehr häufig zu einer förmlichen Geistesarmuth ausartete. Mit vollem Recht stand zu befürchten, daß ein ausschließlich bei den jüngeren Offizieren vorherrschendes Uebergewicht wissenschaftlicher Bildung zu vielfachen Mißverhältnissen, und selbst zu gefährlichen Reibungen führen könnte.

Vom Infanterie-Offizier verlangte man damals nur jenen Grad stoischen Muths, der sich durch keine Gefahr imponiren ließ, vom Kavallerie-Offizier dagegen einen romantisch-ritterlichen Sinn, der wagliche Abenteuer aufsucht, um sich selbst und die Welt von seiner Gewandtheit und seinem Muth zu überzeugen. Schwerlich wird nun wohl irgend eine pädagogische Dialektik spitzfindig genug seyn, den Beweis führen zu können, daß eine ausschließlich auf wissenschaftliche Bildung und Broderwerb abzielende Erziehung geeignet sey, jene beiden Eigenschaften anzuregen und fortzubilden. Mit vollem Recht konnte aber der ganze Adel des zivilisirten Europa's behaupten, daß fast seit einem Jahrtausend in ihm Ansichten und

Lebensgewohnheiten gepflegt wurden, welche die Erwerbung jener Eigenschaften zur Regel machten. Der fleckenlose Ruf persönlichen Muths war ein so unbedingt unerläßliches Erforderniß jedes Edelmanns, daß ein Zweifel darüber nicht allein seine Ehre, sondern seine ganze Existenz bedrohte, denn nicht bloß die Standesgenossen, sondern selbst die nächsten Verwandten sagten sich von einem Mitgliede los, das mit dem leisesten Verdacht der Feigheit belastet war. — Wenn nun weder die Kirche, noch ein prunkender Hof dem Adel in zureichender Zahl Existenz-Quellen eröffnete, wenn ein wunderliches Gewohnheitsrecht ihm selbst die Erwerbung wissenschaftlicher Kenntnisse, die zum Staatsdienst befähigen, vertheuerte, wenn Gesetz und Herkommen ihm Handel und Gewerbsbetrieb untersagte, so erscheint es fast als eine billige Ausgleichung, daß der Bürgerstand nur ausnahmsweise mit dem Adel bei Bewerbung um Offizierstellen in Konkurrenz treten durfte. Je mehr in damaliger Zeit Zunftwesen und Zunftansichten vorherrschten, um desto weniger darf es befremden, daß der Adel bemüht war, den Offizierstand, welcher mit seinen (des Adels) Standesansichten und Lebensgewohnheiten, mit seinen erblichen Tugenden und Vorurtheilen im vollkommensten Einklange stand, zu einer adeligen Zunft zu machen. Trat nun auch die feudalistische Ansicht, daß der Herrscher nur ein mit höheren erblichen Vorrechten begabter Edelmann sey, immer mehr in den Hintergrund, so war es doch eine thatsächliche Wahrheit, daß es dem Adel noch immer ausschließlich gestattet blieb, im Ringen nach kriegerischem Ruhm und kriegerischen Ehren mit Herrschern und Fürsten zu wetteifern. — Der gewiß von aller abenteuerlichen Romantik freie Sinn Friedrich Wilhelm's I.

fand eben so wenig Bedenken, in Beziehung zu seinem Heere nur als dessen vornehmster Offizier angesehen zu werden, als etwa Richard Löwenherz und Franz I. Anstand nahmen, mit dem unbedeutendsten Edelmann um den Preis im Turnier zu kämpfen.

Mit der Schärfe des Schwerts hatte der Adel seine Vorrechte erkämpft; durch die Kraft seines bewaffneten Arms hatte er Jahrhunderte lang den Widerspruch der Herrscher und des Volks mit Energie und Erfolg zurückgewiesen, und als endlich an die Stelle des Faustrechts ein friedlicher Rechtszustand trat, konnte derselbe nur an die traditionellen Gewohnheiten von mehr als 10 Generationen anknüpfen. — Wie dieser gothische Bau im Stande ist, allen Stürmen der Zeit zu widerstehen, wenn er sich auf einen reichen unveräußerlichen Grundbesitz stützt, zeigt Englands noch immer mächtige und Ehrfurcht erregende Aristokratie. Der niedere Adel entbehrte nun aber zum großen Theil dieser Stütze. Je zahlreicher der güterlose Adel wurde, um desto häufiger konkurrirte er mit dem höheren Bürgerstande bei der Anstellung im Staatsdienste, und je mehr dieser bei vorschreitender Zivilisation vielseitige und gründliche wissenschaftliche Bildung erforderte, um desto unerläßlicher wurde eine langjährige scientifische Vorbildung.

Je mehr aber der unbegüterte Adel allmälig mit dem höheren Bürgerstande gleiche Lebensgewohnheiten und Erziehung theilte, um desto weniger erschienen die erblichen Vorrechte desselben als naturgemäße Institutionen. — Theoretisch und faktisch erhob sich bald ein Skeptizismus, der, unterstützt durch große politische Erschütterungen, damit endete: der Feudal-Aristokratie eine Geistes-Aristokratie zu substituiren. Gestützt auf die neuen

sozialen Reformen Frankreichs trat Bonaparte so lange mit kaum zweifelhaftem Erfolge zertrümmernd gegen alle andere europäischen Staaten in die Schranken, bis diese der Geistes-Aristokratie ebenfalls ein genügendes Feld eröffneten, und dadurch dem Gefühl für Volksselbstständigkeit und Volksehre die erforderliche Spannkraft gaben, die fremdherrlichen Fesseln zu zersprengen. Hiermit trat der Volkskrieg als eine neue Erscheinung des 19ten Jahrhunderts bei allen europäischen Völkern in's Leben. Mit der Theilnahme des Volks an dem Kriege trat statt eines Kabinets und eines Heeres das ganze Volk mit seinem natürlichen Gewicht in die Waageschale, und die Energie der gesammten Kriegführung steigerte sich nach Maaßgabe der Gefahr und des Enthusiasmus bis zum höchst möglichen Grade. Auf diesem Wege trat Preußen im Jahre 1813 mit Kräften auf, die bei halb so vielen Einwohnern, gar keinem Gelde und Kredit doppelt so groß waren, als die von 1806.

Nicht alle künftigen Kriege werden allerdings denselben Charakter tragen, denn alle, welche in Europa seit diesem Kampfe geführt wurden, tragen mehr oder weniger das Gepräge eines Kabinets-Krieges oder eines Partheikampfes.

Das neuere preuß. Militair-System unterscheidet sich nun aber von dem aller übrigen europäischen Staaten sehr wesentlich dadurch, daß das stehende Heer durchaus keinen singulären Stand bildet, sondern nur ein großartiges Institut zur Vollendung der allgemeinen Volkserziehung ist, welches ein jeder waffenfähige Staatsbürger durchlaufen haben muß, bevor er zum Genuß der vollen Staatsbürgerrechte gelangen kann, und daß es in letzter Instanz den Frieden auch in Beziehung auf die

Volksbewaffnung nur als eine Vorbereitung für den Krieg ansieht. Ausschließung jeder Stellvertretung ist demnach die erste Grundbedingung des preuß. Militair-Systems, weil im Frieden sein nächster Zweck darauf gerichtet ist, alle waffenfähigen Bürger des Staats wehrhaft zu machen. Da Preußen nun bei der Höhe seiner Zivilisation nie beabsichtigen kann, ein erobernder Tartaren-Staat zu werden, so muß es, damit seine kriegerische Organisation nicht hemmend auf das ganze übrige Staatsleben einwirkt, die Dienstpflichtigkeit zum stehenden Heere auf ein nur irgend zulässiges Minimum herabsetzen. Das Individuum in dieser kurzen Zeit zu einer taktischen Maschine umwandeln zu wollen, gehört um so mehr zu den praktischen Unmöglichkeiten, als die Bedingungen der möglichst schnellsten Schlagfertigkeit, die Garnisonirung der Heeresabtheilungen niedrigster Ordnung in ihren heimathlichen Bezirken nöthig macht. Je kürzer aber die Zeit der Dienstpflichtigkeit im stehenden Heere ist, je vielfacher die Anknüpfungspunkte zwischen Heer und Volk sind, um desto mehr muß sich die Disziplin den Sitten, Gewohnheiten und Ansichten des Volks eng anschließen. Eine ausschließliche Besetzung der Offizierstellen durch den Adel würde aber mit den Zeitansichten der gebildeten Stände des gesammten Europa's in den entschiedensten Widerspruch treten. Seit einer Generation ist das Dienstbarkeitsverhältniß der Bewohner des platten Landes zur Grundherrschaft, und das Vorrecht des Adels zur Erwerbung größeren Grundbesitzes erloschen, und damit auch die Meinung des gemeinen Mannes verschwunden, daß der Adel naturgemäß zum Gebieten und Herrschen berufen sey. Im Allge-

meinen muß man zwar allen niederen Ständen des gesammten Deutschlands die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie sich mit Bereitwilligkeit den höheren unterordnen, aber diese räumt dem Adel keinen besondern Vorzug ein. Die Gründe, welche also noch vor wenigen Jahrzehnden den Adel vorzugsweise befähigten die Aristokratie der Militair-Hierarchie zu bilden, sind jetzt nicht mehr vorhanden. Wohl ist es einzelnen hochgestellten und hochbegabten Geistern zuweilen gelungen, mit kräftigem Arm den Strom der Zeit zu leiten, und verderbliche Ueberfluthungen zu verhindern, ihn aber an seinem natürlichen Abfluß hindern zu wollen, würde ein eben so utopisches Unternehmen seyn, als wenn man den Ausfluß der irdischen Gewässer zum Meere verdämmen wollte.

Bei alle dem ist nun aber eine aristokratische Heerverfassung eine unerläßliche Bedingung, wenn Zucht und Disziplin auf sicheren Grundlagen beruhen soll. Zwang und Strafe können da nicht mehr wirken, wo die Pflicht gebietet, Leib und Leben einzusetzen. Nur geistige Ueberlegenheit erzwingt überall, und oft absichtslos, die Herrschaft. Je drohender die Gefahren, um desto williger ist die Bereitschaft des Gehorsams.

Daß übrigens eine aristokratische Kluft, d. h. eine solche, die nicht bloß durch die Verschiedenheit des militairischen Rangverhältnisses herbeigeführt wird, zwischen dem gemeinen Mann und Offizier faktisch existire, ist daraus ersichtlich, daß der General auch den jüngsten Offizier als Standesgenossen anerkennt, während der geringste Grad von Familiarität zwischen Feldwebel und Subaltern-Offizier als anstößig angesehen wird.

Selbst in der napoleonischen Armee, wo die Ansich-

ten über die demokratische Gleichheit so tiefe Wurzeln geschlagen hatten, wurde die Heilsamkeit einer genetischen Verschiedenheit der Militair-Hierarchie anerkannt.

Napoleon sagt in seinen Denkwürdigkeiten von St. Helena:

„Die Offiziere würden sich herabwürdigen, wenn sie sich in die einzelnen Umstände bei der Abrechnung des Soldaten mischten; sie würden Unteroffiziere. Der Sergeant-Major ist tauglich zu diesem Geschäft. . . .

„Mit welchem Widerwillen würde nicht der Kapitain die Reklamation gegen seinen Lieutenant hören, der seine Gesellschaft ausmacht, sein Tischgenosse und seines Gleichen ist. . . .

„Und wird die tiefe Ehrfurcht vor seinem Offizier, welche die militairische Disziplin von dem Soldaten fordert, nicht darunter leiden! . . .“

Wenn wir demnach, wie hier geschehen ist, eine aristokratische Heerverfassung für nothwendig erachten, und dennoch eine Bevorzugung der Geburtsaristokratie mit den Ansprüchen und Erwartungen des Zeitgeistes unvereinbar finden, so drängt sich uns die Frage auf, wodurch in jedem individuellen Falle die Qualifikation zum Offizier zu ermitteln sey.

Wir glauben, ohne Widerspruch zu befürchten, als Grundsatz aufstellen zu können, daß nur solche Individuen in diesen Stand aufgenommen werden dürfen, welche durch ihre ganze Erziehung befähigt sind, die allgemeine Anerkennung des intellektuellen Uebergewichts aufrecht zu erhalten, an welche sich die zuvorkommende Bereitwilligkeit zum Gehorsam Seitens des gemeinen Mannes naturgemäß knüpft. Je weniger der tägliche Dienst dem Offizier Gelegenheit giebt, einen hervorstechenden

Grad

Grad geistiger Bildung, die dem gemeinen Mann stets imponirt, zu entwickeln, um desto unerläßlicher ist es, daß er sich in allen seinen Lebensgewohnheiten auf das Unzweideutigste von ihm unterscheide; denn die niederen Stände sind geneigt, ihren Abstand von den höheren vorzugsweise nach dieser Verschiedenheit abzumessen. Es ist daher eine wesentliche Pflicht des Offiziers, die sich bei beschränkten finanziellen Mitteln oft nur mit Aufgebung häuslicher Behaglichkeit erfüllen läßt, jene Art standesmäßigen Luxus, welchen man durch den Ausdruck äußeren Anstand umfaßt, nie zu verletzen. Cynische Lebensgewohnheiten stehen damit im direkten Widerspruche. — Sollen die Offiziere aber, ohne Widerspruch, den höheren sozialen Ständen angehören, so dürfen Individuen aus den niederen Ständen nur dann eine Aufnahme finden, wenn sie sich bereits früher von den Sitten, Gewohnheiten und der Gemeinschaft mit den niedern Volksklassen losgemacht haben. Obgleich wir nun freimüthig genug sind, um einzugestehen, daß die neuere Kriegführung, im Vergleich zu der älteren, keinen wesentlich höhern Grad wissenschaftlicher Kenntnisse bedinge, so ist eine scientifische Bildung des Offiziers doch schon deshalb eine unerläßliche Bedingung seiner Qualifikation, weil sonst zu befürchten stände, daß das Offizier-Korps sich meistentheils durch Individuen aus den höheren Ständen ergänzen würde, die in ihrer wissenschaftlichen Bildung zurückgeblieben waren. Es läßt sich nun aber auf keine Weise in Abrede stellen, daß in der Mehrzahl der Fälle eine Vernachlässigung wissenschaftlicher Kenntnisse mindestens auf einen Mangel an Uebung der geistigen Thätigkeit zurückschließen läßt. Scharfsinn und Urtheil, deren Entbehrlichkeit für den Soldaten doch Nie-

mand zugestehen wird, sind Seelenkräfte, die nur durch Uebung geweckt, erhöht und erhalten werden können. Eine rein auf dem Wege der Routine erworbene Berufstüchtigkeit führt aber nur zu leicht zu einer trivialen Lebensalltäglichkeit, die den Broderwerb zum höchsten Ziel ihres Lebenszwecks macht. In keinem Zweige des Staatsdienstes ist aber ein solcher Geist in gleichem Grade verderblich. Die Grundlage aller militairischen Tugenden ist der Gemeingeist. Ein Todfeind desselben ist aber der Brodneid. Wo dieser vorherrscht, da tritt an die Stelle der Spannkraft des Ehrgeizes eine verächtliche Avancementswuth, welche den kameradschaftlichen Sinn als eine lächerliche Thorheit ansieht, die mit servilem Egoismus nur nach Gunst und Vortheil strebt, die, weit entfernt von der Ansicht, den Frieden nur als eine Vorbereitung für den Krieg anzusehen, in den Künsten des Paradedienstes eine Genugthuung sucht und findet.

Am wirksamsten wird diesem geisttödtenden Maschinen-Wesen entgegengewirkt, wenn man bei jeder Friedensbeschäftigung ihre Beziehung als Vorbereitung für den Krieg nie aus dem Auge verliert. — General v. Clausewitz sagt in seinen hinterlassenen Werken:

„Kriegsgewohnheit kann kein Feldherr seinem Heere geben, und schwach ist der Ersatz, den Friedensübungen gewähren, schwach im Vergleich mit der wirklichen Kriegserfahrung, aber nicht im Vergleich mit einem Heere, wo auch diese Uebungen nur auf mechanische Kunstfertigkeiten gerichtet sind. Die Uebungen des Friedens so einzurichten, daß ein Theil jener Friktions-Gegenstände darin vorkomme, daß das Urtheil, die Umsichtigkeit, selbst die Entschlossenheit der einzelnen Führer geübt werde, ist von viel größerem Werthe, als diejenigen glauben, welche den

Gegenstand nicht aus der Erfahrung kennen. Es ist unendlich wichtig, daß der Soldat, hoch oder niedrig, auf welcher Stufe er auch stehe, diejenigen Erscheinungen des Krieges, die ihn beim ersten Male in Verwunderung setzen, im Kriege nicht erst zum erstenmale sehe."

Wenn nun der schlichte Menschenverstand die Wahrheit der obigen Behauptung erkennt, so kann nur eine sträfliche Indolenz die Nothwendigkeit verkennen, daß der Offizier eines jeden Grades mit dem Geiste und den Forderungen der neueren Gefechtsführung genau vertraut sey.

Eine vergleichende Betrachtung, von Sonst und Jetzt, wird auch hier zu einer klareren Anschauung führen.

Prinzip gemäß sollten die früheren Schlachten sich nur zu einer Art Zweikampf zwischen den beiderseitigen Feldherren individualisiren.

Naturgemäß durfte sich also in den damaligen Heeren keine andere Individualität als die des obersten Feldherrn geltend machen, wenn keine moralische Mißgeburt (ein Körper mit mehr als einer Seele) entstehen sollte. Es erscheint demnach nur als eine nothwendige Konsequenz, daß alle Theile des Heeres, wenn sie zur Schlacht geführt wurden, ein untheilbares Ganze bildeten. Es entstand demnach jedesmal eine neue Organisation, Desorganisation und Reorganisation, wenn einzelne Theile zum Heere stießen, oder sich von ihm loslöseten. — Je mehr der Feldherr danach strebte, den Grundsatz zu realisiren, daß nur sein Geist den Schlachtkörper beseele, um desto mehr standen die höchsten Befehlshaber nach ihm unter der unmittelbaren Einwirkung seines Kommando-Worts. Am häufigsten zersprengte nun zwar das Kavallerie-Gefecht die ihm angelegten Fesseln, aber eben deshalb trat auch so häufig die Erscheinung in's Leben, daß diese Waffe

sich nur gegenseitig duellirte. Die Infanterie, der eigentliche Rumpf des Schlachtkörpers, wurde größtentheils durch das bloße Kommandowort des Feldherrn zur Schlacht geführt, und da die Offiziere im buchstäblichen Sinne des Worts nicht als Fechtende auftraten, so läßt sich ihre ganze Thätigkeit in letzter Instanz auf die rechtzeitige Abgabe der reglementsmäßigen Kommando's zurückführen, und auf ihre Geschicklichkeit, die Kontinuität jener langen gebrechlichen Linien zu erhalten, welche die Globular-Taktik der damaligen Zeit als ihre ausschließliche Gefechtsform bedingte.

War demnach der Wirkungskreis des damaligen Stabs- und Subaltern-Offiziers auch im höchsten Grade einfach, so war er doch nichts weniger als leicht. Die Schwierigkeit desselben kann nur der beurtheilen, wer praktisch mit den Hindernissen vertraut ist, die zu beseitigen sind, wenn nur etwa 10 Bataillone in entwickelter Linie den Bewegungen des Richtungsbataillons folgen sollen. — Schnitt man eine solche Armee in der Mitte entzwei, so behielt sie zwar wie ein durchschnittener Regenwurm Leben und Beweglichkeit, den Charakter eines organischen Wesens, an welchen sich doch vorzugsweise ihre kunstgerechte Schlagfertigkeit knüpfte, hatte sie aber so lange verloren, bis sie entweder den ursprünglich organischen Verband herstellte, oder bis die getrennten Theile sich zu neuen Körpern rekonstituirt hatten. Eine solche polypenartige Umwandelung der getrennten Theile zu selbstständigen Körpern stand aber mit dem eingeübten und gebräuchlichen Gefechtsmethodismus im entschiedensten Widerspruch, und führte mindestens den unvermeidlichen Nachtheil mit sich, daß da, wo der oberste

Feldherr nicht war, alle Maaßregeln improvisirt werden mußten [1]).

„Wenn man nun in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts auf die Idee kam, daß die Reiterei wohl eben so gut die Flügel schützen könne, wenn sie hinter der Armee, als in ihrer Verlängerung stände, daß sie überdem wohl noch zu manchem Anderen gebraucht werden könne, als sich mit der feindlichen zu duelliren, da hatte man schon deshalb einen großen Schritt vorwärts gethan, weil nun die Armee in ihrer Hauptausdehnung, welches stets die Breite ihrer Aufstellung ist, aus lauter homogenen Gliedern bestand, so daß man sie in eine beliebige Anzahl von Stücken zerlegen konnte, und lauter Stücke erhielt, die sich unter einander und dem Ganzen ähnlich waren. Damit nun hörte sie auf ein einziges Stück zu seyn, und wurde ein viel gegliedertes Ganzes, folglich biegsam und gelenkig. Die Theile konnten vom Ganzen ohne Umstände getrennt, und wieder an dasselbe angereiht werden, und es blieb immer dieselbe Schlachtordnung."

So entstanden die Korps aller Waffen, und an die Stelle der alten Flügel- und Treffen-Eintheilung trat die Eintheilung in Divisionen. Da nun eine solche Division eine in sich abgeschlossene Armee bildet, und auch diese Eigenschaft beibehält, wenn mehrere Divisionen auf einem und demselben Schlachtfelde auftreten, so traten die

---

1) Um Wiederholungen zu vermeiden, bemerkt Referent, daß die zwischen den Anführungs-Zeichen enthaltenen Zeilen aus den hinterlassenen Werken des Generals v. Clausewitz entnommen sind.

Heerestheile der ersten Ordnung zu einander in das Verhältniß von diskreten Größen. Aber auch in Beziehung der Verknüpfung der niederen Heerestheile zu Divisionen trat die Idee der Unerläßlichkeit einer fortwährend strengen Kontinuität immer mehr in den Hintergrund. — Je mehr die französischen Revolutionsheere gezwungen waren, sich aus neu ausgehobenen Konskribirten zu bilden, um so mehr näherten sich die taktischen Elementarformen dem einfachsten Naturalismus.

Die langen dünnen gebrechlichen Linien lösten sich in thatenlustige Schwärme auf, oder verdichteten sich zu Kolonnen, welche einentheils beweglicher, anderentheils nicht so leicht in die Flucht zu jagen waren. Eine dreifache Gefechtsform vervollständigte demnach den Gebrauchswerth der Infanterie, und je mehr man in der neueren Kriegführung mit genialer Unbefangenheit auf dem einfachsten und natürlichsten Wege seinem Ziele entgegeneilte, um desto mehr verschwanden die Impedimente der früheren Kriegführung. Je mehr der Feldherr darauf verzichtete, vermöge der Fahnen des Richtungsbataillons jedem einzelnen Individuum seinen Platz und Weg auf das Bestimmteste anzuweisen, desto seltener verschwendete man Muth und Kräfte, um alle Theile in langen Linien zusammen zu leimen. Erkannte man gleich die Nothwendigkeit und Heilsamkeit einer festen Schlachtordnung an, so kam dieser Methodismus doch nur dann in seinem ganzen Umfange zur Anwendung, wenn es an aller Zeit zu einer umfassenden Disposition fehlte, und selbst in diesen Fällen pflegte er sich darauf zu beschränken, die einzelnen Theile sukzessiv für den Gebrauch zurecht zu stellen. Die bei dieser Praxis gebräuchliche Schlachtordnung verlor auf diesem Wege immer mehr

und mehr den Charakter einer stetigen Größe, und wandelte sich zu einem Aggregat von diskreten Körpern um, die zwar alle im Feldherrn ihren gemeinsamen Gravitationspunkt fanden, auch durch das Bedürfniß und die Verpflichtung gegenseitiger Unterstützung zu einander in einer Attraktionsbeziehung standen, dabei aber nie den Charakter einer gewissen individuellen Selbstständigkeit gänzlich einbüßten. Die taktische Selbstständigkeit dieser Aggregate trägt allerdings ein verschiedenartiges Gepräge, je nachdem sie unter der Einwirkung des Kommandoworts, des Befehls oder der Instruktion stehen.

Alles, was unter der unmittelbaren Einwirkung eines Kommandoworts steht, kann füglich nur als ein Instrument des Kommandirenden angesehen werden, weil gleichzeitig mit dem Befehl auch die Art seiner Ausführung auf das Unzweideutigste vorgeschrieben ist.

Der Befehl läßt in Hinsicht auf seine Ausführung und Auffassung dem Urtheil und der Willenskraft des Befehligten stets einen gewissen Spielraum.

Sobald der Führer eines untergeordneten Heerestheils nicht angewiesen werden kann, bei jedem vorkommenden Fall einen Befehl abzuwarten oder einzuholen, so muß derselbe mit einer Instruktion versehen werden.

Bei der heutigen Gefechtstechnik stehen nun aber nur ausschließlich die Reserven unter der unmittelbaren Einwirkung des feldherrlichen Kommandoworts. Sie können demnach nur par excellence als sein Instrument angesehen werden, und auch dies nur so lange, wie sie in dem unmittelbaren Bereich seines Kommandoworts sind, d. h. in ihrer Rendezvous-Stellung. Je mehr sich diese zur Gefechtsstellung entwickelt, um desto häufiger wird an die Stelle des Kommandoworts der Befehl tre-

ten, und wenn endlich, wegen Unzugänglichkeit des Bodens, wegen zu großer Entfernung, oder anderer Ursachen halber, durch Adjutanten nicht mehr fortwährend auf den Gang der Ereignisse eingewirkt werden kann, so wird auch hier an die Stelle eines einfachen Befehls eine mehr oder weniger umfassende Instruktion treten müssen.

Da nun aber eine jede Division eine Armee im kleinen Maaßstabe bildet, so würde der Wirkungskreis des Divisions-Kommandeurs von Hause aus neutralisirt seyn, wenn der Feldherr anders als im Wege der Instruktion dessen Thätigkeit bedingen wollte.

„Die einzelnen Divisionen machen ihre Angriffe für sich, obgleich nach höheren Bestimmungen, und also in Uebereinstimmung. Die Uebereinstimmung der Divisionen und Armeekorps in ihren Angriffen muß nicht dadurch erhalten werden, daß man sie von einem Punkt aus zu leiten sucht, so daß sie, obgleich von einander entfernt und durch den Feind getrennt, dennoch immer in Verbindung bleiben, sich genau nach einander richten u. s. w."

„Dies ist die fehlerhafte, die schlechte Art das Zusammenwirken hervorzubringen, die tausend Zufällen unterworfen ist, bei der nie etwas Großes ausgerichtet werden kann, und bei der man also gewiß seyn kann, von einem kräftigen Gegner tüchtig geschlagen zu werden."

„Die wahre Art ist, jedem einzelnen Korps- oder Divisions-Kommandanten die Hauptrichtung seines Marsches anzugeben, den Feind zum Ziel und den Sieg über den Feind zum Zweck zu setzen."

„Jeder Befehlshaber einer Kolonne hat also den Befehl, den Feind anzugreifen, wo er ihn findet, und

das mit allen Kräften. Er darf nicht verantwortlich gemacht werden für den Erfolg, denn das führt zur Unentschlossenheit; sondern er ist verantwortlich dafür, daß sein Korps mit allen Kräften und Aufopferungen Theil am Gefechte nehme."

„Ein gut organisirtes selbstständiges Korps kann dem überlegensten Angriff eine Zeit lang (einige Stunden) widerstehen, und also nicht im Augenblick vernichtet werden."

Wenn gleich nun jede Division ein in sich abgeschlossenes taktisches System bildet, so ist doch damit das Streitvermögen derselben keinesweges an jenen Bann der Einheit und Kontinuität geknüpft, der eine so wesentliche Bedingung der früheren Fechtart war. — Dem aufmerksamen Beobachter kann nicht entgangen seyn, daß schon bei den Friedensübungen, welche den Zweck haben, ein dem Kriege möglichst annäherndes Bild darzustellen, die einzelnen Aggregate (Bataillone, Eskadrons u. s. w.), je tiefer sie in das Gefecht verwickelt werden, um desto selbstständiger auftreten, und daß man bis zur Tirailleur- und Plänkler-Linie hinab die Selbstständigkeit der einzelnen Abtheilungen oft dergestalt anerkannt, daß man ihnen ganz allgemein den Feind zum Ziel und den Sieg zum Zweck stellt.

Das heutige Gefecht bedarf daher, namentlich bei der Infanterie, vergleichungsweise zu dem früheren, mehr eines enthusiastischen als eines stoischen Muthes; es erfordert Seitens des Individuums mehr den Gebrauch der natürlichen Verstandes- und Willenskraft, als erworbene mechanische Körperfertigkeiten. Wichtiger, als es daher bei einem flüchtigen Ueberblick den Anschein hat, ist die Methode der individuellen taktischen Elementarausbildung.

Unserer Ansicht nach entspricht nur eine solche, dem Geiste der heutigen Gefechtsführung, welche den auszubildenden einzelnen Menschen nie entwöhnt, sich als ein mit Verstand und Willenskraft begabtes Wesen anzusehen. Je mehr man dagegen bei der individuellen Elementarausbildung darauf hinwirkt, den Soldaten zu einer Art lebenden Automats auszubilden, um desto mehr untergräbt man jene moralische Elastizität, die allein im Stande ist, einen enthusiastischen Aufschwung zu erzeugen.

Die durch den Herrn General v. Rohr vorgeschlagene, und seit Jahren beim 5ten Armeekorps ganz allgemein eingeführte Exerziermethode geht nun, indem sie mit dem Tiraillement beginnt, von dem Grundsatze aus, sukzessiv aus dem rohen Naturalismus die vom Reglement bedingten mechanischen Fertigkeiten dergestalt zu entwickeln, daß der auszubildende Rekrut sich seiner subjektiven Individualität stets bewußt bleibt. Da diese Methode es sich nun zum unverbrüchlichen Gesetz macht, gleichzeitig mit der Dressur das Auffassungsvermögen des Rekruten dergestalt auszubilden, daß er den Zweck und die Nothwendigkeit der an ihn gestellten Forderungen einsieht, so erscheint ihm Alles naturgemäß. — Es soll nun allerdings auf diesem Wege der Grad von Paradedressur, an welchen man bisher in der preußischen Armee gewöhnt ist, sich schwerer als bei den bisher befolgten Methoden erreichen lassen. Indeß scheint uns dieser Vorwurf von zu untergeordneter Wichtigkeit, um seinetwegen die großen, so sehr in die Augen fallenden Vorzüge so leichthin aufzugeben.

Insofern die Parade den Zweck hat und erreicht, dem inspizirenden Vorgesetzten einen schnellen und doch sichern Maaßstab für die Detail-Ausbildung zu geben,

verkennen wir weder ihren Werth, noch ihre Wichtigkeit. Wenn sie indeß dahin ausartet, daß sie ganz ostensibel die Tendenz annimmt, vorzugsweise durch eine überraschende Uebereinstimmung unwesentlicher Dinge das Urtheil zu bestechen, so halten wir sie sogar für nachtheilig, weil dies Ziel meistentheils nur auf Kosten wesentlicherer Dinge erreicht wird. Unserer individuellen Ueberzeugung nach ist es viel ersprießlicher, wenn jener Grad der Abweichung, welcher für die wahrhaft militairischen Zwecke unwesentlich ist, auch als solcher gesetzlich anerkannt und geduldet wird, als wenn man durch Normirung einer unerreichbaren und doch unwesentlichen Gleichförmigkeit einer mikrologischen Pedanterie Thür und Thor öffnet. Daß aber bei der Methode des Generals v. Rohr keine Differenzen von größerem Belange zu Tage kamen, dafür bürgt die offizielle Einführung derselben bei dem genannten Armee-Korps. Je mehr sich das preußische Militair-System nun bestrebt, die Dienstzeit auf ein zulässiges Minimum zu reduziren, um desto mehr steigt die Zeit im Preise. Aber auch abgesehen von dem Zeitverlust, den ein solches Bestreben nach Gleichförmigkeit unvermeidlich mit sich führt, so erwachsen aus ihm zwei Klippen, die wie die Scylla und Charybdis fast unmöglich zu umfahren sind. — Die unausgesetzte Uebung der handwerksmäßigen Fertigkeiten des Paradedienstes führt entweder sukzessiv zu einer gedankenlosen Indolenz, deren Verbreitung selbst auf Unteroffiziere und Offiziere nicht selten sichtbar wird, und die mit dem Geiste und Wesen der heutigen Kriegskunst im unläugbarsten Widerspruche steht, oder der gemeine Mann stellt sich die Frage, ob denn jene so hoch gestellte Gleichförmigkeit, deren Erwerbung ihm so viel Zeit und sauren Schweiß kostet, ein

so unentbehrliches Requisit seiner kriegerischen Tüchtigkeit sey. — Der Soldat faßt aber sehr richtig die Bedeutung und den Zweck der taktischen Elementar-Formen auf, und die Erfahrung lehrt ihn sehr bald, welcher Grad von individueller körperlicher Fertigkeit dabei unerläßlich oder entbehrlich ist. Es scheint uns nun aber keinesweges gleichgültig, ob der Soldat, hoch oder niedrig, seine Obliegenheiten und Pflichten nur als bedeutungslose Erfindungen der Laune und Willkühr ansieht.

Die Wichtigkeit und der Werth der individuellen taktischen Ausbildung wird aber in ein um so helleres Licht treten, je mehr es uns gelingt, den Leser auf einen Gesichtspunkt zu stellen, der einentheils hoch genug ist, um von dem Gange der heutigen Schlacht einen umfassenden Ueberblick zu gewinnen, der anderntheils aber auch nahe genug ist, um den Wirkungskreis des einzelnen Kombattanten im Auge zu behalten. Die Einrichtung der neueren Schlachtordnung und die Art, wie die Truppen in's Gefecht geführt werden, gestatten ihren Gebrauch fast überall und in jeder Lage. Es ist daher auch eine Eigenthümlichkeit der neueren Schlachtordnung, welche sich an die größere Selbstständigkeit der einzelnen Heeresabtheilungen knüpft, daß alle Unfälle sich in ihren Wirkungen nicht so schnell über das Ganze verbreiten, sondern daß sie durch frische Kräfte gut gemacht werden können. Die Entscheidung der neueren Schlachten wird daher meistens nur durch ein langsames Umschlagen des Gleichgewichts herbeigeführt, welches Anfangs nicht merklich eintritt, dann aber mit jedem Zeit-Moment wächst.

Je mehr nun Truppen und Führer vermöge ihrer Intelligenz und Willenskraft den Gefechts- und Terrain-Verwickelungen gewachsen sind, um desto geringer ist die

numeraire Stärke, welche erfordert wird, um den Feind zu vertreiben, oder ihm gegenüber sich im Gleichgewicht zu erhalten. Der gewonnene oder verloren gegangene Raum, und die Masse der noch intakt erhaltenen Truppen, bilden aber in den neueren Schlachten den Zollstab, nach welchem der Feldherr quantitativ und qualitativ das ihm noch zu Gebot stehende Streitvermögen abmißt, und wodurch in letzter Instanz sein Entschluß bestimmt wird, ob die vorhandenen Reserven zur Erringung und Vervollständigung des Sieges oder zur Deckung des Rückzuges verwendet werden sollen. Wenn nun auch der Feldherr nicht durch den Erfolg jedes Partial-Gefechts, sondern nur durch den Total-Rest berührt wird, welcher sich herausstellt, nachdem die glücklichen und unglücklichen Erfolge kompensirt sind, so ist dennoch unverkennbar, daß die Summe aller individuellen Thätigkeiten auf die Entscheidung der heutigen Schlacht vergleichsweise einen viel größeren Einfluß hat, als bei der älteren. — Es sind nun aber die heutigen Schlachten nicht zufällig so, sondern sie gestalteten sich so, weil die heutigen Volksheere sich den Kothurn der früheren Taktik nicht aufzwängen ließen.

Vor allen übrigen europäischen Armeen ist nun aber das preußische Heer als ein rein nationales Institut anzusehen; denn was der rücksichtslosen Energie eines Welteroberers, was der demokratischen Despotie einer revolutionairen Staatsgewalt dauernd nie hat gelingen wollen (eine jede Stellvertretung ausschließende Konskription), das hat das neuere preußische Militair-System mit Beseitigung jeder engherzigen Bedenklichkeit im gerechten Vertrauen auf den gesunden Sinn des Volks realisirt. Je durchgreifender nun der preußische Staat

mit strengster Konsequenz den Grundsatz ausführt, daß kein waffenfähiger Staatsbürger sich der Verpflichtung zum Kriegsdienste entziehen darf, um desto enger muß sich auch die Disziplin des Heeres der Sinnesart, den Sitten und Gebräuchen des Volks anschließen. — Wenn es, wie kein anderes, die Blüthe der ganzen Nation umfaßt, wenn es die Söhne der edelsten und reichsten Familien verpflichtet, in unmittelbarer Gemeinschaft mit den niedrigsten Ständen die Anstrengungen und Mühseligkeiten des Dienstes zu tragen, so darf man gerechter Weise von diesem Systeme auch verlangen, daß seine Disziplin das Ehrgefühl und die Selbstachtung des Individuums nicht verletze, und daß das Heer nicht blos in seiner Totalität, sondern auch in jeder einzelnen Individualität geachtet und geehrt dastehe. — Wie romantisch und romanhaft eine solche Forderung auch scheinen mag: Preußen hat sie mit dem glücklichsten Erfolge gelöst. — Von den zivilisirten Staaten des Alterthums zeigt nur Sparta eine gleiche Kongruenz des Volks und Heers, und selbst die antike römische Militairverfassung steht der preußischen in Beziehung auf die personelle Heeres-Komposition nach, weil die Söhne der reicheren Familien nur ausschließlich zum Reiterdienst verpflichtet waren. Eine gesetzlich anerkannte genetische Verschiedenheit der personellen Heeres-Komposition erzeugt aber Dünkel und Neid, und zernagt den Gemeinsinn in seiner Wurzel. Der Gemeinsinn ist aber die allein zuverlässige Grundlage der moralischen Tüchtigkeit eines Heers. Mit Hülfe der Disziplin wird der rohe Egoismus des Einzelnen gebrochen, und derselbe auf praktischem Wege belehrt, daß der wahre Egoismus darin bestehe, Anderen zu leben, weil auch diese dann wiederum für ihn leben. — Es

hält selbst im Frieden nicht schwer, den gemeinen Mann einsehen zu lehren, daß durch die Verknüpfung vieler Einzelnen zu einem gemeinsamen Ganzen jeder Einzelne an Stärke gewinne, weil der Gegner niemals den Einzelnen, sondern die ganze Masse zu überwältigen hat. Es liegt durchaus nicht außer dem Fassungsvermögen des gemeinen Soldaten, um zu begreifen, daß der Einzelne, welcher sich von der großen Gemeinschaft des Heeres loslöst, nothwendig untergehen müsse, weil er alsdann den Kampf mit der Gesammtkraft des Gegners aufnimmt. Wir würden den menschlichen Verstand tiefer als den thierischen Instinkt stellen, wenn wir voraussetzten, der schlichte Hausverstand reiche nicht zu, um die Vortheile der Gemeinsamkeit einzusehen; denn man erzählt von Pferden und Stieren, daß, wenn sie von reißenden Thieren angefallen werden, sie einen Kreis bilden, und ihre wehrhafte Seite nach Außen wenden. — Lehrt nun der Instinkt die Thiere Gemeinsinn, warum sollte nicht der Verstand den Soldaten ein Gleiches lehren? Man muß nur dafür Sorge tragen, in alle Beziehungen des Soldatenlebens Gemeinsamkeit zu bringen: denn Gemeinsinn ist eine Tugend, die sich vorzugsweise nur durch fortgesetzte Uebung erwirbt.

Es ist nun allerdings nicht zu verkennen, daß bei dem eigenthümlichen Modus der heutigen preußischen Heereskomposition die öffentliche Meinung über den Zweck und die Nothwendigkeit des Krieges in jedem konkreten Falle von größerem Gewicht ist, als früher. Daß indeß auch hierin die Nationalität des Heeres der Regierung keine unauflösbare Fesseln anlegt, beweisen die Erfahrungen vom Jahre 1812. War je ein Krieg nach der allgemeinen Ansicht des Volks und Heeres dem Interesse

des Vaterlandes entgegen, so war es der Krieg von 1812. Hier als Soldat schlecht dienen, das heiße dem Vaterlande gut dienen: das war die fast allgemein verbreitete Meinung der Nation. Wenn das preußische Hülfskorps dennoch mit der ausgezeichnetesten Hingebung und Tapferkeit seinen militairischen Pflichten Genüge leistete, so beweist dies den wahrhaft militairischen Geist, von dem es beseelt war, der übrigens aber auch mit einer aufrichtigen Vaterlandsliebe stets im Einklange stehen wird; denn diese besteht nicht im selbstgefälligen Raisonnement über Politik und Staatsverwaltung, sondern im willigen Unterordnen des einzelnen Interesses unter dem des Staats. Eine Vaterlandsliebe, die aus dieser lauteren Quelle fließt, ist mit dem unbedingten kriegerischen Gehorsam stets vereinbar, denn sie bescheidet sich gern, die Schritte der obersten Staatsgewalt wegen Unkenntniß der Motive nicht beurtheilen zu können. — Aber auch selbst in dem höchst seltenen Falle, wo das Urtheil über die Unrechtmäßigkeit des Krieges vollkommen begründet wäre, darf der Offizier, welcher den Krieg zu seinem Lebensberuf gewählt hat, sich, wenn er wahre Vaterlandsliebe besitzt, dem Kriegsdienste nicht entziehen; denn wollte ein Jeder im Staate seiner subjektiven Meinung folgen, so würde nothwendig Anarchie entstehen (das größte Unglück, welches einem Staate begegnen kann), was mit dem vorübergehenden Uebelstande eines ungerechten oder unpolitischen Krieges sich in keinen Vergleich stellen läßt.

Bei solchen Gesinnungen kann selbst in einem anerkannt ungerechten Kriege die Verpflichtung eines unbedingten Gehorsams den Soldaten nicht in die Reihe jener Abenteurer versetzen, die mit egoistischer Frivolität Leib und Leben dem Meistbietenden zur Verfügung stellen.

len. Wir glauben, daß ein wahrhaft militairischer Geist, gestützt auf ächte Vaterlandsliebe, mit jeder Regierungsform verträglich ist, und daß die ächte Vaterlandsliebe unter allen Umständen eine weit sichrere Bürgschaft für die Treue des Heeres leistet, als die feudalistischen Ansichten über persönliche Ehre.

In jedem monarchischen Staate, seine Verfassung sey übrigens, welche sie wolle, repräsentirt der Herrscher stets die Einheit des Staats. Für wen Gewissen, Pflicht und Ehre kein leerer Wortschall sind, bei dem muß die Vaterlandsliebe in der Liebe zum Herrscher aufgehen.

Wer von ächter Vaterlandsliebe beseelt wird, der kann sich nicht berechtigt halten, dem Vaterlande seine Dienste zu entziehen, weil der ihm angewiesene Wirkungskreis seinen wirklichen oder vermeintlichen Talenten und Verdiensten nicht entspricht; wer von aufrichtiger Hingebung für seinen Herrscher durchdrungen ist, der kann sich nicht selbsteigen in die Klasse von Lohndienern stellen, denen es allerdings frei steht, ihren Dienst aufzukündigen, sobald ihnen der erwartete Lohn nicht wird; wer seinen Stand aus innerem Beruf, und nicht des Erwerbs wegen gewählt hat, der kann in einem wirklichen oder vermeintlichen Verkennen seines Werths keine Veranlassung finden, den Rest seines Lebens durch trägen Müßiggang zu tödten. Wir können keine Hoheit der Gesinnung darin finden, eine vorgebliche Dienstunfähigkeit zu mißbrauchen, um auf Kosten des Staats eine durch eigene Wahl nutzlos gewordene Existenz zu fristen. Solche Gesinnungen entsprechen aber nicht einmal den feudalistischen Ansichten über persönliche Ehre, denn selbst das Musterbild aller Ritterlichkeit, Rodrigo (Cid), strahlt eben deshalb mit unübertroffenem Ruhm,

weil die schreiendste Undankbarkeit seines Herrschers ihn nicht abhielt, seinem Vaterlande und seinem Fürsten mit der höchsten Hingebung zu dienen. — Ueber alles Maaß kleinlich und selbstsüchtig erscheinen sie aber im Vergleich mit der Vaterlandsliebe des klassischen Alterthums.

Die jüngst verflossenen 30 Jahre des preußischen Staatslebens werden aber in der Weltgeschichte eben so mustergültig dastehen, als irgend ein Abschnitt der früheren Zeit. Für wen die Geschichte keine bloße Anekdote ist, wer nicht blos von National-Eitelkeit, sondern von edlem National-Stolz beseelt ist, der wird eine Genugthuung darin finden, diese Zeit begriffen und ihr genügt zu haben.

Wenn die unbedingte Hingebung für König und Vaterland die schönste Tugend des Soldaten ist, so ist die Uebung derselben im Frieden um so verdienstlicher, je schmerzlicher die Opfer sind, welche sie verlangt, und je weniger die egoistische Eitelkeit dabei eine Befriedigung findet.

Wer indeß durch die stets wiederkehrenden kleinlichen Sorgen der Alltäglichkeit an jedem geistigen Aufschwung gehemmt ist, der wird durch Uebung der zum vaterländischen Sprichwort erhobenen Lebensregel:

„Gott vor Augen, den König im Herzen!"

bei redlichem Willen unter allen Umständen die erforderliche Geisteskraft gewinnen, den schmalen Pfad der Pflicht und Ehre vorwurfsfrei zu wandeln.

Hartmann,
Kapitain im 3ten Infanterie-Regiment.

II.

Das Kriegsrecht für den Krieger zu Lande.

Von

Gustav v. Spiegel,

Rittmeister und Brigade-Adjutant in K. Sächsischen Diensten.

Vorbemerkung.

Dieser Aufsatz soll die völkerrechtlichen Observanzen während der Kriegszeit enthalten, die dem Militair zu wissen nöthig sind.

Wie in allem Rechte, so feiert aber insonderheit in dem Völkerrechte und seiner Anwendung auf den Krieg die Vernunft einen ihrer schönsten Triumphe; denn ihre Gesetze sind es, die im Getöse der Waffen, im Sturme der entbundenen Leidenschaften, in den heftigen Zuckungen und Bewegungen der Menschheit, die alle nach Vergeltung, Gewalt und Rache schreien, besänftigend und zur Versöhnung redend, Schonung und Milde gebieten, und den in der öffentlichen Meinung in die Reihen der Unmenschen und Barbaren stellen, der ihrer nicht achtet.

Der gebildete Krieger wird sich solch einem harten Urtheile nicht aussetzen mögen, und die Kenntniß der völkerrechtlichen Verpflichtungen, verbunden mit dem Handeln nach ihnen, bewahren ihn dagegen. Aber nicht allein frei gegen die Vorwürfe der Rohheit macht ihn solch ein Verfahren, sondern auch gegen die des Gewissens, und läßt ihn menschlich seyn, ohne seinem Ansehn, seinem Rechte und seiner Gewalt, dem Feinde gegenüber, etwas zu vergeben.

In diesen Erwägungen liegt des Empfehlungswerthen genug für diesen Stoff; aber nicht Gleiches kann ich freilich von seiner Bearbeitung sagen; doch sie wurde auch nur der eigenen Belehrung wegen unternommen, und wird auch lediglich in dieser Absicht der Oeffentlichkeit übergeben.

Der Verfasser.

Alles Recht beruht auf **Herkommen** oder **Verträge**. Ersteres wird verletzt durch rechtlich nicht begründetes Abweichen; letztere zerfallen durch vollständige Erfüllung, durch Aufhören oder Ermangeln des Gegenstandes, durch Widerruf, durch beiderseitige Einwilligung oder endlich auch durch einseitige Untreue.

Bei eintretenden Verletzungen unvollkommener Rechte, welche blos auf Humanität, Billigkeit und Herkommen beruhen, bedienen sich selbstständige, souveraine Völker, wenn die Ausgleichung nicht auf völlig gütlichem Wege erfolgen kann, gegen einander der Retorsion, d. h., als Erwiederung, die Verweigerung eines ebenfalls unvollkommenen Rechts; da in solch einem Falle die Antwort-

dung der Gewalt nicht statthaft ist. — Werden hingegen vollkommene Rechte, solche, die auf Verträge gegründet sind, gekränkt, so tritt der Gebrauch der Repressalien, oder die Wiedervergeltung gleicher oder ähnlicher Rechtsverletzungen ein, und gehen diese in allgemeine, den ganzen Staat betreffende über, so entsteht der Krieg. Damit der Beginn der Feindseligkeiten frei bleibe von dem Vorwurfe eines räuberischen Anfalles, muß demselben eine Kriegserklärung vorausgehen. Gleichzeitig mit ihr erscheinen Manifeste, welche diese äußerste Maaßregel vor den Augen der Welt rechtfertigen und ihre Unabwendbarkeit und somit ihre Rechtmäßigkeit darthun. Häufig Meisterstücke des Scharfsinns und der Darstellungskunst, aber selten wahr und überzeugend, daher man in ihnen mehr die Gewandtheit des menschlichen Geistes bewundern, als das, was Recht ist, immer erkennen kann.

Begriff des Krieges.

Krieg ist der Zustand fortdauernder und unbestimmter Gewaltthätigkeiten, um hierdurch das zu erlangen, was verweigert wird. Er zerfällt in:

1) Völkerkrieg,
2) Bürgerkrieg und
3) Privatkrieg.

Der Völkerkrieg kann nur zwischen selbstständigen, souverainen Staaten geführt werden, und es finden bei ihm die Beobachtungen aller Förmlichkeiten, als: Kriegserklärung, Manifeste ꝛc., so wie aller Regeln des Kriegsrechtes, die Härten, Grausamkeiten und Verheerungen mindern, Statt.

Wo Mitglieder eines und desselben Staates wegen Behauptung wirklicher oder vermeintlicher Rechte Par-

theilen bilden, und diese mit Gewalt der Waffen ihre Forderungen zu befriedigen suchen, da lodert die Fackel des Bürgerkrieges; und wenn auch hier die Humanität das Festhalten an den völkerrechtlichen Verpflichtungen gebietet, so achtete man ihrer, nach dem betrübenden Zeugnisse der Geschichte, doch immer wenig. Eine Partei betrachtet dann die andere als Rebellen, und hält sich deshalb der milderen Behandlung entbunden, während die andere Repressalien braucht, und so Grausamkeit mit Grausamkeit vergolten wird.

Der Privatkrieg endlich findet entweder zwischen Einzelnen oder zwischen Korporationen in außerbürgerlichem Zustande, oder auch in schlecht geregelten bürgerlichen Verhältnissen statt. Seine eigentliche Sphäre war das Mittelalter, die Zeit des Faustrechtes, und seine Existenz ist stets von den traurigen Erscheinungen des Bürgerkrieges begleitet gewesen.

Von den Rechten der Kriegführenden.

Rotteck sagt: „Das praktische Kriegsrecht der alten Welt beschränkte sich auf wenige, meist durch religiösen Aberglauben eingeführte Formen der Kriegserklärung und des Friedensschlusses. In der That hielt man gegen den Feind — gegen ganze Völker wie gegen Einzelne — Alles, auch das Aeußerste für erlaubt. Der Charakter der meisten Kriege war ungezähmte Wuth des Raubens, Verheerens, Vertilgens. Auch im Mittelalter, von den Schrecken der Völkerwanderung bis herab auf die Erfindung des Pulvers und die Einführung stehender Heere, aber auch nachher noch, wenngleich etwas vermindert, bis auf Ludwig's des 14ten Eroberungskriege, ja theilweis bis auf die neueste Zeit, dauerte als vorherr-

schende Erscheinung die barbarische Wildheit fort, trotz aller — durch Sitten mehr als durch Anerkenntniß der Rechtspflicht — eingeführten oder festgehaltenen Milderungen, welche nach ihrer ersten Quelle theils dem Geiste des Christenthums, theils der Chevalerie angehören, später aber als Früchte der Politik, d. h. der klügeren Berechnung, und, hieraus fließend, der strengeren Heeresdisziplin und der besser geordneten Kriegsverwaltung, endlich überhaupt der höheren Civilisation, ins Leben treten. Die Wissenschaft des Naturrechtes hat hieran wohl einigen, doch nur kleinen Theil; die Lehren Hugo Grot's und seiner Nachfolger sänftigten die Streiter Tilly's und Wallenstein's, die Mordbrenner Louvois', auch Maria Theresia's Panduren nicht, sie verstummten vor dem Uebermuthe und der Raublust neufränkischer, siegberauschter Krieger, wie vor der Zornesglut der hier und dort durch die Revolution in den Kampf geführten Völker, und sie drangen gar nicht in der Moskowiten und Türken barbarische Heereslager, ja sie drangen nicht in den Rath der brittischen Admirale und Feldherren, wovon Kopenhagens und Washingtons frische Brandtrümmer zeugen.

Schon diese flüchtige historische Skizze legt die doppelte Natur des Völkerrechts dar; eines durch die Praxis, das Herkommen entstanden, nur gemildert durch den Geist des Christenthums und der Chevalerie; das andere hervorgerufen durch eine höhere Aufklärung, durch die erwachende und sich verbreitende Vernunft. Es giebt demnach ein positives und rationelles Völkerrecht, weil eben bei mehr und mehr sich verbreitender Bildung des Geistes das mit den Gesetzen der Vernunft Unreimbare allmälig mehr in den Hintergrund tritt, und theilweis

ganz verschwindet: so ist auch das Kriegsrecht von den barbarischen Gebräuchen zwar gereinigt; doch schweben viele Fragen des Rechts in diesem Gebiete noch in Zweifel.

Der früheren Lehre: „das Kriegsrecht sey unendlich, weil alle Mittel zu Erreichung des Zweckes, um deß Willen der Krieg geführt werde, erlaubt wären, und demnach keines verworfen werden könne, wodurch dem Feinde geschadet würde" trat die mildere Lehre Jakob's entgegen, die den Krieg rein zur Sache der Regierung oder Staatsgewalt und ihrer dazu gebrauchten Werkzeuge oder Diener machte, welche die bewaffnete Macht repräsentiren. Sie erklärt demnach die Bürger oder Staatsangehörigen, als Einzelne, also auch das Volk, als Summe jener Einzelnen betrachtet, als frei davon, und die Kriegsgewalt erstreckt sich blos auf Güter und Rechte des Staatsganzen oder der Regierung, nicht aber auf jene der Einzelnen, oder auf das unbewaffnete Volk, und dem Eroberer einer Provinz oder eines Landes steht nicht mehr als das Regierungsrecht, das heißt, die einstweilige Staatsgewalt in dem durch Waffenmacht besetzten Gebiete zu.

Die sämmtlichen Regeln, die das Kriegsrecht aufstellt, tragen verschiedene Benennungen, als: Kriegsgesetze, Kriegsmanier, Kriegsraison, und unterscheiden sich dadurch, daß sie entweder auf der Autorität der Vernunft oder des Herkommens beruhen.

A. Kriegsgesetze.

Sie sind der Inbegriff aller rechtsgültigen, von der Vernunft anerkannten Regeln während der Kriegführung, und sind zu betrachten in Ansehung der Personen und der Sachen des Feindes.

1) In Ansehung der Personen des Feindes.

Nur die von der Staatsgewalt zum Streiten Ermächtigten und Berufenen gelten als rechtliche Krieger, und sie müssen, um als solche erkennbar zu seyn, und der milderen Behandlung sich zu erfreuen, wenn auch nicht eine Uniform, doch ein Merkmal an der Kleidung tragen.

Wer nicht in diese Kategorie gehört und an den Gewaltthätigkeiten keinen Antheil nimmt, hat ein Recht auf gänzliche Schonung; der aber, welcher sich als Nichtstreiter darstellt, und unermächtigt und unberufen bei sich bietender Gelegenheit zu den Waffen greift, mithin das Vertrauen des Feindes täuscht, verfällt dem Recht. Zu dieser Klasse sind auch die Spione zu zählen, die ohne offenkundiges Zeichen ihrer Feindschaft, vielmehr Freundschaft und Ergebenheit heuchelnd, durch Verrath heimlich schaden.

In Hinsicht des rechtmäßigen Krieges steht das Recht der Tödtung und Verwundung zu, weil, der eigenen Sicherheit wegen, Gewalt der Gewalt entgegen zu setzen erlaubt ist; doch verschwindet dieses Recht, sobald dessen Grund aufhört, und es findet demnach keine Anwendung auf durch Wunden Kampfunfähige, auf Umringte, die keinen Widerstand mehr bieten können, so wie auf solche, die sich dessen begeben und die Waffen strecken; desgleichen aber auch auf Feldprediger, Aerzte, Marketender, so wie auf den Theil eines Heeres, der unter dem Ausdrucke „Nichtstreitender" verstanden wird.

Ausnahmen von dieser schonenden Behandlung können eintreten:

a) ob bei Repressalien, ist zweifelhaft, weil es sich hier

um das persönliche Recht eines unschuldigen Dritten handelt, weshalb es mehr zu verneinen, als zu bejahen ist;

b) wenn von den Betreffenden die Kriegsgesetze verletzt wurden, wie zum Beispiel durch Brechung einer Kapitulation, oder der auf das Wort Entlassene wieder zum Schwert gegriffen hat.

Der in die Kriegsgewalt gekommene Feind ist kriegsgefangen, und die Folge davon ist das Bewahrungsrecht, verbunden mit der Pflicht der Erhaltung, jedoch vorbehaltlich des Anspruchs auf Entschädigung aus den Mitteln des Gefangenen selbst, oder aus jenen der Gesammtheit, welcher der Gefangene angehört. Die Auswechselung oder Freigebung ist konventionell und gehört daher nicht hierher.

Die Vernunft gebietet ferner, daß keine die künftige Annäherung oder Versöhnung hindernde Maaßregel, mithin kein das Vertrauen tödtendes Mittel, um Vortheile zu erlangen, oder dem Feinde zu schaden, angewendet werde.

Der Friede, oder die Wiederherstellung des Rechtszustandes ist der Zweck des Krieges; es kann aber dieser schwerlich erreicht werden, wenn man mit Treue und Glauben spielt. Wer Konventionen nicht hält, Kapitulationen bricht, und wenig Achtung vor Wahrheit und Recht zeigt, bei dem erscheinen auch wahrhafte Gesinnungen zweideutig; einem Friedensvertrage stellen sich dann mehr Bedenken entgegen, und der Krieg artet leicht in einen Vertilgungskrieg aus, von welchem der Wortbrüchige allein die Schuld trägt.

2) In Ansehung der Sachen.

In der Besitzergreifung durch eine Kriegsgewalt macht man einen Unterschied in beweglichen und unbeweglichen Gütern, und nennt erstere Beute, letztere Eroberung.

Da der Krieg, wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, nicht gegen den Einzelnen, sondern gegen die Staatsgewalt gerichtet ist: so bleibt auch des Einzelnen Eigenthum, oder das Privatgut überhaupt, ausgeschlossen von der feindlichen Behandlung, und es müssen demnach alle besonderen Leistungen und Lieferungen von Einzelnen oder von Korporationen auch vergütet werden. Die Wegnahme der Güter des Feindes, welche sich bei dem Ausbruche eines Krieges auf diesseitigem Gebiete befinden, und die in früherer Zeit häufig vorkam, verwirft daher das Vernunftrecht.

Auf Sachen, die selbst Gegenstand unseres Anspruches sind, auf Gegenstände, die uns als Ersatz für unsere Forderungen dienen können, auf Besitzergreifungen, wodurch wir eine Gewähr für die Befriedigung unserer Rechte erlangen, auf diese drei Dinge erstreckt sich die Kriegsgewalt, in der Voraussetzung, daß sie Güter der Gesammtheit sind. Das Privatgut verfällt nur:

a) da, wo die Person das Leben verwirkt hat;
b) als Repressalie;
c) wenn seine Antastung als ein nothwendiges Mittel für die Selbsterhaltung erscheint.

Ueber das eroberte Land steht dem Sieger die einstweilige Staatsgewalt zu, das heißt, er kann über die Einnahmen, über das Kriegsmaterial verfügen, die sich

seiner Gewalt Entziehenden als Rebellen behandeln, Gesetze geben, Kontributionen erheben, Requisitionen ausschreiben und Zerstörungen aller Art vornehmen lassen, wenn sie zur Selbsterhaltung, als Sieges- oder Vertheidigungsmittel sich als nothwendig darstellen.

Ob eine Militairpflicht gegen ihn vernünftigerweise stattfinden könne, ist zweifelhaft. Desgleichen auch, ob bei Erwerbungen unbeweglicher Güter durch die Waffengewalt der Unterschied zwischen Besitzstand und Eigenthum, wegen des daraus fließenden Grundsatzes der Unveräußerlichkeit, angenommen werden könne. Denn wenn auch der Besitz durch Abtretung erst in rechtmäßiges Eigenthum übergeht, so ist doch der Krieg zwischen souverainen Völkern ein Rechtsmittel, das durch die Kriegsgewalt zu erlangen, was verweigert wird, und kann das Besitzthum immer vertheidiget werden, so wird es auch ohne Einwilligung Eigenthum. Streng mag daher die Unterscheidung dem Vernunftrechte nicht angehören; da aber durch deren Annahme den endlosen Kriegen vorgebeugt wird, und demnach hierin auch Vernünftiges liegt: so dürfte diesem Prinzipe die Anerkennung wohl nicht zu verweigern seyn.

B. Kriegsmanier.

Sie ist der für die gewöhnlichen Fälle oder Kriegslagen zu beobachtende, und durch Herkommen, Uebung oder stillschweigendes Anerkenntniß bekräftigte Gebrauch, und ist ebenfalls in Ansehung der Personen und Sachen des Feindes zu betrachten.

1. In Ansehung der Personen des Feindes.

a) Obgleich der Souverain die Staatsgewalt in

liberalen Staaten repräsentirt, und in absolutistischen allein ausmacht, so wird doch gegen ihn und seine Familie die ehrerbietigste Schonung beobachtet. Sie genießen, wenn sie in Feindes Gewalt fallen, eine äußerst glimpfliche Behandlung, und werden gewöhnlich von der Gefangenschaft wieder befreit.

Absichtlich auf einen feindlichen Souverain oder dessen Prinzen das Geschütz zu richten, ist gegen den Kriegsgebrauch. Selbst während des Zustandes der Feindseligkeiten machen sie sich häufig gegenseitig Geschenke, und befolgen den Grundsatz, daß der Krieg nur die Staaten, nicht aber die Personen der Souveraine entzweie.

b) Auch wo das Recht der Tödtung und Verwundung zusteht, dürfen heimliche Mittel hierzu, so wie solche, welche die Tödtung oder Verwundung grausam machen, nicht angewendet werden. Es gehören dahin: Meuchelmord, Vergiftungen, sie mögen Personen oder Gegenstände, wie z. B. Brunnen, Magazine 2c., betreffen; ferner Zusendungen von Personen, welche mit ansteckenden Krankheiten, wie z. B. der Pest, behaftet sind, desgleichen auch von Kleidungsstücken, welche einen solchen Ansteckungsstoff in sich tragen; endlich auch der Gebrauch von Kettenkugeln, von Stücken Eisen, Glas, Nägeln oder zackigem Blei. Ebenso ist als völlig widerrechtlich das Preisaussetzen auf den Kopf eines Feindes anerkannt worden.

c) Bestechungen feindlicher Offiziere, Offizianten oder übriger Personen zur Entdeckung eines Geheimnisses, zur Uebergabe eines Platzes, zum Aufruhr 2c. gelten als nicht verwerflich, desgleichen auch Täuschungen durch Anlegung feindlicher Uniformen.

d) Hinsichtlich der Kriegsgefangenen findet Brauch:

tung, daß die nicht als Streiter Anerkannten zurückgegeben werden.

e) Verwundete, die auf dem Kampfplatze liegen bleiben, dürfen nicht geplündert und Todte nicht unbegraben auf dem Schlachtfelde gelassen werden. Diese letztere Pflicht, so wie die für die Verwundeten zu sorgen, kommt dem zu, der den Kampfplatz behauptet hat. Bisweilen tritt zu Erfüllung dieser heiligen Pflicht zwischen den Kriegführenden Waffenruhe ein.

f) Den Kommandanten eines festen Platzes unter Androhung der Todesstrafe zur Uebergabe aufzufordern, ist unerlaubt; dagegen gestattet, die Uebergabe unter Androhung der Verweigerung aller ferneren Kapitulationen zu erlangen.

Fällt der feste Platz durch Sturm in Feindes Hand, so haben die Besatzung und Einwohner, außer ihrem Leben, auf eine weitere Schonung keinen Anspruch.

2) In Ansehung der Sachen.

a) Das Eigenthum des Souverains wie das seines Hauses ist gleich jedem anderen Privatgute frei von feindlicher Behandlung.

b) Der Eroberer ist befugt, die Schulden einzuziehen, mit welchen der Staat dem Feinde haftet; da aber hierdurch der Kredit des Staates leiden und die Kalamitäten des Krieges vermehrt würden, so geschieht dies nur in außerordentlichen Fällen, und es werden selbst die Zinszahlungen nicht immer gehemmt.

c) Die Plünderung ist gestattet, wenn ein fester Platz durch Sturm in die Gewalt des Feindes kommt.

d) Hinsichtlich der unbeweglichen Güter wurde der Gültigkeit des Unterschiedes zwischen bloßem Besitzstand

und Eigenthum bereits Erwähnung gethan; in Betreff der beweglichen gilt der Grundsatz, daß sie binnen 24 Stunden in das Eigenthum des Beuters, oder in den rechtmäßigen Besitz übergehen. Es hebt diese Annahme die Zweifel über den rechtmäßigen Eigenthümer, wenn die Beute durch Alliirte des Feindes oder durch ihm befreundete rechtmäßige Kriegsschaaren wieder genommen wurde; so wie auch die in Bezug auf die Veräußerlichkeit, welche erst dann geschehen kann, wenn die Beute Eigenthum geworden ist.

e) Da Zerstörungen unter den bereits angegebenen Bedingungen gestattet sind, so können auch, und namentlich bei Belagerungen, die Geschütze gegen öffentliche und Privatgebäude gerichtet, desgleichen Vorstädte verheert und Bomben in die Häuser und Magazine geworfen oder dieselben in Brand gesteckt werden.

Bevor zum Bombardement geschritten wird, ist es Sitte, den festen Platz wenigstens einmal zur Uebergabe aufgefordert zu haben.

Soll eine Kapitulation stattfinden, so werden von der einen Seite Bevollmächtigte zur Abfassung und Unterzeichnung gesendet, während von der andern einstweilen Geißeln gegeben werden.

C. Kriegsraison.

Dieselbe ist die Handlungsweise in außerordentlichen Fällen, oder der Titel für härtere Maaßregeln, als eigentlich die Kriegsgesetze und die Kriegsmanier erlauben, die aber durch die Verhältnisse, in denen man sich befindet, und durch die man so zu verfahren — der eigenen Sicherheit oder Erhaltung wegen — gezwungen wird, Rechtfertigung erhalten.

Die Kriegsraison gestattet daher bei einzelnen Personen, oder auch Korporationen, welche die Kriegsgesetze verletzt haben, oder der eigenen Erhaltung wegen, Requisitionen und Auferlegung von Kontributionen, und falls die Forderungen nicht befriedigt werden, Plünderung.

Sie erlaubt, aus gleichen Gründen, Zerstörungen und Verheerungen, und was noch schlimmer ist, sie erklärt selbst in solchen Fällen das Leben der Personen als außerhalb dem Schutze des Kriegsrechts, und läßt die Tödtung des Widerstandslosen, des Gefangenen, des unschuldigen Dritten, als Repressalie, oder der eigenen Sicherheit wegen, zu.

Ueber Verträge vor Beginn und während eines Krieges.

Die Eingebungen der Humanität, vielleicht mehr noch die gegenseitigen Interessen, veranlassen häufig, vor Anfang oder während eines Krieges Personen und Dinge, denen die Kriegsgesetze und Kriegsmanier nicht genügende Sicherheit gewähren, unter den Schutz besonderer Verträge zu bringen, und es wurde der Nothwendigkeit, dergleichen Uebereinkommen heilig zu halten, bereits gedacht.

Der Gebrauch oder Zweck hat ihnen verschiedene Benennungen gegeben, und man unterscheidet insonderheit: **Kartelle, Kapitulationen, Waffenruhe, Waffenstillstand** und **Sauvegarden**. Da alle dergleichen Konventionen nach den Prinzipien der Verträge beurtheilt werden, so mögen, bevor weiter in das Wesen eingedrungen wird, einige allgemeine Grundsätze über Verträge vorausgehen.

1) Die Gültigkeit eines Vertrages erfordert:

a)

a) daß die, welche ihn abschließen, bevollmächtiget sind;
b) daß die Einwilligung gegenseitig und zwar wirklich erfolgt sey;
c) daß kein physischer Zwang dabei stattgefunden habe.

ad a. Da der Bevollmächtigte eigentlich nur Kontrahent ist, so bedarf der Vertrag, um bindend zu seyn, der Ratifikation durch die Staatsgewalt; doch machen Kapitulationen und andere militärische Uebereinkünfte hiervon eine Ausnahme, und es können dieselben von Truppenbefehlshabern, insofern sie ihre Berufsgewalt hierbei nicht überschreiten, auch ohne solche abgeschlossen und verbindlich werden. Wo die Ratifikation nothwendig ist, gilt, daß sie nicht verweigert werden kann, wenn von der einen Seite darauf angetragen wird; es wäre denn, der Bevollmächtigte hätte seine Instruktion überschritten, und es gäbe sich dies durch dessen Bestrafung kund.

ad b. Alle Unterhandlungen haben, so lange nicht die Einwilligung durch Worte, oder sonst anerkannte Zeichen erfolgt ist, keine verbindliche Kraft.

Irrthum oder Betrug des Kontrahenten machen den Vertrag nichtig, und gewähren, wenn ersterer leicht vermeidlich war, selbst Anspruch auf Entschädigung.

Mit dem Tage der Unterzeichnung wird der Vertrag, wenn über die Zeit nichts anders festgesetzt ist, gültig.

ad c. Den physischen Zwang anlangend, so ist die Abnöthigung der Unterschrift oder sonstiger Erklärungen durch thätliche Gewalt gemeint; doch kann Furcht vor etwas Künftigem oder Gegenwärtigem keineswegs als Zwang betrachtet werden.

2) Die Verträge enthalten Haupt- und Nebenartikel. Hauptartikel sind diejenigen, die den Grund des

Vertrages ausmachen, sie mögen sich übrigens in dem Hauptinstrumente oder in Separat-Artikeln befinden.

Das Zerfallen der Hauptartikel zieht die Unverbindlichkeit der Nebenartikel nach sich; nicht aber gilt dies für den umgekehrten Fall.

Billigkeit und Klugheit gebieten öfters, dieses Recht nicht auf alle Nebenartikel auszudehnen.

Die bloße Verletzung eines Vertrages berechtiget nicht, sich davon loszusagen.

3) Die Erfüllung hängt ab:

a) von der physischen Möglichkeit.

Ist sie eingetretener Umstände halber nicht mehr vorhanden, so verliert der Vertrag seine Bindekraft; doch geben die Fälle, wo dies vorauszusehen war oder die Unmöglichkeit durch eigene Schuld veranlaßt worden ist, Recht auf Entschädigung.

b) Daß Verbindlichkeiten gegen Dritte dadurch nicht verletzt werden, weil in diesem Falle die älteren die geltenden bleiben.

c) Daß durch die Erfüllung nicht der eigene Untergang bewirkt werde, wodurch sich, nach den Regeln des Nothrechtes, die Verbindlichkeiten erledigen.

4) Jeder Vertrag bedarf, so lange er noch nach der Abrede der Paziszenten besteht, keiner Bestätigung; hat er hingegen seine Kraft verloren, so muß er wegen der ferneren Geltung erneuert werden.

5) Sicherheitsmittel für Beachtung der Verträge sind im Frieden die Garantien dritter Mächte, und im Kriege die Geißeln, so wie der schnelle Gebrauch der Repressalien.

6) Bündnisse zerfallen in solche, die blos die Per-

sen angehen, und in solche, welche sich auf den ganzen Staat beziehen, und es heißen letztere reale Bündnisse.

Da die wesentliche Bedingung der Bündnisse die Freundschaft ist, so erlöschen sie durch Krieg; wenn der Staat seine Unabhängigkeit verliert, oder seine bisherige Verfassung ändert und das Bündniß blos in Bezug auf diese errichtet war.

Es liegt in der Natur des Krieges, daß während seiner Dauer aller Verkehr zwischen den Feinden aufhört; um inzwischen durch Unterhandlungen wieder Annäherungen möglich zu machen, ohne die damit Beauftragten auszusetzen, hat das Herkommen für die friedlichen Absichten Zeichen und Merkmale sanktionirt.

An die Stelle der früheren Herolde sind daher jetzt die Trompeter und Tamboure als Friedensboten getreten, und gewähren denen, die sie begleiten, Schutz. Zwar können sie abgewiesen, aber auf keine Weise, den Fall der Widersetzlichkeit ausgenommen, verletzt werden.

Das Aushängen einer weißen Fahne von einem belagerten Orte drückt den Wunsch und das Versprechen zu Einstellung der Feindseligkeiten aus, und der Trommelschlag aus den Trancheen, als Antwort, dient als Zeichen der Einwilligung.

Haben die zwischen den Feinden stattfindenden Unterhandlungen oder Verträge die Auswechselung von Kriegsgefangenen zum Gegenstand, so heißen letztere insbesondere **Kartelle**. Betreffen die Konventionen die Uebergabe eines festen Platzes, eines Gebietes, einer Truppenabtheilung 2c., so werden sie **Kapitulationen** genannt. Die desfallsigen Bedingungen, welche das Nähere über freien Abzug, über Kriegsgefangenschaft, die Waffen und Munition, so wie bei festen Plätzen oder ganzen Gebie-

ten über das Staats- und Privateigenthum und sonstige Rechte festsetzen, werden in Artikel abgefaßt, von dem einen Theile vorgeschlagen, von dem anderen die Genehmigung oder Verweigerung daneben geschrieben, und endlich im Fall der Vereinigung das Instrument von beiden Theilen unterzeichnet.

Beziehen sich Konventionen auf Einstellung der Feindseligkeit allein, so heißen sie bei kurzer Dauer Waffenruhe, bei längerer Waffenstillstand.

Letztere zerfallen in besondere und allgemeine, je nachdem sie für einzelne Heerabtheilungen, Korps oder für die ganze Kriegsmacht gültig sind. Ist ihre Dauer unbestimmt, so muß die Aufkündigung von der einen oder andern Seite vor Wiederbeginn der Feindseligkeiten, und zwar nach dem Herkommen 3 Tage zuvor, erfolgen. Gewöhnlicher ist es, sie in dem Vertrage ausdrücklich festzusetzen.

Während des Waffenstillstandes ist nicht nur der wirkliche Angriff rechtswidrig, sondern auch alles, was ohne denselben Verhinderung oder Abwehr Seitens des Feindes gefunden haben würde, als: Rekognoszirungen, Verproviantirung belagerter Plätze 2c., unerlaubt.

Die Rechtsgültigkeit aller solchen Verträge hängt, wie bereits in den allgemeinen Grundsätzen darüber erwähnt ist, davon ab, daß die Befugnisse der Kontrahenten sowohl, als auch der Abschließenden dabei nicht überschritten wurden, und daß da, wo ihre Vollmachten nicht ausreichten, die Bestätigung höheren Orts erfolgte, was namentlich für längere und allgemeine Waffenstillstände gilt, und wo bei ersteren die Ratifikation fast immer durch den obersten Feldherrn, und bei letzteren durch den Regenten geschehen muß.

Sauvegarden endlich stellen bestimmte Personen, Güter oder Anstalten rc. unter den Schutz der feindlichen Macht, und sichern sie nicht nur gegen Rechtswidrigkeiten, sondern auch gegen die strengere Behandlung des Kriegsrechtes.

Man theilt sie ein in lebendige, wo sie aus Soldaten bestehen, die das Betreffende, selbst mit Gewalt gegen Streifereien von Truppen, Marodeurs oder Gesindel schirmen, und in schriftliche, wo der Schutzbrief von dem Chef des feindlichen Korps ausgestellt, oder dessen Gebote, hier keine Gewaltthätigkeiten zu üben, durch Anschläge bekannt gemacht ist.

Der Bürgschaft durch Geißeln wurde bereits gedacht. Sie können vertragsweise gegeben, oder auch gewaltsam genommen werden, und mag sich die letztere Handlung, die immer hart, ja selbst zweifelhaft, ob sie nach dem Völkerrechte statthaft sey, erscheinen muß, der Feind selbst zuschreiben, wenn sie durch die Erfahrung, auf seine Versprechen nicht sicher rechnen zu können, als ein Gebot der Klugheit und Nothwendigkeit, häufiger als gewöhnlich, herbeigeführt wird.

Die Fälle, bei welchen man sich üblicher Weise ihrer bedient, sind:

a) während der Kapitulationen;
b) zur Sicherheit derselben oder wegen Kontributionsverträge;
c) für die gute Behandlung der bei dem Abmarsche Zurückgelassenen;
d) zur Bewirkung der Freilassung der von dem Feinde mitgenommenen Geißeln, oder überhaupt als Repressalien.

Von der Geißelschaft ist kein Stand, wohl aber,

dem Herkommen nach, das hohe Alter und das weibliche Geschlecht ausgenommen. Mit Gewalt ergriffene Geißeln können auf gleiche Art dem Feinde wieder entrissen werden; ob dies auch mit freiwilligen geschehen könne, schwebt in Zweifel.

Der Gebrauch gestattet, sie im Entfliehungsfall als Ueberläufer, und wenn die Bedingungen, zu deren Sicherstellung sie in unseren Händen sind, nicht erfüllt werden, härter zu behandeln; auf ihr Leben aber steht aus letzterem Grunde kein Recht zu, und es bleibt die Tödtung selbst als Repressalie eine rechtswidrige und mithin empörende Handlung.

Sobald der Zweck der Geißelschaft erreicht ist, müssen die Geißeln entlassen und mit Pässen, oder sonst einem sichern Geleite zu ihrer Rückkehr versehen werden.

In Ansehung verpfändeter Sachen, fester Plätze oder ganzer Gebiete, als Gewähr für geleistete Versprechen, stellt das Nähere über die Behandlung die Konvention in der Regel selbst fest, und es kann bei der Nichterfüllung der Bedingungen von den Vertragsverpflichtungen abgewichen werden; doch erscheint, da ein solcher Besitz nur Kriegsbesitz ist, eine Veräußerung als nicht erlaubt.

Ueber die Neutralität.

Man versteht hierunter das theilnahmlose Benehmen, das heißt, die Enthaltung von Feindseligkeiten, von Beleidigungen, oder der eigentlichen Kriegshülfe, eines dritten Staates gegen zwei sich im Kriege befindende Mächte, und es fließt demselben daraus das Recht, so lange er diese Handlungsweise nicht verläßt, frei von feindlicher Behandlung der Kriegführenden zu bleiben.

Die Beurtheilung, ob ein dritter Staat durch seine Stellung zu anderen Staaten, in Folge von Verträgen oder Bündnissen mit diesen, ein Recht zur Neutralität habe, ob dieselbe erzwungen oder freiwillig sey, gehört nicht in die Sphäre des Kriegers; ihm genügt das Faktum, das freilich ausgesprochen und ihm bekannt seyn muß, damit er sein Benehmen danach regeln könne, und es verdient nur bemerkt zu werden, daß der Schweiz und Belgien von allen europäischen Mächten die Neutralität im Voraus zugesichert ist.

Aus obiger Definition über die Neutralität gehen für neutrale Staaten folgende Verpflichtungen hervor:

1) Sie haben sich der Ueberlassung von Streitern, Waffen und anderm Kriegsbedarf an einen Kriegführenden unbedingt zu enthalten; doch kann, wenn einzelne Staatsangehörige mit Erlaubniß der Regierung als Freiwillige in die Reihen einer kriegführenden Macht treten, und ein Gleiches denen, die in der gegentheiligen Parthei streiten wollen, nicht verweigert wird, oder wo in Folge der Verfassung diese auch ohne besondere Erlaubniß der Staatsgewalt geschehen darf und stattfindet, keineswegs als eine Neutralitätsverletzung betrachtet werden.

Dasselbe gilt auch von den Waffen und dem übrigen Kriegsbedarf, wenn diese Gegenstände auf dem Wege des freien Handels den Kriegführenden, durch Privatpersonen und ohne Zuthun der Regierung, zugehen, und hierbei von ihr weder bei der einen noch der anderen Parthei Begünstigungen oder Erschwerungen eintreten.

2) Es hat der neutrale Staat sein Gebiet den Kriegführenden gleichmäßig zu verschließen, oder zu öffnen, das heißt, von den feindlichen Mächten keiner oder allen den Durchmarsch, Aufenthalt oder die Besetzung gewisser

Punkte auf dem neutralen Gebiete zu gestatten, es mögen dies Bewaffnete oder Unbewaffnete, Verfolgte oder Unverfolgte seyn.

Ein besonderer Fall tritt da ein, wo eine kriegführende Macht durch frühere Verträge oder Zwangspflicht das Recht des Durchzugs auf einer bestimmten Militärstraße, oder auch ein Besetzungsrecht auf dem Gebiete des neutralen Staates hat; sie ist dann Mitinhaberin des Gebietstheiles, und es kann demnach dem betreffenden Staate nicht mehr die volle Neutralität eingeräumt werden, und er muß sich ein Gleiches auch von der andern kriegführenden Macht gefallen lassen.

Verletzt ein neutraler Staat seine Verpflichtungen mit oder ohne Einwilligung, so hat der gekränkte Theil das Recht, sich das mit Gewalt zu verschaffen, was jenem gewährt worden ist; denn geschah die Einwilligung freiwillig, so hat er durch Partheinehmen sein Territorialrecht verwirkt, geschah es unfreiwillig oder durch Fahrlässigkeit: so hat das Territorialrecht faktisch ebenfalls aufgehört, da der wirkliche Besitz auch die Kraft der Vertheidigung bedingt, oder wo dies physisch gegen den Ueberlegenen unmöglich war, doch durch den moralischen Widerstand, die Protestation, ausgesprochen werden mußte.

Treten Verletzungen gröberer Art ein, woraus vielleicht nicht unerhebliche Nachtheile einem der Kriegführenden erwachsen: so kann auch solcher Neutralitätsbruch mit völliger Kriegserklärung erwiedert werden; doch gebietet die Klugheit, durch solch ein Verfahren die Zahl der wirklichen Feinde nicht ohne triftige Gründe zu vermehren.

Werden die Pflichten der Neutralen mit Strenge

beobachtet, so legt dies den Kriegführenden dieselben Verpflichtungen auf, und darf daher von ihnen

1) das neutrale Gebiet nicht berührt werden;
2) müssen neutrale Personen und bewegliche Güter, die man in Feindes Lande findet, unangetastet und unverletzt bleiben;
3) darf auch bei erlaubtem Durchzuge oder Aufenthalt auf neutralem Gebiete und Zusammenstoß mit Personen oder Gütern des Feindes, diesen keine feindliche Behandlung widerfahren.

Hinsichtlich der Gebietsverletzungen ist anzuführen, daß sie milderer Beurtheilung unterliegen, wenn das Nothrecht für den Kränkenden spricht, und dieser seiner Selbsterhaltung wegen den Durchmarsch durch das neutrale Gebiet nimmt, oder auf demselben Zuflucht vor dem Feinde sucht.

In solch einem Falle protestirt dann der Verletzte öffentlich, zwingt auch, wenn er mächtig genug ist, den Verletzenden zu Ablieferung der Waffen, stellt ihn unter Eskorte und giebt ihm jene erst dann wieder zurück, wenn er das neutrale Gebiet verläßt.

Bewegliche Güter des Neutralen auf feindlichem Gebiete sind, wie unter 2) angegeben wurde, unangreifbar, aber nicht gleiche Rechtswohlthat genießen die unbeweglichen. Da der Eigenthümer hier Unterthan der kriegführenden Macht ist, so erliegt auch sein Besitz dem Kriegsrechte, das zwar das Privatgut ohne besondere Verwirkung schont, aber von der Anspruchnahme, die das Ganze angeht, nicht ausschließt.

Den Handel der Neutralen anlangend, so geschah bereits Erwähnung, daß sich die Staatsgewalt dessen

mit den Kriegführenden enthalten müsse, und wenn er von Privatpersonen betrieben würde, von ihr weder für die eine noch andere Parthei besonders beschränkt oder erleichtert werden dürfe.

Nach dem positiven Völkerrechte ist inzwischen auch dieser Handel Beschränkungen unterworfen, und auf Gegenstände zurückgeführt, die nicht ausschließlich zur Kriegführung brauchbar sind.

Solche, welche lediglich nur für Kriegszwecke verwendbar erscheinen, werden mit dem Namen Kriegs-Kontrebande belegt, ein Begriff, der übrigens, nach dem jedesmaligen besonderen Uebereinkommen, bald enger bald weiter festgesetzt wird.

Pferde, Waffen, Munition, bereits gefertigte militärische Kleidungsstücke, oder dergleichen andere Ausrüstungsgegenstände, gehören unbedingt zur Kriegs-Kontrebande; ob auch das rohe Material, ob Lebensmittel, Geld ꝛc. hierunter verstanden werden können, bestimmen die desfallsigen Verträge; doch giebt bei Belagerungen das Herkommen den Belagerern das Recht, sich jedem Verkehr und jeder Zufuhr, die Belagerten angehend, zu widersetzen, und alle Gegenstände, die man ihnen zuführen will, nicht nur zu konfisziren, sondern auch selbst Strafen, die bisweilen bis zur Tödtung aufsteigen können, gegen die zu verhängen, die solches absichtlich versuchen oder vollführt haben.

So lange der Kriegs-Kontrebande-Handel nur von Privaten betrieben wird, so liegt darin keine Neutralitätsverletzung, und das Recht gestattet Gegenstände desselben, die auf dem Gebiete betroffen werden, das von uns in Kriegsbesitz ist, wegzunehmen, zu verwenden, oder gegen Entschädigung wieder zu überantworten; doch ist

in den Fällen, wo dieser Handel nicht aus Gewinnsucht oder Spekulation getrieben, sondern mehr eine feindliche Absicht unter dieser Firma versteckt wurde, die Verfügung besonderer Strafen über die Betreffenden noch nächstdem kriegsrechtlich erlaubt.

Ueber die Allianzen.

In den Allianzen liegt im Allgemeinen die Erklärung der Kriegshülfe entweder für alle, oder nur für besondere Fälle, und es mag bei letzteren, wo wegen der Verwickelungen die Verbindlichkeit sich häufig als zweifelhaft darstellt, die Entscheidung wohl mehr von dem zu hoffenden Gewinn, oder von dem zu fürchtenden Nachtheil, als von dem eigentlichen Rechte abhängig seyn.

Als rechtswidrig können sie sich in der Form, oder im Wesen, oder in beiden zugleich darstellen, und zwar im ersten Falle, wenn keine Kriegserklärung vorausging, wenn alle schiedsrichterliche Vermittlungen anderer Staaten unbedingt abgewiesen wurden ꝛc.; im letzteren, wenn der juristisch ungerechten Sache Beistand geleistet, und der dabei versteckte Eigennutz durch künstliche Vorwände, Ausflüchte oder andern Schimmer verschleiert wird.

Was man durch solch ein Verfahren gewinnt oder verschuldet, kommt auf Rechnung der Politik, und der Soldat hat nur die verschiedenen Allianzen wegen ihrer verschiedenen Verbindlichkeiten in's Auge zu fassen. Für diesen Zweck sind sie zu betrachten in ihrer Verschiedenheit in sich, so wie hinsichtlich der aus diesen Verschiedenheiten entspringenden Verpflichtungen gegen befreundete und gegen feindliche Alliirte, und da hierbei das jus postliminii insonderheit seine Anwendung findet, muß die Erklärung desselben vorausgehen.

Das Postliminium oder Wiedererkaufs- auch Wiedereintrittsrecht in den vorigen Besitz, stellt als Grundsatz fest, daß vom Feinde gemachte Eroberungen oder Beute, welche von einer anderen Macht wieder genommen worden, — bei Eroberungen, — der frühere Oberherr oder Besitzer des Gebietes wieder in seine vorigen Rechte tritt, so wie, — bei der Beute, — wenn sie unter 24 Stunden in Feindes Hand blieb, und der frühere Eigenthümer frei von Verschuldungen gegen das Kriegsrecht ist, demselben gegen Erlegung der Wiedererbeutungskosten rechtmäßig zugestellt werden muß.

Bei einer 24stündigen Innehabung der Beute geht sie in Eigenthum über und kann veräußert werden.

Die Allianzen zerfallen in:

1) Kriegsgesellschaften,
2) Gemeine Allianzen,
3) Subsidien-Traktate.

Kriegsgesellschaft ist die Vereinigung zweier oder mehrerer Staaten zur völlig gemeinschaftlichen Hülfeleistung gegen andere Mächte, dergestalt, daß die Verbündeten nur als eine Macht erscheinen. Ueber den Operationsplan und den Oberbefehl wird gemeinschaftliche Verabredung getroffen; Eroberungen und Beute von gemeinschaftlichen Waffen gehen in gleiche Theile, bei Wiedereroberungen findet das jus postliminii gleichmäßig Statt, kein Theil darf sich, das Nothrecht ausgenommen, neutral erklären, Frieden oder einen allgemeinen Waffenstillstand schließen.

Sind dergleichen Alliirte unsere Gegner, so werden sie in Allem dem Hauptfeinde gleich behandelt.

Unter gemeinen Allianzen wird die Hülfeleistung an Mannschaft oder Geld für gewisse Zwecke und in der

durch Uebereinkommen festgesetzten Höhe verstanden. Die hauptkriegführende Macht hat allein das Recht, Frieden zu schließen, doch muß der Alliirte mit einbegriffen seyn. Die Truppen des Verbündeten stehen unter dem Oberbefehl der Hauptmacht, und es wird von dieser auch der Operationsplan allein entworfen. An den Eroberungen hat der Alliirte keinen Theil, doch geht die mit gemeinschaftlichen Waffen gemachte Beute in gleiche Theile.

Hinsichtlich der Neutralität und des Waffenstillstandes gelten die Regeln, die bei der Kriegsgesellschaft angegeben sind.

In Ansehung der Behandlung solcher Alliirten, wenn sie unsere Feinde sind, so ist das positive Völkerrecht milder als das Vernunftrecht, und spricht als gültigen Grundsatz aus, daß, wenn dergleichen Allianzen bereits vor Ausbruch des Krieges geschlossen waren, man nicht den Staat selbst, sondern nur die von ihm gegen uns gestellten Truppen als feindlich behandeln kann, weil angenommen wird, daß nicht der eigentliche Wille mit uns Krieg zu führen, sondern nur die frühere Vertragsverbindlichkeit ihn hierzu zwingt.

Der desfallsige Staat genießt daher alle die Rechte, die man den neutralen Mächten einräumt.

Subsidien-Traktate endlich sind Miethsverhältnisse, wo für eine bestimmte Zeit gegen ein festgesetztes Aequivalent Truppen zur Disposition einer kriegführenden Macht gestellt und zugleich die Entschädigungen für Verluste, ungewöhnlichen Abgang ꝛc. mit ausgesprochen werden.

Diese Truppen sind der verbündeten kriegführenden Macht völlig subordinirt, haben keinen Antheil an Eroberungen und nur die selbstgemachte Beute gehört ihnen.

Neutralitäts- und Friedenserklärungen können in solch einem Verhältnisse nicht stattfinden, und einen partiellen Waffenstillstand zu schließen kann nur durch das Nothrecht Rechtfertigung erhalten.

In Bezug auf die Behandlung eines solchen Feindes unserer Seits gelten die Grundsätze über die gemeinen Allianzen.

Endlich versteht sich von selbst, daß man sich im Lande des eigenen Alliirten aller Gewaltthätigkeiten enthalten muß.

III.

Der Feldzug 1793 der Alliirten am Rhein bis zur Kapitulation von Mainz.

(Schluß.)

Nachdem nun der Plan zur Belagerung selbst feststand, wurde der 16. Juni dazu bestimmt, die Laufgräben zu eröffnen, und als sich an diesem Tage beim Dunkelwerden Alles in dem Transchee-Depot eingefunden hatte, rückten die Kolonnen wirklich auf die ihnen angewiesenen Punkte. Allein hier wurde von den etwas früher abgeschickten Bedeckungs-Bataillonen ein falscher Lärm gemacht, dessen eigentliche Veranlassung nie recht klar geworden ist, wiewohl man damals ziemlich allgemein behauptete, daß die ausgewanderten französischen Ingenieur-Offiziere, aus Rache, mit ihrem Belagerungsplane nicht durchgedrungen zu seyn, einige Abtheilungen Arbeiter, welche mit großen Schanzkörben versehen waren, unrichtig geführt, und dadurch zu der entstandenen Verwirrung Veranlassung gegeben hätten. Dem sey indessen, wie ihm wolle, so wurde die Unordnung bald so groß und so allgemein, daß die Bedeckungs- und Arbeiter-Kolonnen gegenseitig auf einander feuerten, ihre Faschi-

nen, Schanzkörbe und das Arbeitszeug wegwarfen, und sich dergestalt in einander verwickelten, daß sie gar nicht mehr zurecht zu bringen waren; daher denn auch zuletzt nichts übrig blieb, als den Rückmarsch anzutreten und das ganze Vorhaben aufzugeben. Der General von Borch kommandirte übrigens preußischer Seits die zu Eröffnung der Laufgräben kommandirten Truppen; doch besaß er zu wenig Energie und Geistesgegenwart, um solcher allgemein gewordenen Verwirrung abzuhelfen, daher auch seine Gegenwart und persönliche Tapferkeit nichts fruchtete, und er zuletzt dem Schicksale nicht entgehen konnte, von dem Strome gewaltsam mit fortgerissen zu werden.

Um indessen diese Eröffnung der Laufgräben möglichst zu unterstützen, und den Feind über das eigentliche Vorhaben zu täuschen, hatte man mehrere Scheinangriffe angeordnet, die denn auch von den Einschließungstruppen auf beiden Seiten des Rheins glücklich ausgeführt wurden, wobei das Kleist'sche Korps durch Zurückwerfen der feindlichen Vorposten und Bombardiren der Inseln thätig mitwirkte.

Der Feind, welcher glücklicher Weise den gräulichen Wirrwarr bei der preußischen Armee nicht bemerkt hatte, da der Wind zufällig den Schall des Feuerns nicht nach Mainz trug, kam den 17ten früh Morgens mit starken Abtheilungen von Infanterie und Kavallerie aus der Festung, und holte sich einen Theil der weggeworfenen Faschinen und Schanzzeuge, ohne daß man es hindern konnte; doch schien er die eigentliche Absicht seiner Gegner nicht durchschaut zu haben, was nur dadurch erklärlich wird, daß er ihren eigentlichen Angriff mit Bestimmtheit von der Seite des Gartenfeldes her erwartete.

Der

Der König war natürlich über die so unerwartet mißlungene Unternehmung höchst aufgebracht, indessen bewies er seine Entschlossenheit und richtige Urtheilskraft dadurch, daß er befahl, die Eröffnung der Laufgräben sogleich in der folgenden Nacht wieder vorzunehmen, woran er um so mehr Recht that, da man bei längerer Verzögerung fürchten mußte, daß der Feind von dem Vorhaben werde unterrichtet werden, wo er ihm dann bedeutende Hindernisse hätte in den Weg legen können. Nächstdem bestimmte der König, daß der General von Kleist den Oberbefehl bei der nächsten Unternehmung haben solle, und ließ Alles, was zum möglichen Gelingen derselben beitragen konnte, mit größter Sorgfalt vorbereiten.

Den 18. Juni, Abends 10 Uhr, kam Kleist, nachdem er seine Truppen im Transchee-Depot geordnet und die nöthigen Befehle ertheilt hatte, auf der Linie an, wo die Laufgräben eröffnet werden sollten, wo sofort mit der Arbeit der Anfang gemacht wurde. Mit 5680 Arbeitern legte man die sogenannte große Arriere-Parallele mit 3 zu derselben führenden Kommunikationen an, so wie zu gleicher Zeit 3 Wurfbatterien. Hierbei dienten 14 Bataillone zur Bedeckung der Arbeiter, von denen 4 zugweise auseinander gezogen vor, und 10 hinter den Arbeitern aufgestellt waren. Die Länge der anzufertigenden Arriere-Parallele betrug übrigens 9400 Schritt; auch wurde ihr linker Flügel durch eine in der nämlichen Nacht aufgeworfene große Schanze gesichert, während der rechte Flügel sich an früher angefertigte Verschanzungen lehnte, welche vor der Lagerstellung der Oesterreicher gelegen waren. Bei dieser Arriere-Parallele hatte man übrigens wohl die Absicht sich zwischen der Stel-

lung des Einschließungskorps und dem auf die Festung zu unternehmenden Angriff sich ein sicheres Etablissement zu verschaffen; auch mochte man deshalb so weit von der Festung abgeblieben seyn, weil man es für schwierig hielt, den Feind aus Weißenau zu vertreiben, wo man eigentlich den rechten Flügel der Parallele hätte anlehnen müssen; endlich hatte man wohl auch die sehr richtige Ansicht, mit einer bei Belagerungen ungeübten verbündeten Armee lieber, der Sicherheit wegen, eine Parallele zu viel als zu wenig anzulegen, statt bei größerer Nähe des Feindes viele Menschen unnütz zu opfern: eine Ansicht, welche die in der Nacht vom 16ten zum 17ten vorgefallenen Unordnungen nur zu sehr rechtfertigten.

Die Arbeit ging übrigens in dieser Nacht sehr gut von Statten, und wurde nur durch einige feindliche Patrouillen gestört, deren eine auf dem rechten Flügel zu einem kurzen, ziemlich heftigen Gefechte Veranlassung gab, welches dem Ferdinand'schen Regimente 2 Todte und 7 Verwundete kostete.

Um eine so lange Linie in der Dunkelheit der Nacht gehörig auszuführen, und die vorgeschriebene Richtung beizubehalten, waren an einer von den Heiligen-Stationen, auf dem Wege von Heiligenkreuz nach Mainz, zu beiden Seiten große Laternen angebracht, und dadurch der Punkt für den preußischen rechten und linken österreichischen Flügel bestimmt. Auf dem linken Flügel der ganzen Parallele wurde das Allignement durch 2 in gewisser Entfernung angebrachte große Feuer bezeichnet, eben so auf dem äußersten rechten Flügel, wodurch die ganze Linie bestimmt war.

Gegen Anbruch des Tages war die Transcheearbeit so weit vollendet, daß sämmtliche Bedeckungsbataillone

in die Laufgräben gedeckt eintreten konnten; auch waren die Wurfbatterien so weit fertig, daß man aus ihnen das Feuer beginnen konnte, was denn auch auf Befehl des Königs um 4 Uhr Morgens geschah, obwohl, der großen Entfernung wegen, ohne alle Wirkung. Kurz vorher kam ein französischer Kavallerie-Offizier als Parlamentair mit der Bitte an, die im Patrouillen-Gefechte der vorigen Nacht getödteten Franzosen nach Mainz herein holen zu dürfen, eigentlich wohl aber in der Absicht, sich zu überzeugen, wie weit die Belagerungsarbeiten in dieser Nacht gediehen wären. Durch ihn erfuhr man mit Bestimmtheit, daß die Franzosen den Angriff von dieser Seite gar nicht erwartet hatten, wovon man sich auch noch im Laufe des Tages um so mehr überzeugte, da man deutlich sehen konnte, wie ansehnliche Vorräthe erst jetzt aus der Zitadelle nach der nicht angegriffenen Seite in Sicherheit gebracht wurden.

In den folgenden Tagen bis zum 24. Juni wurden die begonnenen Arbeiten vollendet, so wie mehrere Batterien und Kommunikationen angelegt; in der Nacht aber vom 24sten zum 25sten begann man mit 2000 Arbeitern die erste Parallele, und zwar 800 Schritt von den Pallisaden der Festung entfernt. Der Feind, noch immer im Besitze des Dorfes Weißenau, machte von dort einen starken Ausfall auf das von Oesterreichern besetzte Krochet des rechten Flügels, und vernagelte ihnen eine Kanone. In der Nacht vom 27. zum 28. Juni aber wurde Weißenau nebst den daselbst vom Feinde angelegten Schanzen von den Oesterreichern genommen, und der rechte Flügel der Parallele an das Weißenauer Nonnenkloster angelehnt, wobei man die feindlichen Schanzen mit benutzte.

Aus dieser ersten Parallele wurde nun der eigentliche Anfang damit gemacht, die Stadt Mainz mit Bomben, Granaten und Feuerkugeln zu bewerfen, um dadurch die Vorräthe des Feindes zu vernichten, was denn auch in der Stadt oft anhaltende Feuersbrünste erzeugte. Da nun von den Wällen der Festung dies Feuer stets lebhaft erwiedert wurde, so erzeugte dies oft Kanonaden, bei denen die Erde bebte, an welche sich jedoch das Belagerungskorps insbesondere so sehr gewöhnte, und sich gegen die damit verbundene Gefahr abstumpfte, daß selbst die Soldatenweiber, welche ihren Männern in die Transcheen ihr Essen brachten, es verschmähten, den gekrümmten Weg der Kommunikationen einzuschlagen, und statt dessen querfeldein gingen, ohne daß dabei ein Unglücksfall sich ereignet hätte.

In den letzten Tagen des Juni beschäftigte man sich die neue Parallele völlig zu Stande zu bringen, und die erforderlichen Batterien darin anzulegen, wobei jedoch häufig plötzlicher und anhaltender Regen den Truppen sehr hinderlich wurde. Den linken Flügel der Parallele führte man später durch den tiefen Hechtsheimer Grund, in welchem der Wildbach fließt, und dirigirte ihn sodann quer über die dortige Chaussee, wo man diesen Flügel auf einer vortheilhaften Höhe, vermittelst einer starken Schanze sicherte.

Der Feind hatte indessen schon früher auf der Höhe hinter Zahlbach einige kleine Schanzen angelegt, deren mittelste so stark wie die bei Weißenau war; um nun den linken Flügel der 2ten Parallele einschneiden zu können, war es nöthig, ihn aus diesen Schanzen, die schon längst den Belagerern lästig geworden waren, zu vertreiben, und dieselben zu schleifen. Hierzu wurden in der

Nacht vom 5. zum 6. Juli 3 Bataillone mit 400 Arbeitern kommandirt, welche der General von Mannstein anzuführen bestimmt war. Dieser verdankte diesen ehrenvollen Auftrag seinem beim Könige als General-Adjutanten fungirenden Vetter, war jedoch in keiner Beziehung geeignet, einen solchen Auftrag mit Erfolg auszuführen. Er hatte nach allen eingezogenen Nachrichten gehört, daß die größte der Zahlbacher Schanzen in ihrer Kehle mittelst eines tiefen Grabens geschlossen sey, glaubte daher seinen Truppen Sturmleitern mitgeben zu müssen, um sie von hinten zu ersteigen, und ließ mit einbrechender Nacht den Angriff beginnen. Bei diesem wurde aber ein Bataillon des Schladen'schen Regiments, welches sich mit bei der Expedition befand, weil sich Mannstein um die Direktion desselben nicht bekümmerte, durch einen Jäger irregeführt, und der Lieutenant von Solkowsky nebst 50 Mann desselben, geriethen auf das Fort Philipp, in welches sie wirklich auf die tapferste Weise mit Sturm eindrangen, jedoch sämmtlich überwältigt und gefangen wurden. Der größte Theil dieses braven Bataillons wurde nächstdem durch feindliches Kanonenfeuer vernichtet, und die übrigen Truppen mußten sich bald darauf zurückziehen, ohne daß sie weiter etwas bewirkten, als einige kleine Redans des Feindes zuzuwerfen, welche dieser Tags darauf wieder aufräumen ließ. Dieser Vorfall, so traurig er auch für das tapfere, so unverantwortlich hingeopferte Bataillon Schladen'schen Regiments war, hatte indessen doch den guten Erfolg, daß der Kommandant die Möglichkeit eines Sturmes auf die Außenwerke (welche sämmtlich nur von schwachem Profile waren) einsah, und deshalb den größten Theil seiner Truppen hinter der Kommunika-

tionslinie der vorliegenden Forts alle Nächte unter freiem Himmel stehen ließ, was die Garnison so verzagt machte, daß sie sich zu keinem Ausfalle mehr brauchen lassen wollte.

Um jedoch zu dem dringend nothwendig gewordenen Besitz der Zahlbacher Schanze zu gelangen, bekam der General Kleist Tages darauf den Befehl, in der Nacht vom 6. zum 7. Juli den Feind aus denselben zu vertreiben, nachdem man am Tage sich bemüht hatte, sein dortiges Geschütz zum Schweigen zu bringen. Mit einbrechender Nacht griff Kleist daher diese Schanzen an, und zwar nahm er von den drei, zu dieser Unternehmung bestimmten Bataillonen zwei für sich, mit denen er von Brezzenheim aus, Zahlbach links lassend, sich nach der Chaussee hinwandte, um die Schanzen nach Erstürmung der Höhe zu umgehen. Das 3te Bataillon nebst 150 Freiwilligen stellte Kleist unter den Befehl seines Brigade-Adjutanten von Gaudy. Dieser kam wirklich unentdeckt bis an das Dorf Zahlbach, dort aber bemerkte ihn der Feind, da er mit seinen Leuten durch ein angespanntes Wasser waten mußte, und empfing ihn mit einer kleinen Gewehrsalve, auf welche jedoch nicht geantwortet wurde. Gaudy drang statt dessen mit den Freiwilligen, denen in einiger Entfernung das Bataillon folgte, schnell durch das Dorf Zahlbach, erstieg den dahinter befindlichen Hohlweg, und nahm so sämmtliche feindliche Schanzen im Rücken, aus ihnen mit dem Bajonnette den Feind vertreibend, noch ehe die andern Bataillone zur Unterstützung herangerückt waren. Auf diese Art wurde jener für den linken Flügel der Laufgräben so wichtige Posten dem Feinde, der ihn hartnäckig vertheidigte, mit verhältnißmäßig geringem Verluste entris-

sen, wofür von Gaudy Tages darauf vom Könige den Orden pour le mérite erhielt.

Der Erfolg dieser für die Belagerung so günstigen Unternehmung verschaffte den Vortheil, daß man noch in derselben Nacht den linken Flügel der 2ten Parallele auf dem Rande der Zahlbacher Höhen feststellen konnte, wo dieser Flügel, mit der 1sten Parallele durch eine Kommunikation verbunden, durch eine Schanze gesichert wurde. Der Feind suchte zwar durch anhaltendes Feuer diese Arbeit zu hindern, doch ward sie glücklich ohne bedeutenden Verlust beendet, da die Arbeiter durch die Zahlbacher Höhen selbst ziemlich gedeckt waren.

In der Nacht vom 11ten zum 12ten wurde hierauf aus drei Orten der 1sten Parallele mit Zickzaks und der fliegenden Sappe vorgegangen, um die ganze 2te Parallele, welche 400 Schritt von der 1sten angelegt werden sollte, anzufertigen. Man konnte jedoch nicht diese 3 Zickzaks durch eine Linie mit einander verbinden, und so die 2te Parallele vollenden, da der Feind auf der Kapitallinie der Karlsschanze einen kleinen Einschnitt, und auf der der Welschen Schanze eine größere Flesche vorgelegt hatte, die beide von ihm besetzt waren. Der genannte Einschnitt war 20 Schritt von der Trace der 2ten Parallele entfernt, die Flesche aber etwa 50 Schritt. Diese letzte, mit 400 Mann besetzt, war durch einen Laufgraben mit der Karlsschanze verbunden, von wo sie um so leichter unterstützt werden konnte, da alle Kommunikationslinien des verschanzten Lagers vom Feinde besetzt waren. Da indessen diese beiden Werke, so lange sie im Besitz des Feindes waren, die Fortschritte der 2ten Parallele unmöglich machten, so wurde mehrfach versucht, sich derselben zu bemächtigen, was zwar mit dem Einschnitte ge-

fang, welchen die Oesterreicher wegnahmen, nicht aber mit der Flesche, welche bis zum 16. Juli in Feindes Händen blieb. In der Nacht vom 16ten zum 17ten entschied aber der Prinz Louis Ferdinand diese gehemmte Lage des Angriffs, indem er mit 3 Bataillonen, denen 300 Arbeiter folgten, diese Flesche angriff, und nachdem er sie erobert hatte, sie nebst einem großen Theile der feindlichen Kommunikationen schleifen ließ. Nach dieser tapfern Unternehmung des Prinzen, bei welcher er leider verwundet wurde, konnte man nun an der zweiten Parallele arbeiten, die denn auch in der Nacht vom 19ten zum 20sten völlig beendet wurde, wenn gleich der Feind die Arbeit durch stetes Kartätsch- und Gewehrfeuer sehr erschwerte.

Um diese Zeit kam der Herzog von Braunschweig bei Mainz auf einen Tag an, um sich von dem Gange der Belagerung zu unterrichten, und wandte sich deshalb an den General Kleist, der ihn auch in sämmtlichen Transcheen herumführte; da dieser General aber wegen wiederholten Beinbruchs nicht lange gehen konnte, so blieben Beide selbst in der letzten Parallele zu Pferde, ungeachtet der nicht geringen Gefahr wegen der hinter den Brustwehren stehenden Büchsenschützen, welche unaufhörlich feuerten. — Die Batterien der zweiten Parallele waren bereits sämmtlich fertig geworden, und es sollte nunmehr das Feuer aus denselben mit größter Lebhaftigkeit beginnen, als der Kommandant Anträge zur Kapitulation machte, die denn auch nach einem kurzen Waffenstillstande, und nach 24stündiger Unterhandlung den 22. Juli 1793 zu Stande kam, wo die Festung Mainz nach einer Belagerung von 34 Tagen überging.

Die Karlsschanze war damals bereits durch Kugeln,

Granaten und Bomben dergestalt zerwühlt, daß es dem Feinde nicht möglich gewesen wäre, sich länger darin zu halten; die Welsche Schanze war mehrentheils rasirt, das Fort Philipp und Fort Elisabeth aber völlig demontirt, daher der Kommandant bereits entschlossen war, sämmtliche Demontirungsminen dieser detaschirten, obgleich durch die Enveloppe verbundenen Werke zu laden, um sie, falls man sich derselben durch offenen Angriff bemächtigt hätte, völlig in die Luft zu sprengen. Da indessen die Hauptwerke der Festung noch in gutem Stande waren, und die feindliche Besatzung noch aus 18,000 Mann bestand, so mußte man ihr freien Abzug mit Ober- und Untergewehr so wie mit Bagage zu gestehen, wogegen sie sämmtliche Artillerie zurücklassen mußte, und nur 2 Kanonen mitnehmen durfte, welche dem General d'Oyre zum Geschenk gemacht wurden. Dieser faßte den sehr vernünftigen Entschluß, bei den Preußen als Geißel zurückzubleiben, weil er sonst wohl ein Opfer des damals in Frankreich herrschenden Schreckensystems geworden wäre. Die Besatzung selbst marschirte in 3 Kolonnen aus, von denen die erste, nach Saarlouis bestimmt, bereits am 24sten, die beiden andern am 25sten und 26sten, ausrücken sollten.

Schon am 23sten Mittags wurde die ganze Enveloppe so wie das neue Thor von Preußen und Oesterreichern besetzt, der übrige Theil der Truppen blieb die Nacht hindurch in den Transcheen, wo man gegen alle etwa vorkommenden kapitulationswidrigen Handlungen des Feindes die nöthigen Maaßregeln ergriffen hatte. Man tadelte damals in der Vertheidigung des französischen Kommandanten vorzüglich, daß er während der Blokade tägliche und oft sehr bedeutende Ausfälle, wäh-

rend der Belagerung aber fast keine gemacht hätte, wodurch denn die Belagerer ungestört hätten ihre Arbeiten fortsetzen können. Dies hat nun zwar allerdings seine Richtigkeit, allein die Ursache davon lag in der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Truppen, die keineswegs disziplinirt, sondern im höchsten Grade zügellos waren, und dann auch wohl darin, daß er einem Kriegsrathe untergeordnet war, der, da auch die National-Repräsentanten eine Stimme darin hatten, nicht immer die Lage der Dinge aus einem richtigen militärischen Gesichtspunkte ansah, sondern oft bloß der Stimme der Leidenschaft folgte. Dagegen mußte man aber dem Verfahren des Kommandanten in Rücksicht seiner Kontre-Approschen, mit denen er den Gegner auf geschickte Weise bis fast zum Ende der Belagerung von mehreren Punkten der Festung fern hielt, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, ja es zeugte dies Verfahren von wahrhaft militairischem Genie.

Die Gründe, welche den Kommandanten zur Uebergabe der Festung vermochten, waren vorzüglich der Mangel an Fourage, welche in Folge des Bombardements meist verbrannt war, ferner der gänzliche Mangel an Arzneimitteln, so wie die Unmöglichkeit, seine Besatzung noch länger mit Mehl zu versorgen, da die Schiffsmühlen, als die einzigen, die ihm übrig gelassen waren, zuletzt denn doch durch das Feuer der Belagerer zerstört waren, und endlich der Wunsch, seinem Vaterlande durch die frühere Uebergabe von Mainz eine Armee von beträchtlicher Stärke zu erhalten, die bei hartnäckiger Vertheidigung verloren gewesen seyn würde, weil sie dann wahrscheinlich zu Kriegsgefangenen gemacht worden wäre, und die nun, wenn sie auch laut Kapitulation nicht mehr

gegen die Verbündeten gebraucht werden sollte, doch nach der Vendée geschickt werden konnte (wie solches auch wirklich später geschah). Ein hauptsächlicher Grund zu der früheren Uebergabe der Festung war aber wohl die dortige Anwesenheit der beiden National-Repräsentanten Reubel und Merlin von Thionville; diese besorgten nämlich, daß, würde Mainz länger vertheidigt, ihr Schicksal nicht das beste seyn dürfte, und wünschten daher diesem Uebel zu entgehen. Nebenher mochte es auch ihr Wunsch seyn, diejenigen Mainzischen Einwohner, die zu ihrer Parthei übergetreten waren, zu retten, was ihnen jedoch nur theilweise gelang, da in der Folge mehrere Klubbisten, denen es nicht gestattet wurde zu entfliehen, zur Untersuchung gezogen wurden, wobei freilich manche Partheilichkeit vorkam.

Von Seiten der Belagerer waren übrigens noch mehr Fehler als von ihren Gegnern begangen worden. Namentlich war es unzweckmäßig, sich nicht zur rechten Zeit in den Besitz des Dorfes Weißenau zu setzen. Dieser Ort liegt nämlich dicht am Rhein, am Fuße einer beträchtlichen Höhe, und dehnt sich, wenn man das Nonnenkloster hinzurechnet, bis auf 800 Schritt an die Festung hin. Im Besitze dieses Dorfes konnte man also jede Bewegung maskiren, und es würde von da aus leicht gewesen seyn, die Karlsschanze in ihrer Kehle anzugreifen, auch, bei einiger Sorglosigkeit des Feindes, durch eine kombinirte Attake zu Wasser und zu Lande, selbst gegen die Festung etwas zu unternehmen, indem die Seite des neuen Thores nur schwach vertheidigt ist. Nächstdem ist aber Weißenau auch der Schlüssel zu dem jenseitigen Terrain, und wer dies Dorf nebst den Höhen desselben besitzt, ist Herr der Inseln an der Mün-

dung des Mains, namentlich der Bleiaue; auch kann dann das Dorf Kostheim nicht von Kassel aus besetzt werden, weil man von den Weißenauer Höhen dies ganze Terrain im Rücken einsehen kann, und daher die Brükken, Mühlen und Kommunikationen vernichten würde: Man mußte sich also dieses Dorfes bemächtigen, als es noch schwach besetzt war, und zu dem Ende, wie schon erwähnt, mit der Einschließungslinie näher an dasselbe herangehen, was auch den Aufbau der Arriere-Parallele erspart hätte, wogegen die 1ste Parallele auf 800 Schritt angelegt werden konnte.

Ein zweiter Fehler, den die Belagerer begingen, war der, daß sie gar nichts gegen Kassel unternahmen. Sie würden nämlich sehr gut auf die Mitte dieses Brückenkopfes haben approschiren können, ohne daß sie für ihre Flanken hätten besorgt zu seyn brauchen, denn auf der rechten konnte der Feind ihnen von der Petersaue nur durch Kanonaden, nicht durch Ausfälle nachtheilig werden, auf der linken Flanke aber war es sehr zweifelhaft, ob er sich dann im Besitze von Kostheim würde erhalten haben. Wie sehr wäre aber nicht die Aufmerksamkeit des Feindes durch eine solche zwiefache Belagerung getheilt worden, und wie leicht wäre es dann nicht gewesen, die Brücke und die daran gelegenen Schiffsmühlen durch tägliche Bombardements zu vernichten oder doch unsicher zu machen! Da aber der Feind ohne diese Mühlen nicht bestehen konnte, und er alsdann keinen Ort in der Stadt gehabt haben würde, um die Depots gesichert unterzubringen, so würde die Uebergabe gewiß viel eher erfolgt, und Zeit, Geld und Menschen erspart worden seyn. Uebrigens hätte auch dieser Angriff auf Kassel, dem man keine große Ausdehnung zu geben

brauchte, füglich durch das Korps des Generals von Schönfeld geführt werden können, besonders wenn man dasselbe nicht vorher durch die unnützen und mörderischen Angriffe auf Kostheim geschwächt hätte.

Im Ganzen aber fehlten die Belagerer noch dadurch, daß sie sowohl bei der Blokade, als bei der nachherigen Belagerung oft mit zu weniger Vorsicht zu Werke gingen. Dies fand besonders bei den Vorposten Statt, durch deren Sorglosigkeit der Feind täglich Gelegenheit erhielt, sich Nachrichten zu verschaffen, worin er durch die Bereitwilligkeit der Einwohner von Mainz, die von dem französischen Freiheitsschwindel ergriffen waren, ohnehin sehr unterstützt wurde. Die Unterredungen zwischen den Vorposten waren daher sehr häufig, ja man hatte sogar während der Belagerung das seltsame Schauspiel, daß der Feind in der Ebene unter den Kanonen des Hauptsteins an die diesseitigen Vorposten ein glänzendes Dejeuner gab, bei welchem sich mehrere Prinzen und höhere Offiziere einfanden. Der General Kalkreuth hatte dies zwar besonders nachgegeben, in der Hoffnung, dadurch Unterhandlungen anknüpfen zu können, allein er ward durch die listigen Franzosen getäuscht, die bloß Zeit gewinnen wollten, und diese unnützen Zusammenkünfte dienten nur dazu, die Vorposten unter einander vertraut, und die diesseitigen um so sorgloser zu machen, was oft die nachtheiligsten Folgen hatte.

Die Belagerungsarmee auf beiden Ufern des Rheins brachte übrigens während der ganzen Zeit, daß sie vor Mainz stand, ihre Tage in steter Unruhe und in unsäglichen Beschwerden zu, die nur dadurch erleichtert wurden, daß es ihr in dieser Zeit bei der Fruchtbarkeit der Gegend, in der sie sich befand, an keiner Art von Le-

bensmitteln fehlte, vielmehr hatte sie deren im größten Ueberfluß und zu den wohlfeilsten Preisen. Die benachbarten Landleute, welche gegen die Bewohner von Mainz wegen des Kriegsunglücks, was dieselben durch ihre Willfährigkeit gegen die Franzosen über die Gegend gebracht hatten, sehr erbittert waren, suchten den Belagerungstruppen durch stete Zufuhr ihre Mühseligkeiten zu erleichtern, und äußerten ihre Schadenfreude oft sehr lebhaft bei den Feuersbrünsten, welche das Bombardement in Mainz erzeugte; ja es kamen sogar Magistratspersonen aus entfernten Städten bei der Belagerungsarmee an, um sich an dem Unglücke von Mainz zu weiden.

Als am 24. Juli die erste französische Kolonne sich zum Abmarsche aus Mainz formirt hatte, was nicht ohne gewaltigen Lärm abging, wurde der König davon sofort unterrichtet, welcher mit einem zahlreichen Gefolge und dem ihm eigenthümlichen würdevollen Anstande die Franzosen auf dem Glacis der Festung bei sich vorüber defiliren ließ. Im Ganzen sahen diese Truppen noch gut genug aus, und man bemerkte unter ihnen mehr Ordnung, als man nach ihrer Organisation hätte erwarten sollen, was wohl mit eines der Verdienste des Generals d'Oyre gewesen seyn mag. Unverkennbar war bei den meisten dieser Leute der republikanische Freiheitssinn, der sich sogar als ein gewisser Trotz bei den Offizieren äußerte, und durch den sich auch besonders der National-Repräsentant Merlin von Thionville auszeichnete, der in der Uniform eines gemeinen Husaren auf dem Flügel des ersten Zuges vorbeiritt.

Es war übrigens die höchste Zeit, daß Mainz überging, denn der Feind hatte bereits die ernstlichsten Anstalten zum Entsatze dieser Festung gemacht. Da er bei

Berennung derselben keineswegs aus dem Felde geschla- gen, sondern nur durch die preußischen Manoeuvres zu- rückgedrängt worden war, so wurde es ihm möglich, sich wieder zu sammeln, und durch die nach und nach an sich gezogenen ansehnlichen Verstärkungen wieder zur Offensive überzugehen, welche für ihn um so wichtiger war, da er hoffen durfte, durch sie den Kriegsschauplatz in die Mitte von Deutschland zu versetzen. Er hatte daher auch wirklich durch mehrere blutige Vorpostenge- fechte die Stellung von Edenkoben bereits in seine Ge- walt gebracht, und der Weg nach Neustadt, wo er die Verbindung mit Kaiserslautern trennen konnte, stand ihm offen. Ebenso befanden sich schon gegenüber dem Posten von Kaiserslautern (wo höchstens 12,000 Mann waren, die noch dabei das Gebirge bis Leinen hin vertheidigen sollten) zwei feindliche Läger bei Queitersbach und Mar- tinshöhe, zusammen 26,000 Mann stark; auch hatte der Prinz Hohenlohe in seinem Posten bei Lautereck, wo er mit 8000 Mann stand, den General Houchard mit einer Armee von 40,000 Mann gegen sich, welcher bei Cussel stand, von wo er mit Zurücklassung von 10,000 Mann, welche genügten, den Posten von Lautereck zu maskiren, über Meisenheim, Muschel und Fürfeld mar- schiren, das Magazin von Kreuznach wegnehmen und dann seinen Marsch gegen Mainz fortsetzen konnte.

In dieser bedenklichen Lage, die nur durch schnelle rückgängige Bewegungen und die Aufhebung der fast beendeten Belagerung abgewendet werden konnte, befand sich die Armee, als plötzlich durch die Uebergabe von Mainz alle feindlichen Entsetzungspläne vereitelt wurden. Man durfte daher auch, da man bei der Belagerungs- armee die genauesten Nachrichten über die Fortschritte

des vorrückenden Feindes hatte, um so weniger säumen, die Bedingungen einzugehen, welche der General d'Oyre bei der Uebergabe von Mainz machte, da es hier auf einen Zeitraum von 24 Stunden ankam, der über das Schicksal des ganzen Feldzugs entschied, und da vielleicht dann die ganze, ohnehin so locker zusammenhaltende Koalition gesprengt worden wäre.

Geschrieben im August 1838.

Baron von Gaudy,
Lieutenant im 12ten Infanterie-Regiment.

IV. Kaiser-

IV.

Kaiserlich Oesterreichische Dienstvorschriften aus dem Jahre 1800.

(Fortsetzung.)

Kriegs-Artickeln.

(Schluß.)

11. Ein gleiches soll dem Officier oder dem Unter Officier widerfahren, welcher bey Visitirung der Wacht nicht angetroffen wird.

Sothaner Artickel erstreckt sich auf jedem Wacht Commandanten der sich von seiner Wacht oder Commando entfernt; und ist noch wohl strafmäßiger, als ein anderer, weil man sich auf ihm, als den Commandanten der Sicherheit wegen völlig verläßt; wobey zu merken kömmt, daß er sich über seine ausgesetzte Posten nicht begeben dürfe; wenn auch die Generalität, oder der die Inspection hat, dahin gienge, es wäre ihm den von solchen ausdrücklich befohlen. Eben so ist selber der bemerkten Straffe unterworfen, wenn er bey geschehener Visitirung schläft und nicht in's Gewehr tritt.

12. Wer trunken auf die Wacht kömmt, soll mit Eisen und Banden, ja nach Umständen an Ehr und Leben gestraffet werden.

Dieser Artickel begreift nicht nur allein die Wacht, sondern jeglichen Herrn-Dienst wie er Nahmen hat; wer allso aus Trunkenheit hierinnfalls etwas versäumt, soll mit Eysen und Banden gestraft werden; wer aber dadurch bey entstehenden Allarme, oder Feindes-Gefahr nicht zu seinen Waffen, Compagnie, oder Escadrons zu kommen im Stande ist, soll schärfer und nach Gestallt der Sachen an Ehr und Leben gestraft werden.

13. Wer die Wacht versäumt, sall mit Eysen und Banden, auch Wasser und Brod oder nach Umständen schärfer bestraft werden.

Hierunter wird verstanden; daß keiner seine ordentliche Wacht Commando oder sonstigen Herrendienst versäumen soll, mithin; wenn er aus einer erheblichen Ursache die Wacht nicht versehen könnte, so hat selber es in Zeiten anzuzeigen; ingleichen das keiner, von der Wacht ohne Erlaubniß oder andern Herrendienst sich entferne, oder ohne Ablößung oder Befehl völlig davon abgehe; welches wenn Feindes-Gefahr vorhanden, nach Umständen wohl auch mit der Lebensstraffe angesehen wird. In diesem Artickel wird ebenfalls verordnet, daß keiner, wer er auch immer seye ohne Bewilligung seines Obern, einen andern für sich in Dienst gehen, oder davon abziehen lassen solle.

14. Es soll niemand nach besetzter Wacht einen Allarm mit Schreyen, Poltern oder Schiessen erregen; bey Leib- und Lebensstraffe.

Dieses Verboth gehet dahin, das keiner in Gegenwart eines Höhern bey einer Wacht, oder vor einer sonst versammelten Trouppe, wie auch an einem Ort wo Kriegsrecht gehalten wird, im zornigen Muth den Degen ziehe, und wird er mit der vorbeschriebenen Straffe

belegt; wenn gleich kein Schaden daraus erfolget ist; weiters soll bey abziehenden Wachten oder Commando, wie auch bey einer Armée, oder bey einer Festung Niemand das Gewehr loßschiessen und blänkeln.

15. Welcher Commandant einen Platz ohne äusserst gethaner Gegenwehr übergiebt, der soll am Leben gestraft werden, und unter denen gemeinen Soldaten, wenn sie daran schuldig sind, der Zehnte sterben, die übrigen aber zu einer andern Zeit an die gefährlichsten Oerter commandirt werden. Es kann zwar eigentlich nicht bestimmt werden, worinn die äusserste Gegenwehr bestehet, weil es aus mannigfaltigen sehr verschiedenen Umstände, als nähmlich auf die Beschaffenheit der Festung, Stärke der Besatzung, und den Vorrath an Kriegs und Lebens-Bedürfnißen, wie auch sonstige Zufälle ankömmt, jedoch ist das dießfällige Angeben des Commandanten keineswegs hinlänglich; sondern er muß sich mit dem Zeugniß seiner Garnißon legitimiren können. Inzwischen wird hier nicht alleinig der Commandant, sondern ebenmäßig die übrigen Officiers verstanden, und findet bey diesen letzteren, die Entschuldigung, daß sie dem Commandanten gehorchen müssen, keineswegs statt, wenn dieselbe bey Wahrnehmung einer ohne Noth beschlossenen Uibergab, ihm nicht abgerathen, widersprochen, ja solchen sogar in Verhaft genommen, und den Platz auf das äusserste vertheidiget haben.

16. Da auch der Commandant eines attaquirten Platzes einen seiner Officiers oder Soldaten von der Uibergab reden hört, oder es sonsten gewahr würde, den soll er aus dem Mittel zu räumen, schuldig seyn.

Dieser Artickel hat mit dem vorhergehenden eine Connexion; und unter dem Ausdruck aus dem Mittel

20 *

zu räumen: wird verstanden: daß der Commandant denjenigen Officier oder Soldaten welcher von der Uibergab etwas hören läßt, nach Gestallt der Sachen entweder durch Kriegs- oder Standrecht solle verurtheilen lassen, oder selbst auf der Stelle niedermachen.

17. Der Officier oder Unter-Officier, so im Feld-Lager, oder Besatzung auf dem Wall einer Festung oder einen andern festen Posten die Wacht hat, soll dieselbe wohl versehen bey Leib und Lebensstraffe.

Unter diesem Artickel sind auch die Wachten bey denen Arrestanten begriffen, für welche sie haften müssen, und versteht sich überhaupt, daß alle Dienste, wie sie immer Nahmen haben mögen, wohl verrichtet werden sollen.

18. Wenn ganze Truppen, Compagnien oder Escadrons, so etwa zum Treffen kommen, ihre Schuldigkeit nicht thun, so soll derselbe Officier der Schuld daran ist, Ehre und Leben verwirket haben.

19. Soviel aber die gemeinen Soldaten betrift, soll von denen Schuldigen der Zehente aufgehängt, die übrigen an die gefährlichsten Oerter commandirt werden, und solange ein gewißes Zeichen, wodurch sie von den andern unterschieden sind, tragen; bis selbe durch ein rühmliches Verhalten diesen Fleck ausgelöschet haben. Es bedarf keiner Erklärung, worinn die Schuldigkeit bestehe, nachdem solche in dem geschwornen Eyde ausführlich enthalten.

20. Die Fahnen und Trouppen, welche Feld-Schanzen, Redoutten, oder andere Posten, ohne geleisteten möglichsten Widerstand verlassen, sollen gleicher Gestalt gestrafft werden.

Die Umstände müssen die äusserste Noth bestimmen, und sind daher gründlich zu beweißen.

21. Wenn ganze Trouppen abtrünnig werden, sollen dieselben in Sechs-Wochen zu dreymahl citirt, zugleich aber Ihnen sicher Geleit zugesaget, und gehalten werden; damit sie sich entschuldigen können; kommen Sie nicht, so ist ein jeder da er Gefangen würde, aufzuhängen, von denjenigen hingegen welche sich einfinden, sollen die, so sich gebührend verantworten auf freyen Fuß gestellet und die übrigen Vogel-frey gemacht werden.

22. Wenn es zu einer Bataille oder Recontre kömmt, soll sich keiner der Plünderung gebrauchen, bevor es befohlen wird; wer dawider handelt, soll von seinem Officier bey Verlust der Ehre augenblicklich niedergemacht werden.

23. Derjenige, welcher seine Fahne treulos und Eydbrüchig verläßt, und zum Feind, oder wo immerhin deserteurt, soll mit dem Strang hingerichtet, und seine in unsern Erblanden befindlich-eigenthümliches Vermögen confiscirt werden.

Diese Straffe erstreckt sich ohne Unterschied auf die Inn- und Ausländer, und hat nicht allein gegen jene statt, die bey fremden Mächten Dienste nehmen, sondern nach Umständen auch gegen solche, die sich unter einem andern Regiment anwerben lassen, oder nur deserteuren, ohne wieder in Militair Dienste zu treten.

Wenn sich ein Deserteur denen, die ihm nachsetzen, und ihn anzuhalten suchen, in mörderischer Absicht gewaltthätig, und mit tödtlichen Waffen wiedersetzt, so ist selber, er mag jemanden verwundet, oder gar getödtet haben, oder nicht, allezeit standrechtmäßig zu behandeln, und

zu räumen: wird verstanden: daß der Commandant denjenigen Officier oder Soldaten welcher von der Uibergab etwas hören läßt, nach Gestallt der Sachen entweder durch Kriegs- oder Standrecht solle verurtheilen lassen, oder selbst auf der Stelle niedermachen.

17. Der Officier oder Unter-Officier, so im Feld-Lager, oder Besatzung auf dem Wall einer Festung oder einen andern festen Posten die Wacht hat, soll dieselbe wohl versehen bey Leib und Lebensstraffe.

Unter diesem Artickel sind auch die Wachten bey denen Arrestanten begriffen, für welche sie haften müssen, und versteht sich überhaupt, daß alle Dienste, wie sie immer Nahmen haben mögen, wohl verrichtet werden sollen.

18. Wenn ganze Truppen, Compagnien oder Escadrons, so etwa zum Treffen kommen, ihre Schuldigkeit nicht thun, so soll derselbe Officier der Schuld daran ist, Ehre und Leben verwirket haben.

19. Soviel aber die gemeinen Soldaten betrift, soll von denen Schuldigen der Zehente aufgehängt, die übrigen an die gefährlichsten Oerter commandirt werden, und solange ein gewißes Zeichen, wodurch sie von den andern unterschieden sind, tragen; bis selbe durch ein rühmliches Verhalten diesen Fleck ausgelöschet haben. Es bedarf keiner Erklärung, worinn die Schuldigkeit bestehe, nachdem solche in dem geschwornen Eyde ausführlich enthalten.

20. Die Fahnen und Trouppen, welche Feld-Schanzen, Redoutten, oder andere Posten, ohne geleisteten möglichsten Widerstand verlassen, sollen gleicher Gestalt gestrafft werden.

Die Umstände müssen die äusserste Noth bestimmen, und sind daher gründlich zu beweißen.

21. Wenn ganze Trouppen abtrünnig werden, sollen dieselben in Sechs-Wochen zu dreymahl citirt, zugleich aber Ihnen sicher Geleit zugesaget, und gehalten werden; damit sie sich entschuldigen können; kommen Sie nicht, so ist ein jeder da er Gefangen würde, aufzuhängen, von denjenigen hingegen welche sich einfinden, sollen die, so sich gebührend verantworten auf freyen Fuß gestellet und die übrigen Vogel-frey gemacht werden.

22. Wenn es zu einer Bataille oder Recontre kömmt, soll sich keiner der Plünderung gebrauchen, bevor es befohlen wird; wer dawider handelt, soll von seinem Officier bey Verlust der Ehre augenblicklich niedergemacht werden.

23. Derjenige, welcher seine Fahne treulos und Eydbrüchig verläßt, und zum Feind, oder wo immerhin deserteurt, soll mit dem Strang hingerichtet, und seine in unsern Erblanden befindlich-eigenthümliches Vermögen confiscirt werden.

Diese Straffe erstreckt sich ohne Unterschied auf die Inn- und Ausländer, und hat nicht allein gegen jene statt, die bey fremden Mächten Dienste nehmen, sondern nach Umständen auch gegen solche, die sich unter einem andern Regiment anwerben lassen, oder nur deserteuren, ohne wieder in Militair Dienste zu treten.

Wenn sich ein Deserteur denen, die ihm nachsetzen, und ihn anzuhalten suchen, in mörderischer Absicht gewaltthätig, und mit tödtlichen Waffen wiedersetzt, so ist selber, er mag jemanden verwundet, oder gar getödtet haben, oder nicht, allezeit standrechtmäßig zu behandeln, und

mit der für diesem Standrechts-Fall ausgemessenen Todes-Straffe zu belegen.

Der Urheber eines Deserteurs Complots, ist wie ein wirklicher Deserteur zu bestraffen, wenn auch die Entweichung nicht erfolgt, und das Desertations Vorhaben vor dem Vollzug entdecket worden ist.

24. Niemand er seye wer er wolle, soll in die, oder ausser denen Retranchements und Festungen anders wo aus und ein-gehen; als durch die gewöhnlichen Pforten, und Orte, bey Leib- und Lebens-Straffe.

Es werden auch diejenigen, als Uibertretter dieses Artickels geachtet, welche durch Cassernen und Quartiers brechen, oder über die Mauern und Dächer steigen; denn es ist allerdings zu muthmaßen, daß es aus üblen Absichten geschiehet, und man dergleichen Passagen aussuchet, um nicht gesehen oder bemerkt zu werden, dannenhero soll eine Schildwache dem darüber betrettenden, entweder in Verhaft zu nehmen suchen, oder widrigenfalls todtschiessen.

25. Strassen-Raub soll mit dem Strang bestrafft werden.

Der Strassen-Raub wird begangen: wenn man mit Gewalt jemand auf freyer Strasse anfällt, mit Schlägen, und harten Drohungen beraubt, oder berauben will; eine sogenannte Ritter Zehrung abzwingt, oder mit einer gewaltsammen Weise etwas schlechtes, gegen etwas gutes vertauschen will. Die Helfer sind der nähmlichen Straffe unterworffen, und wird solche keineswegs gelindert, wenn auch die gestohlenen oder abgezwungene Sachen wieder zurückgegeben worden, oder selbe vom geringen Werthe geweßen, weil es genug ist, daß man sich

derenthalben auf der Landstrasse einfindet, als wodurch der Land-Friede gebrochen wird, ingleichen ist es ein Strassen-Raub, wenn man denen feindlichen Landes-Einwohnern selbst eigenmächtig, und ohne Befehl solchergestalten begegnet.

26. Alle öffentlichen Gewaltthaten sollen am Leben gestraft werden.

Dieser Artickel begreift alle Gewalthätigkeiten, welche man mit Verletzung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit an Einwohnern, Kaufleuten, und dergleichen, ja ohne Befehl selbst in feindlichen Ländern, auch gegen die Salva guardia ausübet; es mögten diese letztern in commandirten Soldaten oder Schutz-Briefen bestehen.

27. Mit gleicher Straffe sollen diejenigen so einen dazu verführen beleget werden.

Hierunter werden auch die Ober und Unter Officiers verstanden, welche durch die Finger sehen und es gestatten.

28. Alle Todtschläger sollen am Leben bestraft werden.

Obwohl die hier ausgemessene Straffe nur auf den muthwilligen Todschlag haftet, so wird doch einer, welcher aus Unachtsammkeit oder Verwahrloßung seines Gewehrs einen andern entleibt, mit Gefängniß, und nach Gestallt der Sache, wenn er etwann die dießfalls anbefohlene Vorsichten nicht gebraucht, auch schärfer bestraft.

29. Wer vor dem Feind seine Schuldigkeit nicht thut, mithinn die infamste Handlung begeht, ist seiner Ehre verlustiget und am Leben zu straffen.

30. Dieberey, sowohl im Felde, als in Garnison, soll ernstlich verbothen seyn.

Die geringen Diebstähle sollen auf erfolgte Abstat-

tung nach Gelegenheit des Verbrechens, und seiner Umstände, wenigstens mit scharfem Gefängniß, oder Gassenlaufen gestraft werden.

Dieses garstige Verbrechen, es möge nun in Freundes oder Feindes Landen geschehen, wird nach den Rechten schärfestens bestrafft; denn die in Feindes Landen anbefohlene Plünderung ist keineswegs als ein Diebstahl anzusehen. Hiebey kömmt zu bemerken, das der Hehler, ja gar auch derjenige, welcher etwas findet, und es nicht anzeiget, ebenfalls als ein Dieb zu achten seye.

31. Wer Artillerie-Munition, Gewehr, Rüst und Zeüg Kammer, wie auch Proviant Wägen bestiehlt, soll am Leib und Leben gestraft werden.

Die bemerkte Strafe findet Platz, wenn auch der Diebstahl noch so gering wäre, und hieher gehören ebenfalls diejenigen, welche Regiments- Compagnie,- oder Escadrons Gelder angreifen, oder verspielen, und überhaupt alle die das Publicum bestehlen, die ihnen anvertraute, und zu verrechnen habende Gelder zu ihrem Nutzen brauchen, und damit Betrug treiben.

32. Ein Camerade der den andern, oder ein Knecht der seinem Herrn bestiehlt, soll nach Befinden mit dem Strang am Leben gestrafft werden.

Darunter gehört auch dieses, daß keiner dem andern seine gewonnene Beüte, oder Gefangnen mit Gewalt, oder sonsten entfremde; die hiebey sich etwa zutragende mögende Irrungen sind durch die Obern zu entscheiden.

33. Welcher Officier oder Unterofficier an Strassen-Raub, oder Diebstahl Theil hat, soll als ein Strassenräuber und Dieb gestraft werden.

Der nun hiezu durch die Finger sieht, und es gestattet, ist eben so strafmässig.

34. Wer vorsätzlich in Freundes, oder auch ohne Befehl in Feindes-Land Feüer anlegt, soll mit dem Strang gestrafft werden.

Das Wort vorsätzlich zeigt schon hinlänglich an, daß hier die Rede nicht von einer unversehens veranlaßten Feüersbrunst seye. Jedoch ist nicht ein jeder in diesem Fall für strafloß zu achten; sondern derjenige, so sie aus Unvorsichtigkeit, und Unachtsamkeit verursacht, verdienet allerdings eine willkührliche und nach den Umständen abgemessene Bestraffung.

35. Kein Officier soll seinen Soldaten ihren Sold, ihre Löhnung, Proviant, rc. vorbehalten; wer dawider thut, der soll mit Verlust der Charge an Ehr und Leben gestraft werden.

Hiebey kömmt nur zu bemerken, daß ein Soldat sich keineswegs unterstehen soll, seinen Officier wegen Vorenthaltung dieser Sachen eher anzuklagen, als er vollkommen versichert ist, daß solche wirklich gefallen seye.

36. Welcher Hauptmann oder Rittmeister die Musterung hintergangen, soll als unehrlich der Charge verlustiget seyn, und als ein Meineydiger gestraft werden.

Hierunter wird verstanden, daß keiner, es seye nun bey Musterungen, in Rechnungs-Sachen, oder sonst den geringsten Unterschleif begehen, und einen unerlaubten, wider seine Ehre und Pflichten lauffenden Vortheil, als z. B. durch Führung deren Abgängigen, Verschweigung der Beurlaubten, oder unrichtige Angebung der Zeit, wenn sie hinweggegangen, oder wieder zurückgekommen sind, und dergleichen suchen solle, welches nicht nur einen

Hauptmann oder Rittmeister, sondern auch einen jeden andern angehet.

37. Alle Gefangene, wie auch die eroberte Artillerie, Gewehr, Munition, Pferd Proviant, Paucken, Estantarten, Fahnen, Kanzley, Kriegs Kassa und dergleichen sollen der Generalität eingeliefert werden, bey großer Straffe.

38. Ein jeder Kriegsmann soll sein Gewehr, Munition, und Montirungs Stücke wohl in Acht nehmen, auch nicht verpfänden, oder gar verkauffen bey hoher Straffe.

Wer aber sein Gewehr oder Munition vor dem Feind aus Bosheit, oder Zaghaftigkeit hinwegwirft, der soll ohne Gnade das Leben verwirket haben.

39. Das Duelliren soll nicht gestattet, und die Uibertretter nach Vorschrift des Duellmandats mit dem Schwert hingerichtet, oder nach Umständen von ihren Chargen entsetzet, mit Festungs-Arrest, auch sonst auf das schärfste gestraffet, und die sich hiezu gebrauchen lassende Secundanten mit gleichmässigen Straffen beleget werden.

In wie weit eine rechtmässige Vertheidigung der Ehre, und des guten Leumunds gegen jeden Angreifer auf der Stelle statt hat, ist in eben dem Duellmandat vom 20ten Juny 1752 bestimmt.

40. Wer einem schilt und schimpft; soll gleichfalls nach Inhalt des Duellmandats gestraft werden.

41. Keiner soll bei schwerster Straffe seinem Wirth Gewalt anthun.

Hierunter werden alle Excessen, wie sie Nahmen haben mögen, verstanden, und hat ein jeder von seinem Wirth nicht das mindeste mehr zu begehren, als ihm ge-

bühret, hienächst aber stets beflißen zu seyn mit demselben in gutem Einverständniße zu leben.

Der Officier, welcher einen Edelmann, eine Magistrats-Person, oder einem Beamten mit Schlägen mißhandelt, soll auf das schärfeste; ja nach den Umständen selbst mit der Cassation; Unter-Officiers und Gemeine aber, die sich an solchen Personen vergreifen, mit einer scharfen Leibes-Straffe beleget werden.

42. Niemand soll im Feld, oder in Besatzung ohne der gehörigen Erlaubniß sich von seiner Trouppe hinwegbegeben, noch viel weniger über Nacht ausbleiben, bey Leib und Lebensstraffe.

Nachdem der Schaden welcher aus dieser Abwessenheit wirklich entsprungen, oder entspringen hätte können, groß oder klein ist, findet auch die gelindere oder schärfere Bestraffung Platz.

43. Wer ohne erhebliche Ursache, wenn gebührend geblasen, oder die Trommel gerühret wird, sich bey seiner Trouppe nicht einfindet, soll mit Eissen und Banden, ja nach Gestalt der Sache an Leib und Leben gestraffet werden.

Hiebey kommen ebenfalls die obwaltende Umstände in Erwägung zu ziehen.

44. Ehebruch, Unzucht, Hurerey und Unkeüschheit wider die Natur, sollen nach den bey der Armée bestehenden Gesetzen gestraft werden.

Es sollen keine Maitressen und Concubinen, weder im Felde noch Garnison bey gemessener Straffe gehalten werden.

45. Häußer, Planken, Zäune und fruchtbare Bäume sollen ohne Befehl weder abgebrochen noch beschädiget werden.

Hierunter werden alle Werke, die zur gemeinen Nothdurft dienen, verstanden; ingleichen erstrecket sich dieses Verboth auch auf feindliche Länder.

46. Wer muthwillig Aecker, Wiesen, Gärten ruinirt, soll wühlkürlich gestraffet werden. Ebenfalls sowohl in Freündes Landen, und begreift sothaner Artickel alle Lebensmitteln, wie sie nur Nahmen haben mögen.

47. Alle gemeine Verbrechen werden nach den bey der Armée bestehenden peinlichen Gesetzen bestraft.

48. Es soll Niemand, wer er auch seye, Hoher oder niedriger, einen Uibelthäter, so wider diese Kriegs-Artickeln, oder sonst gröblich gesündiget, arglistig und wissentlich aufnehmen, aufhalten und verhehlen, bey schimpflicher Entsetzung seiner Charge, oder wohl auch bey Leib- und Lebensstraffe.

49. Dafern auch thunlich wäre, daß ein mehreres zu diesen Artickeln gethann, oder geändert würde, so solle daßselbe durch öffentlichen Trompetenschall, oder Trommelschlag verkündiget, und darüber gleichfalls als ob es in diesen Artickeln stünde, gehalten werden.

50. Auf daß nun diese Artickeln zur jedermänniglichen Wissenschaft gelangen mögen, so sollen sie den Regimentern, und Compagnien oder Escadrons, so oft es anderweit vorgeschrieben wird, den Recrouten aber gleich bey ihrer Ankunft zum Regiment, vom Auditor, oder sonst jemanden vorgelessen, hienächst aber denen Undeütschen in ihrer Sprache wohl erkläret werden.

E y d.

Wenn nun die obstehende Kriegs-articklen vorgeles-sen, und nach der Vorschrift der Daum, Zeig- und Mit-telfinger in die Höhe gehoben worden, so wird von dem Auditor, oder sonst dazu bestellten, folgender Eyd abgeles-sen, und von jedermann laut nachgesprochen. Nähmlich:

Wir schwören zu Gott dem Allerhöchsten, und All-mächtigen einen Körperlichen Eyd, das wir dem Aller-durchlauchtigsten und unüberwindlichsten Fürsten und Herrn Herrn Franz dem zweyten; erwählten römischen Kai-ser in Germanien, zu Hungarn, Böhmen, Gallizien, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, König; Erzherzog zu Oesterreich, unserm allergnädigsten Herrn, wie auch dem heiligen römischen Reich, und von wegen seiner Kaiser-lich-Königlichen Majestät, allen derren Generalen, und Officieren, so uns in derselben Nammen vor jetzo, und ins Künftige zu befehlen haben werden, insonderheit un-sern Obersten, Obrist-Lieutenants, Obristwachtmeistern, wie auch übrigen Ober- und Unter-Officieren, gehorsamm, getreü, und gewärtig seyn, sie ehren und respectiren, ih-ren Gebothen und Verbothen treülich folgen, auf Zug- und Wachten bey Tag und Nacht, zu und vor dem Feind in Schlachten, Stürmen, Scharmützeln, Anschleegen und allen andern Gelegenheiten zu Wasser und zu Land, wie sie vorfallen mögen, auch wie, und wo es Seiner Kais. Königl. Majestät Dienste erfordern werden, uns allso tapfer, mänlich und gehorsamm erweisen, wie es ehrlichen und braven Soldaten ansteheț, und zu thun gebühret, den von seiner Kais. Königlichen Majestät bestätigten Kriegs-Artickeln in allen Punkten und Klauseln jederzeit gemäß verhalten, wider alle Sr. Kais. Königlichen Ma-

jestät Feinde, Niemanden ausgenommen, jedesmahl nach Erfordern, ehrlich, tapfer, und mannhaft fechten, und streiten, auch mit denselben durchaus keine Korrespondenz, oder Verständniß halten, niemals uns von unserm Regiment, Compagnie, Trouppen, oder Fahnen, Estandarte, absondern, und abtretten, sondern dabey leben und sterben wollen, so wahr uns Gott helfe, und das heilige Evangelium durch Jesum Christum. Amen.

Damit aber jedermann wisse, waß der Eid mit sich bringe, und welches abscheuliches Laster es seye, einen falschen zu schwören, oder den geschwornen zu brechen, so ist allhier zu bemerken, das derjenige so sich dawider versündiget ohne der weltlich hierauf ausgemessenen Straffe, auch die göttliche Rache über sich ziehet, und gleichsam Gott bittet, das er ihm niemals zu Trost und Hülfe kommen möge.

NB. Vorstehende Kriegs-Artikel rc. sind wörtlich nach einem sauberen Manuskript abgedruckt, das, wie es scheint, Eigenthum eines Bombardiers gewesen ist. Ein Auszug aus dem Dienst-Reglement ist angehängt, den wir nachliefern werden.

D. R.

Inhalt des ein und funfzigsten Bandes.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Zwei und funfzigster Band.

Viertes bis sechstes Heft.

Redakteure

C. v. Decker. L. Blesson.

Berlin, Posen und Bromberg,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1841.

I.

Etwas über die Beköstigungseinrichtungen und den neuen Feld= und Kasernen=Kochapparat für die K. K. Oesterreichische Armee.

(Mit einer Zeichnung.)

Die Korporalschaften in der Oesterreichischen Armee bestehen aus 8 bis 14 Mann, je nach Verschiedenheit der Truppen oder anderer zufälliger Umstände, und jede dieser Korporalschaften bildet immer eine Tischgenossenschaft. — Die Lebensmittel werden von den Kompagnien in Massen, und zwar im Felde in den Magazinen, oder von den Requisitions=Kommissionen gefaßt, oder in den Garnisonen [1]) gekauft, und dann an die Korporalschaften vertheilt. Die Aufsicht über die Menagegelder, die Einkäufe und Vertheilungen ꝛc. führt in jeder Kompagnie einer der ältesten Unteroffiziere. — Von jeder Tischgenossenschaft hat abwechselnd täglich 1 Mann den Dienst als Koch. Einige dieser Köche der Kompagnie fassen oder kaufen die Lebensmittel gemeinschaftlich, die dann jeder einzelne Koch, nach der Vertheilung, reiniget und kocht, und nach gehaltener Mahlzeit den Kochapparat und das

1) Hier jedoch ohne das Brod.

Geschirr putzt und aufhebt. — Die angeführten Einrichtungen sind jedoch nicht überall ganz gleich, und werden durch Lokalverhältnisse und besondere Umstände häufig modifizirt. Besonders ist dies bei der Kavallerie der Fall, da dieselbe fast durchgehend sehr zerstreut auf dem Lande einquartiert ist. —

Der neue Kochapparat, der bei der Armee von Italien durchgehend, und durch die von dort in ihre früheren Garnisonen zurückgekehrten Regimenter fast im Bereiche aller Militair-Kommandantschaften mehr oder weniger allgemein eingeführt ist, besteht aus folgenden einzelnen Gegenständen: 1) aus einem 12 — 14 Zoll im Quadrat großen, an den Rändern etwas aufwärts gebogenen Schwarzbleche; 2) aus einem gewöhnlichen 3 — 4 Zoll hohen, 8 — 9 Zoll im Durchmesser habenden, mit etwas eng liegenden Querschienen versehenen sogenannten Dreifuße, der jedoch hier auf vier Füßen stehet; 3) aus einem blechenen, inwendig gut und stark verzinnten Kochgefäße, welches mit zwei Henkelringen versehen ist, und ganz die Form eines sogenannten Bäbennapfes hat. Das Kochgeschirr ist so groß, daß in demselben ein Mittagsmahl für 8 bis 14 Mann gekocht werden kann. — Wenn der Kochapparat gebraucht werden soll, so wird zuerst das unter 1) genannte Schwarzblech irgendwo aufgelegt, und der Dreifuß daraufgestellt. Dieses Blech dient nur zur Beseitigung jeder Feuersgefahr, die in Folge etwa durch die Schienen des Dreifußes fallender glühender Kohlen, oder beim Anzünden der letzteren entstehen könnte. Sodann wird das gefüllte Kochgefäß aufgesetzt, und der als Esse dienende Kelch desselben mit nicht zu großen Holzkohlenstücken locker gefüllt. Nunmehr werden die Kohlen angezündet, indem man brennende Holzspähne

unter den Dreifuß hält, oder selbst ein kleines Spahnfeuer auf dem Schwarzbleche anmacht. Während des Kochens werden dann von Zeit zu Zeit Kohlen von oben in den Kelch geworfen. — Ref., der Gelegenheit hatte, den beschriebenen Kochapparat in Wien, Ofen und anderen Garnisonstädten zu sehen, erhielt die Versicherung, daß in demselben eine Mahlzeit trockenes Gemüse für 9 bis 11 Mann, die gewöhnliche Stärke einer Korporalschaft im Frieden, in $\frac{1}{2}$, eine dergleichen grünes Gemüse in $\frac{3}{4}$ und eine dergleichen mit Fleisch (wo dasselbe jedoch früher als das Zugemüse in das Kochgeschirr gethan wird) durchschnittlich in 1 Stunde gar gekocht werde [1]). Das Feuerungsmaterial wird dabei auf 1 bis 2 Kreuzer Schein, etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Pfennige Sächs. oder 2 bis 3 Pfennige Preuß., angeschlagen. — Die Mannschaft, die Ref. befragte, äußerte sich mit der neuen Einrichtung sehr zufrieden, bemerkte jedoch, daß bei Mahlzeiten von Fleisch mit

1) Obgleich Ref. sich in keiner Kasernenküche so lange aufhielt, um eine Garkochung abwarten zu können, sich also nicht persönlich von dem, bei so geringem Verbrauch von Feuerungsmaterial und in so kurzer Zeit zu erreichenden ungewöhnlich günstigen Erfolge überzeugen konnte: so setzt er doch in die erhaltenen Mittheilungen durchaus keinen Zweifel, sondern erklärt sich die günstigen Resultate dadurch, daß die Kohlen wahrscheinlich von besonderer Güte und im Vergleich mit anderen Orten sehr billig sind. Ferner ist nicht zu läugnen, daß die Hitze sehr konzentrirt bleibt, und die einmal glühenden Kohlen sehr wenig von ihrer Wärme verlieren, da sie nur wenig mit der Luft in Berührung kommen. — Wahrscheinlich würde ein Deckel, den Ref. nicht bemerkte, die Erfolge noch günstiger stellen, wenigstens die Speisen vor Staub 2c. bewahren. — Ueber die Dauerzeit des beschriebenen Kochapparats konnte Ref. Nichts erfahren.

Gemüse der Koch geübt und mit der Feuerung und dem ganzen Apparate genau bekannt seyn müsse, weil außerdem entweder das Fleisch oder das Zugemüse zu weich werde, oder eins davon zu hart bleibe. — Jedenfalls ist der Kochapparat sehr einfach und wohlfeil, verlangt wenig Brennmaterial, liefert in sehr kurzer Zeit bei gehöriger Vorsicht völlig gare und wohlschmeckende Speisen, und kann überall, ohne Feuersgefahr befürchten zu müssen, aufgestellt werden, ja man soll sogar auf Wagen während des Fahrens kochen können. — Die beigefügte Zeichnung (Fig. 1.) wird die Einrichtung noch deutlicher machen.

H. K.

II.

Einige Nachrichten über die Geschichte und die Formation des K. K. Oesterreichischen Rachetten-Korps, der Rachetten-Batterien, die Konstruktion der Rachetten-Gestelle, so wie über die Rachetten selbst und deren Verfertigung [1]).

(Mit einer Zeichnung.)

Von Wien aus machte Ref. einen kleinen Ausflug nach Wienerisch-Neustadt, und zwar in der doppelten Absicht: erstens, die daselbst befindliche Militair-Akademie zu besuchen, zweitens aber auch so viel Nachrichten als möglich über die Organisation, das Material und Personal des ebenfalls hier garnisonirenden K. K. Rachetten-Korps einzuziehen. Was nun den zweiten Punkt betrifft, so enthalten die nachfolgenden Zeilen alle Notizen, die während eines dreitägigen Aufenthaltes gesammelt wurden.

1) Nachstehender Aufsatz ist einem Tagebuche entnommen, welches Ref. auf einer Reise durch einen größern Theil der Oesterreichischen Monarchie führte.

Nächst England ist Oesterreich unstreitig derjenige Staat, welcher die großartigsten und kostspieligsten Versuche mit Kriegsrachetten ausführen ließ, um zu Resultaten zu gelangen, welche die Bildung eines Systems möglich machten. — Schon im Jahre 1815 befand sich in dem für die Belagerung von Hüningen bestimmten Haupt-Belagerungsparke eine Oesterreichische Brandrachetten-Batterie.

Der jetzige General-Major Baron Augustin (Kommandant des Feuerwerks- und des Rachetten-Korps und Inhaber des 3ten Artillerieregiments) hatte in den Jahren 1813 und 14 Gelegenheit, die vorzüglichsten Einrichtungen in Bezug auf Kriegsrachetten kennen zu lernen. Von seiner eigenen Regierung (soviel Ref. bekannt: der Schwedischen) mit seinen Vorschlägen und Entwürfen zurückgewiesen, trat er als Hauptmann in die Oesterreichische Artillerie, wo er für seine Vorschläge ein geneigteres Ohr fand, und die eben erwähnte erste Oesterreichische Rachetten-Batterie, so wie das dazu nöthige Laboratorium organisirte.

Nach Beendigung des Französischen Krieges wurde unter Direktion des Generals v. Augustin in Wienerisch-Neustadt, wo sich bereits das K. K. Feuerwerks-Korps mit seinem Laboratorium befand, ein besonderes Rachetten-Korps mit einem eigenen Laboratorium gegründet. Ungeachtet einer Menge Schwierigkeiten und Einwendungen von vielen Seiten her, gelang es doch der unermüdeten Thätigkeit des Generals, dem neugeschaffenen Korps eine solche Einrichtung zu geben, daß schon in dem Feldzuge 1821 in Italien der Armee mehrere Batterien folgen konnten. — Die Umstände gestatteten jedoch, so wie schon früher vor Hüningen, auch im

Italien nicht, Resultate zu erlangen, welche geeignet gewesen wären, die dem Systeme von zahlreichen Gegnern gemachten Einwürfe zu beseitigen.

Demungeachtet setzte man die kostspieligen Untersuchungen und die sich daraus ergebenden Verbesserungen fort, und brachte das System zu immer größerer Vollkommenheit.

Endlich stellte sich dem damaligen Obersten, Baron Augustin, mitten im Frieden eine Gelegenheit dar, die Brauchbarkeit und Wirksamkeit seiner Geschosse, wenigstens im Belagerungskriege, auf das Glänzendste darzuthun.

Auf Befehl Sr. Majestät des verstorbenen Kaisers Franz wurde nämlich im September 1829 der bei Linz, nach den Angaben des Erzherzogs Maximilian K. H. erbaute und armirte Fortifikations-Thurm beschossen und beworfen, um dessen Widerstandsfähigkeit zu prüfen. — Bei dem aus Wien und Budweis zusammengezogenen Artillerietrain befanden sich auch, außer den nöthigen leichten und schweren Feld- sowie Belagerungs-Kanonen und Wurfgeschützen, Rachetten Batterien von allen Kalibern. — Der Erfolg, dessen sich Baron Augustin zu erfreuen hatte, war gewiß ein ungewöhnlicher zu nennen, und da Ref. zufällig Gelegenheit fand, den Bericht, der über die stattgefundene Beschießung und Bewerfung an Se. Majestät den Kaiser eingereicht wurde, einzusehen, so steht derselbe nicht an, jenen Bericht, insoweit er die Rachetten-Batterien betrifft, mitzutheilen.

In und bei den gegen den Fortifikations-Thurm gerichteten Angriffsarbeiten waren überhaupt 5 Rachetten-Batterien aufgestellt worden. Zwei derselben lagen in den Crochets der gegen 500 Schritt vom Thurme

entfernten, und gegen 130 Schritt langen ersten Parallele. Die im rechten Flügel-Crochet liegende Batterie (No. 14.) war mit 2 der 12pfündigen Rachettengeschütze, die im linken (No. 15.) mit 2 der 12pfündigen und 3 der 6pfündigen armirt worden. Zwei andere Batterien etablirte man hinter deckenden Terraingegenständen, und zwar die eine (No. 12.) auf 380, die andere (No. 13.) auf 325 Schritt Entfernung vom Thurme. Von diesen beiden Batterien wurde nur aus der No. 12, die 3 der 12pfündigen Rachettengeschütze enthielt, gefeuert. Endlich die 5te Batterie wurde auf 150 Schritt Entfernung erbaut, und mit der kleinsten Gattung von Rachettengeschützen bewaffnet. — Sie sollte gleichzeitig mit Jägern, welche in ihr zur Seite ausgehobenen Gräben lagen, die Erbauung der gegen 50 Schritt vom Thurme entfernten Breschbatterie decken.

Am 18. September geschahen aus den beschriebenen Batterien 216 Rachettenwürfe, nämlich: 1) 72 Würfe mit 6pfündigen Rachetten unter 50° Richtungswinkel; 2) 72 Würfe mit 12pfündigen Rachetten unter 50°, und 3) 72 Würfe ebenfalls mit 12pfündigen Rachetten, aber unter 60° Richtungswinkel. Die 6pfündigen Rachetten trugen bei diesen Versuchen 18pfündige Grenaden mit 20 Loth Sprengladung, die 12pfündigen Rachetten hingegen 24pfündige Bomben mit 24 Loth Sprengladung. Die Bewerfung dauerte 2½ Stunden.

Den 19. September spielten die Rachettenbatterien wieder, und es geschahen während 2 Stunden 170 Wurf, und zwar nur mit 12pfündigen Rachetten, die dieses Mal 30pfündige Bomben nach dem Thurme trugen. 50 dieser Rachetten wurden unter 50°, die übrigen unter

55° Elevation abgefeuert. Ueberhaupt sind demnach 386 Wurf geschehen.

Von den 386 mittelst Rachetten gegen den Thurm geschleuderten Bomben und Grenaden fielen 119 auf das sogenannte Verdeck desselben, die übrigen in den Graben oder auf das Glazis.

Wenn man bedenkt, daß der Radius des Thurmverdeckes nur gegen 8 Wiener Ruthen beträgt, so muß man gewiß darüber erstaunen, daß 0,31 der geschehenen Würfe als absolute Treffer erscheinen, ein Resultat, welches man bei auf gewöhnliche Art geworfenen Hohlgeschossen als günstig ansehen würde. In der That trafen auch von 268 bei denselben Versuchen aus Mörsern und Haubitzen geworfenen Bomben und Grenaden nur 91 die Oberfläche (das Verdeck) des Thurmes, was 0,34 der geschehenen Würfe als absolute Treffer giebt. Ueberdies waren es nach der allgemeinen Ueberzeugung gerade die Rachetten, die im Verein mit den 60pfündigen Bomben die zerstörendste Wirkung hervorbrachten.

Seit dieser Zeit gewannen die Rachetten-Batterien immer mehr an Ansehen, man theilte der Reserve-Artillerie der aktiven Armee von Italien dergleichen zu, und es befanden sich 1834 bei der um Verona versammelten Armee von 80,000 Mann 5 Rachetten-Batterien, von denen 2 oder 3 fahrende waren. — Diese Batterien zogen die Aufmerksamkeit aller fremden Offiziere im höchsten Grade auf sich, und den darüber eingezogenen Nachrichten zufolge wurden sie bei den ausgeführten großartigen Manövern bald der Reserve zugetheilt, bald folgten sie einzelnen Truppentheilen, je nachdem es die Umstände zu verlangen schienen. Ueberhaupt war man bemüht,

Grundsätze zu einer Taktik für diese neue Artilleriewaffe aufzufinden, und es ist nur zu beklagen, daß über die erlangten Resultate Nichts bekannt geworden ist. — Auch die hier angestellten Schießübungen geben Gelegenheit, sowohl das Material und die Geschicklichkeit der Bedienung der K. K. Rachetten-Batterien, als auch die Treff-fähigkeit der Rachetten überhaupt ans Licht zu stellen; denn es trafen bei 800 Schritt Entfernung ⅞ der geworfenen Rachetten ein Ziel, welches einem Bataillon in Divisions-Kolonne (im Oesterreichischen Sinne des Wortes) entsprach. — Auch dem Feinde gegenüber, wiewohl nur im kleinen Kriege, haben sich die Rachettengeschütze vollkommen bewährt. Es befand sich nämlich bei den Truppen, welche 1836 die die Ungarische Grenze verletzenden Räuberbanden zurückschlugen, und mehrere ihrer Schlösser erstürmten und zerstörten, eine Abtheilung des Rachetten-Korps, und dasselbe soll hier bei mehreren Gelegenheiten so wesentliche Dienste geleistet haben, daß man es bei dem in diesem Jahre erfolgten Einfalle der Montenegriner sehr beklagt hat, keine Rachetten-Abtheilung bei der Hand gehabt zu haben. — Endlich haben auch noch neuere Versuche, und namentlich die wiederholten Beschießungen und Bewerfungen der Maximilian'schen Thürme um Linz (eine der umfassendsten geschah im November 1836), bei denen Rachetten-Batterien thätig waren, die bereits erhaltenen günstigen Resultate mehr und mehr befestiget.

Beim Regierungsantritte des jetzt regierenden Kaisers bildete das Rachetten-Korps 1 Bataillon zu 6 Kompagnien, von denen eine jede 4 Batterien zu 6 Rachetten-Geschützen bediente. Die Hälfte dieser Batterien sind fahrende. In Folge der theilweisen Reduktion der

Oesterreichischen Armee wurden jedoch im Sommer 1836 auch 2 Kompagnien des Rachetten-Korps aufgelöst, so daß dasselbe jetzt nur noch aus 16 Batterien besteht.

Nachdem Ref. das Geschichtliche des Oesterreichischen Rachetten-Korps, sowie die durch Versuche ꝛc. sich herausgestellte Wirkungsfähigkeit der Rachettengeschütze den geehrten Lesern mitgetheilt hat, so beeilt sich derselbe, nun dasjenige niederzuschreiben, was ihm über die Zusammensetzung, Stärke, Bedienung ꝛc. ꝛc. der einzelnen Batterien bekannt geworden ist.

Die Batterien sind, wie bereits früher erwähnt, zur Hälfte Fuß- und zur Hälfte fahrende Batterien, und jede enthält 6 Rachetten-Geschütze. Jede Batterie wird durch einen Offizier (Lieutenant), dem 1 Oberfeuerwerker, 1 Feuerwerker und 4 Unteroffiziere beigegeben sind, befehligt. Der Oberfeuerwerker ist zweiter Batteriekommandant, der Feuerwerker besorgt die Munition, 1 Unteroffizier ist bei den Wagen, und von den übrigen 3 Unteroffizieren kommandirt je 1 zwei Geschütze. Bei den Fuß-Batterien sind nur die Offiziere und Feuerwerker, bei den fahrenden Batterien alle Ober- und Unteroffiziere beritten. Die Bedienungsmahnschaft jedes Rachettengeschützes besteht aus 1 Bombardier und 4 Kanonieren, von denen 1 bei den Wagen zurückbleibt. — Der Park jeder Rachetten-Batterie besteht, außer dem bei der Oesterreichischen Artillerie überhaupt etwas zahlreichen Fuhrwesen, aus 6 Munitions-Karren, von denen ein jeder das Material zu 100 verschiedenartigen Würfen enthält. Um diese Munitionswagen, die den Bewegungen der Batterie folgen, soviel als möglich vor dem feindlichen Feuer zu sichern, und so wenig wie möglich unmittelbar ins Gefecht zu verwickeln, so werden diesel-

den in entsprechenden Entfernungen hinter deckenden Terraingegenständen zurückgelassen, sobald die Batterie zum Feuern aufmarschirt. Da diese Entfernungen aber oft so groß sind, daß eine unmittelbare Versorgung der Batterie mit Munition unmöglich wird, so folgen jedem Geschütze, wie bei den ordinairen Feldbatterien, 2 Packpferde unmittelbar ins Gefecht. Diese Packpferde werden von einem berittenen Fuhrwesensoldaten geführt, haben eigenthümlich konstruirte Packsättel, und tragen in denselben, je nach dem Gewichte und der Art der Rachetten, eine gewisse Munitionsmenge. Außerdem trägt, mit Ausnahme des Stativträgers, jeder beim Geschütz sich befindende Mann der Bedienung der Fuß-Feld-Rachetten-Batterien einen 6pfündigen Rachettenwurf nebst Stab (der als eiserner Bestand sogleich immer wieder ergänzt wird) in einer rauhledernen Tasche bei sich. Bei den fahrenden Rachetten-Batterien fallen die Packpferde weg, da hier die Wurstwagen Gelegenheit geben, 63 Wurf pro Geschütz unmittelbar bei sich zu führen. Diese mit 4 Pferden bespannten Wurstwagen sind sehr leicht, und, wenn Ref. nicht irrt, mit ganz unterlaufenden Rädern gebaut. Ueber den Schwung- oder Tragebäumen, oder bei nicht ganz unterlaufenden Rädern über dem Langbaume, befindet sich ein Kasten, der sich zwischen den Hinterrädern öffnet, und der in 3 Reihen über einander 63 Rachettenstäbe enthält. Auf der obern Decke dieses Kastens ist nach den Vorderrädern zu die Wurst angebracht, auf welcher, durch rechts und links der Wurst hängende Stehbretter gestützt, 4 Mann bequem reiten können. Ueber dem Hintergestelle, ebenfalls auf der oberen Decke des Kastens für die Stäbe, ist ein zweiter großer, mit einem runden, von wasserdichter Leinwand ge-

fertigten Deckel versehener Kasten befestiget, welcher die Rachetten mit ihren Projektilen enthält. Unmittelbar über dem Vordergestelle schien dem Ref. noch ein besonderes Kästchen (vielleicht zu Requisiten) angebracht zu seyn.

Wenn die Rachetten-Batterien in so unwegsamem Terrain manövriren sollen, daß ihnen weder die Munitions- noch Wurstwagen, noch Packpferde folgen können (welcher Fall bei der Beweglichkeit der Batterie sehr oft vorkommen wird), so erhält jeder Mann der der Batterie-beigegebenen Bedeckung eine Rachette nebst Stab zu tragen.

Was nun das Exerzitium der Rachetten-Batterie betrifft, so kann Ref. nur von demjenigen der fahrenden Batterien berichten, da er lediglich einer Exerzirübung dieser, aber nicht denen der Fuß-Batterien beiwohnte. Es ist übrigens wohl anzunehmen, daß das Exerzirreglement bei beiden Batteriearten, so weit es die Umstände erlauben, möglichst übereinstimmend ist.

Bei allen Reisemärschen und im Schritt auszuführenden Bewegungen außerhalb des feindlichen Feuers geht die Bedienungsmannschaft neben oder hinter dem Wurstwagen her. Sobald sich jedoch die Batterie in erhöheten Pferdegängen bewegt, was innerhalb des feindlichen Feuerbereichs wo möglich immer geschehen soll, so sitzt die Mannschaft auf, und der Träger des Stativs oder Schußgestelles nimmt dasselbe vor sich auf den Schooß [1]). Wenn die Batterie aufmarschiren soll, ent-

---

1) Bei erhöheten Pferdegängen und unebenem Terrain stoßen bekanntlich die Wurstwagen ungemein. Es liegt daher nicht im Bereiche der Unmöglichkeit, daß dem Stativträger

weder um eine Stellung zu nehmen oder zum Feuern, so geht sie außerhalb des feindlichen Feuers aus dem Kolonnen- in den Frontmarsch über. Die Geschützintervallen sind dabei sehr verschieden, und richten sich nach dem Terrain oder anderen Umständen. Es wurde dem Ref. versichert, daß man bequem bis auf 5 Schritt herabgehen könnte. Die Front einer solchen Batterie im Gefecht würde demnach 25 bis 30 Schritt betragen, das ist nur so viel, als eine gewöhnliche Feldbatterie an Raum nöthig hat, wenn sie en Parc (dicht aufgeschlossener Frontmarsch) vorgehen soll. Daher, und weil ein zum Gefecht aufgestelltes Rachetten-Geschütz nur eines Flächenraums von 2 bis 3 Quadratschritten bedarf, kommt es auch, daß es dem einen bei jeder Batterie stehenden Offizier möglich wird, dieselbe gut zu leiten und im Gefecht zu übersehen, und daß diese Batterien eine ungleich größere Beweglichkeit als gewöhnliche Feldbatterien besitzen, und in dem verwickeltsten Terrain verwendet werden können [1]). Sobald man der Frontlinie, welche die Batterie einnehmen soll, auf 20 bis 30 Schritte nahe gekommen ist, so machen die Wurfwagen Halt und die

---

das ziemlich schwere Stativ entfällt. Gewiß würde es unter diesen Umständen zweckmäßig und keinen großen Beschwerden unterworfen seyn, wenn man eine Befestigungsvorrichtung anbringen wollte. Vielleicht ist auch eine dergleichen vorhanden, und sie ist nur dem Ref. entgangen.

1) In der Oesterreichischen Artillerie werden übrigens die Feldbatterien durchgehends nur von einem Offizier befehligt. Dieses anscheinende Mißverhältniß wird jedoch durch die bei den Batterien stehenden Feuerwerker, aus denen lediglich die Artillerieoffiziere hervorgehen, und welches daher immer ausgezeichnete Männer sind, die schon länger gedient haben, ziemlich ausgeglichen.

Mannschaft springt ab. Der Stativträger läuft mit dem richtenden Bombardier in die durch die berittenen Unteroffiziere bereits angedeutete Frontlinie vor, und stellt das Stativ oder Wurfgestell möglichst fest. Gleichzeitig öffnet der dritte Mann den Munitionskasten und nimmt einen Schuß heraus. Ebenso öffnet der vierte den Stabkasten und entnimmt einen Stab. Beide laufen dann zum Geschütze vor, verbinden hier den Stab mit der Rachette, übergeben diese der Mannschaft am Stativ und kehren zum Wurfwagen zurück, um neue Munition zu holen. Die Rachette wird dann, wie weiter unten beschrieben, eingelegt, gerichtet und abgefeuert. Wird der Befehl zum Aufsitzen gegeben, so hebt die Mannschaft am Stativ dasselbe sogleich aus, legt es zusammen, eilt zu den Wurfwagen und sitzt mit der übrigen Mannschaft, die unterdessen die Stab- und Munitionskastendeckel geschlossen hat, möglichst schnell auf. Noch ist zu bemerken, daß die Wurfwagen während des Feuergefechts der Batterie zum Avanziren stehen bleiben, und daß sie dieselben Bewegungen, und zwar in allen Pferdegangarten, auszuführen haben, wie die sogenannten Kavallerie-Batterien, an deren Stelle zu treten die fahrenden Rachetten-Batterien vorzüglich bestimmt sind.

Abgesehen von der Eintheilung in fahrende und Fuß-Batterien, hat man in Oesterreich, was die Schwere des Kalibers der Rachetten betrifft, jetzt vorzüglich zweierlei Arten von Rachetten-Batterien, nämlich 6pfündige und 12pfündige, die ihre Benennung nach den Rachetten erhalten, die incl. des Stabes entweder 6 oder 12 Pfund wiegen. Die Stative (Schußgestelle, Laffeten) für beide Gattungen sind ganz gleich konstruirt, und nur in ihren Dimensionen etwas verschieden. Die 6pfündigen Rachet-

ten=Batterien sind die eigentlichen Feldbatterien, jedoch sollen auch 12pfündige in den Reserveparks neben den leichten 18pfündigen Kanonenbatterien mitgeführt werden. Die 6pfündigen Rachetten sind entweder mit Kartätschenbüchsen, welche 6löthige Bleikugeln enthalten, oder mit 18pfündigen (5zöll.) Grenaden, oder mit 6= oder 12pfündigen Vollkugeln verbunden. Die 12pfündigen Rachetten sind hingegen bestimmt, 12= oder 18pfündige Vollkugeln, und 24= oder 30pfündige Bomben zu schleudern. Ein gewisser Theil der Rachetten ist nur mit Blechkapseln versehen, die nach Art der Karkassen mit geschmelztem Brandkugelsatz gefüllt sind. Endlich führt man außer den 6= und 12pfündigen Rachetten für besondere Fälle noch 1= und 3pfündige Rachetten bei den Feldausrüstungen mit. Ob man für dieselben besondere Schußgestelle hat, oder ob man dieselben auf die 6pfündigen Gestelle legt, ist dem Ref. unbekannt geblieben.

Mit den 6pfündigen Rachetten wirft man, wenn die Sicherheit des Schusses nicht verloren gehen soll, nur bis auf 1500 Schritt, mit den 12pfündigen bis auf 2500. Die Rachette an und für sich treibt das Projektil bis auf 7 — 800 oder bis auf 11 — 1200 Schritt, theilt aber dem letzteren eine Flugkraft mit, durch welche dasselbe bei hoher Elevation mit dem ersten Aufschlage, oder bei geringer Elevation rollend oder rikochettirend die angegebenen Entfernungen erreicht. Wenn übrigens bei günstigem Terrain gerollt werden soll, so giebt man der Rachette eine Elevation von 3°.

Was nun die Konstruktion eines 6pfündigen Rachettengestelles oder Stativs anbelangt, so ist dieselbe etwa wie folgt (Fig. 2.) ausgeführt.

An dem hohlen, mit drei Lappen b versehenen eisernen

nen Zylinder a sind drei starke, mit eisernen Schuhen beschlagene Füße, durch Lappenschrauben o beweglich fest angeschraubt. Die Füße lassen sich daher, wie bei Mensalstativen, zusammenlegen, und werden dann durch einen angeschobenen Ring oder einen umgeschnallten Riemen zusammengehalten. Auf dieses Untergestelle wird das mit einer Richtmaschine verbundene Rachettenlager (der Aufsatz) gesetzt. Beiden dient eine eiserne Scheibe d, die den Zylinder a des Untergestelles mit einem Rande umgreift, als Basis. In der Mitte dieser Scheibe d befindet sich auf der unteren Fläche ein massiver, metallener Zylinder e, welcher genau in die Hohlung des Zylinders a paßt, und somit die Horizontaldrehung des Rachettenlagers (die Richtung) möglich macht. Soll die Horizontalbewegung gehemmt, d. h. das Untergestelle mit dem Aufsatze zu einem Ganzen verbunden werden, so wird die Preßschraube x angezogen. Dieses geschieht immer, sobald die Richtung genommen ist. — Auf der Mantelfläche der Scheibe d sind an den Enden eines Durchmessers derselben zwei eiserne Stützen f und f', die eine Gabel bilden, befestiget. Zwischen denselben bewegt sich eine Schiene y, die mit ihren Zapfen in Zapfenlagern ruhet, die in den obern Enden der Stützen f, f' angebracht sind. Auf dieser Schiene y, gleichweit von ihrer Mittellinie ab, stehen zwei vertikale Becken h, h', die, im Verein mit jener Schiene, die Lagerrinne des Rachettenstabes bilden. Die Dimensionen dieser Lagerrinne sind so angeordnet, daß der Rachettenstab gerade darin Platz findet, ohne geklemmt zu werden. Um die Stäbe in der Lagerrinne festzuhalten und das große Vordergewicht der Rachetten aufzuheben, hat man auf dem obern Rande jedes Beckens eine Vorlegeschiene i und i'

angebracht. Dieselben drehen sich horizontal um vertikale Zapfen, und werden, wenn sie vorgelegt sind, auf dem gegenüberliegenden Becken durch einen vertikalen, mit einem breiten Kopfe versehenen Zapfen festgehalten. Die Schienen selbst haben kleine Einschnitte, mittelst welcher sie die zuletzt genannten Zapfen etwas umgreifen.

Die Richtmaschine anbelangend, so bestehet dieselbe aus einer eisernen Platte k, die ziemlich dicht an der innern Fläche der rechten Gabelstütze f, also in einer lothrechten Ebene liegt, und mit ihrem oberen Ende an die untere Fläche der Sohlschiene y befestiget ist. Der untere Rand dieser Platte k ist als Zahnrad gearbeitet, und greift in die Zähne des Stirnrades g der Horizontalspindel l ein. Diese Spindel dient als Triebstock, und hat außer dem Stirnrade g noch ein Sperrrad n, welches an der innern Wand der linken Gabelstütze f' anliegt. Die zum Sperrrade n gehörende Sperrklinke m muß so einfallen, daß das Plongiren der eingelegten Rachette verhindert wird, weil hier keinem Hinter-, sondern einem Vordergewichte entgegenzuwirken ist. Die äußere Fläche der Platte k ist endlich noch mit einer nach Versuchen aufgetragenen Gradeintheilung von 2—2 Grad versehen. Um diese Gradeintheilung richtig ablesen, und außerdem das ganze Stativ möglichst vertikal und respektive horizontal aufstellen und dann der Rachette mittelst der ganzen Richtmaschine die entsprechende Elevation geben zu können, befindet sich in der rechten Gabelstütze f ein Ausschnitt, innerhalb dessen sich ein Pendel frei bewegt. Dieser zeigt auf dem Gradbogen den Winkel an, unter welchem die Lagerrinne, und mithin auch die eingelegte Rachette, gegen den Horizont geneigt ist, und muß sich mit seiner Spitze, wenn anders das Stativ

richtig stehet, lothrecht über einem Punkte oder einer festen Spitze o im untern Theile des Ausschnittes befinden. Noch ist zu bemerken, daß die Zähne der Platte k des Stirnrades g und des Sperrrades n so gearbeitet sind, daß sie einem Winkel von 1 Grad entsprechen.

Da die Oesterreichischen Kriegsrachetten durch Zündhütchen gezündet werden, so befindet sich auf einer Verlängerung der Platte k ein Perkussionsschloß mit Federn, welches durch ein eisernes Kästchen g gedeckt wird. Das Schloß und das durch die Platte k gebohrte Zündloch ist so gestellt, daß letzteres genau mit dem Zündkanal der Rachette, wenn diese richtig eingelegt ist, korrespondirt. Das Abdrücken des Schlosses geschieht durch einen Ruck an der mit einem Knebel versehenen und dem Abzuge verbundenen Kette r. Das Schloß muß übrigens möglichst leise in den Federn stehen, damit der Ruck nur leicht zu seyn braucht, weil außerdem die gegebene Richtung verloren gehen würde, besonders wenn es der Boden nicht erlaubt, die Füße des Stativs fest und tief in den Boden zu drücken.

Endlich in Ansehung der Rachetten selbst, so werden dieselben in (soviel Ref. erinnerlich: genieteten) Hülsen von Eisenblech geschlagen, und zwar so fest, daß der geschlagene Satz selbst wie Metall erscheint. Das Schlagen geschieht aber nicht wie gewöhnlich, sondern mittelst einer Maschine, die mit dem Stempel einer Geldprägemaschine viel Aehnlichkeit hat. Soll geschlagen werden, so wird die Hülse in einen eingemauerten Satzstock eingelassen, und 1,5 Loth Satz in die Hülse eingeschüttet. Diese Satzmenge wird dann von dem, durch lange, an ihren Enden mit Kugeln beschwerte Hebelarme in Bewegung gesetzten Schraubenstempel mit einer Kraft von

2 *

197 Zentnern bis zur Stärke eines Bogens fein Papier zusammengeschlagen. Nach jedem Schlage bewegt sich der Schraubenstempel durch Bewegung rückwärts so weit aufwärts, daß man neuerdings die konstante Satzmenge von 1,5 Loth einschütten kann. Durch die ungewöhnliche Kraftäußerung, mit welcher auf die beschriebene Art die Oesterreichischen Rachetten geschlagen werden, erhält der Satz, wie schon erwähnt, eine solche Festigkeit, daß bei angestellten Wurfversuchen mit Rachetten, bei denen man mit möglichster Vorsicht die Hülsen abgenommen hatte, und man den Stab bloß durch Anbinden an die nackte Rachette befestigte, die vorigen Entfernungen und erhaltenen Abweichungen nur wenig, respektive geringer oder größer waren, als die mittlern Entfernungen und Abweichungen vollständiger Rachetten [1]).

---

1) Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sowohl die innigste und gleichförmigste Mischung des Satzes, als auch das gleichförmig feste Schlagen desselben, sehr wesentlich auf die Güte der Rachette einwirkt. Soweit jedoch Ref. die Rachettenfabrikation verschiedener Artillerien bekannt geworden ist, so scheint es, als berücksichtige man den letzten Punkt immer noch zu wenig. Der Satz wird nämlich um so weniger dicht zusammengeschlagen, jemehr sich die Rachettenhülse füllt, denn es vermindert sich gleichzeitig die Fallhöhe, und mithin die ausgeübte Druck- oder Schlagkraft. — Eine konstante Fallhöhe würde demnach eine vorzügliche Eigenschaft jeder Rachettenschlagmaschine seyn. Ob dieselbe leichter bei Schraubenpressen (wie die in Wienerisch-Neustadt, und die nach diesen in Warschau erbauten), oder bei Maschinen-Rammen zu erlangen sey, würden nur sehr gründliche technische und mechanische Untersuchungen bestimmen können. Vielleicht könnte bei

Wenn die Hülse, die vom Brandloche nach dem Kopfe zu geschlagen wird, so weit gefüllt ist, als es die Vorschrift bestimmt, so legt man einen in seiner Mitte durchstochenen Pappdeckel auf die Masse. In den kreisförmigen Durchstich desselben wird ein hölzerner hohler Zylinder, der zur Aufnahme des Brandes bestimmt ist, eingesetzt, und dann werden alle Fugen verklebt. Auf den erwähnten Pappdeckel wird nun ein Thonvorschlag gesetzt, der so hoch ist, als der hölzerne Zylinder. Ist der Thonvorschlag gänzlich ausgetrocknet, so wird ein zweiter Pappdeckel aufgelegt, und ebenfalls sorgfältig verklebt. Ist die Rachette so weit fertig, so kommt sie auf die Bohrbank, wird hier ausgebohrt und mit einem zylindrischen Zündkanal versehen. Endlich wird auch die untere Oeffnung so wie der Zündkanal verschlossen, um den Satz soviel als möglich gegen Feuchtigkeit, und den unteren Rand, sowie die innere Fläche der Bohrung gegen das Abbröckeln und andere Beschädigungen zu schützen. — Die Bohrung selbst ist konisch, reicht nicht ganz bis zum ersten Pappdeckel, und muß mit der äußersten Vorsicht ausgeführt werden, weil die Güte derselben sehr wesentlich auf das Flattern und Abweichen der Rachetten in und aus der Flugbahn einwirkt. Als Haupteigenschaften einer guten Bohrung werden in Oesterreich verlangt: a) ihre Achse muß mit der Achse der Rachette mathematisch zusammenfallen; b) die konische Form muß durchaus

---

Beantwortung dieser Frage der Umstand entscheidend werden, daß (wenn es sich, wie Ref. vermuthet, ergeben sollte) die bei Schraubenpressen rotirend wirkende Kraft eine ungleichförmige Zusammendrückung des Satzes veranlaßt.

regelmäßig, und c) die Mantelfläche muß möglichst eben und gleichmäßig fest seyn.

Der, wenn Ref. nicht irrt, papierne Brand steckt mit dem einen Ende in dem oben beschriebenen, hölzernen Zylinder, mit dem andern hingegen in der hölzernen Branderröhre des Hohlgeschosses, welches die Rachette forttreiben soll. Der erstere Theil des Brandes ist nun mit losem Pulver gefüllt und dient bloß als Leitfeuer, um den Brandersatz zu zünden, wenn die Rachette ausgebrannt, und als Schlag, um die Rachettenhülse vom Projektile möglichst schnell zu trennen. Um dieser Trennung noch weniger Hindernisse entgegenzusetzen, sind die Projektile mit den Rachetten nur durch angeleimte und etwas angeschnürte Leinwandstreifen verbunden. Sind die Rachetten nicht bestimmt, Hohl- oder Brandkugeln zu schleudern, so fällt natürlich der eigentliche Brand weg, und es bleibt nur der Schlag von losem Pulver, der bei Kartätschbüchsen ungleich stärker geladen ist, weil er (ähnlich wie bei den Granat-Kartätschen) die Zerreißung der Büchse mit bewirken muß.

Ueber den Rachettensatz an und für sich kann Ref. in der That nur sehr wenig mittheilen, da in das Innere des Laboratoriums zu dringen ganz unmöglich ist. Man hat indeß demselben versichert, daß der Satz nur aus Salpeter, Schwefel, Kohle und Mehlpulver gemischt sey, und daß ganz bestimmt keine anderen Substanzen dazukommen. Das Mischungsverhältniß und die Bearbeitung selbst sind aber das strengste Geheimniß, und es giebt im ganzen Rachettenkorps nur sehr wenig Eingeweihte. Die Arbeiter im Laberatorium sind noch überdies vereidet, würden aber auch, selbst wenn sie ihren Eid brechen wollten, wenig verrathen können, da jeder

Arbeiter immer nur einen gewissen Theil der Arbeit ausübt, ohne den Zusammenhang derselben mit dem Ganzen oder die spezielle Bestimmung zu kennen [1]).

Was die Rachettenstöcke anbelangt, so werden dieselben aus ganz trockenem, reinem Tannen- oder Fichtenholze gemacht, und fest zusammengebunden und gepreßt aufbewahrt. Bei den Rachettenstäben wird besonders darauf gesehen, daß sie durchgehend bei der einmal festgesetzten, durch Versuche und Berechnung gefundenen normalen Länge (bei den 6pfündigen Rachetten 5′ W.), und Stärke, von einem gewissen, mittleren Gewichte nicht bedeutend abweichen, und ferner, daß sie ganz gerade sind, weil im entgegengesetzten Falle das richtige

---

1) Ref. ist übrigens der Ansicht: daß allerdings die glückliche Wahl der zu verwendenden Substanzen, so wie die Mengungsverhältnisse derselben unter einander zu den wichtigsten Bedingungen gehören, durch deren Erfüllung man brauchbare Kriegsrachetten wird herstellen können — allein er kann sich nicht mit der Meinung Vieler vereinigen, daß die Zusammensetzung des Satzes die Hauptsache sey, daß es nur einen guten Satz gebe, in dessen Besitz die Oesterreichische und Englische Artillerie sich befinde, und den man um jeden Preis sich zu verschaffen suchen müsse. Ref. behauptet hingegen, daß es verschiedene Sätze giebt, durch die man gleich günstige Erfolge erlangen kann, wenn nur der gewählte Satz in einem richtigen Verhältniß zu der ihm durch das Schlagen gegebenen Dichtigkeit steht. Außerdem üben natürlich das gleichförmige Schlagen, das Bohren, die Länge, Schwere, Form und Anbringung des Stabes, die Entzündungsvorrichtung rc. sehr großen — weniger hingegen das Material und die Beschaffenheit der Hülse — Einfluß aus. Ref. stützt sich bei dieser Behauptung auf die hier mitgetheilten Versuche, und auf andere, von sachverständigen, glaubwürdigen Männern erhaltene Mittheilungen.

Verhältniß zwischen Rachette und Stab gestört wird, und bei krummen Stäben die Rachetten flattern und nur zufällig das gewünschte Ziel erreichen. Um diese Bedingungen zu erfüllen, d. h. möglichste Gleichförmigkeit hervorzubringen, verwendet man nur das beste, älteste Holz, und fertiget die Stäbe auf einer Hobelmaschine, die vom Wasser getrieben wird und so konstruirt ist, daß mit einem Rucke alle vier Seiten des Stabes abgezogen sind. Das Verpacken und Aufbewahren der fertigen Stäbe in gepreßten Packeten geschiehet nur, um das Werfen und Ziehen zu verhüten.

Die Verbindung der Rachette mit ihrem Stabe erfolgt sehr einfach dadurch, daß man den oberen, etwas zugespitzten Theil des Stabes in eine blechene Kapsel einstößt, die zu diesem Zwecke an der untern äußeren Mantelfläche der Rachettenhülse angebracht ist.

Als etwas Eigenthümliches ist noch zu erwähnen, daß die Rachetten, wie es schon die Einrichtung und Anbringung des Perkussionsschlosses angiebt, nicht von hinten, sondern von der Seite gezündet werden. Es befindet sich deshalb ziemlich am untern Ende der Rachette ein Zündkanal, der durch die Hülse und den Satz gebohrt ist. Beim Werfen wird dann die Rachette so in das Lager eingelegt, daß die äußere Oeffnung dieses Zündkanals mit der Oeffnung des Pistons, auf dem das Zündhütchen steckt, zusammentrifft. — Seit Einführung der Perkussionszündung bemerkte man jedoch, daß die Rachetten gegen früher, wo dieselben wie gewöhnlich von hinten mittelst einer Anfeuerung und des Anzündebrändchens (Zündlichts) abgefeuert wurden, ungemein unsicher flogen. Nach mehreren vergeblichen Untersuchungen und Abänderungen kam man endlich auf die Idee, die Ursache der

erhaltenen Abweichungen könne nur darin liegen, daß bei der Detonation der Zündhütchen, durch die Heftigkeit des Zündstrahls, dessen Stichflamme die dem Zündkanal gegenüber liegende Fläche der Ausbohrung trifft, gleichzeitig auf verschiedenen Punkten der Mantelfläche der Bohrung eine ungleiche Satzmenge entzündet würde. — Diesem Uebelstande zu begegnen, leimte man der innern Oeffnung des Zündkanals gegenüber ein in Leim getränktes Stückchen Leinwand fest, um dadurch die Heftigkeit der Stichflamme zu vermindern. Zur größten Genugthuung für die gehabten Mühen bei früheren, mißlungenen Versuchen, ergab sich diese Anordnung als vollkommen entsprechend.

Ref. schließt hier mit der Bemerkung, daß das Mitgetheilte in der Hauptsache keine (wenigstens nicht wissentlich) falschen Angaben enthalten wird. Da es jedoch leicht möglich ist, daß Jemand noch sichrere und vollständigere Nachrichten besitzt, als Ref., so würde es demselben sowohl für seine Person, als auch im allgemeinen Interesse sehr erwünscht seyn, wenn die in vorliegenden Zeilen gegebenen Beschreibungen und Notizen berichtiget und vervollständiget würden.

H. K.

III.

Ueber das Uebersetzen von Infanterie mit Pontons.

Dem Brückenschlagen in der Nähe des Feindes geht gewöhnlich das Uebersetzen von Infanterie-Abtheilungen voran, oder es geschieht gleichzeitig mit demselben.

Man bedient sich in solchen Fällen zu diesem Uebersetzen entweder einzelner Pontons, oder sogenannter gekoppelter Pontons, worunter man die Zusammenstellung zweier Pontons zu einer uneingedeckten Maschine versteht. Die Verbindung dieser Pontons unter einander geschieht durch zwei mit 8 Schnürleinen über die Duchten gebundene Einleger (kurze Streckbalken), wobei man den Pontons eine lichte Spannung von 1½ Fuß giebt.

Zwei so zusammengekoppelte Pontons der neusten preußischen Art fassen, außer den zur Bedienung erforderlichen 3 Pontonieren, 30 völlig kriegsmäßig ausgerüstete Infanteristen. In einem einzelnen Ponton, zu dessen Führung ebenfalls 3 Pontoniere gehören, lassen sich 12 dergleichen Infanteristen unterbringen. Diese Leute setzen sich auf die Pontonborde und nehmen das Gewehr vor sich zwischen die Füße. Bei gekoppelten

Pontons sitzen auf diese Weise die beiden mittelsten Reihen Rücken an Rücken.

Das Ein- und Ausschiffen der überzusetzenden Mannschaften muß mit der penibelsten Sorgfalt und Ordnung geschehen, denn nur auf diese Weise wird sich dies Geschäft möglichst beschleunigen und ohne Unfall vollführen lassen. Der Ein- und Ausmarsch geschieht über die Vorderkaffen, bei einzelnen Pontons in einem, bei gekoppelten Pontons in zwei Gliedern, wobei die Fahrzeuge möglichst rechtwinklig gegen das Ufer gestellt seyn müssen. Der Ein- und Ausmarsch ist durch Brettstücke zu erleichtern, welche die Vorderkaffen der Pontons mit dem Ufer in Verbindung setzen.

- Gekoppelte Pontons besitzen den großen Vortheil, daß sich in ihnen mehr als noch ein Mal so viel Leute unterbringen lassen, als in zwei einzelnen Pontons, auch haben sie einen so hohen Grad von Stabilität, daß von einem Umschlagen bei ihnen schlechthin nicht die Rede seyn kann.

Eine gleiche Sicherheit gewährt ein mit 12 kriegsmäßig ausgerüsteten Infanteristen beladenes Ponton keineswegs. Dasselbe geräth vielmehr leicht in bedeutende Schwankungen, die bei der geringsten Unruhe der überzusetzenden Leute höchst gefährlich werden können. Dieser Mangel an Stabilität ist theils in den geringen Abmessungen der Pontons überhaupt, vorzugsweise aber in der ungünstigen Lage des Schwerpunktes der auf den Borden sitzenden Mannschaften begründet. Erlauben daher die taktischen Verhältnisse, die Tornister ab- und auf den Boden der Pontons legen zu lassen, so ist dies eine sehr zu empfehlende Maaßregel, da sie zur Erhöhung der Stabilität sehr wesentlich beitragen wird.

Bei diesen Nachtheilen, welche mit dem Gebrauch einzelner Pontons zum Uebersetzen von Infanterie verbunden sind, bieten sie im Vergleich mit gekoppelten Pontons keinen andern Vortheil dar, als daß sie sich etwas schneller bewegen lassen als diese, ein Vortheil, der jedoch durch die weiter oben beregten Ladungsverhältnisse sehr bald wieder aufgehoben wird, wenn größere Infanterietrupps übergesetzt werden sollen.

Wir möchten daher schließen, daß man sich der einzelnen Pontons zum Uebersetzen nur dann bedienen müsse, wenn es darauf ankömmt, einzelne Leute mit möglichster Schnelligkeit über einen Fluß zu schaffen; dagegen stets gekoppelte Pontons in Anwendung zu bringen habe, wenn größere Infanterietrupps übergeschifft werden sollen.

Bei der wichtigen Rolle, welche hiernach einzelne, noch mehr aber gekoppelte Pontons beim Uebersetzen von Infanterieabtheilungen vor und während des Brückenschlagens im Kriege spielen, dürfte es für den Pontonieroffizier wohl nützlich seyn, die zur Ueberfahrt mit denselben erforderliche Zeit und ihre Abtrift (das Stromabtreiben während des Ueberfahrens) einigermaßen beurtheilen zu können, wenn die Flußbreite und die Stromgeschwindigkeit gegeben sind. Zu einer solchen Beurtheilung aber würde eine Reihe von Fahrversuchen mit einzelnen und gekoppelten Pontons auf Flußstrecken von verschiedener Breite und Stromgeschwindigkeit sehr bald führen.

Wir haben einen solchen Versuch angestellt, und indem wir uns erlauben, denselben hier mitzutheilen, sind wir weit entfernt zu glauben, derselbe werde, vereinzelt wie er dasteht, schon von ersprießlichem Nutzen seyn. Wir hoffen aber, das gegebene Beispiel werde Nachah-

mung finden, und so kann es nicht fehlen, daß sich sehr bald ein Material ansammeln werde, wie es zur Beurtheilung vorkommender Fälle nur zu wünschen ist. Daß hierbei nur von einem einigermaßen richtigen Schätzen, nicht aber von absolut genauen Ermittelungen die Rede seyn kann, wird Jedem einleuchten, der mit den komplizirten und stets wechselnden Verhältnissen bekannt ist, welche auf die zur Ueberschiffung eines Flusses erforderliche Zeit und die damit verbundene Abtrift einwirken. Nicht weniger aber leuchtet auch ein, daß eine auch nur annähernd richtige Schätzung bei weitem vorzuziehen ist der gänzlichen Unfähigkeit, über dergleichen Zeit- und Raumverhältnisse überhaupt irgend Rede und Antwort geben zu können, und somit dürften Bemühungen nicht als ganz unnütz erscheinen, welche darauf hinzielen, dem Pontonier für seine Schätzungen nach und nach eine sichere Basis zu gewinnen.

Der hier in Rede stehende Versuch wurde in einer Flußstrecke von ziemlicher Regelmäßigkeit ausgeführt, deren Breite 215 Fuß betrug. Die Ufer waren beinahe parallel mit einander; die Stromgeschwindigkeit im Stromstrich belief sich auf 4 Fuß, und veränderte sich nach den Ufern hin nur wenig.

Diese Regelmäßigkeit entschied über die Wahl der Flußstelle zu dem beabsichtigten Versuche, wiewohl eine größere Breite sehr wünschenswerth gewesen wäre, weil mit Zunahme derselben sich die Einflüsse verringern, welche die kleinen zufälligen Verzögerungen und Beschleunigungen beim Absetzen vom Ufer auf die Zeit der Fahrt ausüben.

Der Versuch wurde zuerst mit 2 gekoppelten Pontons, dann mit einem einzelnen Ponton angestellt. Da

nur ein Ponton der neusten Art zur Disposition stand, so mußte eines der ältern, vorn spitzen, hinten abgestumpften Art mit demselben verbunden werden.

Die gekoppelten Pontons wurden mit 30 fast völlig kriegsmäßig ausgerüsteten Pionieren besetzt, von denen ein jeder durchschnittlich 188 Pfund wog. Die Bedienungsmannschaft bestand aus 3 Pontonieren, von denen 2 in den Vorderkaffen an den äußern Borden riemten, der 3te aber steuerte. Die Pontons lagen hierbei 12 Zoll im Wasser.

Das einzelne Ponton wurde mit 12 ganz eben so ausgerüsteten Pionieren beladen und ebenfalls von 3 Pontonieren bedient.

Die Fahrzeuge wurden bei allen Ueberschlägen (das Fahren von einem Ufer nach dem andern) unter einem Winkel von 45 bis 55 Grad gegen den Stromstrich gestellt, und während der ganzen Fahrt möglichst konstant in dieser Richtung erhalten.

Aus 10 Ueberschlägen, welche sowohl mit den gekoppelten Pontons, wie mit dem einzelnen Ponton veranstaltet wurden, ergaben sich hierbei folgende Durchschnittsresultate:

A. Mit den gekoppelten Pontons dauerte jeder Ueberschlag 1 Minute 33,5 Sekunden, es wurden 25,5 Ruderschläge gemacht und die Abtrift betrug 114,8 Fuß;

B. Mit dem einzelnen Ponton dauerte jeder Ueberschlag 1 Minute 19,4 Sekunden, es wurden 19,7 Ruderschläge gemacht und die Abtrift betrug 95,6 Fuß.

Aus diesem Versuche geht wenigstens so viel hervor,

daß bei 4 Fuß Stromgeschwindigkeit mit gekoppelten Pontons ungefähr 2,3 Fuß, mit einzelnen Pontons 2,7 Fuß Flußbreite in der Zeitsekunde zurückgelegt werden, und daß im erstern Falle die Abtrift etwa $\frac{7}{11}$, im zweiten Falle $\frac{4}{9}$ der Flußbreite beträgt.

13.

IV.

Die ersten Dienste des Feldmarschalls Herzogs v. Wellington[1]) in Holland und Indien.

(Mit offiziellen und andern Urkunden.)

Aus dem Englischen übersetzt

von

W. von Prittwitz,
Lieutenant im 22sten Infanterie-Regiment.

Der Oberst-Lieutenant Arthur Wellesley schiffte sich als Kommandeur des 33sten Regiments im Mai 1794 mit

---

1) Feldmarschall Wellington wurde
den 1. Mai 1769 geboren,
» 7. März 1787 Fähnrich,
» 25. Dezember 1787 Lieutenant,
» 30. Juni 1791 Kapitain,
» 30. April 1793 Major,
» 30. September 1793 Oberst-Lieutenant,
» 3. Mai 1796 Oberst,
» 29. April 1802 General-Major,
» 25. April 1808 General-Lieutenant,
» 31. Juli 1811 kommandirender General in Spanien und Portugal,
» 21. Juni 1813 Feldmarschall.

mit diesem zu Cork nach Holland ein und landete im nächsten Monat zu Ostende, um sich dann mit der brittischen Armee unter Sr. Königl. Hoheit dem Herzog von York in den Niederlanden zu vereinigen. Die Annäherung der französischen Armee unter General Pichegru machte es nothwendig, Ostende ohne Zeitverlust zu räumen, und das 33ste Regiment ging mit 2 andern Bataillonen schnell vor an die Schelde nach Antwerpen, und lagerte dort während des Monats Juli. Bei dem Rückzuge der Armee unter dem Herzog von York von Alost nach Holland nahm Oberst-Lieutenant Wellesley mit seinem Regimente die ihm zugedachte Stellung ein und vereinigte sich mit dem Herzoge in der retrograden Bewegung auf Breda und Bois-le-duc (Herzogenbusch). Die französische Armee folgte, und am 14. Sept. kam es zu einem hartnäckigen Gefecht in der Nähe von Boxtel.

Die brittische Armee setzte dann ihren Rückzug fort gegen Nimwegen und nahm Stellung auf dem rechten Ufer der Waal. Während dem kam es mit den französischen Vorposten zwischen der Waal und dem Leck zu verschiedenen Gefechten, an denen das 33ste Regiment Theil nahm, wie auch bei dem Angriff auf Tuyl am 30. Dezember 1794, und bei dem auf Meeteren und Geldermalsen am 5. Januar 1795. Der Rückzug wurde, den Leck überschreitend, durch Amersfoort, Deventer und Coeverden nach Meppen an der Ems fortgesetzt.

Bei dieser Operation kommandirte Oberst-Lieutenant Wellesley, als ältester Offizier, eine Brigade von 3 Bataillonen in der Arrieregarde. Sein Eifer und seine Intelligenz gaben ihm in der Meinung des Sir James Craig und verschiedener anderer verdienter Offiziere die Sicherung künftiger Auszeichnung. Der Feldzug endete

mit der Wiedereinschiffung der brittischen Armee zu Bremen bei dem Aufgehen des Eises im Frühlinge 1795.

Bei der Rückkehr der Armee nach England landete das 33ste Regiment bei Harwich, und lagerte eine kurze Zeit bei Warley. Im Herbst marschirte es nach Southampton, und Oberst-Lieutenant Wellesley schiffte sich mit ihm auf der Flotte unter Befehl des Admirals Christian nach West-Indien ein. Nach manchem Aufenthalt durch widrige Winde segelte die Flotte ab, blieb aber über 6 Wochen während des stürmischsten Wetters in See, wodurch manches solide Schiff zu Grunde ging, und die Flotte sich genöthigt sah, nach Portsmouth zurückzukehren.

Das 33ste Regiment landete und wurde bei Poole in Quartiere gelegt. Es wurde für Indien bestimmt und im Anfang April 1796 eingeschifft; allein Oberst-Lieutenant Wellesley war in Folge einer ernsthaften Krankheit gehindert, das Land zu verlassen. Er folgte indessen bald nachher, und erreichte sein Korps am Kap der guten Hoffnung. Mit ihm begab er sich nach Bengalen, wo er im Anfang des Jahres 1797 zu Kalkutta ankam. Das 33ste Regiment bildete einen Theil der Truppen, welche nach dem Plane des General-Gouverneurs Sir John Shore am Ende des Jahres die Expedition unter General St. Leger von Bengalen zum Angriff Manilla's machten. Zu Penany angekommen, wo sich der andere Theil der Expedition von Madras aus vereinigt hatte, erhielten die Truppen jedoch den Befehl zur Rückkehr in ihre Präsidentschaften, da der Gouverneur des Forts St. Georg, Lord Hobart, besorgte, daß durch die Abwesenheit der Truppen Sultan Tippoo bewegt werden möchte, in den Karnatik einzufallen.

Oberst-Lieutenant Wellesley ging bald nach der Rückkehr seines Regimentes nach Bengalen nach Madras, um Lord Hobart vor seiner Abreise nach Europa zu besuchen. Nach einer zweimonatlichen Abwesenheit kehrte er nach Calcutta zurück, unterdessen aber hatte er schnell die Etablissements in Madras und den andern Theilen des Kornatik geprüft.

Der Graf von Mornington (später Marquis Wellesley), der Sir John Shore (nachheriger Lord Teignmouth), in der Würde eines General-Gouverneurs von Indien folgte, kam am 17. Mai 1798, nachdem er das Kap der guten Hoffnung berührt und sich einige Tage in Madras aufgehalten hatte, in Calcutta an.

Lord Mornington war einige Zeit aktives Mitglied des Aufsichts-Rathes (board of control) gewesen, auch hatte er den Vortheil, mit dem allgemeinen Stande der Dinge in Indien bekannt zu seyn.

Zu der Zeit, als er von England abreiste, glaubte man allgemein, und er selbst war davon überzeugt, Indien im tiefsten Frieden zu finden; diese Erwartung wurde auch durch die Berichte, welche er bei seiner Ankunft in Madras aus den verschiedenen Präsidentschaften erhielt, vollkommen bestätiget. Ueberall herrschte innere Ruhe in den Besitzungen der Kompagnie, und keine Besorgniß feindseliger Absichten war von irgend einem der Nachbarstaaten aufzunehmen.

Da kein Anschein irgend einer Gefahr von Außen vorhanden war, so richtete Lord Mornington bei seiner Ankunft in Kalkutta sein Hauptaugenmerk auf die inneren Angelegenheiten. Dieser Zustand der Ruhe war indessen nur von kurzer Dauer, er wurde durch die Entdeckung der feindseligen Absichten und des verrätherischen

Betragens des Sultans Tippoo 1) unterbrochen; es erfolgte der Feldzug von 1799.

Es mag hier der Ort seyn, die Umstände in Kurzem anzugeben, welche den Ausbruch des zweiten Krieges von Mysore herbeiführten, da er den Anfang der militairischen Karriere des Oberst-Lieutenant Wellesley in Indien bildet. Um so mehr, als einige Blätter, welche behaupten, die Begebenheiten dieser Zeit darzustellen, sowohl dem Gouvernement Indiens in England, als auch dem neuen General-Gouverneur die Neigung zugeschrieben haben, unter irgend einem Vorwande die Macht des Sultans Tippoo aufzuheben und die französischen Offiziere in Diensten des eingebornen Prinzen aus Indien zu entfernen. Diese Voraussetzung steht gänzlich im Widerspruche mit dem allgemeinen Inhalt der veröffentlichten Urkunden. Im Gegentheil, es scheint der erste Akt des neuen General-Gouverneurs gewesen zu seyn, einen friedfertigen Brief an Sultan Tippoo zu richten, datirt vom 14. Juni 1798, als Antwort eines Gesuches, das Sir John Shore kurz vor seiner Abreise erhielt, und das die Restitution von Wynaad 2) und andern Distrikten an der westlichen Grenze von Mysore verlangte, von welchen Tippoo behauptete, sie seyen irrthümlich der ostindischen Kompagnie in dem Vertrage von Seringapatam, im Jahre 1797, übertragen worden.

---

1) Sultan; Beherrscher der Muselmänner, diesen Titel hatte Tippoo angenommen.

2) Wynaad; ein Land der Ghauts-Indianer südlich von Coorg, zwischen Mysore und Malabar.

Der General-Gouverneur an Sultan Tippoo.

Fort William, den 14. Juni 1798.

Gleich nach meiner Ankunft in Bengalen machte mich Sir Alured Clarke mit Ihrem freundschaftlichen Brief an ihn bekannt, welcher bestätigt, daß einige Völker des Koorg-Landes [1]) ihre Berge und Wälder verlassen, und ihre Wohnungen in den Dörfern Kauntamungle, Coloorbajee rc. aufgeschlagen haben.

(Der Inhalt des Briefes wiederholt.)

Sir Alured Clarke hat mir also Ihre Antwort auf den letzten Brief meines Vorgängers, Sir John Shore, mitgetheilt, die Forderungen der Kompagnie und Ew. Hoheit an den Distrikt von Wynaad, an Tamercherry grenzend, betreffend.

Mit Vergnügen leiste ich jeden Vorschub, der in meiner Macht steht, um das gute Einverständniß, welches so lange zwischen Ew. Hoheit und der Kompagnie bestanden hat, zu erhalten. Ich machte es daher zu dem ersten Gegenstande meiner Aufmerksamkeit, alle in dem Ressort der Kompagnie sich findenden Papiere zu prüfen, sowohl in Rücksicht auf Wynaad, als auch auf den Distrikt von Souleah, in welchem, wie es scheint, Kauntamungle und Coloorbajee liegen.

Aus diesen Papieren finde ich nun, daß nicht nur das Recht auf den Distrikt von Wynaad und Souleah zweifelhaft bleibt, sondern daß es sich auch in gleicher Art auf die Distrikte Amerah und Ersawarasumy und

---

1) Koorg oder Coorg ist ein Land der Ghauts-Indianer zwischen Mysore und Malabar.

einige andere unerheblichere Ländereien an der Küste von Malabar erstreckt.

Ew. Hoheit wissen sehr wohl, daß es ein Grundsatz der Staaten, die aufrichtig Freundschaft und Friede zu erhalten geneigt sind, ist, alle streitigen Punkte solcher Art zu einem schnellen Ende zu bringen.

Eine zeitgerechte und gemäßige Erörterung über Differenzen in der Meinung, welche gelegentlich zwischen den friedfertigsten Mächten entstehen können, pflegt Streitigkeiten zwischen ihren Unterbeamten vorzubeugen, und Mißdeutungen zu begegnen, welche jede Parthei in solchen Fällen geneigt ist, ihren respektiven Gouvernements zu machen. Dies ist sowohl die freundschaftlichste als auch die klügste Art und Weise, die Absichten interessirter und falscher Personen, die sich bemühen, eine Eifersucht zu unterhalten und die Segnungen des Friedens zu zerstören, zu vereiteln.

Weise sorgten für diesen Zweck Lord Cornwallis, der Nabob Nizam Ali Khan und der Peschwah Pundit Purdhaun in dem Friedensvertrage, welcher mit Ew. Hoheit zu Seringapatam geschlossen wurde, indem sie einen regelmäßigen Modus der Ueberbringung von freundschaftlichen Anordnungen in Kenntniß und Billigung aller Theile anordneten, indem sie jede Frage, die später zwischen Ew. Hoheit und irgend einem der Verbündeten, bezüglich der Grenzen ihrer anliegenden Territorien entstehen könnte, in Erwägung zogen.

Ich bin überzeugt, daß Ew. Hoheit geneigt sind, Ihre allgemeinen Verpflichtungen gegen die Kompagnie zu erhalten. Was mich betrifft, so werden Sie immer eine heilige Anhänglichkeit an den zwischen uns bestehenden Verträge finden. Demgemäß ist es meine Absicht,

eine gewissenhafte und ehrbare Person abzusenden, die auf Ihrer Grenze einem der Beamten Ew. Hoheit, den Sie mir namhaft machen wollen, begegnen mag, um vereint über die fraglichen Forderungen zu konferiren, und um alle zweifelhaften Punkte zur Zufriedenheit beider Theile zu schlichten.

Es würde mit Ew. Hoheit hohem Ruf von Gerechtigkeit und Recht nicht übereinstimmend seyn, wenn Sie diesen redlichen Nachforschungen den Beitritt versagten. Ich zweifle demnach nicht, daß, nachdem Sie die Natur dieser Sendung völlig verstanden haben werden, Sie jede Erleichterung in Führung dieser nothwendigen Untersuchung gewähren werden, um sie zu einem schnellen Ende zu bringen, wie auch, daß Sie deshalb Ihren Beamten zu Korial-Bunder (oder Mangalore) sofort befehlen werden, die Konferenz mit den Deputirten der Kompagnie an der Küste von Malabar aufzunehmen. Das Resultat dieser Konferenzen wird mir mit allen ausführlichen Erörterungen durch das Gouvernement von Bombay mitgetheilt werden, und Sie können sich darauf verlassen, daß nach regelmäßiger Untersuchung, den bestehenden Gesetzen der Nationen gemäß, ich keinen Augenblick anstehen werde, Ihr begründetes Recht auf die streitigen Grenzen anzuerkennen.

Ebenso, da die Distrikte von Amerah und Souleah verschiedene Jahre in dem Besitz des Koorg-Rajah gewesen sind, so werden Ew. Hoheit an der Schicklichkeit und Gerechtigkeit nicht zweifeln, die in die Nachbarschaft von Souleah geschickten Truppen zurückzurufen. Ew. Hoheit müssen wissen, daß, bis ich von der Richtigkeit Ihrer Forderungen in einer regelmäßigen und freundschaftlichen Art überzeugt worden bin, ich niemals dul-

den werde, daß irgend einem der Alliirten oder der Unterthanen der Kompagnie (da ich deren Ländereien und Interessen in jeder Rücksicht wie die der Kompagnie betrachte) gewaltsam Länder entrissen werden, die sie bisher besessen haben. Mit der herzlichsten Absicht, den freundschaftlichen Verkehr mit Ew. Hoheit zu erhalten, hoffe ich zuversichtlich eine gleiche Begegnung von Seiten Ew. Hoheit; demnach kann ich nur beklagen, daß Ew. Hoheit nicht sogleich den Weg friedlicher Unterhandlungen eingeschlagen haben, sondern statt dessen ein Korps an die Grenzen eines Alliirten der Kompagnie aufgestellt haben.

Gewiß indessen, daß Ew. Hoheit nach der Betrachtung aller Umstände ebenso wie ich geneigt seyn werden, den Diktaten des Gerichts Folge zu leisten, bin ich auch versichert, daß, nachdem unsere Beamten konferirt und alle zweifelhaften Fälle erläutert haben werden, der Lösung dieser lang' unentschiedenen Frage zur gegenseitigen Zufriedenstellung keine weitern Schwierigkeiten entgegenstehen werden.

Tippoo Sultan.

Mornington.

Die Forderungen Tippoo's wurden demnach einer bestimmten Kommission anvertraut, die in Malabar unter Vorsitz des Gouverneurs von Bombay die Untersuchung dieser Reklamationen führte. Auf einen zu Gunsten des Sultan Tippoo abgefaßten Bericht derselben wurden ihm unter einer Proklamation des General-Gouverneurs diese Distrikte wieder zurückgegeben.

Dieser Umstand allein wird hinreichen, die friedlichen Absichten zu beweisen, die das brittische Gouverne-

ment zu dieser Zeit hegte; die augenblickliche Erschöpfung des Schatzes und des Kredits der Kompagnie trat noch hinzu, und dies war Grund genug, um den General-Gouverneur von jedem vermeidbaren Kriege abzuschrecken. Aber weder die Vernichtung der Macht Sultan Tippoo's, noch der Einfluß der Franzosen in Indien leitete die Politik des Grafen von Mornington, des englischen Ministeriums oder des ostindischen Gouvernements in England.

Im Anfange des Monats Juni empfing der General-Gouverneur von Herrn Malartic, General-Gouverneur der französischen Insel Isle de France und der französischen Niederlassungen östlich des Kaps der guten Hoffnung, eine Note, welche ihm anzeigte, daß zwei Gesandte vom Sultan Tippoo mit Briefen eingetroffen seyen, welche die Franzosen zu einem Offensiv- und Defensiv-Bündniß zur Vertreibung der Engländer aus Indien aufforderten. Diese Nachricht, welche fast unglaublich schien, wurde nach wenigen Tagen durch eine Depesche des Lord Macartney — Gouverneur des Kaps der guten Hoffnung — welcher eine Abschrift der Proklamation des Herrn Malartic beigefügt war, bestätigt; sie erhielt weitere Glaubwürdigkeit durch die Ankunft eines Schiffes von Mauritius, dessen Kapitain im Verhör vor dem General-Gouverneur aussagte, daß er sich nicht nur am Lande befunden habe, als die Proklamation bekannt gemacht worden sey, sondern daß er auch Zeuge des Empfanges der Gesandten gewesen sey.

General Malartic, der keine regulairen Truppen übrig hatte, ladete alle französischen Bürger ein, in sofern sie dazu geneigt seyen, sich unter den Fahnen Tippoo's zu sammeln. Es ist ein bemerkenswerthes Zusammen-

treffen, daß Tippoo's Gesandte, mit so vielen Franzosen als sie für des Sultans Dienste hatten engagiren können, auf der französischen Fregatte „La Preneuse" zu Mangalore am 28. April 1798 landeten, an demselben Tage, an dem Lord Mornington, auf seinem Wege nach Kalkutta, zu Madras ans Land stieg.

Obgleich Tippoo's Haß gegen die brittische Nation und sein heißer Wunsch für Rache und Wiedererlangung der Provinzen, welche ihn Lord Cornwallis 1791 gezwungen hatte an die Kompagnie und deren Alliirte abzutreten, wohl bekannt war, so schien doch jetzt vor dem Empfange der Nachricht von Mauritius kein, durch wirklich feindselige Maaßregeln gefördertes Argwohn vorhanden zu seyn. Es wurde indessen bald nachher entdeckt, daß er in ähnliche Unterhandlungen sowohl mit Schach Zemaun und verschiedenen andern eingebornen Fürsten, als auch mit den französischen Offizieren in deren Diensten, getreten war. Man erhielt dadurch die Gewißheit, daß es ihm wirklich gelungen war, die französischen Offiziere in Diensten des Nizam [1]) für seine Absichten zu gewinnen.

Se. Hoheit der Nizam, Soubahdar des Dekans, besaß eine wohl disziplinirte Macht von 14,000 Mann Infanterie, welche durch Herrn Raymond befehligt wurde; unter ihm standen 124 französische Offiziere, heftige Partisanen der französischen Republik, welche auf

1) Nizam. Der Soubahdar des Dekans beherrschte große Ländereien zwischen dem Wurda, Godavery und dem Kistna-Flusse; Hyderabad die Hauptstadt. Die Namen und Titel des Nizam im Jahre 1803 waren: Nizam und Dowlut, Asoph Jah, Soubahdar des Dekans. In demselben Jahre folgte ihm sein Sohn Secunder Jah.

dem Punkte standen, die französische Fahne in seiner Hauptstadt Hyderabad aufzupflanzen. Die Stärke und Kraft dieses an der verwundbarsten Stelle der Grenzen der Ländereien der Kompagnie aufgestellten Korps erforderte sofortige Aufmerksamkeit. Durch die schnelle und scharfsichtige Vermittelung des General-Gouverneurs wurde am 10. Oktober 1798 ein brittisches Detaschement unter Oberst-Lieutenant Roberts im Geheim nach Hyderabad geschickt, und am 22. Oktober wurden sämmtliche in Diensten des Nizam stehende französische Offiziere gezwungen, sich ohne einen Schuß zu ergeben. Da nun der Nizam so von ihrer Kontrolle befreit war, schloß er ein neues Bündniß mit dem brittischen Gouvernement, worin er sich verbindlich machte, nicht nur alle Franzosen in seiner Armee, sondern auch alle Abenteurer aus Europa aus seinen Landen zu verweisen, wie auch ferner zur Sicherstellung der Allianz ein Korps brittischer Truppen in seiner Hauptstadt zu unterhalten. Es wurde auch ein Vertrag mit dem Peshwah [1]), dem Namen nach das Haupt des Marhatten-Reichs [2]), geschlossen,

---

1) Peshwah; buchstäblich der Erste. Die erste Behörde des Marhatten-Reiches, namentlich unter dem Rajah von Sattarah, der nur sein Ansehen usurpirte. Seine Hauptstadt und der Sitz der Regierung ist Poonah. Die Namen und Titel des Peshwah im Jahre 1803 waren: Sreemunt Bajee Rao, Ragonaut Rao, Pundit Purdhaun.

2) Marhatten-Reich. Durch den berühmten Sevajee von einem beträchtlichen Volke um die Mitte des 7ten Säkul. gegründet. Später in verschiedene unabhängige Regierungen getheilt. Der Rajah von Sattarah, ein Abkömmling des Sevajee, war immer noch das Haupt, obschon nur dem Namen nach, durch den Peshwah, die erste Behörde des Reiches, regierend. Die vorzüglichsten Häuptlinge des Marhatten-Rei-

welcher, außer einigen besonders stipulirten Vortheilen, die Neutralität dieses Häuptlings sicherte.

Lord Mornington war von allen Maaßnahmen des Sultans wohl unterrichtet, und kam ihrer Ausführung mit derselben Strenge zuvor, die seine Administration in Indien charakterisirt. Nach einem in der That sehr geschickten Entwurf im Geheim-Departement am 12. August 1798, in dem er seine Verfahrungsweise mit hinreichenden und befriedigenden Gründen belegte, beorderte er den General-Lieutenant Harris, Kommandeur der Truppen in Madras, sein Korps im Karnatik zusammenzuziehen. Gleichzeitig schrieb Se. Exzellenz folgenden Brief an Sultan Tippoo, und begab sich in Person nach Fort St. Georg. Den 31. Dezember 1798 kam der General-Gouverneur dort an, und übernahm nun selbst die Oberaufsicht und Leitung der Vorbereitungen zum Kriege, für den Fall, daß die Unterhandlungen fehlschlügen.

Der General-Gouverneur an Sultan Tippoo.

Fort William, den 8. November 1798.

Ich habe Ihren Brief erhalten, er zeigt mir an (der wesentliche Inhalt des am 24. Oktober erhaltenen Briefes wird wiederholt).

Es gewährt mir wahrhafte Befriedigung, zu hören, daß Sie zwei rechtschaffene und ehrbare Personen ernannt haben, die mit den nach meinen Befehlen durch Herrn

---

ches im Jahre 1803 waren: der Rajah von Sattarah. Der Peschwah. Der Rajah von Berar. Dowlut Rao Scindiah. Jeswunt Rao Holkar. Anund Rao Guickwar.

Duncan, Gouverneur von Bombay, bestimmten Abgeordneten in Betreff der Frage von Amerah und Souleah konferiren sollen. Nur durch geregelte Untersuchungen und freundschaftliche Diskussionen kann ein solcher Streit zwischen unabhängigen Mächten geschlichtet werden. Meine Entschließungen, Wynaad betreffend, sind durch die Prinzipien des Rechts und der Mäßigung bestimmt worden, die auch immer das Gouvernement der Kompagnie leiten werden. Meine Zweifel über den in Frage stehenden Distrikt werden indessen durch dieselben Prinzipien nur wenig gerechtfertiget, und dessen Besitznahme wird nach beendigten Untersuchungen von Ihnen nicht gehindert werden; ebenso werde ich durch Ihre gerechten Ansprüche darauf zufrieden gestellt seyn.

Es ist eine anerkannte Wahrheit, daß diejenigen, welche am meisten die gegründeten Rechte Anderer respektiren, auch die meiste Sorgfalt und Entschlossenheit für Behauptung ihrer eigenen besitzen.

Ich habe Ihre Meinung in Betreff des störenden Charakters interessirter Männer, welche natürlich jede Gelegenheit aufsuchen, um den Saamen der Zwietracht auszustreuen, verstanden. Es ist für die Ruhe der Menschheit zu beklagen, daß diese Beförderer der Verwirrungen in allen Theilen der Welt zahlreich, emsig und erfolgreich sind. Zu keiner Zeit und in keinem Lande werden diese verwünschten und hinterlistigen Künste der Intrigue mit mehr Erfolg ausgebildet, als sie es heut durch die französische Nation sind. Aufrichtig wünsche ich, daß kein Eindruck auf Ihren Scharfsinn durch dieses gefährliche Volk gemacht worden ist; meine Stellung hat mich indessen erkennen lassen, daß es sich bemüht hat, Ihre wei-

sen Rathe zu verführen und Sie selbst zum Kriege gegen diejenigen anzureizen, die Ihnen keine Veranlassung dazu gegeben haben.

Es ist unmöglich, daß Sie glauben könnten, die Unterhandlungen, welche zwischen Ihnen und den Franzosen, der Nation, welche der hartnäckigste Feind der Kompagnie ist, bestehen, seyen mir unbekannt. Sie können nicht glauben, daß mir die Unterhandlungen zwischen Ihnen und den Feinden meines Landes gleichgültig seyen. Es erscheint geeignet und nothwendig, daß ich Ihnen nicht länger das Erstaunen und die Betrübniß verhehle, welche ich empfand, als ich Sie selbst geneigt sah, sich in alle die verderblichen Folgen einer Verbindung zu verwickeln, welche nicht nur die Freundschaft zwischen Ihnen und der Kompagnie zu zerstören drohet, sondern auch in dem Herzen Ihres Königreiches die Prinzipien der Anarchie und Verwirrung hervorbringt, die Ihre Autorität erschüttert, den Gehorsam Ihrer Unterthanen schwächt, und die Religion, welche Sie verehren, vernichtet.

Gleich nach meiner Ankunft in Bengalen las ich Ihre Korrespondenz mit dem letzten General-Gouverneur, Sir John Shore, und dem aktiven General-Gouverneur der Gesellschaft, Sir Alured Clarke, und mit wahrhafter Befriedigung ersah ich aus allen Ihren Briefen die Versicherung, die freundschaftlichen Bande, welche zwischen Ew. Hoheit und der Kompagnie bestehen, befestigen zu wollen. Mit besonderem Vergnügen habe ich aber Ihr letztes Schreiben an Sir John Shore gelesen, welchem Sie den freundschaftlichen Wunsch äußern, daß er mir den Geist der Freundschaft und Eintracht, der so lange zwischen beiden Staaten bestanden

habe, einprägen möge. Ihre spätern Briefe überhäufen mich mit denselben Versicherungen der Freundschaft.

Diese Freundschaftsversicherungen von Ihrer Seite in Verbindung mit den Beweisen, welche das Gouvernement der Kompagnie beständig von seinem aufrichtigen Wunsche, dieses freundschaftliche Verhältniß und den Frieden zu erhalten, gegeben hat, wie gleichzeitig die Gewahrung Ihres Scharfsinns und Ihrer Weisheit, ließen mich natürlich nur schwer den Erzählungen, welche mir über Ihre Unterhandlungen mit den Franzosen, wie über Ihre Rüstungen gemacht wurden, Glauben schenken. Aber wie groß auch mein Widerwille war, solchen Berichten zu glauben, so erforderte doch die Klugheit, Vorsichtsmaaßregeln zur Selbstvertheidigung zu treffen. Diese sind demgemäß angeordnet worden und werden Ihnen nicht entgangen seyn. Die brittische Regierung und ihre Alliirten wünschen dessenungeachtet in Freundschaft und Friede mit ihren Nachbarn zu leben und keine ehrsüchtigen Pläne oder Absichten, die im geringsten mit ihren eingegangenen Verbindungen unverträglich wären, zu unterhalten, sie suchen allein die beständige Ruhe ihrer Länder und Unterthanen zu erhalten, und sie werden immer bereit seyn, wie sie es auch jetzt sind, Ihnen Beweise dieser friedlichen Absichten zu geben.

Der Peshwah und Se. Hoheit der Nizam stimmen mit mir in diesen Ihnen gemachten Beachtungen überein, welche ich Ihnen im Namen der Kompagnie und ihrer Alliirten einer reiflichen Ueberlegung anempfehle. Da ich indessen, in Vertretung der Kompagnie und ihrer Alliirten, wünsche, mit Ihnen in Unterhandlungen zu treten, so habe ich den Plan, um die gegenseitige Sicherheit und Wohlfahrt zu befördern, den Ihnen wohl-

bekannten Major Doveton zu Ihnen zu senden. Dieser wird Ihnen nur die Mittel klar auseinander setzen, welche mir und den Alliirten der Kompagnie nothwendig erscheinen, um alle bestehenden Zweifel und Mißverständnisse zu heben, und um den bestehenden Frieden und das gute Einverständniß dauernd zu begründen.

Sie werden mich, wie ich nicht zweifle, wissen lassen, zu welcher Zeit und an welchem Orte Sie Major Doveton empfangen wollen; ich werde ihn absenden, sobald ich Ihre freundschaftliche Antwort erhalten haben werde.

Ich erwarte Ihre Antwort auf diesen Brief mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß sie mit den friedlichen Absichten und Wünschen der Verbündeten übereinstimmen wird, und daß Sie überzeugt seyn werden, daß Ihr wahres Interesse nicht besser gefördert werden kann, als wenn Sie dem gemachten freundschaftlichen Vorschlage mit Herzlichkeit entgegen kommen, und so eine befriedigende und freundschaftliche Einigung in allen Ihnen oder der Kompagnie und ihren Alliirten zweifelhaft erscheinenden Punkten möglich machen.

Tippoo Sultan.

Mornington.

Der General-Gouverneur an Sultan Tippoo.

Fort William, den 10. Dezember 1798.

Am verflossenen 8. November hatte ich die Ehre, ein freundschaftliches Schreiben an Sie zu richten, in welchem ich eine Menge wichtiger Punkte bezeichnete, die Ew. Hoheit ohne Zweifel in ernste Ueberlegung gezogen haben. Insonders hoffe ich, daß Sie die Vortheile erkannt haben, die für alle Theile aus der Ihnen

im

in diesem Briefe vorgeschlagenen vermittelnden Sendung des Major Doveton hervorgehen müssen.

Ich erwarte das Vergnügen zu haben, Ihre Antwort auf meinen letzten Brief bei meiner Ankunft in Madras, wohin ich mich so eben begebe, vorzufinden. Wenn Sie diesen Brief erhalten, gedenke ich bereits in Madras angekommen zu seyn; sollten Sie bisher durch Umstände an der Beantwortung meines Briefes vom 8. November verhindert worden seyn, so zweifele ich doch nicht, daß Sie nach Empfang dieses sofort eine befriedigende Antwort an mich nach Madras gelangen lassen werden.

Tippoo Sultan.

Mornington.

Während dieser Zeit war das 33ste Regiment aus Bengalen nach Madras geschickt worden, wo es im September 1798 eintraf. Im November wurde der größte Theil der Truppen in einem Lager bei Wallajahbad unter Oberst Wellesley versammelt. Bis zum Februar 1799, als der Zeit wo General Harris eintraf, um das Kommando der bereits nach Vellore vorgegangenen Truppen selbst zu übernehmen, führte Oberst Wellesley die Oberleitung derselben. Die Aufmerksamkeit, welche er auf die Disziplin und das Wohlverhalten der Truppen, wie auf die Ausführung zusammengesetzter Manöver wendete und sein bewunderungswürdiges System die Bazaars [1]) zu ergänzen, die beständig wohl verproviantirt erhalten wurden, zog die allgemeine Anerkenntniß

1) Bazaar: ein Markt, der immer bei einem Lager etablirt wurde.

nach sich. Als General Harris, nachdem er die Rapporte der Chefs der verschiedenen Korps und Abtheilungen erhalten hatte, den Oberbefehl übernahm, billigte er so vollkommen die Anordnungen des Oberst Wellesley, daß er es für seine Pflicht hielt, einen Korpsbefehl zu geben, welcher die Anerkennung der Verdienste des Oberst Wellesley während der Dauer seines temporären Kommando's enthielt.

Bald nach der Ankunft des General-Gouverneurs zu Fort St. George schrieb er abermals am 9. Januar an Tippoo, mit großer Langmuth die Klage, welche sein Brief vom 8. November über das feindselige Betragen des Sultans enthielt, wiederholend. Dies hier nachzuweisen ist unnöthig, da es vollkommen in der Kriegserklärung enthalten ist. Der General-Gouverneur ersuchte den Sultan, wenn nicht gefährliche Folgen eintreten sollten, seine Antwort auf den Brief vom 9. Januar um keinen Tag zu verschieben. Da indessen keine Antwort erfolgte, so bestimmten die von der Ausrüstung einer so großen Macht unzertrennlichen Schwierigkeiten den General-Gouverneur, dem General Harris am 3. Februar den Befehl zu geben, mit der bei Vellore versammelten Armee in Mysore einzurücken, und dem General-Lieutenant Stuart, mit der Bombayer Armee von Malabar aus mitzuwirken, während er gleichzeitig den verbündeten Höfen und dem brittischen Admiral anzeigte, daß die Kompagnie nun den Krieg gegen Sultan Tippoo beschlossen habe.

Die zu Vellore versammelte Armee bestand aus 20,000 Mann, inklusive 2600 Pferden und 4300 Europäern. Sie marschirte den 11. Februar ab, und vereinigte sich den 18ten mit dem 6500 Mann starken brittischen

Detaschement unter Oberst-Lieutenant Dalrymple, welches dem Nizam diente, und das dieser durch eine gleiche Anzahl Infanterie verstärkt hatte, inklusive einer Anzahl Sepoys [1]), die früher unter französischen, nun aber dem Traktat gemäß unter brittischen Offizieren standen, durch den Kapitain John Malcolm [2]) befehligt, und eines großen Theils der Kavallerie des Nizam unter Kapitain Walker.

Die ganze Macht des Nizam stand unter der obern Leitung seines Ministers Meer Allum, und um ihr die größtmöglichste Achtung und Wirksamkeit zu verschaffen, so hielt man dafür, eigends eins der Regimenter Sr. Hoheit durch brittische Bataillone, welche unter ihm dienten, zu verstärken, das Ganze aber in eine besondere Division zu formiren. Meer Allum sprach den Wunsch aus, daß der Bruder des General-Gouverneurs die Macht des Nizam kommandiren möchte, und General Harris fühlte ganz die Wichtigkeit der Wahl eines Offiziers, der nicht nur sein Vertrauen, sondern auch das des Meer Allum besaß. Demgemäß wurde das 33ste Regiment der Macht des Nizam beigegeben, und Oberst Wellesley erhielt den Oberbefehl über dieses Korps. Diese Anordnung war dem Nizam und seinem Minister sehr angenehm, und sie trug sehr viel zur Erhaltung des guten Einverständnisses zwischen dem Hofe von Hyderabad und der Kompagnie bei.

Die unter dem Befehl des Generals Harris versammelte Macht betrug mehr denn 30,000 Mann, und nach dem eigenen Ausspruch des General-Gouverneurs

1) Sepoys: eingeborne Truppen.

2) General-Lieutenant Sir John Malcolm, G. c. B.

war niemals eine Armee in Indien aufgetreten, die vollständiger ausgerüstet oder reichlicher und freigebiger unterstützt worden wäre, die eine größere Disziplin und Kriegserfahrung besessen, und die gleichzeitig so eifrige und befähigte Offiziere in sich begriffen hätte. Die Armee der Westküste, gleich vortrefflich, unter General-Lieutenant Stuart bestand aus 6400 Mann, worunter 1600 Europäer waren, während ein Detaschement von ungefähr 4000 Mann unter Oberst-Lieutenant Brown, und ein anderes von etwa 5000 Mann unter Oberst-Lieutenant Read aus den südlichen Distrikten des Karnatik und des Baramahl marschirten, um dem General en chef entgegenzuwirken.

Am 13. Februar erhielt der General-Gouverneur einen Brief von Sultan Tippoo; er beantwortete denselben am 22sten und fügte zugleich eine Erklärung aller Alliirten bei.

Der General-Gouverneur an Sultan Tippoo.

Fort St. George, den 22. Februar 1799.

Ich hatte die Ehre Ihren Brief am 13ten d. M., als Antwort auf meine beiden Zuschriften vom 9. und 16. Januar, zu erhalten. Sie theilen mir mit, daß Sie eine Jagdparthie zu machen beabsichtigen, und daß Sie Major Doveton ohne Begleitung bei sich zu sehen wünschen.

Aufrichtig beklage ich, daß die freundlichen Andeutungen rücksichts der Gefahr des Aufschubes, die mein Brief vom 9. Januar enthält, ohne Wirkung auf Ihre Beschlüsse geblieben sind, und daß Sie eine Antwort auf diesen Brief so lange hinausgeschoben haben. Ihr langes Stillschweigen über diesen wichtigen und dringenden

Gegenstand hat mich gezwungen, der brittischen Macht im Verein mit den Armeen der Alliirten den Befehl zum Vorrücken zu geben. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß die jetzige Jahreszeit das Vorrücken der Armee zur allgemeinen Sicherheit der Alliirten durchaus nothwendig macht. Diese Bewegung der Armee ist nur dem wiederholten Ausschlagen meines Vorschlages, Ihnen einen Gesandten zu schicken, beizumessen.

Unter den gegenwärtigen Umständen Ihnen Major Doveton zu senden, kann nicht die Vortheile gewähren, die eine solche Sendung zu geeigneter Jahreszeit gehabt haben würde.

Da die Verbündeten indessen den aufrichtigen Wunsch hegen, eine Uebereinkunft mit Ihnen zu treffen, so ist General-Lieutenant Harris, Kommandeur der brittischen Truppen, bevollmächtigt, jeden Gesandten, den Sie ihm schicken werden, anzunehmen. General-Lieutenant Harris wird also geeignet erscheinende Personen autorisiren, mit Ihren Abgesandten einen neuen Freundschaftsvertrag zu verabreden, der sich auf solche Bedingungen gründet, wie sie den Verbündeten unerläßlich zur Erhaltung eines sichern und dauernden Friedens nöthig erscheinen.

Tippoo Sultan.

Mornington.

Erklärung des General-Gouverneurs der Armee und für die übrigen Angelegenheiten in Ostindien bezüglich der ostindischen Kompagnie und ihrer Alliirten, an Ihre Hoheiten den Nizam und den Peshwah.

Fort St. George, den 22. Februar 1799.

Ein feierlicher Freundschafts- und Friedensvertrag wurde zu Seringapatam einerseits zwischen der Kom-

pagnie, dem Nabob Asoph Jah und dem Peshwah und andererseits von dem Nabob Tippoo Sultan geschlossen; alle Bewegungen und Feindseligkeiten hörten von diesem Tage an auf. Die drei Alliirten haben seit diesem Tage eine heilige Achtung vor den, durch diesen Vertrag mit dem Nabob Tippoo Sultan eingegangenen Verpflichtungen unveränderlich bezeigt. Von dieser gleichmäßigen Gesinnung hat jeder der Alliirten reichlich Beweise gegeben; was auch für Differenzen hinsichtlich der Grenzen von Mysore entstanden sind, sie sind freundschaftlich und ohne Schwierigkeiten beigelegt worden, und zwar nach den genausten Beachtungen der Prinzipien der Gerechtigkeit und den Stipulationen des Traktates.

Die Sorge der Alliirten für Erhaltung der Ruhe ist so groß gewesen, daß sie Jahre lang verschiedene Sendungen und militairische Vorbereitungen Sultan Tippoo's mit Nachsicht angesehen haben, die so augenscheinlich feindselig gegen die Interessen der Alliirten waren, daß sie diese nicht nur zu den ernstesten Warnungen, sondern selbst zu einem Aufruf zu den Waffen berechtigt haben würden. Was das brittische Gouvernement anbetrifft, so hat dies keine Mühe gescheut, um das Vertrauen des Sultans zu gewinnen, seine Rachsucht durch unzweideutige Anerkenntniß und Bestätigung seiner wirklichen Rechte zu mildern, und jede Ursache zur Eifersucht, welche zur Unterbrechung des bestehenden Friedens führen könnte, zu entfernen.

Der General-Gouverneur hat seine friedlichen Absichten besonders in seiner letzten Entscheidung der Forderungen Sultan Tippoo's an den Distrikt von Wynaad bewiesen, wie auch in den Unterhandlungen, welche er in Betreff der Distrikte Amerah und Soulea angе-

knüpft hatte. Das Betragen des brittischen Gouvernements in Indien hat sich ganz nach den Prinzipien der Mäßigung, der Gerechtigkeit und der Treue gerichtet, wie dies durch die Gesetzgebung Gr. Britanniens und der Ostindischen Kompagnie, fast als unabänderliche Regel, bei dem Verkehr mit den eingebornen Fürsten oder den Staaten von Indien bestimmt ist.

Die große Aufrichtigkeit und die friedliche Neigung der Verbündeten seit dem Abschluß des Vertrages zu Seringapatam ist selbst durch Sultan Tippoo niemals bestritten worden. Weit entfernt, irgend einen Vorwand zur Beschwerde gegen ihr Betragen anzuführen, hat er stets ihre Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und Treue erkannt, und hat in den herzlichsten Ausdrücken den Wunsch, die Einigkeit mit ihnen zu erhalten, ausgesprochen.

Während dieser freundschaftlichen Versicherungen von Seiten Sultan Tippoo's, und in dem Augenblicke, als das brittische Gouvernement den Befehl zur Bestätigung seiner Forderung auf Wynaad gegeben hatte, entdeckten die Alliirten mit Verwunderung und Abscheu seine Verbindungen mit den Franzosen, die nicht nur geradezu dem Vertrage von Seringapatam, sondern auch seinen letztlichen feierlichen Freundschafts-Versicherungen entgegenliefen.

Unter der Maske dieser besonderen Versicherungen und der scheinbaren Hochachtung für die Verpflichtungen des Traktats, sandte Sultan Tippoo Gesandte nach Isle de France, in einer Zeit, wo in Indien der tiefste Friede herrschte, und schloß mit den Franzosen ein Offensiv-Bündniß, in der offenen Absicht, einen Angriffskrieg gegen die Kompagnie und folglich auch gegen ihre Alliirten, den Peshwah und den Nizam, anzufangen.

Die im Namen Sultan Tippoo's erschienenen

Gesandten verlangten von den Franzosen den Beistand mit gewaffneter Hand, und in der That wurde eine Militair-Macht in Isle de France, mit der hinzugefügten Erklärung, den beabsichtigten Krieg zu verfolgen, geworben.

Als die Gesandten, auf einem französischen Kriegsfahrzeuge, mit den für den Krieg gegen die Alliirten geworbenen Truppen von Isle de France zurückkehrten, erlaubte Sultan Tippoo nicht nur die Landung an seiner Küste, sondern gestattete den geworbenen Franzosen auch den Eintritt in seine Armee, wodurch er seine Einstimmung mit dem Verfahren der Gesandten an den Tag legte.

Diese Militair-Macht war indessen nicht stark genug, um seine erklärte Absicht, die Besitzungen der Kompagnie anzugreifen, sofort ausführen zu können. Er setzte indessen seine feindseligen Vorbereitungen, seinen Verbindungen mit den Franzosen gemäß, fort, und er war bereit, seine Armee in die Ländereien der Kompagnie einrücken zu lassen, wenn er von Frankreich die angelegentlichst erbetene kräftige Hülfe erhalten würde.

Aber die Vorsehung Gottes und die siegreichen Waffen der brittischen Nation vernichteten seine eiteln Hoffnungen und hemmten die verwegenen Operationen der Franzosen in Aegypten in dem Augenblicke, als der Sultan ängstlich ihre Ankunft an der Küste von Malabar erwartete.

Das brittische Gouvernement, der Nizam und der Peshwah hatten die nöthige Vorsicht, ihre Streitkräfte zur vereinten Beschützung ihrer Länder zusammenzuziehen, nicht unterlassen. Die strengsten Grundsätze der Selbstvertheidigung würden zu dieser Zeit einen Einfall in die

Länder Sultan Tippoo's gerechtfertigt haben; aber selbst die Nachricht von dem glorreichen Erfolge der brittischen Flotte an der Mündung des Nil verminderte keinen Augenblick den aufrichtigen Wunsch der Verbündeten, das freundschaftliche Verhältniß und den Frieden mit Sultan Tippoo zu erhalten. Sie versuchten durch eine bescheidene Vorstellung ihm seine Verpflichtungen und die wahren Prinzipien der Klugheit und der Politik zurückzurufen; ja, sie wandten Alles an, um Unterhandlungen zu eröffnen und eine freundschaftliche Uebereinkunft zu erleichtern. In dieser heilsamen Absicht schlug der General-Gouverneur am 8. November 1798 vor, einen Gesandten, der die Bande der Freundschaft erneuen und Anordnungen zur dauernden Erhaltung des Friedens treffen sollte, an Sultan Tippoo zu senden, und wiederholte denselben Vorschlag in seinem Schreiben vom 10. Dezember 1798.

Sultan Tippoo wies nicht nur durch verschiedene Täuschungen und Ausflüchte dieses bescheidene Gesuch der Alliirten zurück, sondern er bezeigte auch die klare Absicht, jede Art von friedlichem Uebereinkommen zu verwerfen, indem er nicht nur die im Monat Dezember, hinsichtlich der Distrikte von Amerah und Souleah, angeknüpften Unterhandlungen plötzlich abbrach, sondern auch den Verkehr zwischen seinen Unterthanen und denen der Kompagnie auf der Grenze aufhob. Als der General-Gouverneur am 9. Januar 1799 zu Fort St. George angekommen war, erneuerte er, trotz des unverzeihlichen Betragens des Sultans, in den ernsthaftesten Ausdrücken seinen aufrichtigen Wunsch, einen Gesandten zu ihm schicken zu wollen.

Der General-Gouverneur bat ausdrücklich den Sul-

tan, sofort zu antworten, und da der Brief weder eine Geringschätzung der Rechte, der Würde oder der Ehre des Sultans enthielt, noch irgend neu in Form oder Inhalt war, so konnte seine Beantwortung keine lange Ueberlegung erfordern. Mit der größten Aengstlichkeit erwartete der General-Gouverneur eine Antwort auf seinen vernünftigen und entschiedenen Vorschlag, den sein Brief vom 9. Januar 1799 enthielt. Der Sultan indessen, der diesen Brief vor dem 15. Januar erhalten haben mußte, verhielt sich ganz still, obgleich ihn der Gouverneur von den gefährlichen Folgen seines Schweigens vollkommen in Kenntniß gesetzt hatte. Unterdessen war die Jahreszeit für militairische Operationen schon so vorgerückt, daß ein schneller Entschluß für die Sicherstellung der Alliirten gefaßt werden mußte.

Unter diesen Umständen, nachdem 8 Tage über die Zeit, wo eine Antwort von Seringapatam eintreffen konnte, verflossen waren, erklärte der General-Gouverneur am 3. Februar den Alliirten die Nothwendigkeit, nun ohne Zeitverlust Maaßregeln zu ihrer eigenen Sicherheit treffen zu müssen, die sowohl außer dem Bereiche der Unaufrichtigkeit Sultan Tippoo's, als außer der Verletzlichkeit durch die Franzosen lägen.

Dieser Ansicht gemäß gab der General-Gouverneur am 3. Februar der brittischen Armee den Befehl zum Marschiren, und zeigte dem Kommandeur des Königl. Geschwaders an, daß das hartnäckige Schweigen des Sultans als eine Verwerfung der vorgeschlagenen freundschaftlichen Unterhandlungen angesehen werden müßte.

Endlich am 13. Februar erhielt der General-Gouverneur einen Brief von Sultan Tippoo, in welchem er ihm anzeigte, daß er beständig Ausflüge und Jagden

mache, und daß er sich auch jetzt auf einer solchen be-
finde, hinzufügend, daß der General-Gouverneur ihm den
Major Doveton unverzüglich zusenden möchte.

Wir wollen nicht bei den besonderen Phrasen die-
ses Briefes verweilen, aber allen Staaten von Indien
muß es klar seyn, daß der Sultan seine Antwort nur
darum so lange verzögert hat, um die Alliirten zu ver-
hindern, sich den Nutzen zu sichern, den ihre vereinten
militairischen Operationen gehabt haben würden. Bei
diesen Vortheilen allein (da Sultan Tippoo den Ver-
trag von Seringapatam gebrochen hat, und in Betracht
seiner Offensiv-Allianz mit den Franzosen) können die
Alliirten es wagen, auf eine wirkliche Ausführung eines
mit Sultan Tippoo geschlossenen Friedensvertrages zu
bauen.

Die Verbündeten können ebensowenig zugeben, daß
Sultan Tippoo aus seinem eigends eingerichteten syste-
matischen Zögern Vortheil ziehe, noch daß er eine Ver-
wendung ihrer Land- und Seemacht hindere, wie diese
ihren gerechten Forderungen den besten Erfolg zu geben
verspräche.

Durch die heilige Verpflichtung für das öffentliche
Wohl gebunden, die freundschaftlichsten Absichten erklä-
rend und in dem ungestörten Besitz der durch den Ver-
trag ihm zugesicherten Länder hat Sultan Tippoo muth-
willig die Bande der Freundschaft und des Friedens ge-
brochen, und die Alliirten gezwungen, die Waffen zur
Vertheidigung ihrer Rechte, ihrer Ruhe und ihrer Ehre
zu ergreifen.

Während drei Monaten hat er hartnäckig jede fried-
fertige Einleitung verworfen, in der stündlichen Erwar-
tung, durch die inständigst erbetene Hülfe zur Ausfüh-

rung seiner ehr- und rachsüchtigen Absichten zu gelangen. Betrogen in seinen Hoffnungen der sofortigen Ausführung der Rach- und Eroberungssucht, wendet er sich nun zu Ausflüchten und Verzögerungen, und sucht durch eine saumselige, widerstrebende und hinterlistige Zustimmung in meinen Vorschlag, den er so lange und wiederholentlich abgelehnt hat, nicht nur die Vorsicht der Alliirten zu schwächen, sondern auch jede wirksame Operation bis zur Veränderung der Umstände und der Jahreszeit hinauszuschieben, um dann seine Hoffnung für die Störung der Ruhe in Indien, durch den Einfall einer französischen Armee begünstigt, wieder hervortreten zu lassen.

Demgemäß haben die Alliirten beschlossen, ihre Armee eine solche Stellung nehmen zu lassen, die nicht nur gegen jede List und gegen jedes unredliche Benehmen sichert, sondern die auch die Rückkehr der uns vor Kurzem erst bedrohenden Gefahr hindert.

Da die Verbündeten indeß immer noch aufrichtig wünschen, eine Uebereinkunft mit Sultan Tippoo zu treffen, so ist General-Lieutenant Harris, Kommandeur der Truppen Sr. Majestät und der Kompagnie auf der Küste von Coromandel und Malabar, autorisirt, jeden Gesandten, welchen Sultan Tippoo in's Hauptquartier senden will, anzunehmen, und einen Vertrag unter solchen Bedingungen zu schließen, wie sie den Alliirten unumgänglich zur Erhaltung der Sicherheit und eines dauernden Friedens nothwendig erscheinen.

Auf Befehl des General-Gouverneurs
N. B. Edmondstone.

(Fortsetzung folgt.)

V.

Einige Bemerkungen über Napoleon's Strategie im Feldzuge des Jahres 1813.

Durch die Güte des Herrn Generals Baron von Pelet ward mir, während meines Aufenthaltes in Paris, die Gelegenheit, Einsicht zu gewinnen in die auf seinen Befehl und unter seiner Obhut gesammelte und geordnete Militair-Korrespondenz Napoleon's. In Rücksicht auf die Benutzung dessen, was mir so geboten war, muß ich jedoch bemerken, daß sich meine Studien in Paris hauptsächlich auf die Geschichte des siebenjährigen Krieges bezogen, und daß mir daher nur gegen das Ende meines Aufenthaltes daselbst für das Studium der Kriegsgeschichte Napoleon's eine kurze Zeit übrig gelassen war. Auch ist die Sammlung selbst keineswegs vollständig. Sie besteht aus Noten und Befehlen an Berthier oder an einzelne Marschälle, von Napoleon seinen Geheimschreibern in die Feder diktirt. In der Benutzung derselben ward ich dadurch beschränkt, daß es mir nicht gestattet wurde, eigentliche Auszüge zu machen. Man wollte mir kaum erlauben, beim Durchlesen einige kurze Noten aufzusetzen. Diesem wäre zwar ohne

Zweifel leicht abzuhelfen gewesen, wenn ich deshalb mit dem Herrn General selbst mich hätte in's Benehmen setzen können. Er war aber schon, als ich mich dieser Arbeit unterzog, auf's Land gegangen, und ich mußte daher mit Unterbeamten verkehren, die weder in ihrer Stellung so frei dastehen, wie der Herr General, noch überhaupt so liberal sind. Meiner eigenen Rechtfertigung wegen, gegen den etwaigen Vorwurf, daß von mir nur unvollständige Berichte, nicht aber die Urkunden selbst, die mir vorgelegen hätten, in vollständigen Abschriften oder wenigstens längere Auszüge daraus mitgetheilt würden, habe ich die obigen Bemerkungen machen zu müssen geglaubt.

Was aber die von mir angestellte Untersuchung betrifft, so drang sie sich mir von selbst auf in Folge dessen, daß es mir, je weiter ich in dem Durchlesen der Urkunden vorschritt, immer klarer werden mußte, wie man in Herbeischaffung des zur richtigen Beurtheilung der Strategie Napoleon's während des Feldzuges im Jahre 1813 nöthigen Materials noch nicht Alles vollständig erschöpft habe. Die Hauptsachen freilich sind bekannt, und eine reiche Ausbeute in Beziehung auf den vorliegenden Gegenstand gewinnt man aus dem Studium der bekannten Abhandlungen des Generals Pelet; auch in ziemlicher Vollständigkeit hat der Marschall Gouvion Saint-Cyr die betreffenden Urkunden dem vierten Theile seiner Denkwürdigkeiten in den Beilagen hinzugefügt. Ganz vollständig ist indeß die hier gegebene Sammlung auch nicht; was aber die Betrachtungen, die der Marschall daran knüpft, betrifft, so sind sie, um wirklich belehrend zu seyn, in einem zu feindseligen Tone gegen den Kaiser geschrieben. Der General Pe-

let dagegen hat, wie es scheint, den Gegenstand nur hauptsächlich in der Absicht aufgenommen, um den innigst in Begeisterung von ihm verehrten Helden gegen jeden etwaigen Vorwurf zu vertheidigen. In dem Besitze vollständig genügender Hülfsmittel scheint er gewesen zu seyn, und Niemand wird läugnen, daß er den Stoff, der ihm vorlag, auf eine höchst scharfsinnige und geistreiche Weise behandelt hat; er möge mir indeß erlauben, die Bemerkung zu machen, wie es mir scheint, daß er in der Absicht, Vorwürfe, die man gegen Napoleon erhoben hatte, zurückzuweisen, auf einen in gewisser Art einseitig zu nennenden Standpunkt, ohne sich dessen selbst bewußt gewesen zu seyn, hinübergedrängt worden wäre. Napoleon's Pläne, die darauf hingingen, angriffsweise gegen Böhmen zu verfahren, werden in der Darstellung zwar nicht gänzlich übergangen; aber in der Art und Weise, wie sie erwähnt sind, oder nur darauf hingedeutet wird, werden sie ganz in den Hintergrund geschoben, und scheinbar fast als Gedanken des Augenblicks behandelt. Der Grund hiervon könnte darin liegen, daß Nichts davon zu wirklicher Ausführung hat gelangen können; aber wenn nicht von Begebenheiten, sondern von Plänen die Rede ist, so ist es für den Zweck, eine klare und vollständige Ansicht zu gewähren, durchaus erforderlich, daß auch das, was nur im Geiste als Absicht vorhanden gewesen ist, in der Untersuchung mit derselben Sorgfalt und Breite behandelt werde, wie das, wovon wirklich Einiges zur That gediehen ist. Meiner Ueberzeugung nach hat Napoleon weit ernstlicher, als es mir aus Pelet's Darstellung hervorzugehen scheint, daran gedacht, in Böhmen einzudringen und angriffsweise gegen die obere Elbe zu verfahren. Der Herr

General Pelet wolle mir erlauben, ihm zu gestehen, daß ich seiner Behauptung (vergl. Le spectateur militaire, t. 1, p. 247.), die Angriffspläne auf Böhmen wären dem Plane zur Operation gegen Berlin, als dem Hauptgegenstande, untergeordnet gewesen, nicht beistimmen kann. In Bezug auf die Zeit der Ausführung ward freilich dem Plane gegen Berlin der Vorzug gegeben; aber daraus folgt noch keinesweges, daß dieser Plan in dem ganzen innern Zusammenhange des großen Hauptplanes den Mittelpunkt des Gedankens gebildet haben müsse. Wenn Napoleon auch den 13. August an Oudinot schreiben läßt (vergl. Le spectateur militaire, tom. 1, p. 170 — 172. und Mémoires par le Maréchal Gouvion Saint-Cyr, tom. 4, p. 360.), sein einziger Zweck sey der, die in den Tagen vom 18. bis zum 22. August auszuführende Operation gegen Berlin mit der großen Armee zu unterstützen, und die österreichische und russische Armee zurückzuhalten, so folgt daraus noch nicht, daß die Operation gegen den Norden als das Hauptmoment des damaligen strategischen Plans Napoleon's angesehen werden müsse. Was in jenen Worten liegt, schließt im Grunde nicht viel weiter in sich, als die dem Marschall gegebene Verheißung, er könne sicher seyn, daß ihm bei seinem rasch zu bewerkstelligenden Vorrücken gegen Berlin von anderen Seiten her, als von der des Nordheeres, keine Störungen entgegentreten würden. Jedenfalls beziehen sich die angeführten Worte, wenn man den Sinn derselben in der ausgedehntesten Weise deuten will, nur auf einen bestimmten Zeitraum, nämlich auf den, der bis zum 22. August verfließen würde. An diesem Tage hegte, wie wir später sehen werden, Napoleon

poleon wirklich die ernstliche Absicht, in Böhmen einzudringen.

In der That auch würde die Annahme, Napoleon hätte die Leitung der Hauptangriffsbewegungen, statt sie selbst zu übernehmen oder an Ney zu übertragen, dem Marschall Oudinot anvertrauen wollen, etwas höchst Auffallendes, ja Unbegreifliches haben. Als die Zeit des von ihm auszuführenden Hauptschlages am 22 August herangekommen war, rief er, zum deutlichen Beweise, welches Vertrauen er auf ihn setze, Ney vom Oberbefehle in Schlesien ab und nebst Murat in seine Nähe. Daß an diesem Tage Oudinot vor Berlin stehen würde, hatte er gehofft, und die Absicht gehabt, gerade dann, von den Marschällen unterstützt, auf die er das meiste Vertrauen setzte, selbst an das Hauptwerk zu gehen. Murat hatte er dabei nicht wollen aus seiner Nähe entfernt sehen, obgleich Oudinot ihn dringend darum ersucht hatte, er möge statt seiner jenem den Oberbefehl über das Heer, welches gegen Berlin vorzurücken bestimmt wäre, übertragen. (Vergl. Le spectateur militaire, tom. 1, p. 170.) Für den Tag der Entscheidung behielt er sich selbst seine Hauptkampfgenossen vor. Auch ist es nach dem Urtheile, welches er bekanntlich über den Geist und die von ihm gering geachtete Tüchtigkeit der in der Mark stehenden preußischen Truppen fällte, unmöglich, daß er habe glauben können, durch alle die großen strategischen Vortheile, die ihm der Besitz der Nieder-Oder mit deren Festungen bis an die Ostsee gewährt haben würde, auch in Beziehung auf die taktischen Verhältnisse eine Hauptentscheidung herbeizuführen. Die Hauptarbeit in diesem Sinne wäre ihm doch immer noch übrig geblieben, auch wenn Oudinot's

Unternehmungen vollkommen gelungen wären. So wahr es ist, was Napoleon am 17. August an den Marschall Gouvion Saint-Cyr (Mémoires par le maréchal Gouvion Saint-Cyr, tom. 4, p. 317) schrieb, nämlich, daß eine Armee von 400,000 Mann, die sich stützte auf ein System fester Plätze an einem Flusse, wie die Elbe, und deren Schaaren in Folge des Besitzes von Dresden, Torgau, Wittenberg und Magdeburg an beiden Ufern sich frei bewegen könnten, nicht umgangen werde; eben so gewiß ist es, daß ein solches Heer in einer solchen Stellung, wenn es von Böhmen und Schlesien aus von noch stärkeren Heerschaaren im Rücken bedroht wird, und wenn zahlreiche Verstärkungen für diese letzteren durch Polen im Anmarsch sind, seine Verbindungen nicht ausdehnen könne bis an die Weichsel nach Danzig. Nachdem Oesterreich sich für die Verbündeten erklärt hatte, konnte, so lange die Macht dieses Reichs noch nicht gebrochen war, Napoleon vernünftigerweise gar nicht daran denken, von der Elbe und dem befestigten Dresden, als dem Mittelpunkte aus, in einseitiger nordöstlicher Richtung vorzugehen, um in Polen und Litthauen befreundete Völker aufzusuchen. Hat Napoleon schon seit dem Juni-Monat die Ausführung solcher Pläne vorbereitet, und ist er seit dem 22sten mit Davoust darüber in's Benehmen getreten: so steht doch auf der anderen Seite fest, daß er auch seit derselben Zeit mit anderen Plänen sich in seinem Geiste beschäftigt, und darüber mit Augereau sich in's Benehmen gesetzt habe. Am 5. Juni schrieb Napoleon an Berthier, daß er Rapp anweisen möge, sich darauf vorzubereiten, eine Belagerung von Danzig bis zum Mai 1814 auszuhalten; „abgesehen von den Wechselfällen des

Krieges", wird hinzugesetzt, „könnte überhaupt der Gang des Feldzuges sich so wenden, daß Napoleon nicht in der Richtung gegen die Weichsel vorgehe." Im Sinne dieses Befehles waren auch schon am 3. Juni von Augereau Befehle wegen der Besetzung von Würzburg und Cronach erlassen, und wegen der Befestigung des ersteren Ortes. Am 16. Juli wurde an Augereau geschrieben, daß er einen Offizier ausschicken solle, um alle Wege, die von Böhmen nach Baiern und Franken führten, genau kennen zu lernen, sowohl diejenigen, auf welchen, als auf großen Heerstraßen, Armeen marschiren, als diejenigen, welche nur für kleinere Detaschements benutzt werden könnten; besondere Aufmerksamkeit solle auf die Debouchees nach Bayreuth, Hof, Zwickau und Chemnitz verwendet werden.

Zwar ist es gewiß, daß die Anstalten und Vorbereitungen zur Ausführung von Operationsplänen gegen den Norden zu weit ernstlicher betrieben worden sind, als die zur Ausführung von Plänen gegen den Main oder die Donau; daraus folgt jedoch noch nicht, daß er der verbündeten Macht Oesterreichs, Rußlands und Preußens gegenüber die Hauptrichtung seiner Wirksamkeit darauf hin habe nehmen wollen, daß er mit Rapp in Danzig sich in Verbindung setze, und befreundeten Völkern in Polen und Litthauen Waffen brächte. Was den Brief, den Napoleon am 29. Juli an Rapp geschrieben hat, betrifft, so scheint dieser wenig Gewicht darauf gelegt zu haben; wenigstens gedenkt er desselben in seinen Denkwürdigkeiten nicht, sondern nur des Befehls vom 5. Juni, durch den er angewiesen ward, die Festung Danzig in einen solchen Stand zu setzen, daß er sich bis zum Mai 1814 darin halten könne. (Vergl. Mémoires du

Général Rapp, p. 296.) Wenn Napoleon sich weitläuftiger mit Davoust über seine Absicht, gegen den Norden hin zu operiren, unterhalten hat, so muß hiervon der Grund darin gelegen haben, daß dieser Marschall eben dazu berufen war, an der Operation gegen den Norden den wirksamsten Antheil zu nehmen. Auch mußte aus demselben Grunde gerade diese eine Seite des ganzen Operationsplanes in der Unterredung besonders hervorgehoben werden, ohne daß deshalb anzunehmen wäre, es sey seit dem 22. Juni unwiderruflich die Operation gegen den Norden zur Hauptsache, worin der Mittelpunkt des ganzen Operationsplanes beruhe, gemacht worden. Ohnehin hatte Napoleon am 22. Juni noch keine Veranlassung, gegen Davoust über die Möglichkeit eines Krieges mit Oesterreich sich ganz offen und frei zu äußern. Dem Marschall ist in der Unterhaltung wohl nur das mitgetheilt worden, was er für die ihm angewiesene Thätigkeit zu wissen brauchte. Im Uebrigen aber finden sich von anderen Seiten her die bestimmtesten Beweise, daß Napoleon ernstlich daran gedacht habe, Hauptschläge gegen Böhmen auszuführen, ehe er es unternehmen würde, seine Wirksamkeit über die Oder gegen die Weichsel hin auszudehnen.

Mir ist ein Schreiben Napoleon's an Berthier aus Löwenberg im Originale zu Gesichte gekommen, in welchem es heißt: — „Geben Sie dem Prinzen von der Moskwa zu erkennen, daß ich in Böhmen eindringen will, und da ich ihn für diesen Zweck gebrauche, so möge er morgen nach Görlitz abgehen, wo er mich finden wird.“ — Aus diesem Schreiben erhellt, daß Napoleon die Absicht, von der Verfolgung Blücher's abzulassen, schon früher gefaßt hatte, als ihm die erst

am Morgen des 23. August eintreffende Nachricht von dem Vorrücken der verbündeten Armee gegen Sachsen zugekommen war; weiter auch erhellt daraus, daß Napoleon mit dieser Absicht die zweite verband, von der Oberlausitz aus eine Angriffsbewegung gegen Böhmen zu machen. Noch konnte Oudinot nicht einmal an der Oder seyn; daß er aber, dessen Berichte erst am 24sten eintrafen, schon vor Berlin stände, hoffte Napoleon, und in dieser Hoffnung hielt er dafür, daß es nunmehr an der Zeit sey, sich zur Entwicklung seines Angriffsplanes gegen Böhmen anzuschicken. Ueber diesen Plan giebt auch eine Stelle in dem Schreiben, welches Napoleon am 23. August an Berthier erließ, um ihm die Grundsätze auseinander zu setzen, nach welchen die Instruktion für den Herzog von Tarent ausgefertigt werden sollte, Auskunft. Außer dem, was der General Pelet aus diesem Schreiben mittheilt (vergl. Le spectateur militaire, tom. 1, p. 246.), findet sich in demselben auch noch eine merkwürdige Auseinandersetzung dessen, was Napoleon beabsichtige, wenn der Feind nicht die Initiative gegen Sachsen ergreifen sollte. In diesem Falle erklärt er sich dazu geneigt, nach Prag zu gehen. Dann würde er in den ersten Tagen die Operationslinie über Zittau und Bautzen nehmen, und Macdonald's Aufgabe würde dann darin bestehen, Görlitz und besonders Zittau zu decken, und auf jeden Fall und unter allen Umständen gegen Blücher zu vertheidigen. „Im unglücklichen Falle einer verlorenen Schlacht werde Macdonald an den Queiß gehen und am Ende nach Zittau. Wenn ich" — sagt Napoleon weiter — „gegen Prag gehe, wird es meine erste Sorge seyn, meine Operationslinie auf Dresden zu nehmen, und dann ist der Herzog

von Tarent freier, und kann sich im unglücklichen Falle in das verschanzte Lager von Dresden zurückziehen."

Vorbereitungen zur Ausführung des Planes, in Böhmen einzurücken, waren auch schon getroffen. Es war früher schon der Befehl gegeben, daß von der Kaiserlichen Marine-Garde 2- bis 300,000 Rationen Zwieback und 3- bis 400,000 Zentner Mehl eingeschifft werden sollten, unter dem Vorwande, sie nach Königstein zu schaffen; eigentlich aber war ihre Bestimmung nach Tetschen. (Le spectateur militaire, tom. 1, p. 247.) Am 16. August erließ Napoleon von Bautzen aus Befehle, die offenbar nicht bloß auf die Absicht sich bezogen, in der Oberlausitz eine gute Vertheidigungsstellung gegen ein etwaiges Vordringen der Oesterreicher von dieser Seite her vorzubereiten, sondern mit denen ohne Zweifel auch Gedanken an ein angriffsweises Vorgehen gegen Prag verknüpft waren. In der ganzen Strecke von Schandau bis nach Zittau sollte eine offensive Stellung gegen Böhmen genommen werden. Hier sollte auf dem Eckersberge bei Zittau ein Lager von 100,000 Mann mit einer direkten Kommunikation mit Königstein gebildet werden. Von dieser Stellung aus wollte Napoleon Prag bedrohen. Die rechte Flanke sollte gedeckt werden durch Schandau und durch das verschanzte Lager bei Königstein, die linke bei Böhmisch-Neustadt an's Riesengebirge sich anlehnen. Die Zentralstellung sollte der Eckersberg bilden. Rumburg, Schluckenau und Georgenthal sollten eingenommen, an der ganzen Linie Feldverschanzungen angelegt, und so hier die Grenze Böhmens gehörig sicher gestellt werden. Es ward an demselben Tage auch zugleich der Befehl zur Befestigung Bautzens gegeben; mit der Befestigung der Zitadelle sollte

der Anfang gemacht werden, und deshalb ward die Zerstörung der Umgebungen derselben, als der Barrieren, Häuser und Gärten, angeordnet. Vandamme erhielt Befehl, am 17ten Schluckenau und Rumburg anzugreifen und diese Posten zu besetzen. Ihm ward die Anweisung gegeben, hier in Böhmen in der zu verschanzenden Linie bei Rumburg und Schluckenau in der Art Stellung zu nehmen, daß er nach Maaßgabe dessen, wie der Feind entweder am rechten oder linken Ufer einbrechen würde, sich entweder nach Dresden oder nach Zittau bewegen könne.

Als Napoleon am 15. August nach Bautzen gegangen war, hatte er noch keine sicheren Nachrichten über das gehabt, was in Böhmen und in Schlesien vorgehe. Eben deshalb hatte er auch noch damals keinen bestimmten Angriffsplan gegen die böhmische oder schlesische Armee fassen können. Einige Tage noch wollte er sich in der Vertheidigung halten, bis Oudinot gegen Berlin vorgerückt wäre. Selbst noch am 18. August Morgens war ihm das, was in Böhmen vorgehe, nicht klar, wenn auch aus den schon eingetroffenen Berichten von Ney dessen Ueberzeugung hervorging, daß die Armee der Verbündeten aus Schlesien in Böhmen eingerückt sey. (Vergl. Mém. du maréchal Gouvion Saint-Cyr, tom. 4, p. 369.) Die Absicht, die Napoleon bei seinem Vorrücken nach Gabel am 19ten gehabt haben kann, mag nur darin bestanden haben, vollkommene Gewißheit über die Märsche und Stellungen der Truppen in Böhmen zu erlangen, dann aber auch die, die Stellung von Gabel sich näher zu betrachten, und daselbst die Anlegung mehrerer Vertheidigungswerke anzuordnen. Nach einem Schreiben vom 19. August hielt er sich damals davon

überzeugt, daß die Russen in Böhmen eingerückt wären, und daß von ihnen nur wenige in Schlesien zurückgeblieben seyn könnten, die schlesische Armee aber den Befehl haben müsse, längs dem Gebirge nach Zittau zu gehen und hier die Gemeinschaft mit der großen Armee in Böhmen zu suchen. Bis zum 22. August, als dem Tage, den er schon in seinem Schreiben vom 13ten an Oudinot als einen entscheidenden bezeichnet hatte, waren ihm nun noch einige Tage übrig, während welcher er Blücher zu begegnen und zu schlagen hoffte. In Folge eines davongetragenen Sieges würde er, worauf er viel Gewicht legte, von der Gefahr befreit worden seyn, im Rücken in seiner Stellung bei Zittau bedroht zu werden, wenn er von derselben aus zum Vordringen gegen und in Böhmen übergegangen seyn würde. Erst am 19ten, als er die ganze Lage der Verhältnisse zu übersehen glaubte, kann er sich zu dem Entschlusse, nach Schlesien vorzugehen, bestimmt haben. Demselben gemäß aber ließ er am 20sten an Belluno melden, daß der Feind innerhalb fünf Tagen nichts gegen Gabel unternehmen könne, da er am 18ten in Schlan gewesen wäre; Poniatowsky solle Alles anwenden, Gabel zu halten und das Defilee daselbst; Vandamme solle Rumburg selbst mit der äußersten Anstrengung halten. Die Verschanzungen in diesen Gegenden, meinte Napoleon, könnten in 3 oder 4 Tagen vollendet seyn. Das Terrain soll für einen kräftigen Widerstand eingerichtet werden. Wenn man die Defileen hat verlassen müssen, so muß man die Höhen behaupten. Für den von ihm nicht erwarteten Fall, daß der Feind ernstlich durchdringen wolle, verspricht Napoleon schnell zu Hülfe zu eilen. Würde indeß Belluno gezwungen werden, sich zurück-

zuziehen, so solle er sich auf Görlitz stützen, und sich an die französische Armee anschließen, die er alsdann daselbst finden würde. Belluno's Aufgabe wird danach gestellt, daß er, im Mittelpunkte zwischen Dresden und der nach Schlesien marschirenden Armee stehend, die Basis oder die Reserve für die durch Vandamme und Poniatowsky bewerkstelligte Vertheidigung an der böhmischen Grenze abgäbe. In einem Schreiben Napoleon's vom 20. August heißt es: — „Ich gehe nach Löwenberg, um den Feind am 22sten zu schlagen; unmittelbar kehre ich zurück, um in Böhmen einzubrechen und nach Prag zu marschiren. Nach allen Berechnungen kann der Feind nur erst in 4 oder 5 Tagen bei Gabel seyn; Vandamme wird und muß sich in seinen Verschanzungen halten.“ — Weil indeß an diesen Verschanzungen, von denen Napoleon in diesem Schreiben spricht, noch gar nicht gearbeitet worden war, ließ er am 21sten darüber seinen Unwillen zu erkennen geben.

Aus Allem, was hier beigebracht worden ist, erhellt nun allerdings, daß Napoleon, wie dies auch in den Denkwürdigkeiten des Marschalls Saint-Cyr weitläufig auseinandergesetzt wird, bis zum 23. August es fast bis zur Ueberzeugung für das Wahrscheinlichste hielt, daß die in Böhmen versammelte Armee gegen Zittau und Rumburg vordringen werde; zugleich jedoch erhellt auch, daß er bei den Maaßregeln, die er zur Vertheidigung des Gebietes an den Grenzen zwischen Böhmen und der Oberlausitz nahm, nicht bloß an ein defensives, sondern in allem Ernste an ein offensives Verfahren dachte.

Am 13. August hatte er bei der Entwerfung seiner Pläne allerdings auf den Fall Rücksicht genommen, daß die österreichische Armee den Versuch zum Vordringen

aus Böhmen in Sachsen am linken Ufer der Elbe würde machen können (vergl. Le spectateur militaire, tom. 1, p. 168.); daß aber die russische Armee und ein Theil der preußischen Truppen sich mit der österreichischen Armee verbinden würden, das hatte er damals nicht geahnt. Für jenen Fall würden, hatte er geurtheilt, Saint-Cyr und der aus seiner Stellung von Rumburg und Schluckenau an ihn sich heranziehende Vandamme im Stande seyn, bei Dresden sich so lange zu halten, bis er selbst mit seiner Hauptmacht zu Hülfe gekommen wäre. Für den Fall, daß die Oesterreicher bei Zittau herankommen würden, um hier auszubrechen, waren Poniatowsky, Vandamme von Schluckenau und Rumburg aus, und Belluno bestimmt gewesen, die Vertheidigung zu übernehmen, und er selbst hätte mit seinen Garden Unterstützung geboten. Die in Schlesien stehenden vier Armeekorps unter Ney, Marmont, Macdonald und Lauriston hatten sich nebst der Reiterei unter Sebastiani bei Bunzlau vereinigen und hier dem etwaigen Vorrücken der verbündeten russisch-preußischen Armee sich entgegenstellen sollen. Was Napoleon bei Zittau an Truppen hätte entbehren können, würde er über Görlitz nach Schlesien zur Unterstützung geschickt haben.

Wesentliche Veränderungen in Absicht auf die diesem Defensivplane zu Grunde liegenden Ideen traten, nachdem Napoleon den Einmarsch der Russen in Böhmen erfahren hatte, nicht ein; es entwickelten sich aber klarer die bisher weniger bestimmt angedeuteten Angriffspläne. Daß Napoleon in der Verfolgung seiner Pläne durch eine sogenannte Treulosigkeit gestört worden sey, in welcher die verbündeten Mächte, wie vorgegeben wird, den Waffenstillstandsvertrag gebrochen und zwei Tage zu früh

sich in Bewegung gesetzt hätten, ist von französischen Schriftstellern mehrfach behauptet worden. (Vergl. Le spectateur militaire, tom. 1, p. 175. Mémoires par le maréchal Gouvion Saint-Cyr, tom. 4, p. 305.) Dieser Vorwurf hat indeß keinen Grund: denn bei dem Einmarsche der Russen in Böhmen ist die Neutralitätslinie nicht verletzt worden, und von Truppenmärschen hinter dieser Linie während der Zeit eines Waffenstillstandes wird doch wohl Niemand im Ernste behaupten können, daß dadurch derselbe verletzt werde. Napoleon selbst hat während der Zeit des Waffenstillstandes Truppenbewegungen genug hinter der Neutralitätslinie vorgenommen. Sollte der Einmarsch der Russen in Böhmen als eine Verletzung des Waffenstillstandes gelten, so mußte nach demselben Rechte auch behauptet werden, daß in dem Marsche Napoleon's mit seinen Garden am 15ten nach Bautzen eine ähnliche Verletzung enthalten gewesen sey. Was dagegen die durch Blücher geschehene bekannte Verletzung des Waffenstillstandes betrifft, so wäre es freilich besser, wenn dieselbe nicht geschehen wäre; unrichtig aber ist die Behauptung, daß durch sie eine wesentliche Störung in der Ausführung der Pläne Napoleon's herbeigeführt worden sey: denn bis zum 22sten hatte Napoleon überhaupt nur defensiv verfahren wollen, und an diesem Tage war Blücher schon wieder zurückgedrängt. Will man nun auch behaupten, daß in Folge des raschen Vordringens von Blücher Napoleon genöthigt worden sey, an den Bober zu gehen, und daß er so am 22sten anstatt in Görlitz in Löwenberg gestanden hätte, so kann man doch nicht behaupten, daß dies in Folge einer Störung seiner ursprünglichen Pläne geschehen sey: denn in diesen lag

schon, wenn auch nicht die bestimmte Absicht zu einem offensiven Vorgehen nach Schlesien, doch der Gedanke, daß ein solches möglich werden könnte, und in diesem Falle wäre Napoleon unter allen Umständen am 22sten noch am Bober gewesen. Das Einrücken der Russen in Böhmen übrigens war eine für die Ausführung seiner Pläne mehr vortheilhafte als nachtheilige Bewegung: denn dadurch ward eine größere Gefahr für die in der Mitte zwischen der Mark Brandenburg und Böhmen belegene Oberlausitz entfernt. Napoleon hatte, wie schon im Vorhergehenden erwähnt worden ist, seine Blicke auf Tetschen gerichtet, und hatte nach dem Einmarsche Oudinot's in die Mark Brandenburg gegen Berlin über Zittau in Böhmen eindringen wollen. Bei der Ausführung dieses Planes konnte er, wenn die Russen durch Böhmen zogen, statt mit den Preußen vereint gegen Görlitz und Zittau vorzurücken, mit bei weitem größerer Sicherheit darauf rechnen, daß seine in Schlesien zurückgelassenen Truppen im Stande seyn würden, ihm den Rücken zu decken. Worauf es ihm eigentlich wesentlich ankommen mußte, war dies, daß er in einen durch die von ihm angeordnete Stellung zwischen Schandau und Zittau gehaltenen Besitz der Oberelbe in Böhmen bis zum Einflusse der Eger in die Elbe gelange. Das nördliche Böhmen rechts von der Elbe war ihm von der größten Wichtigkeit. Denn von hier aus hätte er sowohl über Bautzen und Zittau die Mark Brandenburg und Schlesien, wie vom rechten Ufer der Elbe her die Operationslinien des Hauptheeres der Verbündeten gefährlich bedroht, und eben dadurch dasselbe in allen seinen Bewegungen gelähmt. Die Gefahr, daß er selbst in seinen Verbindungslinien mit Frankreich bedroht werden

könne, machte ihm, wie er es damals mehrfach ausgesprochen hat, keine Sorge, so lange er nur hoffen konnte, sich in dem Besitze der Elbe zu halten. (Vergl. Mémoires du Maréchal Saint-Cyr, tom. 4, p. 467.) In der That auch würde er in einer sehr vortheilhaften Stellung sich befundrn haben, wenn es ihm gelungen wäre, an der Elbe bis gegen Leitmeritz herauf sich festzusetzen. Es zu erreichen hoffte er in Folge der Schlacht von Dresden, wie aus seinem am 22. August 4 Uhr Nachmittags an Vandamme erlassenen Befehle erhellt. Während er nach der Schlacht von Dresden an die anderen Marschälle Befehle ertheilen läßt, deren Zweck nur darauf gerichtet ist, die Kräfte des sich zurückziehenden Heeres der Verbündeten so viel wie möglich zu zerstören, er auch in diesem Sinne am 30sten an Berthier schreibt, er möge die Marschälle anweisen, besonders auf Zinnwald ihre Angriffe zu richten, da allen eingetroffenen Nachrichten zufolge sich hier Alles, Kriegsgeräth, Gepäck, Geschütz, zusammendränge; giebt er in jenem Befehle an Vandamme, demselben, der im Vordergrunde zunächst an der Elbe stand, eine Anweisung, aus der noch andere Absichten hervorleuchten. Vandamme nämlich wird angewiesen, auf die Kommunikationen von Töplitz mit Tetschen und Aussig sich zu werfen; zugleich wird die Nachricht mitgetheilt, daß der Befehl ausgefertigt werde, die Schiffbrücke von Pirna abzutragen, um in Tetschen eine neue schlagen zu können. Man sieht klar, was bei der Ertheilung dieses Befehls die Absicht gewesen sey. Napoleon wollte, daß Vandamme sich links an die Elbe zöge, und vermittelst der Brücke, die bei Tetschen geschlagen werden sollte, die Verbindung mit dem rechten Elbufer herstelle. Von

damals wäre alsdann an der oberen Elbe in Böhmen über Kamnitz die Verbindung mit der Stellung von Schluckenau, Rumburg und Zittau, auf welche er so viel Gewicht legte, hergestellt worden. Wäre es ihm demnächst auch noch gelungen, sich in Aussig festzusetzen, so würde der rechts an der Elbe belegene nördliche Theil von Böhmen ihm in die Hände gefallen seyn, und von hier aus würde er, seinen noch am 28sten gehegten Hoffnungen nach, auf der Basis der von ihm schon früher projektirten Stellung in der Oberlausitz und an der böhmischen Grenze, sowohl über Bautzen Berlin, wie über Zittau Prag bedroht haben.

Unmittelbar nach der Schlacht von Dresden gegen Prag vorzurücken, dies konnte nach dem fehlgeschlagenen Versuche Oudinot's gegen Berlin gar nicht in dem Plane Napoleon's liegen. Er hatte stets freilich die Absicht gehabt, angriffsweise gegen Böhmen vorzugehen, aber nur erst alsdann, wenn er sich in den Besitz von Berlin gesetzt haben würde. Gegen den Süden, um die Hauptmacht der gegen ihn Verbündeten zu brechen, hatte er nicht vorgehen wollen, ehe er sich im Norden des Besitzes der Länder zwischen der Elbe, Oder und Ostsee versichert haben würde. Deshalb faßte er, ganz in Uebereinstimmung mit seinem früheren Plane, nach der verlornen Schlacht von Groß-Beeren und nach der gewonnenen von Dresden den Entschluß, zuerst jetzt selbst nach Berlin zu gehen, von hier aus seinen Zwecken gemäß die Verhältnisse im Norden zu ordnen, und darauf von der Stellung von Schandau und Zittau aus Böhmen zu bedrohen. Am 30sten soll er sich gegen Berthier in der Art geäußert haben, wie er hoffe, daß Marmont und Saint-Cyr im Begriffe wären, die Schaaren der

Nachhut der Oesterreicher auf Töplitz zurückzuwerfen, von Vandamme aber demnächst Nachrichten eintreffen würden über die Art und Weise, wie er seine vortheilhafte Lage zu benutzen im Stande gewesen wäre. „Ich rechne darauf," fügte er hinzu, „daß nach den Unglücksfällen, von denen die Armee Schwarzenberg's bei Dresden betroffen worden ist, dieselbe wenigstens 3 Wochen bedarf, um sich wieder in gehörigen Stand zu setzen. So viel Zeit bedarf ich nicht, um eine Operation gegen Berlin auszuführen." (Fain manuscrit de 1813. Paris 1824, tom. 2, p. 312.)

Hätte Vandamme die ihm ertheilten Befehle strenge befolgt, so würde er im Sinne der Pläne Napoleon's gehandelt, die Schlacht bei Kulm nicht verloren und sich in den Besitz von Tetschen und Aussig an der oberen Elbe gesetzt haben. Bei Kinnitz biegt von der Töplitzer Straße die Straße nach Aussig ab. Hätte er von seiner Verfolgung ablassend hier links sich ziehend bei diesem Dorfe Stellung genommen, so würden ihrerseits die Russen ihn sicher nicht angegriffen haben, und er hätte die von Nollendorf herkommenden, auf der großen Straße nach Töplitz vorbeimarschirenden Preußen unter Kleist auf eine gefährliche Weise in der Seite bedroht. Ihn aber in seinen dann hergestellten Verbindungen mit Aussig durch angriffsweise Bewegungen zu bedrohen, daran würde man von Seiten des verbündeten Heeres in dem Augenblicke, in welchem man in ängstlicher Sorge nur bestrebt war, den Hauptpunkt von Töplitz zu retten, nicht gedacht haben.

Die Schuld des Unglücks von Kulm und alles dessen, was unheilbringend für Napoleon ferner daraus erfolgte, bleibt, wie man nach näherer und umsich-

tigerer Betrachtung aller Verhältnisse urtheilen muß, auf Vandamme ruhen. Er hatte keinen Befehl nach Töplitz vorzugehen, Napoleon nicht die Absicht, in der Verfolgung des Feindes am linken Ufer der Elbe tief in Böhmen einzudringen.

Man hat es dem Kaiser vorgeworfen, daß er nach Dresden zurückgegangen sey, und seine Garden davon zurückgehalten habe, die Verfolgung gehörig zu unterstützen. Sieht man jedoch auf das Ganze des großen Operationsplanes, der bis dahin seinem Geiste vorgeschwebt hatte, und erwägt man danach mit Umsicht und Besonnenheit die Thaten und Begebenheiten, so fällt dieser Vorwurf weg. Als er nach Dresden zurückging, hatte er schon die Nachricht von dem Unglücke Oudinot's erhalten, und muß also auch schon mit dem Gedanken, seine Angriffsbewegungen vorläufig nunmehr gegen Berlin zu richten, beschäftigt gewesen seyn. Darum ließ er seine Garden anhalten, um sie nicht zu weit in einer entgegengesetzten Richtung zu entfernen, als in welcher sich zu bewegen sie jetzt bald berufen werden sollten. Nach der Lage der Verhältnisse war er berechtigt zu erwarten, daß, wenn Vandamme mit Umsicht nach den ihm ertheilten Befehlen handeln werde, derselbe eines Rückhaltes zur Unterstützung nicht ferner bedürfe.

Die hier behandelte Frage fällt indeß wieder zurück auf die Frage darüber, ob es überhaupt zu tadeln sey, daß in der Art, wie Napoleon ihn verfolgte, der Plan zu Angriffsbewegungen gegen Berlin gefaßt worden. Nimmt man mit Fain und dem General Pelet an, daß derselbe den Mittelpunkt des gesammten großen Operationsplans gebildet hätte, so glaube ich allerdings auch meine Ueberzeugung dahin aussprechen zu müssen, daß derselbe

feh-

fehlerhaft gewesen. Die Gründe dieser Ueberzeugung liegen nahe, und es ist überhaupt dieser Gegenstand schon so viel, auch im Vorhergehenden, besprochen worden, als daß darüber noch weitere Erläuterungen nöthig wären. Erwägt man aber, daß Napoleon seinen Plan gegen Berlin nur als den betrachtet habe, der der Zeit nach zuerst auszuführen sey, und daß nach dessen Ausführung die Hauptoperation gegen Böhmen über Zittau habe beginnen sollen, so scheint es nicht, daß man den ganzen Plan in seinem vollen Umfange fehlerhaft zu nennen berechtigt sey. Daß derselbe nicht zur Ausführung gekommen ist, davon lag die Schuld weder in den Grundzügen desselben, noch in der Art und Weise, wie seinerseits Napoleon Theil nahm an der Leitung der Begebenheiten. Mag man ihm auch mit Recht vorwerfen können, daß er im Irrthum zu sehr an der Meinung festgehalten habe, das böhmische Heer werde am rechten, nicht aber am linken Ufer der Elbe ausbrechen, so darf man dabei doch nicht übersehen, daß er auch für den letzteren Fall Vorkehrungen getroffen hatte. Wahr zwar ist, daß der für ihn glückliche Ausgang der Schlacht von Dresden mehr durch den Fehler Schwarzenberg's als durch die von ihm selbst angeordneten Maaßregeln herbeigeführt worden sey. Dem Erfolge nach jedoch würde es ihm, wenn Vandamme keine Fehler begangen hätte, gelungen seyn, den Hauptzweck seines großen Operationsplanes zu erreichen. Von der unmittelbaren Ausführung desselben abzulassen, entschloß er sich, von Löwenberg zurückgekehrt, in Folge des Eintreffens immer bestimmterer Nachrichten von dem Einrücken der Schaaren des großen verbündeten Heeres in Sachsen gegen Dresden, erst in Görlitz. Seinen darauf gefaßten Entschluß, bei

Königstein auszubrechen, aufzugeben, dazu ließ er sich bestimmen durch die in Stolpe aus Dresden eintreffenden Nachrichten über die Gefahr, worin diese Stadt schwebe. Nachdem aber dieselbe abgewandt war, ertheilte er sogleich an Vandamme Befehle, deren Ausführung möglich und nothwendig war, um zu seiner Zeit im Sinne seines alten Operationsplanes vorzuschreiten.

Die große militairische Wichtigkeit der Lage der beiden Lausitze in Beziehung auf die böhmischen Gebirge und die märkischen Ebenen, in Beziehung auf das Flußgebiet der Elbe und auf das der Oder, war seiner scharfen Beurtheilung nicht entgangen, und wenn Dresden auch den Mittelpunkt seiner Operationslinien bildete, so waren ihm doch in Beziehung auf seine ganze strategische Stellung die lausitzischen Gegenden auf der einen Seite von eben derselben Wichtigkeit, wie auf der anderen Seite die Elbfestungen Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Hamburg. Aus diesem Grunde war auch schon am 22. Juni befohlen worden, die militairisch wichtigen, in Sümpfen belegenen Punkte von Lübben zu befestigen. Die eigenthümlichen Verhältnisse, die ihn mit Oesterreich in Konflikt gebracht hatten, und in Folge deren er seine besondere Aufmerksamkeit auf Böhmen zu richten genöthigt ward, gaben der Oberlausitz nebst dem ganzen Gebiete, welches sich von da durch das nördliche Böhmen an die Elbe nach Tetschen, Aussig und Leitmeritz erstreckt, eine noch größere Wichtigkeit und die höchste Bedeutung. Dies hatte wohl Napoleon, nicht aber Vandamme erkannt; und darum führte dieser die von jenem erhaltenen Befehle nicht in dessen Sinn und Geist aus.

(Schluß folgt.)

VI.

Betrachtungen über die beiden Schlachten bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober 1806, erstere ins Besondere.

Von
Dr. F. von Strantz,
K. Oberst-Lieutenant.

Es ist wohl keine Schlacht von dem Sieger mehr prahlend hervorgehoben, und von dem andern Theile so lange Zeit mit Stillschweigen übergangen, als diese. In dem Maaße aber, wie die Augenzeugen sich vom Schauplatze verlieren, dürfte ein freimüthiges Urtheil für die Geschichte nicht unwerth seyn; huldigt doch ein hochgeachteter Feldherr, in der Darstellung seines Feldzuges 1796, dem Grundsatz, daß begangene Fehler für die Folge noch lehrreich seyn können. Weit entfernt, ein unumstößliches Urtheil zu fällen, überlassen wir es Andern, die hier uns als Fehler erscheinenden Handlungen zu entschuldigen. Wir halten uns hauptsächlich an das, was wir an Ort und Stelle gesehen und von Augenzeugen vernommen haben, oder was den Grundsätzen der Taktik und Logistik widerspricht.

Wenn es gleich nicht die Absicht ist, den strategischen Theil dieser Schlacht hervorzuheben, so darf solcher doch

nicht ganz übergangen werden; so z. B. hat das unglückliche Treffen von Saalfeld weniger auf die Schlacht bei Jena Einfluß gehabt, als das Vorgehen der französischen Kolonnen über den linken Flügel hinaus nach Naumburg und Leipzig, welches man ungestört zuließ.

Die französische Armee, welche am 5. Oktober im Bambergischen zusammengezogen und in 2 Kolonnen auf den Straßen von Koburg und Kronach vorgedrungen war, hatte gleichzeitig eine dritte gegen den linken preußischen Flügel im Baireuthischen noch vorgeschoben, welche das Korps unter General Graf Tauenzien schon am 7ten von Hof und Saalburg zurückdrängte. Von allem diesem erhielt der Herzog von Braunschweig schon am 8ten Vormittags die Meldung.

Das Gros der preußischen Armee kantonirte hinter dem Thüringer Walde, von Jena bis Eisenach, und hatte zu seiner Deckung ein Avantgarde-Korps preußischer und sächsischer Truppen unter Prinz Louis von Preußen auf der Koburger Straße bis Saalfeld, auch andere Korps auf der Kasseler und Frankfurter Straße vorgeschoben.

Am 9ten, wo der Feind bereits bis Gräfenthal vorgerückt war, hatte General Tauenzien auf seinem Rückzuge nach Jena bei Schleitz ein Arrieregarde-Gefecht bestanden. Auch ward an diesem Tage der äußerste Vorposten des Prinzen Louis von Hoheneiche vertrieben, der zum Beistande desselben in der Nacht zum 10ten nach Saalfeld vorrückte. Man hatte jetzt alle Ursache für die Kommunikation mit Leipzig und Berlin besorgt zu seyn, indem das Reserve-Korps unter dem Herzog Eugen von Würtemberg erst jetzt von Magdeburg nach Halle beordert ward, wo es vor dem 14ten

nicht eintreffen konnte. Unserer Ansicht nach mußte man ungesäumt das Korps unter Fürst Hohenlohe (der jene Bewegung voraussah, und vorschlug, auf dem linken Saalufer bei Mittelpölnitz eine Aufstellung zu nehmen) links abmarschiren, um dem Feinde bei Naumburg zuvorzukommen, wovon der Herzog von Braunschweig aber Nichts wissen wollte; Marschall Davoust traf erst den 12ten Abends um 9 Uhr mit seinem Armeekorps dort ein. Alle diesseitigen Vorkehrungen bestanden aber darin, daß am 9ten der Posten von Jena, d. h. die Stadt, mit 4 Grenadier-Bataillonen unter General v. Sanitz besetzt ward, wo am 10ten Abends auch die Nachricht von dem an diesem Tage stattgehabten unglücklichen Treffen bei Saalfeld durch Versprengte zu allgemeiner Kunde gebracht wurde. Man beschränkte sich leider auf eine absolute Defensive.

Den 11ten ließ Prinz Hohenlohe den Posten von Dornburg mit 2 Grenadier-Kompagnien und 2 Geschützen unter Major v. Collin besetzen, und die Kommunikation längs der Saale, von Jena bis Camburg, noch außerdem durch das sächsische Dragoner-Regiment Prinz Johann unterhalten. Am 12ten Morgens gewahrte man auf diesem Posten schon die Seitenpatrouille des nach Naumburg im Marsche begriffenen Korps von Davoust, ließ auch solches dem Fürsten Hohenlohe melden. Der Major v. Collin, welcher hier kommandirte, erhielt Befehl, zurück zu gehen, falls der Feind weiter abwärts der durch einen Kavallerieposten beobachteten Brücke bei Camburg sich bemächtigte, welches den 13ten noch vor Tagesanbruch stattfand, worauf dieses Halb-Bataillon, über Neu-Gönne und Nerkwitz zurückgehend, dem Gros näher sich aufstellte. Man

sahe nicht ein, warum beide Posten so leichten Kaufes dem Feinde eingeräumt wurden. Fürst Hohenlohe war ein neuer Befehl zugegangen, diese Posten während des Aufbruchs der Hauptarmee nach Auerstädt besetzt zu halten. Er ließ zu dem Ende Nachmittags selbigen Tages die Grenadier-Brigade Sanitz gegen Dornburg vorrücken, um dort eine feindliche, bis Naschhausen gekommene Patrouille durch herausgezogene Freiwillige der Bataillone, in Ermangelung von leichten Truppen, wieder zu vertreiben. Dies war jedoch eine halbe Maaßregel; denn wollte man den Posten behaupten, so mußte es nicht darauf abgesehen werden, ein paar Kanonen zu exponiren; widrigenfalls aber mußte man die Brücken von Dornburg und Camburg von Grund aus zerstören; ein bloßes Barrikadiren genügte nicht.

Wir werfen noch die Frage auf: „wäre es nicht gut gewesen, wenn man noch am 12ten, mit einer Division jenseit der Saale gegen die unweit Dornburg vorüberziehenden feindlichen Kolonnen vorgehend, den Versuch gemacht hätte, ihren Marsch nach Naumburg und Kösen zu unterbrechen?" Ein am 12ten Abends vorpoussirtes Detaschement von 100 Pferden konnte weiter keine Auskunft geben, als was man schon an diesem Tage früh Morgens wußte; jedoch der Fürst hielt sich streng defensiv, wie ihm befohlen. Da auch General Graf Tauenzien an diesem Tage mit seinem Korps bereits zu Jena eintraf, so war mithin die Straße nach Leipzig dem Feinde völlig freigegeben. Dieser General räumte am 13ten Morgens zwischen 4 und 5 Uhr gleichzeitig Jena, und bezog hierauf die Position an der Schnecke und hinter Closwitz, die zu entfernt war, um das Saalthal zu beherrschen, welches nun dem Feinde überlassen ward. Fürst

Hohenlohe sah den von der Avantgarde begangenen Fehler ein; er beabsichtigte auch am 13ten den Feind wieder über die Saale zu werfen, ließ sich aber von seinem Chef des Generalstabes, Obersten v. Massenbach, (der überall Gefahr sah, wenn auch keine war) einschüchtern, der aus dem Hauptquartier des Herzogs zurückkam und den Befehl überbrachte, sich in kein ernstes Gefecht während des Marsches der Hauptarmee nach Auerstädt einzulassen (vergl. die Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792).

Der Kaiser Napoleon, diesen Fehler benutzend, versäumte nicht, sowohl den Landgrafenberg mit der Avantgarde schon am 13ten, und weiterhin in der Nacht zum 14ten noch stärker zu besetzen, als auch die nöthigen Kommunikationen für die nachrückenden Truppen zu eröffnen. Der Besitz der Höhen von Münichrode und Cospoda, dem rechten und linken Flügel der Sachsen und Preußen gegenüber, gewährte dem Feinde den Vortheil, das Defilee der Schnecke gleichsam schon umgangen zu haben. Ein in der Frühe stattgefundener Nebel begünstigte auch nicht wenig des Feindes Angriff. Dieser konnte, wenn gleich mit großer Aufopferung an Truppen, den ihm gegenüberstehenden General Tauenzien nun zurückwerfen und hierauf dem Dorfe Vierzehnheiligen sich nähern, jedoch vermochte Letzterer es noch bis zur Ankunft der Infanterie-Division Grawert sich hier zu behaupten, während das Gehölz von Isserstedt rühmlich von den preußischen Jägern vertheidigt ward.

Die Nothwendigkeit brachte es leider mit sich, daß der Fürst Hohenlohe, um nicht überflügelt zu werden, in einem Treffen sich mit großen Zwischenräumen auf beiden Flügeln und kleinen Reserven einer bedeutenden

Uebermacht entgegenstellen mußte. In dieser Position stand das Detaschement des Generals v. Holzendorf, welches bald genöthigt ward, die Höhen von Rödigen dem Feinde zu überlassen, jetzt ganz abgesondert auf dem äußersten linken Flügel, und zwar: 4 Bataillone, 10 Eskadrons mit einer halben reitenden Batterie auf dem Plateau von Stobra und Kösnitz, gegenüber von Dornburg; rechts von diesen wieder 9 Eskadrons, 2 Kompagnien Grenadiere mit ½ reitenden Batterie und 2 Bataillons-Geschützen, vorwärts Hermstedt, gegenüber von Krippendorf, zur Beobachtung jenes Bachthales, das bei dem Dorfe Vierzehnheiligen anfängt und in das Saalthal, oberhalb Dornburg, sich mündet, eine deutsche Viertelmeile entfernt von Vierzehnheiligen, allwo die Division Grawert sich mit dem Feinde um den Besitz dieses Dorfes schlug; endlich stand auf dem rechten Flügel unter General Tauenzien und Zeschwitz ein Theil der Preußen und Sachsen bei Isserstedt und der Schnecke, auch über die Chaussee von Jena hinaus, mit großen Zwischenräumen bis Schwabhausen. — Vor einer Umgehung des rechten Flügels sicherte einstweilen noch das in Reserve bei Umpferstedt stehende Korps des Generals v. Rüchel. Auf diesem Flügel sowohl, als im Zentrum, wo eine bessere Verbindung stattfand, vertheidigte man sich im Ganzen mit Umsicht. Von dem mehr getrennten linken Flügel läßt sich dies nicht sagen; denn ein jeder Unterbefehlshaber handelte für sich. Ich spreche hier als Augenzeuge. Konnte General Holzendorf zwar des Feindes Uebergang über die Saale nicht verhindern, war es ihm doch möglich, mit seiner überlegenen Kavallerie das Ausbreiten des Feindes auf dem Plateau von Stobra und Kösnitz, Rödigen und Dornburg

gegenüber, zu erschweren. Die 10 Eskadrons v. Schimmelpfennig Husaren chargirten zwar, aber nur in kleinen Abtheilungen, die 9 Eskadrons preußischer und sächsischer Dragoner, Regiment Kraft und Prinz Johann, zunächst jener Infanterie und Geschützen bei Hermstedt, hielten sich ganz defensiv; wogegen dieses Halbbataillon mit dem Feinde zum Theil tiraillirte, und aus seinen Bataillons-Geschützen und der ihnen beigegebenen halben reitenden Batterie, durch einen Hügel etwas gedeckt, ein wirksames Kanonenfeuer unterhielt, so daß es der Feind nicht wagte, von Krippendorf her vorzudringen. Die gesammte Kavallerie auf diesem Flügel war eben im Begriff ganz zurückzugehen, als der Fürst Hohenlohe mit seinem Gefolge angesprengt kam und das Ganze wieder zum Stehen brachte, zugleich den Befehl ertheilte, bis auf das Aeußerste sich zu halten. Doch dieses hatte nicht lange Bestand. Entschuldigen wollen wir Gen. Holtzendorf's Rückzug von Rödigen, wo er den feindlichen Kolonnen von Jena sich entgegenstellen mußte, während er von Dornburg her im Rücken bedroht ward, nicht aber den zweiten Rückzug; dieser erfolgte, als der Feind von Zimmern her seine linke Flanke bedrohte, jedenfalls aber zu früh, und wie ich deutlich wahrgenommen, so gingen die bereits schon aufgelöseten 4 Grenadier-Bataillone, gedeckt von ihrer Kavallerie, Apolda links lassend, über die Ilm zurück, wo sie mit den preußischen von Auerstädt zurückkehrenden Kolonnen in Berührung kamen, dort die Besorgniß noch vergrößerten und die linke Flanke von Hohenlohe ganz preis gaben. Diesem Detaschement folgten über die Ilm die Dragoner-Regimenter Kraft und Prinz Johann, die besser gethan hätten, sich dem Zentrum anzuschließen.

Dem oben erwähnten Halb-Bataillon nebst Batterie,
von aller Kavallerie jetzt entblößt und von der feindli-
chen Reiterei fast ganz umgangen, blieb weiter Nichts
übrig, als über Hermstedt und Romstedt sich der Di-
vision Grawert zu nähern. Nach diesem Abmarsche
rückte sogleich von Krippendorf der Feind vor, der Ge-
schütz auf die verlassene Höhe auffährte und mit seiner
Kavallerie, wenn gleich mit großer Vorsicht, bis Herm-
stedt folgte, indem er dieses Dorf für stark besetzt hielt;
während ich solches mit einem Peloton als Arrieregarde
so lange behauptete, bis das Bataillon in Sicherheit war.
Dessen Rückzug erfolgte in bester Ordnung, wobei aber
ein demontirtes Geschütz, jedoch ohne Bespannung, dem
Feind überlassen werden mußte.

Es war etwa 2½ Uhr, als wir Romstedt erreichten,
und die Division Grawert, im Feuer begriffen, hin-
ter dem brennenden Dorfe Vierzehnheiligen noch aufge-
stellt sahen, aber bald darauf von ihrer plötzlichen Auf-
lösung Zeuge waren, die in Folge eines Kavallerieange-
griffs stattfand, nach welchem Alles vereinzelt dem Weih-
bicht, der letzten Höhe vor Weimar, zueilte, um dort
sich wieder zu sammeln.

Wir entschuldigen diese Division, insofern sie durch
des Feindes Feuer viel gelitten und von aller Kavallerie
entblößt in Linie aufgestellt, von der feindlichen Reiterei
angegriffen ward. Die Massenaufstellung war damals
der Armee noch fremd. — Mehr entfernt vom Kampf-
platze konnte das Bataillon Collin mit seinen 5 Ge-
schützen dagegen es möglich machen, ganz beisammen sei-
nen Sammelplatz zu erreichen, wodurch es sich den Bei-
fall des Fürsten erwarb. Beiläufig gesagt, so bezog sich
dieses Sammeln nur auf eine Vorbereitung zum weite-

ren Rückzuge; er geschah aber nicht mit der nöthigen Vorsicht in solcher Nähe des Feindes, denn Alles stand hier bunt durcheinander.

Ferner bemerke ich als Augenzeuge dasjenige, was ich vom Weihbicht aus von dem Angriff des Generals v. Rüchel wahrgenommen habe: Der Angriff auf den auf dem Sperlingsberge aufgestellten Feind erfolgte en échelon aus der Mitte, mit eben der Ordnung wie bei einem Friedensmanöver. Aber schon das erste Echelon gerieth, den Berg ersteigend, in das konzentrirte Feuer mehrerer französischen Batterien, die seine Glieder niederschmetterten; auch müssen die nachfolgenden Echellons sehr gelitten haben, denn plötzlich, wie auf ein Kommandowort, war das Ganze auseinander gesprengt und die Auflösung ebenso, wie die der Division Grawert. Der Angriff von Rüchel, dessen Beistand man früher sehnlich erwartete, war jetzt ein ganz unnützes Unternehmen. Er würde besser gethan haben, den allgemeinen Rückzug zu decken.

Oberst v. Massenbach, der sich auch bei Zeiten auf dem Weihbicht eingefunden hatte, war taub gegen Alles, was um ihn her vorging; er studirte die Karte, wahrscheinlich an den Rückzug denkend, während Fürst Hohenlohe mit der ihm noch zur Disposition stehenden Kavallerie vorging, um den Feind in der Verfolgung aufzuhalten. Aber auch diese ward bald geworfen, die in ihrer Flucht Alles, was auf und zunächst der Chaussee war, mit fortriß. In diesem Gewirre war auch der Fürst mit einbegriffen, der, wenn ich nicht irre, jene Kavallerie erst jenseit Weimar wieder sammelte. Das Weitere kann ich nicht verbürgen, muß aber noch bemerken, daß der Schrecken hier um so größer war, als gleichzei-

tig, ganz in der Nähe, ein feindlicher Kanonenschuß vom Ilmthal aus, links der Chaussee, fiel. Alle noch einige hundert Schritt von der Straße sich formirenden Truppen hielten indeß noch Stand.

Die weiteren Berichte über diese Schlacht kommen darin überein, daß der Feind, nachdem er Gen. Rüchel geschlagen, mit der Reserve-Kavallerie nun den Gen. v. Zeschwitz, der mit den Sachsen, preußischen Jägern und Füsilieren, nebst einiger Kavallerie, an der Schnecke und bei Schwabhausen stand, in Flanke und Rücken angriff, wo es diesem General noch glückte, sich mit dem größten Theil seiner Kavallerie durchzuschlagen, und unterhalb Weimar bei Denstedt die Ilm zu passiren, was der zuletzt abziehenden Infanterie aber nicht glücken wollte.

Mit einem Gefecht, welches einige sächsische und preußische Bataillone noch auf dem Weihbicht zu bestehen hatten, und zuletzt mit Einbruch der Nacht mit einem Arrieregarde-Gefecht der preußischen Infanterie in Weimar endigte die Schlacht. — Rückzugspunkte waren auf dem Schlachtfelde den Truppen nicht bekannt gemacht. Die Sachsen trennten sich jetzt von den Preußen. Der weitere Rückzug bedarf, als zu bekannt, keines Kommentars. —

Was nun die Schlacht bei Auerstädt betrifft, so überlassen wir es Andern, welche daselbst Augenzeuge waren, eine detaillirte Kritik zu geben. Jene, allen Kriegsregeln widersprechende Marschordnung muß schon jedem Laien auffallen, nämlich das Vorgehen am 13ten früh mit dem Gros der Armee in einer Kolonne, wodurch der Marsch erschwert, die Truppen ermüdet bei Auerstädt ankamen und Zeit verloren ging, die hier sehr

in Anschlag zu bringen war, gleichviel, wollte man über die Unstrut bei Freiburg und Laucha, oder bei Kösen über die Saale nach Naumburg gehen. Ersteres, hier beabsichtigt, wurde vom Feinde vereitelt.

Anmerkung. Um den Weg von drei deutschen Meilen mit der Haupt-Armee, nämlich mit 46 Bataillonen, 80 Eskadrons, einer zahlreichen Artillerie und aller schweren Bagage, in einer Kolonne zurückzulegen, bedurfte es in diesem Hügellande vierzehn Stunden Zeit.

Man wußte schon am 12ten früh (vergl. die Meldung des Postens von Dornburg), daß Abtheilungen des Feindes am rechten Ufer der Saale gegen Naumburg ihre Marschrichtung nahmen, und hätte mithin wohlgethan, noch an diesem Tage die Avantgarde, zur Besetzung des Passes von Kösen sowohl, als zur Flankendeckung jenes beabsichtigten Marsches nach der Unstrut, dahin vorausgehen zu lassen, was unter den jetzigen Umständen von großem Erfolge gewesen wäre. Man brach aber erst auf, als die Nachricht kam, daß der Feind bereits sich in Naumburg befinde, und lagerte am Abend bei Auerstädt. Den 14ten früh um 6 Uhr ward der Marsch gegen die Unstrut angetreten. Vier Fünftheile der Armee gingen jetzt in einer Kolonne durch Auerstädt; die Avantgarde stieß bald auf den von Kösen vorrückenden Feind. Es handelte sich jetzt darum, diesen daraus zu vertreiben. Auch hier ging man zum Angriff in einer Kolonne durch das Defilee von Rehhausen vor, wo eine Division nach der andern zum Aufmarsch kam. Dies bot nun dem Marschall Davoust Gelegenheit, sich mit Uebermacht entgegen zu stellen, die preußische Kavallerie, welche seinen rechten Flügel be-

drohte, zurück zu werfen, den noch im Aufmarsch be- griffenen linken Flügel der ersten Division mit Geschütz zu enfiliren und ihn dadurch zum Rückzuge zu nöthigen. Eben so wenig konnten auch die beiden, wiederum ein- zeln nachfolgenden, Infanterie-Divisionen gegen den feind- lichen linken Flügel, als die Kavallerie, auch hier ohne Beistand der reitenden Artillerie; gegen den rechten, et- was ausrichten, wo sie, mit weniger Ausnahme, verge- bens gegen die feindlichen Quarree's ansprengte.

Daß man nicht die Reserve noch zum Angriffe her- beizog, ist zu billigen; den Rückzug deckend, ging sie mit der größten Ordnung zurück, und vertheidigte auch spä- terhin noch die Defilee's von Greussen und Nordhau- sen, zum Aufhalt des Feindes, rühmlichst. — Das Weitere, als hinlänglich bekannt, darf hier übergangen werden.

Wenn ich einige in dieser Zeitschrift bereits 1832, Bd. XXV, angeführte Beobachtungen nochmals zur Sprache bringe, so sehe ich mich dazu veranlaßt, weil diese in der Geschichte des Feldzuges 1806 keine Auf- nahme gefunden haben, andererseits mein Schweigen dar- über nur Zweifel erregen würde.

I.

Leibnitz als Kriegspolitiker.

Unter die eben so zahlreichen als mannigfaltigen Entwürfe dieses merkwürdigen Mannes müssen wir auch die Denkschrift zählen, die er im Jahre 1672 von Hannover aus an den König Ludwig XIV. übersandt, und worin er demselben eine Waffenunternehmung gegen Aegypten, und zwar unter dem Vorwande anrieth, daß Frankreich das landwärts schwer einzunehmende Holland in Ostindien angreifen und bezwingen müsse; der Besitz jenes Landes würde demnächst am sichersten dazu führen [1]). Er ging hierbei von der sonderbaren Meinung aus, daß der Besitz von Aegypten dem Könige von Frankreich auch die Herrschaft über die Meere, die Küsten und Inseln des südlichen Asiens verschaffen würde.

Dies merkwürdige Schreiben des berühmten Welt-

1) Um die dem französischen Schwerte bei Gigeri beigebrachte Scharte wieder auszuwetzen, feierte er gleichsam durch Sehergabe die künftige Eroberung der Barbareskenstaaten durch folgendes epische Gedicht:

Sternuntur Mauri imbelles, fugitivaque frustra
Gigeris, et quondam magnae Chartaginis arces,
Et toto accipiens victoram flumine Nilus.

weisen ward vielleicht die indirekte Veranlassung, daß ein Jahrhundert später jenes Projekt, zwar unter andern politischen Modalitäten, Seitens der französischen Regierung unter der Leitung Bonaparte's in's Leben gerufen ward. Die Idee zu deren abenteuerlichem Zuge soll, nach der Angabe einiger Historiker, nicht aus dem romantischen Geiste dieses Feldherrn, wie dies bisher Mehrere glaubten, hervorgegangen, sondern vielmehr durch folgenden besondern Umstand veranlaßt worden seyn. Man behauptet nämlich, daß Carnot, als er einstens mit mehreren alten und neuen Diplomaten in Beziehung auf die deutschen Angelegenheiten in den Papieren des alten Staatsarchivs herumgewühlt habe, ihm auch jener fragliche Entwurf unseres großen Landsmannes in die Hände gekommen sey, und daß nunmehr jener schlaue Republikaner dieses Projekt, das so leicht mit Bonaparte's Charakter in Einklang zu bringen war, bei den übrigen Direktoren durchzusetzen gewußt habe. Das Direktorium soll um so lieber in dessen Ausführung gewilligt haben, als solches die egoistischen Absichten des durchgreifenden herrschsüchtigen Kriegers, und selbst seine ihm ganz ergebenen Soldaten fürchtete. Andere behaupten dagegen, daß die Idee zur Eroberung Aegyptens schon lange ein Lieblingsgedanke des Rastlosen gewesen sey, und er einstens gegen seine Freunde sich folgendermaaßen hierüber geäußert haben solle: „Nur im Oriente könne man sich noch großen militairischen Ruhm erwerben, Europa sey zu klein dafür.“

Man findet unter andern in einem sehr unbedeutenden Werke, betitelt: Voyage en Hanovre fait dans les années 1803 et 1804, von Mangourit, einen Auszug aus jener Denkschrift; dagegen aber in folgendem Werke,

das im Jahre 1806 zu Petersburg in einer deutschen Uebersetzung aus dem Englischen unter folgendem Titel: Napoleon Bonaparte, wie er leibt und lebt, und das französische Volk unter ihm, erschien, dieselbe in der Ursprache in extenso. Herr Dr. Ghurauer läßt es, nach Seite 104 seiner im Jahre 1838 erschienenen Schrift, betitelt: Leibnitz deutsche Schriften, erster Band, noch unentschieden, ob jene an Ludwig XIV. gerichtete Denkschrift von Leibnitz allein, oder in Gemeinschaft mit seinem Freunde von Boineburg verfaßt worden sey. Wahrscheinlich erfahren wir aber bald etwas Bestimmteres hierüber, denn aus dem so eben erschienenen zweiten Bande der Académie royale des Sciences morales et politiques de l'Institut de France, und zwar in der die Sammlung eröffnenden Geschichte der Akademie, unter der Abtheilung: Histoire, Seite 78 bis 87, liest man, daß Herr Dr. Ghurauer aus Berlin in der Akademie eine Denkschrift über das Ludwig XIV. vorgelegte Projekt der Eroberung von Aegypten gelesen und ihrer Prüfung unterworfen habe, und daß solche binnen Kurzem in dem Werke, betitelt: Kurmainz in der Epoche von 1672, in zwei Theilen bei Perthes in Gotha erscheinen werde.

Da jene Denkschrift unseres gelehrten Landsmannes wenigstens als eine Reliquie der Mittheilung werth seyn dürfte, so werde ich solche hier in einer freien Uebersetzung und so viel als möglich von allen der Courtoisie gezollten leeren Phrasen entkleidet, folgen lassen; jedoch schließlich noch einige Bemerkungen hinzufügen.

„Ewr. Majestät allgemein anerkannte große Weisheit macht mich so kühn, Allerhöchstdenselben den Entwurf zu einer Unternehmung darzulegen, die nach dem

Dafürhalten sachkundiger Männer wohl zu den ausgezeichnetsten und dennoch zu den leichtausführbarsten gehören dürfte. Unter allen Ländern der Erde möchte wohl Aegypten dasjenige Land seyn, welches sich am meisten eignen würde, einer europäischen Macht die Herrschaft zu Wasser und zu Lande zu verschaffen, indem ihm dessen große Fruchtbarkeit und starke Bevölkerung bereits diese Stelle anweist. Dieses merkwürdige Land, das einst die Wiege der Künste und der Wunder war, welches Asien mit Afrika, das Mittelmeer mit dem rothen Meere verbindet, die Kornkammer des Morgenlandes und die Niederlage aller indischen und europäischen Schätze ist; warum sollte man ein solches Land, das gegenwärtig nur der Sitz moslemimischer Hinterlist ist, noch länger in den Händen der Ungläubigen lassen?

Die Ueberfahrt von Frankreich nach Aegypten ist nicht so schwierig, als man glaubt, denn so waren bisher Kreuz- und Querfahrten für französische Schiffe auf dem Mittelmeer nur ein leichtes Spiel, und dies aus dem Grunde wohl um so mehr, als dieses Binnenmeer nur selten von bedeutenden Stürmen heimgesucht wird. Die Entfernung der Insel Kandia von Marseille beträgt etwa $\frac{1}{2}$, die der Insel Cypern aber $\frac{2}{3}$ des nach Aegypten zurückzulegenden Weges, und noch kürzlich haben uns mehrere Beispiele gelehrt, daß man sehr leicht nach Kandia hin und her und selbst die Stationen von Algier, Tunis und Tripoli erreichen kann. Die Station von Malta gewährt Sicherheit, und überdies besitzt Frankreich in dessen Nähe die Insel Lampedusa. Konstantinopel ist zwar der Sitz der türkischen Macht, allein es liegt zu weit von Aegypten entfernt, als daß man von jenem Orte aus schnell

Hülfe nach diesem angegriffenen Punkte senden könnte; und dies möchte aus dem Grunde um so schwieriger seyn, als die Pforte gegenwärtig keine Flotte besitzt. Ueberdem ist es nur schwer, Aegypten landwärts beizukommen, indem es von allen Seiten von großen Wüsteneien eingeschlossen ist, die man nur mit großen Schwierigkeiten und Gefahren zu durchziehen vermag. In Friedenszeiten ist nächstdem die ägyptische Miliz nur schwach, indem die Janitscharen sich alsdann mehr mit dem Handel, als mit den Waffen zu beschäftigen pflegen. Nächstdem sieht nicht allein Aegypten, sondern das ganze Morgenland, der Ankunft einer europäischen Macht entgegen, auf welche sie furchtlos vertrauen können. Ist Aegypten erst erobert, dann stürzt unfehlbar das ganze türkische Reich zusammen, und dies um so bestimmter, als der zeitige Großvezier nur auf die Erhaltung seines und seines Herrn Lebens bedacht ist, die ungestüme Macht der Janitscharen und Spahi's zu unterdrücken sucht, und auf diese Weise das Heil des Reiches preis giebt.

Es ist überdies allgemein bekannt, daß Aegypten keinen Vertheidigungspunkt darbietet, dessen man sich nicht beim ersten Anlauf bemächtigen könnte; Kairo vielleicht ausgenommen, welche Metropole jedoch einem Angreifer, der Herr zur See ist, nicht zu widerstehen vermag. Dieser Umstand ist mir durch alle Reisende bestätigt worden, und alle Reisebeschreibungen, die ich in dieser Absicht gelesen habe, haben mich vollkommen von der Möglichkeit des Gelingens einer ähnlichen Unternehmung überzeugt. Die ägyptische Miliz soll zwar 30,000 Mann stark seyn, allein sie möchte mehr durch ihre Zahl, als durch ihre moralische Kraft imponiren;

denn seitdem die Würde eines Janitscharen käuflich geworden ist, so hat auch ihre Mannszucht nachgelassen.

Ferner würde die Stadt Damiette und das Schloß von Alexandrien, welche beide Plätze nach alter Art befestigt sind, einer Belagerung nach der jetzt üblichen Angriffsmethode nicht widerstehen können; denn die Stadt Rosette ist nicht einmal befestigt, und sind die heutigen asiatischen Truppen, rücksichtlich der Tapferkeit, wohl schwerlich mit denen zu vergleichen, die einstens in Ungarn und Kandia fochten.

Angenommen aber, daß diese Unternehmung, die jedoch alle Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich hat, auch fehlschlüge, was würde dann Frankreich hierbei auf das Spiel setzen, und welche Gefahren würden hierdurch für dieses Reich von Seiten jener Barbaren, die dessen Rache bereits durch so viele Unbilde angeregt haben, erwachsen? Der einzige Einwurf, den man allenfalls unter so bewandten Umständen Frankreich machen könnte, wäre der, daß es durch eine ähnliche Entsendung seiner besten Truppen sich den Angriffen der gegen solches verschworenen Mächte preisstellen würde; allein da Frankreich eigentlich mehr Streitkräfte besitzt, als es zur Vertheidigung seiner Grenze bedarf, so würde es um so sorgenloser einen Theil seiner disponibeln Reserve zu einer ähnlichen Unternehmung verwenden können. Um mich mit einem Worte des hierbei üblichen Ausdrucks zu bedienen, so wird Frankreich sich nach Außen hin der offensiven, und zur Vertheidigung des eigenen Landes der defensiven Armee bedienen können."

Leibnitz ist ferner der Meinung, daß Frankreich sich leicht durch andere zu treffende Maaßregeln gegen

feindliche Invasionen sicher stellen könnte; d. h. wenn es mit Klugheit verfährt, so wird es nicht allein Oesterreich zur Neutralität vermögen, sondern vielleicht selbst zum Theilnehmer an einer ähnlichen Unternehmung gewinnen können. Man könnte auch allenfalls die streitigen Punkte mit Holland auf eine ehrenvolle Art beseitigen, und das nächstfolgende Frühjahr die Ungarn oder Polen, vielleicht auch beide Völker zugleich, in feindselige Berührung bringen, welcher Umstand alsdann den unfehlbaren Fall des türkischen Reiches nach sich ziehen dürfte.

„Der Krieg, den ich Ewr. Majestät vorzuschlagen wage, steht eigentlich mit dem gegen Holland intendirten im innigsten Zusammenhange; denn die Lokalität Aegyptens ist der von Holland beinah gleich zu achten, und alle gegen dieses Land bereits getroffene kriegerische Vorbereitungen können ja gegen jenes gewendet werden. Ich räume zwar ein, daß Aegypten viel entfernter als Holland ist; allein dieses Land ist dagegen mächtig zur See, und der Transport der französischen Truppen nach Aegypten würde um so gefahrloser vor sich gehen, als sie unterwegs auf keinen Feind stoßen würden.

Es ist weder schwierig noch gefährlich, wie dies Einige glauben, eine Armee auf Schiffen zu transportiren, wie dies bereits mehrere Beispiele darthun; auch überzeugt uns schon die bloße Vernunft, daß man die Truppen auf solchen nicht allein zur strengen Mannszucht, sondern auch zu einer heilsamen Lebensweise anzuhalten vermag. Ueberdies ist Holland stark befestigt, Aegypten dagegen beinah von allen Vertheidigungsmitteln entblößt. Es ist übrigens ausgemacht, daß man Alexan-

drien und Damiette in kürzerer Zeit, als Utrecht und Herzogenbusch erobern, und sich Kairo's leichter als Amsterdams bemächtigen könnte.

In einem Kriege gegen Holland würden Ewr. Majestät nur solche Bundesgenossen erhalten, die man besoldete; dagegen würden Sie in einem Kampfe wider die Türken auf eine große Anzahl rechnen können, denn so würden sich z. B. in diesem Falle der Papst, die italienischen Fürsten, Sizilien und die spanischen Besitzungen am Mittelmeere sofort an Höchstdieselben anschließen. Mit einigem Geschick würde man vielleicht ebenfalls den römischen Kaiser und selbst Polen als Theilnehmer für diesen Krieg gewinnen können, während jenseits Aegypten sich die Portugiesen um so williger an Frankreich anschließen werden, als sie in dieser Macht eine Stütze gegen die Holländer in Ostindien erhalten würden.

Es war Peter der Einsiedler, der im Konzilium zu Clermont zuerst Europa's Fürsten zur Eroberung der heiligen Stätte anfeuerte, und den Rathschlägen des Italieners Hieronymus Vianelli verdanken die Spanier ihre Niederlassungen auf dem afrikanischen Littorale. Ich will mich hier weiter nicht über den Columbus, Vespucius, Magellan und die Reisen des Marco-Polo, deren Kenntniß dem Könige Alphons von Portugal den Gedanken zu einer Unternehmung gegen Indien einflößte, noch über die Topographie des Herrera, über Franz Hutmann, Wilhelm Uselin und den unglücklichen Ritter Walter Raleigh näher auslassen, sondern hier bestimmter angeben, wo eigentlich der erste Gedanke zu dieser wichtigen Unternehmung zuerst angeregt ward.

Die erste Idee zu einer ähnlichen Unternehmung soll eigentlich von einem Gefangenen ausgegangen seyn. Derselbe Gedanke war mir ebenfalls vor etwas mehr als vier Jahren eingegeben; da es aber bei mir Brauch ist, falls mir etwas Beachtenswerthes in den Sinn kommt, den fraglichen Gegenstand genau zu prüfen, und zu erwägen, welchen Nutzen man etwa davon ziehen könnte (eine Handlungsweise, die mich zu manchen wichtigen Entdeckungen geführt hat), so beschäftigte ich mich besonders mit dieser Angelegenheit. Eine wohlüberlegte Prüfung derselben, bei welcher mir die in der Jugend gemachten Studien der Geschichte und der Geographie sehr zu Statten kamen, überzeugte mich, daß es hiernieden keinen Monarchen gäbe, der durch seine Macht und seine Klugheit zu einer ähnlichen Unternehmung mehr geeignet wäre, als gerade der König von Frankreich. Ueberdies giebt es wohl in der ganzen bekannten Welt kein Land, das eine größere Wichtigkeit und eine schicklichere Lage zu einer Universalherrschaft darbieten würde, als gerade Aegypten, das ich das Holland des Morgenlandes, so wie Frankreich das China des Abendlandes zu nennen pflege. Ich überzeugte mich gar bald, daß es nur zum Besten der Menschheit und der christlichen Religion ausfallen könnte, wenn man den König von Frankreich mit Aegypten gleichsam wie mit dem Band der Ehe verbinden könnte.

Ich rief die Unternehmung des heiligen Ludwig in mein Gedächtniß zurück, und suchte ihre Veranlassung zu ermitteln, und da ergab sich, daß er solche zufolge eines Gelübdes während einer Krankheit, von welcher er genas, ins Leben gerufen hatte. Ebenso ge-

lang es mir, den Grund zu erfahren, warum der König Philipp, statt Aegypten anzugreifen, seine Waffen gegen das gelobte Land und Jerusalem wendete."

Nun erzählt Leibnitz, wie bekanntlich Barbarossa's Unternehmung durch dessen unerwarteten Tod in ihrem Laufe gehemmt ward, und wie späterhin beim Auswechseln der Gefangenen zwischen dem Könige Philipp und dem Sultan Saladeddin ein gefangener Araber, Namens Caracux, den seine Landsleute wegen seiner Kenntnisse für einen Wahrsager hielten, in einer langen Unterredung, die er mit dem Könige über den bestandenen Krieg gepflogen habe, unter andern folgende Bemerkung gemacht haben solle: „daß man das christliche Reich im Morgenlande nicht ohne den Besitz von Aegypten und Damiette erhalten könne".

„Diese Worte machten auf den König Philipp einen tiefen Eindruck, und hierauf schlug er sofort die Eroberung Aegyptens vor; allein da dessenungeachtet der König Richard auf der Fortsetzung des Krieges in Palästina beharrte, so entspannen sich nur zu bald zwischen beiden Fürsten Zwistigkeiten, die für beide, wie uns die Geschichte lehrt, unangenehme Folgen hatten.

Die Christen erkannten endlich ihren Irrthum, und Innozenz der Dritte beschloß nunmehr, sich Aegyptens zu bemächtigen. Die Unternehmung ward glücklich begonnen und schien einen günstigen Erfolg zu versprechen; allein sie nahm dessenungeachtet ein trauriges Ende. Der Kardinal Pelage, der das Heer befehligte, hatte nämlich aus Unerfahrenheit oder Unvorsichtigkeit sein Lager auf einem Terrainabschnitt aufgeschlagen, der überschwemmt werden konnte. Die Aegypter machten sofort Anstalt, diesen Fehler zu benutzen, durchstachen die Dämme

der Kanäle, um die christliche Armee zu ersäufen, und diese vermochte hierauf von der Sklaverei oder vom gänzlichen Verderben sich nur dadurch loszukaufen, daß sie die gemachte Beute zurückgeben und sich zurückziehen mußte.

Die hiernächst eingetretenen Zwistigkeiten zwischen den christlichen Mächten, die durch den ausgebrochenen Krieg zwischen Frankreich und England, und späterhin zwischen Frankreich und Oesterreich sich kund machten, zogen nunmehr für geraume Zeit die Aufmerksamkeit der Mächte von einer ähnlichen Unternehmung ab.

Späterhin forderte Hayto, König von Armenien, die europäischen Mächte zu einer neuen Unternehmung gegen Aegypten auf. Hierauf vertrieb der Tartar Kassan, der Christ geworden war, die Sarazenen aus ganz Syrien, und drängte sie nach Aegypten zurück; allein wegen Mangel an Fahrzeugen vermochte er nicht, solche weiter zu verfolgen. Die Ungläubigen kehrten hierauf verstärkt zurück und eroberten das verlorene Land wieder. Andererseits hatte sich der König Peter von Cypern mit Hülfe der Franzosen und Venezianer Alexandriens bemächtigt; allein sie waren nicht stark genug, um sich in diesem Platze zu erhalten, und mußten daher diese ganze Unternehmung aufgeben. Späterhin gelang es zwar dem Kardinal Ximene*, die drei Könige Ferdinand von Kastilien, Emanuel von Portugal und Heinrich VII. von England zu einer ähnlichen Unternehmung zu vereinigen; allein der Tod Ferdinand's trennte nicht allein sofort diesen Verein, sondern veranlaßte auch zwischen den beiden größten Mächten Europa's manche Mißverständnisse, und erweckte auch andere Projekte. Dessenungeachtet unter-

nahm aber Ximenes auf das Anrathen Vianelli's eine Landung in Afrika, und bemächtigte sich Oran's.

Nach dem Dafürhalten weiser Männer möchte ein unternommener Krieg gegen Holland, so günstig auch dessen Erfolg ausfallen dürfte, Ewr. Majestät dennoch keine überwiegende Stimme in den europäischen Angelegenheiten gewähren, sondern selbst der Ausführung anderer Unternehmungen große Hindernisse in den Weg legen. Unter so bewandten Umständen ist es alsdann sehr wahrscheinlich, daß die Holländer nicht allein die erst kürzlich von Seiten Frankreichs begründete ostindische Kompagnie vernichten, sondern auch selbst die Stabilität ihrer Kolonien bedrohen, und so mit einem Schlage den Flor seines Handels ungemein beeinträchtigen würden. Aehnliche Unfälle würden alsdann den Muth Ewr. Majestät Unterthanen nicht allein niederschlagen, sondern sie würden selbst an der Möglichkeit der Wiederherstellung ihres Handels verzweifeln, und zur Zeit ihre Zustimmung zur Erhebung von Steuern nur äußerst ungern ertheilen. Ueberdies ist es eine bekannte Sache, daß die Franzosen sehr zum Aufruhr geneigt sind (tumultibus propinqui), falls man bei der Erhebung derselben Gewalt anwenden will, besonders, wenn sie sich erst überzeugen sollten, daß die auf diese Weise erhobenen Kontributionen nur dazu dienen sollten, die Hartnäckigkeit des Königs in der Verfolgung unseliger Entwürfe, die ihre Lage nur verschlechtern können, zu befördern. Es ist eine ausgemachte Sache, daß Frankreich seine Macht nur vermittelst des Friedens vermehren, dagegen die seiner Nachbarn zu schwächen vermag, indem es in jenem Falle mehr einzunehmen, als zu verausgaben pflegt. Frankreich bedarf nur einer kurzen Frist, um seinen Handel zu

erweitern und zu befestigen, und falls es die Zeitumstände zu benutzen weiß, so wird es leicht die Herrschaft der Meere erzielen können; gelingt es ihm aber vollends, festen Fuß in Aegypten zu fassen, dann würde es allen verbundenen Mächten Europa's nicht gelingen, ihm den Szepter, der die Welt regiert, aus den Händen zu reißen. Ein stets bewegter Baum vermag nur mit Mühe Wurzeln zu fassen, und ebenso bedürfen alle Dinge, die eine gewisse Festigkeit gewinnen sollen, wenigstens ein paar Jahre Ruhe.

Der Krieg gegen Holland kann eigentlich zu keinen erfreulichen Resultaten führen; denn falls es auch Frankreich gelingen sollte, einige Grenzstädte zu erobern, so würden die Holländer solche entweder bald wieder einnehmen, oder sich inmitten ihres Landes zurückziehen, woselbst man ihnen alsdann nichts würde anhaben können. Unter so bewandten Umständen würden die Holländer wohl zu Lande defensiv, zu Wasser aber offensiv zu Werke gehen. Es kann aber nur dann eine Operation zur See einen ernsten Charakter annehmen, wenn beide Flotten zusammentreffen; allein wer bürgt in diesem Falle für den Erfolg des Kampfes, indem eine Seeschlacht so sehr den Einwirkungen des Zufalls unterworfen ist; und einem ähnlichen Zufall sollte Frankreich sein ganzes Wohl und Weh überlassen? Es ist überdies mehr als wahrscheinlich, daß die holländische Flotte der französischen mehr Schaden, als diese jener zufügen würde, indem jene Seemacht ihre ganze Kraft entwickelt, diese aber erst angefangen hat, die ihrige zu gestalten. Die holländische Seemacht hat, ungeachtet der herben Unfälle, die sie betroffen hat, dennoch Beweise von großer Festigkeit und Ausdauer gegeben, während wir gegenwärtig

noch nicht zu beurtheilen vermögen, was eigentlich die französische zu leisten fähig ist.

Die holländischen Küsten sind nächstdem von geringer, die französischen aber von bedeutender Ausdehnung, aus welchem Umstand zwei wesentliche Vortheile für die Holländer hervorgehen: sie können nämlich ihre Flotte schneller vereinigen als die französische, und auch ihre Küsten leichter vertheidigen. Aus diesem Grunde gelang es ihnen noch kürzlich, mit ihrer Flotte in die Themse einzulaufen, bevor die Engländer ihre theils auf diesem Strome, theils in ihren respektiven Häfen befindlichen Schiffe vereinigen konnten und es zu verhindern vermochten. Angenommen aber, daß Frankreich auch alle seine Fahrzeuge auslaufen ließe, um solche in eine Flotte zu vereinigen, so würde die feindliche Flotte sich ihrer durch einzelne Angriffe bemächtigen können. Dagegen würde Frankreich einen großen Aufwand an Kräften aufbieten müssen, um seine so ausgedehnten Küsten gegen eine feindliche Invasion sicher zu stellen, die sie aber dennoch nach einer verlorenen Schlacht um so weniger würde verhindern können, als die siegreiche Flotte eine solche Landung leicht unterstützen könnte. Ueberdies würden die französischen Inseln, besonders diejenigen, die von der Küste am entferntesten liegen, nur schwer zu vertheidigen seyn, während die holländischen, die nahe am festen Lande liegen, leicht zu schützen sind. Desgleichen dürfte es schwer halten, in den Texel oder in den Zuidersee einzulaufen, besonders seitdem die Engländer durch jene Kühnheit der Holländer aus ihrem Schlafe geweckt und folglich wachsamer geworden sind.

Aus allem diesem geht sattsam hervor, daß Frankreich verhältnißmäßig durch einen Sieg weniger gewinnen,

als durch eine Niederlage einbüßen dürfte; denn angenommen, daß Frankreichs Unternehmung gegen Holland auch von dem glänzendsten Erfolge gekrönt würde, so würden dessenungeachtet alle diese errungenen Vortheile jenem Reiche dennoch kein Uebergewicht über die andern Mächte einräumen; dagegen dürfte Frankreich, falls die erzielten Vortheile nur gering wären, oder gar zweifelhaft blieben, sogar seinen bisherigen Einfluß auf die Leitung der fremden Kabinette, so wie alle Vortheile seines politischen Systems einbüßen. Sollte aber, wie zu erwarten steht, die Unternehmung auf Aegypten einen glücklichen Ausgang haben, dann ist es ausgemacht, daß dieses Land dem Eroberer die Herrschaft des Meeres, den Handel des Morgenlandes, die Leitung der christlichen Angelegenheiten, das Prädikat und die Auszeichnung eines Kaisers des Orients, so wie den großen Ruhm, Schiedsrichter der ganzen Welt zu seyn, verleihen, und zugleich den Untergang des türkischen Reiches nach sich ziehen würde. Angenommen aber, daß die Unternehmung scheiterte, so würden hierdurch die Macht und der Einfluß Frankreichs ebensowenig beeinträchtigt werden, als wenn es die Insel Cypern eingebüßt, oder Kandien vergebens zu unterstützen versucht hätte.

Durch eine ähnliche Unternehmung brauchte man um so weniger zu fürchten, den Großherrn zu reizen, als man bereits seit geraumer Zeit seine Geduld durch die nach Ungarn und Kandien gesendete Hülfe auf die Probe gesetzt hat. Er vermag es überdies nicht, Ewr. Majestät unmittelbar anzugreifen, wenn gleich ihm zwei Mittel zu Gebote stehen, durch welche er Höchstdenselben Schaden zufügen kann. Nämlich erstlich, indem er Regreß an Ewr. Majestät Unterthanen, die sich in sei-

nem Reiche niedergelassen haben, nehmen, und ihren Handel beeinträchtigen kann; und zweitens, indem er aufhören würde, das Werkzeug zu seyn, dessen sich Ewr. Majestät bisher gegen die ehrgeizigen Absichten des Hauses Oesterreich zu bedienen pflegten. Da aber der französische Handel im Morgenlande gegenwärtig sehr unbedeutend, und nach der Aussage sachkundiger Männer gleichsam als Null zu betrachten ist, so würde der Großherr nur einzig und allein gegen die in seinem Reiche sich niedergelassenen Christen wüthen können, was allerdings ein Unglück seyn würde; allein das Geschick heischt es oft, daß man das einzelne Individuum dem allgemeinen Wohle zum Opfer bringen muß. Wollte man sich durch ähnliche Betrachtungen entmuthigen lassen, dann müßte man auf eine jede Unternehmung gegen einen ähnlichen Feind verzichten. Ich bezweifle jedoch, daß die Türken sich unter so bewandten Umständen einer ähnlichen Rache hingeben würden, indem sie die Kühnheit der Franzosen kennen, und es sehr gut wissen, daß diese in ihrer Verzweiflung nicht allein den Aufruhr in ihren Seehäfen anfachen, sondern selbst bis in das Innere ihres Reiches vordringen würden. Sie würden sich erinnern, daß, als einst Amurad ihnen den Brand seiner Residenz zugeschrieben, und diesem zufolge die Niedermetzlung aller in Konstantinopel anwesenden Franken angeordnet hatte, der Aga der Janitscharen ihm dies zu thun widerrieth, indem er ihn auf die gefährlichen Folgen einer grausamen Maaßregel aufmerksam machte. Ueberdies würde die Nähe der französischen Truppen, so wie die Furcht der von ihnen zu nehmenden Repressalien, einer ähnlichen Grausamkeit wohl Grenzen setzen. Ewr. Majestät würden sich in diesem Falle um so mehr über den etwa Sei-

tens

tans des Sultans geäußerten Unwillen beruhigen kön- nen, als im Falle eines Krieges zwischen der ottomani- schen Pforte und Oesterreich sich jene Macht dennoch an Frankreich gegen diesen gemeinschaftlichen Feind anschlie- ßen müßte. Ueberdies muß man bei der Erzielung so großer Zwecke, die nur zum Glücke der Christenheit und selbst der ganzen Menschheit führen können, ähnliche kleinliche Rücksichten aus den Augen setzen. Eine ähn- liche Unternehmung scheint um so unfehlbarer gelingen zu müssen, als die beiden mächtigen Kabinette von Frank- reich und Spanien gegenwärtig im besten Einklange ste- hen. Wollte man auch eine ähnliche Unternehmung von allen religiösen Gründen entkleiden, so würden die poli- tischen dennoch sehr überwiegend bleiben, und wichtigere Ergebnisse, als die bisher im gelobten Lande eingeleiteten, herbeiführen.

Die Besitznahme Aegyptens wird die Verbindung desselben mit den reichsten Provinzen des Morgenlandes bewirken, den indischen Handel mit dem französischen ver- binden, und ausgezeichneten Feldherren den Weg zu Erobe- rungen eröffnen, die denen Alexander's des Großen an die Seite gesetzt werden dürften. Hätten sich zur Zeit die Portugiesen, deren Macht doch viel unbedeu- tender als die französische ist, Aegyptens bemächtigt, dann hätten sie sich schon längst ganz Indien unterwor- fen, indem sie sich bereits, ungeachtet der ihnen zu Ge- bote stehenden geringen Mittel, den dortigen Völkerschaf- ten furchtbar gemacht haben, und nur einzig und allein Seitens der Engländer und Holländer in jenem Lande beeinträchtiget werden. Vor diesen erzittern noch gegen- wärtig die orientalischen Fürsten, und bekanntlich gelang

es einem Trupp von 60,000 Rebellen, das ganze chinesische Reich zu unterjochen.

Die große Schwäche des Morgenlandes, sowie die Leichtigkeit, mit welcher man im mongolischen Reiche Revolutionen bewirken kann, ist kein Geheimniß mehr. Ist Aegypten erst erobert, dann ist es leicht, aller Küsten des indischen Ozeans, sowie aller in ihrer Nähe liegenden Inseln sich zu bemächtigen, und diesem zufolge wird sich alsdann das Binnenland von Asien, das sich auf diese Weise von allem Handel und allen Reichthümern beraubt sehen wird, Ewr. Majestät Herrschaft um so eher unterwerfen. Ja, ich kann dreist behaupten, daß man keinen großartigern Plan zu entwerfen vermag, und daß Alles, was groß ist, auch leicht auszuführen ist.

Um noch einmal auf meinen Vorschlag zurückzukommen, so wird Holland viel leichter in Aegypten, als in seinem eigenen Heerd zu erobern seyn; denn man würde in diesem Falle jenem Lande alles dasjenige rauben, was dessen Wohlstand bedingt, ich meine die Schätze des Morgenlandes. Die Verschiedenheit eines ähnlichen Angriffs von einem gewöhnlichen ist wohl aus dem Grunde besonders beachtenswerth, daß Holland den ihm in Aegypten unmittelbar (müßte wohl heißen m i t t e l b a r) beigebrachten Streich nicht eher empfinden wird, als bis er gelungen ist, oder falls es ihn auch fühlen sollte, wird es ihn doch nicht abwenden können. Wollte sich jene Republik einer ähnlichen Unternehmung widersetzen, dann würde sie hierdurch den Haß aller Christen auf sich ziehen; wird sie aber in ihrem eigenen Heerd angegriffen, dann würde sie höchstwahrscheinlich den Angriff nicht allein abschlagen, sondern auch in diesem Falle alle Stimmen für sich haben, indem man Frankreich wegen seiner

ehrgeizigen Absichten verdächtig machen würde. Wenn man die Vorbereitungen zu einer ähnlichen Unternehmung geheim hält und betreibt, so kann sie nur gelingen, und deren Erfolg wird dann Ewr. Majestät auf immer den Besitz von Indien, den Handel Asiens und die Herrschaft der Welt verschaffen. Jedenfalls dürfte es aber vorher zweckmäßig seyn, die Nachricht zu verbreiten, als wolle man Morea, die Dardanellen oder selbst Konstantinopel angreifen, und während dessen ganz Europa über den wahren Zweck Ihrer Rüstungen, die man gegen Holland gerichtet glaubt, in Ungewißheit bleibt, fallen Ewr. Majestät mit Blitzesschnelle über Aegypten her. Der Schreck hierüber wird alsdann Holland unfehlbar zur Unterwerfung bewegen, den Türken Achtung für Ihre Waffen einflößen und Höchstdenselben einen Ruf von wahrer Pietät, Großmuth und Weisheit verschaffen, welche die Nachwelt noch mit der größten Bewunderung für Ihre Person erfüllen wird."

Nun sey es mir vergönnt, einige Bemerkungen zu dieser Denkschrift unseres berühmten Landsmannes hinzuzufügen, der, hier als Kriegspolitiker auftretend, die Gründe darzulegen versucht, die Frankreich damals bewegen konnten, einen Angriffskrieg gegen ein Land zu unternehmen, auf welches es keineswegs ein unbestrittenes Recht hatte.

In wie ferne nunmehr eine ähnliche Unternehmung damals zulässig war, werde ich weiter unten näher zu erörtern suchen, vorher jedoch einiges von unserm gelehrten Landsmann unbeachtet gelassene näher beleuchten.

Es muß nämlich der Kriegspolitiker vor Allem, bevor er entscheidet, ob ein ähnlicher Gelegenheitskrieg auch den Zeitumständen angemessen ist, zu ermitteln suchen,

in wie fern man hierbei auf die Neutralität oder Mithülfe der Nachbarstaaten zu rechnen berechtigt sey, und jedenfalls alle Vortheile und Nachtheile, die hieraus erwachsen können, genau erwägen; denn bloße politische Kombinationen, ohne sie unterstützende politische Untersuchungen, sind nicht immer hinreichend, militairische Operationen zu leiten, besonders wenn man sie nicht zuvor dem strategischen Kalkül unterzuordnen und mit den Mitteln zur Erzielung des Kriegszwecks in Einklang zu bringen sucht. Will man dem Feinde Provinzen durch die Waffen entreißen, dann müssen die Kräfte, die man hierzu benutzen will, denen des Feindes überlegen seyn, und wir werden erst dann im Stande seyn, sie zu berechnen, wenn wir von dem innern Zustande des feindlichen Landes, von seinen Finanzen, von der Stärke seiner Truppen und Festungen u. dgl. m. genau unterrichtet sind. Daß aber hierbei mehr Verrechnungen stattfinden, als man glauben sollte, beweisen Beispiele aus der ältern und neuern Geschichte. Daher kann man auch bei einem ähnlichen Entwurfe nicht vorsichtig genug zu Werke gehen, weil vom richtigen Kalkül oft nicht allein der Erfolg eines Feldzuges, sondern selbst das Wohl und Weh eines ganzen Staats abhängt.

Zum vorläufigen Entwurf des Operationsplans gehört aber, wie wir dies so eben ersehen haben, eine genaue Kenntniß des Landes, worin wir Krieg zu führen gesonnen sind; „denn Kenntnisse, die man aus Landkarten erlangt" — sagt Folard — „sind nicht immer hinreichend." Man muß wissen, ob das feindliche, oder vielmehr das zu erobernde Land fruchtbar oder unfruchtbar ist, ob es Wasser, Viehzucht, Handel, Lebensmittel, Fourage, Brennmaterialien u. d. m. hat. Ferner müssen

wir wissen, ob das feindliche Land viele Ebenen, viel durchschnittenes, zugängliches oder unzugängliches Terrain hat, d. h. ob es sehr bergig, sumpfig, waldig oder voller Defileen ist; desgleichen, ob es von Flüssen und Bächen durchströmt wird. Man muß ebenfalls die Beschaffenheit ihrer Ufer und ihres Grundes kennen; wissen, ob sie breit, tief und schiffbar sind, ob sie Furthen haben und sich in unser oder des Feindes Land ergießen. Ferner, ob das Land Seen hat und ob solche groß sind (denn die länglichen Seen in Canada gewähren z. B. eine gute Vertheidigung); ob es von Kanälen durchschnitten ist, die entweder unsere Bewegungen hemmen oder befördern können; ob die Wege, die uns nach dem Feinde, oder denselben zu uns und unsern Festungen und Magazinen führen, gut oder zu verbessern sind, und ob sie bei gewissen Jahreszeiten unbrauchbar werden. Endlich möchten wir noch die klimatischen Verhältnisse hinzufügen, die in Zonen, wie das nördliche Afrika deren in manchen Abstufungen aufzuweisen hat, um so mehr eine besondere Berücksichtigung verdienen, als sie einen großen Einfluß auf das Gelingen oder Nichtgelingen von Kriegsunternehmungen haben. Es eröffneten daher Metellus und Marius, dieser klimatischen Lokalhindernisse eingedenk, ihre gegen Numidien zu führenden Feldzüge stets im Frühling (vere novo), wobei sie solches in einem Rayon, der sich auf 50 Stunden im Osten und Westen von Cyrta ausdehnte, angriffen, ihre Unternehmungen aber hierbei stets auf die in ihrem Besitze befindlichen Küstenplätze, die ihnen die hierzu nöthigen Hülfsquellen darboten, basirten. Die Nichtbeachtung einer günstigen Jahreszeit zu ähnlichen Operationen mußte daher schon Aulus Posthumus theuer bezahlen; denn er unternahm

den Feldzug während eines kalten Winters (hieme aspera) und drang durch morastige Ebenen, die durch den Winterregen in Sümpfe verwandelt worden waren (planitiae limosae humalibus aquis paludem fecerat), vorwärts, ward aber in solchen überfallen, von seinen Subsistenzmitteln abgeschnitten, durch Hunger und Schwert zugleich bedroht, zur Uebergabe gezwungen und sub jugum missus; und damals war eine Armee oder ein Korps nicht so, wie jetzt, mit schwerem Geschütze und der dazu nöthigen Munition belästigt. Eben so erlag zur Zeit das Heer des Kambyses in der libyschen Wüste den klimatischen Verhältnissen.

Dagegen wählte Cäsar, als er das afrikanische Littorale mit einer Invasion bedrohte, hierzu eine andere Jahreszeit, als die weiter oben als hierzu günstig geschilderte; er verließ nämlich Italien am 19. Dezember unserer Zeitrechnung, traf am 27sten in Sizilien ein und landete am 1. Januar zu Leptis. Von hier aus drang er aber nicht in das bergige Numidien ein, sondern marschirte sofort nach der flachen und sandigen, im Winter und Frühjahre fruchtbaren, im Sommer aber dürren und wasserlosen Ebene von Buzacene, wobei er jedoch seine Operation auf die beiden Inseln Sizilien und Sardinien, die ihm hierzu den so nöthigen Unterhalt lieferten, basirte. Die Bey's von Tunis wählen noch heutiges Tages zu ihren kriegerischen Operationen gegen Buzacene den Winter; ein Beweis, daß heute noch, wie seit 1900 Jahren, sich in den dortigen klimatischen Verhältnissen nichts änderte, und daß man solche auch damals schon berücksichtigte. Dagegen scheiterten die Belagerung von Algier unter Karl dem Fünften und die erste Unternehmung der Franzosen gegen

Constantine, weil man hierzu eine ungünstige Jahreszeit gewählt hatte.

Noch könnte ich hinzufügen, daß man bei ähnlichen Unternehmungen in fernen Ländern auch die dort zu gewissen Jahreszeiten herrschenden endemischen und epidemischen Krankheiten, und gegen Aegypten selbst die Zeit der Ueberschwemmung gehörig berücksichtigen möchte; denn so wurde z. B. die Armee des heiligen Ludwig, bei seiner Unternehmung gegen Tunis, durch die dort herrschende Krankheit dezimirt, der er zuletzt selbst erlag.

Ueberdies sind Kriegsoperationen, die jenseits des Meeres unternommen werden, sehr schwierig, ja beinahe unausführbar, wenn man nicht Einverständnisse im Lande hat, die dieselben begünstigen, oder wenn man nicht die anzugreifenden Provinzen von Truppen entblößt, oder eine Landarmee dort findet, welche diese Unternehmung zu unterstützen im Stande ist; abgesehen davon, was die Witterung und selbst die feindlichen Flotten für einen wichtigen Einfluß auf eine solche auszuüben vermögen. Wird daher eine ähnliche überseeische Unternehmung nicht durch günstige Umstände unterstützt, „so dient sie“ — um mich der Worte Lloyd's zu bedienen — „nur dazu, ein paar Hühnerställe auszuplündern.“ Die ältere und neuere Geschichte giebt uns von einer Menge ähnlicher unternommener glücklicher und unglücklicher Landungen Kunde, die alle jene aufgestellten Grundsätze nur zu sehr bewähren.

So waren z. B. Wilhelm der Eroberer und Wilhelm von Oranien Beide in ihren Unternehmungen glücklich, weil der Erste keine geordnete Vertheidigungsanstalten gegen sich, und der Letztere einen großen

Anhang im Lande für sich fand. Dagegen mißglückten so viele in neuern Zeiten versuchte Landungen in Frankreich, England und Holland und selbst die so glänzende französische Expedition gegen Aegypten, weil man bei den erstern die Schwierigkeiten unbeachtet gelassen hatte, die sich nach der Landung einstellen mußten, und bei der letztern nicht darauf gerechnet hatte, daß Nelson durch eine Seeschlacht die Verbindung mit dem Mutterlande abschneiden würde. Ja selbst der im Jahre 1807 mitten im Frieden, Seitens der Engländer im Einverständnisse mit einigen Mameluckenchefs, gemachte Einfall in Aegypten, zu welchem eine Flotille von 25 Segeln unter dem Admiral Lewis, und eine Brigade Landtruppen unter dem Befehl des Generals Fraser beordert waren, mißlang, ungeachtet man Einverständnisse im Lande hatte, weil man sich nicht schnell genug Damanhours bemächtigte, und sofort Kairo bedrohte, wo bereits eine große Gährung herrschte, und folglich Mehemed Aly Zeit ließ, seine Truppen zu sammeln und durch einen schnellen Angriff, der den glänzendsten Erfolg hatte, die ihm drohende Gefahr abzuwenden; denn es gelang ihm hierdurch, nicht allein einen Theil jener Brigade niederzusäbeln, sondern den ganzen Ueberrest gefangen zu nehmen.

Berücksichtigen wir nun die politischen Verhältnisse Frankreichs in dem Augenblicke, als Leibnitz seinen Eroberungsentwurf an Ludwig XIV. einsendete, so finden wir diesen Fürsten mit dem sogenannten Rachekrieg gegen Holland beschäftigt, der bekanntlich mit dem Jahre 1672 anfing, und im Jahre 1678 und 79 mit dem Nymweger Frieden endete, und durch welchen Holland nicht das Mindeste einbüßte. Dieser Krieg beein-

trächtigte dagegen den französischen Handel sehr; allein Ludwig erwarb durch solchen von Spanien die Grafschaft Burgund und 16 niederländische Plätze, verlor aber dagegen zwei seiner ausgezeichnetsten Feldherren, nämlich Turenne und Condé. Der erste blieb bekanntlich im Jahre 1675 bei Saßbach, und der zweite zog sich wegen seiner geschwächten Gesundheit zurück. Bis zum Nymweger Frieden wäre eine ähnliche Unternehmung wohl nicht zeitgemäß gewesen, wenn gleich die französische Flotte im Jahre 1676 bei Palermo den Sieg über die vereinte spanische und holländische Flotte davon getragen hatte, und selbst späterhin der berühmte Admiral Ruyter an den Folgen der erhaltenen Wunden gestorben war, indem der bis dahin geführte Krieg Frankreichs materielle Kräfte zu sehr in Anspruch genommen hatte.

Am schicklichsten möchte unter so bewandten Umständen wohl der Zeitpunkt nach dem Nymweger Frieden gewesen seyn, wo Frankreich eine scheinbare Ruhe heuchelte, bis es endlich durch die so hinterlistige Organisirung der Reunionskammern, im Jahre 1680, nur zu bald seine kecke Eroberungssucht durch die Einschreitung in die Rechte Deutschlands kund gab. Was Frankreich hiernächst mit seinem durch Colbert's schaffenden Geist organisirten starken stehenden Heere und seiner aus hundert Kriegsschiffen bestehenden Seemacht auszuführen vermochte, lehren uns die in den Jahren 1682, 83 und 88 unternommenen Bombardirungen Algiers, Tunis's, Tripolis's und Genua's, welchen letztern Ort es hierdurch dermaßen ängstigte, daß den Doge gezwungen wurde, sich persönlich nach Versailles zu begeben, um Abbitte beim Könige zu thun. Eben so gut,

wie Ludwig jenes bewerkstelligte, eben so gut hätte er vielleicht einen Coup de main gegen Aegypten wagen können, ungeachtet es freilich ein großer Unterschied zwischen dem bloßen Bombardement eines Platzes und einer effektiv zu bewerkstelligenden Landung ist; denn jenes vermag bereits ein mit einigen Bombardiergalliotten ausgerüstetes Geschwader, das sich noch obenein nach Belieben hin und her bewegen kann; während eine Flotille, die eine Landung unternehmen soll, tausend Schwierigkeiten zu berücksichtigen und zu beseitigen hat; auch war nach dem Tode Colbert's eine ähnliche Unternehmung wohl nicht mehr rathsam. Was nun die türkische Miliz anbetrifft, die Leibnitz zu 30,000 Mann anschlägt, so hat er solche wohl zu hoch angegeben; versteht er aber hierunter sämmtliche disponible Streitkräfte Aegyptens, so ist diese Zahl wiederum zu gering: denn die Zahl der Mameluckenallein mochte zwischen 15- bis 20,000 Mann betragen; rechnen wir nun die türkische Miliz nur zu 10,000 Mann an, und rechnen wenigstens 20,000 Beduinen hinzu, welche die vereinten Stämme im Falle der Noth stellen konnten, so würden die damaligen disponibeln Streitkräfte Aegyptens beinahe das Doppelte betragen haben; abgesehen davon, daß man auf den damals noch herrschenden Fanatismus der Eingebornen rechnen konnte, welcher die Zahl der Kämpfenden ungemein vermehrt haben dürfte.

Ob unter diesen Umständen die 24 Bey's der Mameluken, die eine militairisch-aristokratische Regierung bildeten, und die eigentlichen Herren des Landes waren, indem sie den Seitens des Sultans eingesetzten Pascha oder Statthalter nach Belieben anerkennen, suspendiren oder zurückschicken konnten, und ihm in einem

Divan die Befehle vorschrieben, die er alsdann Namens des Sultans emaniren ließ, mit einem ähnlichen Angriff, der ihnen mit einem Schlage alle ihre Gerechtsame raubte, einverstanden seyn konnten, möchte ich bezweifeln, und würden sie daher in einem solchen Falle gewiß Alles aufgeboten haben, um einem ähnlichen Angriff auf das Kräftigste zu begegnen. So hatte sich bereits beim Erscheinen der französischen Flotte vor Alexandrien eine Bewegung gegen die Christen in dieser Stadt kund gethan, und selbst das Leben des französischen Konsuls ward hierbei gefährdet; wie denn auch späterhin die Eingebornen an der Vertheidigung dieses Platzes Theil nahmen, und in Kairo die dort lebenden Christen die Fristung ihres Lebens blos der Schlauheit des österreichischen Generalkonsuls von Rosetti verdankten, der bei Murad-Bey viel galt, und jene Gefahr vor der Hand abzuleiten wußte. Späterhin lehrt uns der in Kairo gegen die Franzosen ausgebrochene Aufruhr, dessen Dämpfung von beiden Theilen viel Menschenblut kostete, welcher Gefahr man selbst nach der Besitznahme eines solchen Landes ausgesetzt war.

Was nunmehr die Berücksichtigung der strategischen und taktischen Operationen, die eigentlich den Feldzug auf einem bestimmten Kriegsschauplatz umfassen sollen, anbetrifft, so scheint unser berühmter Landsmann solche, als außerhalb seiner philosophischen Spekulationen liegend, nicht gehörig gewürdigt zu haben. So berücksichtigt er z. B. zu wenig die ungeheuren Vorbereitungen, deren eine ähnliche Ausrüstung bedarf, und ebensowenig die Schwierigkeiten, die eine solche Armada auf einer langen Fahrt, auch selbst im Falle sie nicht angegriffen werden sollte, zu beseitigen hat; rechnet zu sehr auf gün-

stige Witterung und schließt fälschlich von der glücklichen Fahrt einzelner Fahrzeuge auf die einer ganzen Flotte, die aber bekanntlich auf einer langen Fahrt schwer zusammenzuhalten ist. Er rechnet mit Bestimmtheit auf die Station von Malta, die allerdings als Stapelplatz für Kriegs- und Handelsmarine sehr vortheilhaft ist, d. h., wenn man mit Gewißheit auf eine günstige Aufnahme daselbst rechnen kann; denn was Lampedusa anbetrifft, so kann diese unbewohnte Insel einer Flotte weder Schutz noch Hülfsmittel gewähren.

Die Befestigungswerke Alexandriens und Damiette's, und ich füge noch die von Abukir und der Zitadelle von Kairo hinzu, die Leibnitz anzuführen vergaß, sind freilich nach alter Art angelegt und folglich keiner langen Vertheidigung fähig, falls sie nämlich sofort herzhaft angegriffen werden. Dies setzt aber wiederum eine glücklich bewerkstelligte Landung voraus, die jedoch auf dem ägyptischen Littorale mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, indem das Einlaufen in den alten Hafen von Alexandrien, der, nächst der Rhede von Abukir, den Schiffen nur einige Sicherheit zu gewähren vermag, mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Daß übrigens Frankreich bei einer gut vertheidigten Grenze und nach geschlossenem Frieden wohl eine hinreichende Anzahl von Truppen zu einer ähnlichen Unternehmung würde haben benutzen können, glaube ich Leibnitz einräumen zu müssen; was er aber damit sagen will, wenn er bei dieser Gelegenheit sich äußert, daß Frankreich sich nach Außenhin alsdann der offensiven, und zur Vertheidigung des Innern der defensiven Armee bedienen könnte, verstehe ich nicht. Eben so sonderbar lautet es, wenn unser berühmter Landsmann die

Lokalität Aegyptens mit der von Holland vergleicht. Worin diese Aehnlichkeit besteht, begreife ich eben so wenig; es sey denn, daß beide Länder eine ausgedehnte Seeküste haben und deren Inneres von Kanälen durchschnitten ist; sonst möchte es schwer fallen, eine Analogie zwischen jenen beiden Ländern aufzufinden. Unbegreiflich ist es ebenfalls, wie Leibnitz Aegypten damals eine unermeßliche Bevölkerung: „une population immense" ertheilen konnte, da es zur Zeit der Pharaonen 8 bis 10 Millionen Einwohner gehabt haben soll, gegenwärtig deren aber nur etwa 2½ Millionen zählt, und wie er ferner die Numidier als Grenznachbaren der Aegypter anführen kann, da diese bekanntlich die jetzige Provinz Algier und einen Theil von jener Mauritania Tingitana, die, nachdem sie von Augustus erobert worden war, nunmehr Mauritania Caesarea hieß, und als solche ein Schauplatz großer Thaten war, so wie die Ebenen von Biledulgerid, bewohnten; dagegen aber zwischen diesen und Aegypten das Plateau von Barka mit der Pentapolis, folglich die Wüste Barka und ein Theil der Sahara mit ihren Bewohnern, d. h. einige libysche Nomadenstämme, die Garamanen, Nasamonen und die griechische Kolonie von Cyrene, lagen.

Was nunmehr die zahlreichen Bundesgenossen anbetrifft, auf welche Frankreich, nach dem Dafürhalten unseres berühmten Landsmanns, bei einer ähnlichen Unternehmung rechnen konnte, so wollen wir es ihm ebenfalls einräumen, daß sich deren nach gelungener Expedition einige angeschlossen haben dürften; allein man darf dagegen eben so wenig verhehlen, daß unter so bewandten Umständen England und Holland und

vielleicht noch andere, durch eine ähnliche Unternehmung, mittelbar oder unmittelbar, beeinträchtigte Mächte bald gemeinschaftliche Sache gegen Frankreich gemacht und ihm die bereits errungenen Vortheile zu entreißen gesucht haben würden.

Daß übrigens der Araber Caracux Recht hatte, wenn er behauptete, daß Syrien nicht ohne den Besitz von Aegypten, und ich füge hinzu, dieses Land nicht ohne den Besitz von jenem erhalten werden kann, lehrt uns die Geschichte; denn so sahen es die Kreuzfahrer endlich ein, daß der Besitz Jerusalems so lange prekair blieb, als sie nicht die Nilmündungen in ihren Händen hatten. Der Sultan Salaheddin eroberte Syrien von Aegypten aus; die Mamelucken machten ebenfalls von diesem Lande aus den kleinern Fürstenthümern in Syrien ein Ende, und blieben im ruhigen Besitz beider Länder, bis sie von den Osmanen besiegt wurden. Die Unternehmungen Bonaparte's im Jahre 1799 und Mehemed Aly's im Jahre 1832 bürgen ebenfalls dafür, daß diese beiden Eroberer von der Nothwendigkeit des Besitzes Syriens zur Erhaltung von Aegypten sich überzeugt hielten, und Cambyses, Alexander und die Römer suchten aus eben diesem Grunde ihre Herrschaft in Aegypten durch den Besitz von Syrien zu sichern; denn die einzige verwundbare Seite jenes ersten Landes ist der zwischen dem Mittelmeer und dem arabischen Meerbusen gelegene Abschnitt.

Das ganze Projekt unseres berühmten Landsmannes ist eigentlich nur ein schöner Traum zu nennen, durch dessen Realisirung er einen philanthropischen Zweck zu erzielen glaubte; allein solche phantastische Gebilde lassen sich eher auffassen, als in's Leben rufen; abgesehen davon,

daß durch deren Realisirung das beabsichtigte Wohl der Menschheit und der Christenheit durch tausende von blutigen Opfern erkauft werden müßte. Seine wohlgemeinten Absichten mögen folgende Stellen seiner fraglichen Denkschrift entschuldigen: „Ne faut-il pas toujours sacrifier quelqu'un au bonheur général? — On dédaignera de s'attacher à des considérations aussi misérables, lorsqu'il se présente de si grands avantages, provenant d'un motif aussi sacré, puisque cette nouvelle entreprise a pour but le triomphe du christianisme et l'avantage du genre humain."

Unserm Landsmann gebührt vielleicht das Verdienst, die fragliche Unternehmung der Franzosen gegen Aegypten mittelbar angeregt zu haben, und in diesem Falle gehört sein Vorschlag in die Kategorie derjenigen Entwürfe, die zur Zeit den respektiven Mächten zur Eroberung von Indien und der Barbareskenstaaten vorgelegt worden sind, d. h., die auf dem Papiere sich gut ausnehmen, aber nicht immer, oder doch nur mit der Beseitigung großer Schwierigkeiten in's Leben zu rufen sind.

E. v. Minutoli.

II.

Ueber das Prinzip der militairischen Disziplin.

Wir haben in einem früheren Aufsatze (Jahrg. 1840) dasjenige, woran die Erhaltung des kriegerischen Sinnes im Volksleben überhaupt sich knüpft, zu bezeichnen gesucht. Die Ausbildung desselben im Heere selbst geschieht hauptsächlich durch die sogenannte Disziplin, welche Alles umfaßt, was wir die militairische Sittlichkeit oder Moralität nennen möchten; es soll nämlich die höhere Leitung den Soldaten ebensowohl vor einem liederlichen Lebenswandel bewahren, als ihn überhaupt gehorsam und brauchbar im Dienst machen. Strenger Gehorsam ist keineswegs, wie Manche wähnen, das einzige Erforderniß der Disziplin; im Soldaten selbst muß der militairisch-sittliche Sinn ausgebildet werden, so daß er auch außer dem Dienst Nichts thut, wodurch seine militairische Ehre und Brauchbarkeit Abbruch erleidet.

Ueber die Wichtigkeit einer guten richtigen Disziplin ist wohl kaum nöthig etwas zu erinnern, da die Kriegsgeschichte dieselbe allenthalben bewährt. So oft die Römer, sagt Montesquieu, sich in Gefahr glaubten, so oft sie irgend eine Scharte auswetzen wollten,

mach-

machten sie allemal den Anfang mit Wiederherstellung der Kriegszucht. Obgleich nun die Disziplin des preussischen Heeres im Allgemeinen als eine vortreffliche anerkannt ist, so wird doch Niemand in Abrede stellen, daß auch hier Mängel und Mißgriffe zuweilen zum Vorschein kommen, daß über Härte und Milde gewisser Strafen oder anderer Verfahrungsarten oft entgegengesetzte Ansichten sich finden. Es ist deshalb für den denkenden Kriegsmann nicht unwichtig, sich recht klar zu machen, von welchem Gesichtspunkte bei einem solchen Urtheil in der Praxis auszugehen ist, was hierbei wesentlich und unwesentlich ist u. dergl.; und hierzu mögen denn die nachfolgenden Gedanken einige Veranlassung geben.

Beginnen wir mit derjenigen Seite der Disziplin, welche die Moralität des Soldaten außer dem Dienst betrifft, so ist hier ein Fortschritt über die Sitten des vorigen Jahrhunderts nicht zu verkennen. Allein man legt auf den tüchtigen Menschen im Soldaten noch bei weitem nicht den Werth, wie dies die Alten thaten, und wie es in der Natur der Sache liegt. Man ist strenger gegen die Trunkenheit, als gegen die Liederlichkeit in Beziehung auf den Geschlechtstrieb, und dennoch ruinirt die letztere noch mehr Körper und Geist, als jene. Die Erfahrung zeigt zwar zuweilen, daß auch solche, die der sinnlichen Leidenschaft sehr ergeben, dennoch gute Soldaten sind. Warum? weil Menschen, welche starker Leidenschaften fähig sind, auch im Uebrigen mit einer tüchtigen Anlage und energischen Natur versehen seyn müssen, wie sie zum guten Soldaten gehört. Solche treffliche Naturen widerstehen auch oft lange der Schlechtigkeit; allein je mehr sie den Genuß auf jene rohe Weise erschöpfen, desto mehr verlieren sie mit der Freude am

Leben überhaupt die Freude an ihrem militairischen Geschäft, und werden stumpf für alle Gefühle und Anregungen, die über das Sinnliche hinausgehen. Der Körper aber verliert immer mehr die Fähigkeit, Strapatzen zu ertragen. Die Wirkungen der Wollust auf eine ganze Armee sind uns nie anschaulicher geschildert worden, als in den römischen Historikern in Beziehung auf das Heer Hannibal's in Capua, welches dort nur den größten Theil eines italienischen Winters zubrachte, früher aber, wie Livius erzählt, „gegen alle menschliche Uebel oft und lange abgehärtet, im Wohlleben unerfahren und ungewohnt war. Diejenigen," fährt er fort, „welche keine Gewalt der Widerwärtigkeit gebeugt hatte, wurden durch zu viel Gutes und Wollust zu Grunde gerichtet; denn Schlaf, Wein, Schmausereien, Huren, Bäder, Müßiggang von Tag zu Tage lieber geworden, hatten Geist und Körper so entnervt, daß sie mehr an frühere Siege dachten, als ihre gegenwärtige Kraft zu bewahren. Daher in Wahrheit, als wenn er mit einer andern Armee aus Capua ausgezogen wäre, nichts mehr von der frühern Disziplin Stand hielt. Viele in Verhältnissen mit Huren Stehende kehrten zurück; als man sie im Lager festzuhalten anfing, und ihre Märsche und andere Arbeiten ausführen mußten, verloren sie, wie Rekruten, alle Körperkraft und allen Muth; hernach den ganzen Sommer hindurch verlor sich ein großer Theil von den Fahnen u. s. w." — mit solchen Soldaten vermochte denn auch selbst ein Hannibal nicht mehr das Kriegsglück zu fesseln.

Die Römer hielten bekanntlich in bessern Zeiten die strengste Zucht; als später auch sie allmälig entarteten, suchten tüchtige Feldherren zuweilen die alte Zucht

wieder herzustellen, wie z. B. im Numantinischen Krieg. Als die mächtigen Römer im Kriege mit dieser kleinen spanischen Stadt schon so viele Niederlagen erlitten hatten, schickten sie endlich den Scipio hin; dieser führte das Heer bald zum Sieg; er fing aber damit an, wie Florus berichtet, alle Werkzeuge der Ueppigkeit bei Seite zu schaffen, verwies 2000 Huren aus dem Lager, ließ die Soldaten die Speise für 30 Tage und 7 Schanzpfähle tragen u. s. w.

Daß Arbeit, Strapatzen aller Art das beste Rezept und Präservativ gegen Liederlichkeit sind, ist nicht schwer einzusehen, aber im Leben findet dennoch diese Wahrheit noch wenig Anwendung. Wie schwächlich und erbärmlich erscheint dem römischen Soldaten gegenüber ein moderner! Es ist beinahe unglaublich, welche Last der erstere auf seinen Märschen zu tragen gewohnt war: Lebensmittel für 15, bisweilen mehrere Tage, gewöhnlich Getreide, gekochten Speck; dann die vielen Geräthschaften, weil sie überall ein Lager aufschlagen mußten, Sack, Korb, Hacke, Sense, Kelle, Topf u. s. w., Pallisaden, gewöhnlich 3 oder 4, bisweilen 12. Alles zusammen berechnet man auf etwa 60 Pfund Gewicht, ohne die Waffen. — Unsere Soldaten werden zwar als Rekruten hinreichend strapatzirt; sind sie aber hinreichend einexerzirt, so ist es nur die kurze Zeit der Manöver, die ihnen Strapatzen auferlegt, denn den Garnison- und Wachdienst wird wohl Niemand anstrengend nennen. Sie sind deshalb so wenig abgehärtet, daß jeder stärkere Marsch eine Menge von ihnen niederwirft, und nun gar im Kriege, wo Eilmärsche nöthig sind. Was Montesquieu in seinem Buche über Rom (Kap. 2) in Beziehung auf seine Zeit bemerkt, hat auch jetzt seine Anwendung noch

nicht verloren: „Unsere Armeen kommen heutiges Tages großentheils durch übermäßige Strapatzen um, und diese waren es gleichwohl, durch welche die römischen Soldaten sich erhielten. Die Ursache davon mag die seyn, daß ihre Arbeiten unausgesetzt fortgingen, statt daß unsere Soldaten unaufhörlich von der äußersten Arbeit zur äußersten Muße übergehen." Ganz so schlimm, wie es hier ausgesprochen wird, steht es nun wohl nicht mehr, allein sicherlich würden auch unsere jetzigen Soldaten selbst die Anstrengungen der Manöver besser aushalten, und für den Fall eines Krieges um Vieles tauglicher seyn, wenn ihre Körper das ganze Jahr über geübt und abgehärtet würden. Demselben System der Abhärtung ist es zuzuschreiben, daß die römischen Armeen, die doch unter den verschiedensten Himmelsstrichen Kriege führten, nie an Krankheiten litten. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß auf diesen kranken Theil unserer modernen Kriegszucht die Aufmerksamkeit mehr gelenkt würde! Der Sinn ist in unsern Tagen mit Recht auf das Praktische, reellen Vortheil Bringende gerichtet; die gymnastische Kräftigung des Körpers aber brächte einen unendlichen reellen Vortheil, sie würde uns Soldaten liefern, die nicht nach starken Märschen ermattet hinsinken, sie würde die schlaffe, liederliche Richtung am glücklichsten bekämpfen, sie würde mit einem Worte unsern Soldaten zu einem tüchtigern Soldaten und zu einem bessern Menschen machen.

Gehen wir zur andern Seite der Disziplin über, die sich an den militairischen Gehorsam knüpft, so steht vor allen Dingen fest, daß unerbittliche Strenge einerseits, und Ausbildung der Gesinnung und des Ehrgefühles andererseits, die Grundbedingung derselben sind. Die

falsche Disziplin zeigt sich hier darin, daß Viele Alles durch Milde glauben erreichen zu können, Andere durch Strenge; die richtige Verbindung beider ist die Aufgabe der disziplinarischen Kunst.

Betrachten wir zuerst das überwiegend strenge Verfahren, welches den Gehorsam ausschließlich durch Furcht vor Strafe hervorbringen will, so bleibt freilich in einem Heere von Söldlingen oder geworbenem Gesindel nichts anders übrig. Man denke z. B. an das englische Heer, wo die Versuche, den Stock abzuschaffen, nicht glücklich ausgefallen sind. Bei unserm preußischen Heere dagegen hat die Abschaffung des Stocks, des Spießruthenlaufens und dergleichen beschimpfender oder barbarischer Exekutionen keine übeln Folgen gehabt. Bei einem Volksheer kann auch Strafe oder Furcht vor derselben unmöglich das einzige Prinzip der Disziplin seyn. Wenn es anerkannt werden muß, daß der Soldat auch vermöge seiner Gesinnung sich tüchtiger und brauchbarer bewährt, so ist klar, daß Furcht vor Strafe nicht im Stande ist, Gesinnung zu erzeugen, zu irgend etwas anzufeuern, und um Vergehungen zu verhüten reicht sie nicht weiter, als die Wachsamkeit des Kommandirenden und seiner Organe, eine Kontrolle, die bei aller möglichen Anwendung von List und Schlauheit immer sehr unvollkommen bleibt; die Erfahrung zeigt, daß die gröbsten Exzesse, selbst Verrätherei, in solchen gesinnungslosen Heeren haben ausgeführt werden können. Die Disziplin in einem Volksheere muß also nothwendig zugleich an das Ehrgefühl anknüpfen, sowohl an das individuelle, welches sich auf die Person bezieht, oder auch auf Kameradschaft, Kompagnie, Regiment, als an das nationale, welches König und Vaterland mit Ehrfurcht und Liebe umfaßt.

Hierbei sollte jedoch die Furcht vor der strengsten Strafe für grobe Vergehungen nicht verschwinden. Man hat in der neuesten Zeit bei uns die frühere strengste Form des Militairarrestes, die sogenannten Latten, abgeschafft; möge die Erfahrung die Vortrefflichkeit dieser Maaßregel bewähren! Man gehe aber nicht zu weit mit der Milde in Abschaffung der Strafen, wie man denn offenbar in einer andern Sphäre, in der Abschaffung des Stocks für die Elementarschulen, zu weit gegangen ist. Die menschliche Natur ist nun einmal durchgängig eine solche, daß sie nicht durch Gesinnung und Weisheit allein, und besonders dann nicht gelenkt werden kann, wenn nicht eine überragende Gewalt im Hintergrunde steht. Auch in der Religion ist die Furcht der Anfang der Liebe. Selbst die bessern menschlichen Naturen und oft die begabtesten tragen einen wilden Dämon, oder wenn man lieber will, den alten Adam in sich, der sie zur Ueberschreitung des Gesetzes reizt; steht aber die eherne Mauer des Gesetzes mit einer furchtbaren Strafe im Hintergrunde, so bebt die Seele vor dem Vergehen zurück. Dadurch aber, daß wir zu mitleidig und nachsichtig in der Bestrafung des unglücklichen Verbrechers sind (ein Mitleid, das wir sonst auf keine Weise tadeln), stürzen wir vielleicht andere Individuen in das Verbrechen hinein, die durch eine strengere Strafe wären zurückgehalten worden. Man bestrafe Verbrechen, die mit Vorbedacht ausgeführt und mit Ehrlosigkeit verknüpft sind, aufs strengste, ja nach Umständen mit dem Tode; denn was man auch von dem Schrecklichen anderer Strafen sagen mag, vor dem Tode bebt am meisten jede menschliche Seele zurück. Vergehen dagegen, die aus Uebereilung und Leidenschaft, oder einem plötzlichen Af-

fekt hervorgegangen sind, verdienen ganz besonders bei dem jungen Soldaten milde Nachsicht. Empfindliche leibliche Strafen müßten ganz besonders die geringern entehrenden Handlungen, z. B. geringe Diebstähle u. s. w., treffen. Man kennt die Strenge und die Erfolge der römischen Kriegszucht.

Eine Disziplin überhaupt, die einzig und allein aus der Gesinnung hervorgehen soll, wird immer sehr prekär und wankend seyn. Die militairischen Funktionen bedürfen einer Energie und Schnelle, welche der Reflexion nicht preis gegeben werden dürfen; dem militairischen Entschluß oder Befehl, wie er aus der Seele des Vorgesetzten kommt, darf nicht des Gedankens Blässe angekränkelt werden, er muß ohne Weiteres in der Seele walten und die That hervorbringen. Freilich aber tritt ein schwächendes Bedenken und Reflektiren bei den Untergebenen sehr leicht, ja nothwendig ein, wenn der Offizier nicht ganz seiner Funktion gewachsen, oder aus irgend einer Ursache nicht streng ist in der Geltendmachung seiner Befehle, seiner Drohungen u. s. w. Die Gutmüthigkeit, womit man oft dergleichen entschuldigen hört, rechtfertigt hier keineswegs, sie ist hier eine Schwäche, ein moralisches Vergehen. Nach der Strenge ist also die pünktliche Gewöhnung zum Gehorsam ein unerläßliches Erforderniß der Disziplin.

Nicht mindere Berücksichtigung verdient das dritte Element derselben, die Ausbildung der Gesinnung, welches großentheils bedingt wird durch die kameradschaftliche Stellung. Es erfordert die ganze Besonnenheit und Charakterenergie des Offiziers, vor allen Dingen aber, daß er selbst die Gesinnung in sich trage, die er im Soldaten beleben soll; denn ist dies nicht der Fall, so wirkt

das Geheuchelte, die leeren Worte nur um so verderblicher auf das Gemüth. Das kameradschaftliche Verhältniß wird sich nach den Umständen sehr modifiziren; anders wird es sich zunächst gestalten bei der Landwehr, anders bei dem stehenden Heer. Bei dem letztern hat es der Offizier mit bildsamen jungen Gemüthern zu thun; sie müssen erst eine Idee von König und Vaterland, von militairischer Ehre bekommen; das kameradschaftliche Verhältniß ist hier ein weit ungleicheres, als bei der Landwehr, denn hier treten ihm Männer mit ausgebildetem Charakter, mit bestimmter Gesinnung entgegen, hier muß das Verhältniß ein mehr freundschaftliches, leitendes seyn, ohne daß darum der Strenge des Gesetzes etwas vergeben zu werden braucht. Auch bei der Linie kann das Verhältniß ein durchaus kameradschaftliches und zugleich strenges seyn, wie dies die Erfahrung bei vielen trefflichen Offizieren zeigt; die persönliche Leitung besonders außer dem Dienst muß nothwendig bei dem Landwehrmann, der aus der Losgebundenheit des bürgerlichen Lebens herkommt, und für verständige Ueberlegung empfänglicher ist, eine verschiedene seyn. Bei der Linie repräsentirt die Persönlichkeit des Vorgesetzten das Gesetz für die jungen Leute; der ältere Landwehrmann kann und muß mehr auf allgemeines Recht und Gesetz verwiesen werden. Je jünger Jemand ist, desto lieber und leichter schließt er sich an die Persönlichkeit an, je älter, desto mehr verlangt er eigene Ueberzeugung von der Regel, nach welcher er beurtheilt wird.

Auf den kameradschaftlichen Sinn sollte bis auf die Unteroffiziere hin vorzüglich die Aufmerksamkeit gerichtet seyn, denn schon ein unkameradschaftlicher, über seine Genossen sich eitel erhebender Unteroffizier oder Feldwe-

bei verdirbt so leicht die tüchtige, ehrliche Gesinnung des Soldaten; eine solche Verderbniß aber, einmal angerichtet, ist schwer wieder gut zu machen, und wieviel sie auf das Ganze einwirkt, läßt sich nicht berechnen. Das kameradschaftliche Element, welches sich einestheils an den lebensfrohen Sinn, anderntheils an die nationale Gesinnung knüpft, ist in unserer Armee bei weitem nicht so weit ausgebildet, wie in der französischen. Hiervon aber liegt die Schuld nicht so sehr in unserm minder lebenslustigen Temperament, denn wenn auch der Franzose leichter und mehr gesellige Verbindungen knüpft, so sind dafür die des Deutschen inniger und dauernder. Wir glauben, der deutsche Volkscharakter ist so sehr zu Kameradschaftlichkeit und Freundschaft geneigt, wie nur irgend ein anderer. Früher wurde diese Neigung auch im bürgerlichen Leben durch einen Mechanismus von Formen erstickt; jeder Stand, jedes Handwerk, jede Lebensart hatte sich gegen das Gemeinsame abgeschlossen. Sind nun auch diese alten Formen fast mehr, als wünschenswerth, zertrümmert worden, so ist doch jenes Hinneigen zum Mechanismus der Form und zur Abschließung noch nicht unter uns verschwunden. Ist es indeß wahr, was wir in unserer früheren Abhandlung behaupteten, daß die nationelle Gesinnung, welche Fürst und Volk mit gleicher Liebe umfaßt, auch im Heere eine tiefere Wurzel faßt, so wird dieselbe auch jenen Formalismus und Mechanismus immer mehr verdrängen, und folglich auch für jede Art der Disziplin einen immer günstigern Boden bereiten. Denn nächst der Kräftigung und Abhärtung des Körpers ist Nichts so sehr geeignet, jenem schlaffen, weichlichen, liederlichen Sinne entgegenzuwirken, als der lebhafte kameradschaftliche Sinn; auf diesem Bo-

den wächst jedes Ehrgefühl, sowohl das der eigenen Persönlichkeit, als das der Gemeinschaft.

Die militairische Disziplin ist offenbar eine Kunst; alle Regeln, die man für dieselbe aufstellen könnte, bedürfen immer einer besondern Anwendung auf die Charaktere und Umstände, und hierin liegt gerade das Schwierige. So viel aber ist gewiß, daß eine wahrhaft für Staat und Volk förderliche Disziplin die von uns bezeichneten Punkte einer immer schärfern Aufmerksamkeit unterwerfen muß, wenn sie ihr schönes Ziel, die Ausbildung einer kräftigen, gehorsamen militairischen Jugend erreichen will. Die Garnisonen werden dann aufhören, eine Pest für die Sittlichkeit besonders der kleinen Landstädte zu seyn, und immer inniger wird die Verbindung zwischen Fürst und Volk, zwischen Beamten- oder militairischer und Volks-Gesinnung, und nur auf diese Weise bewährt sich der Militairstand als das früher bezeichnete gesunde organische System im Körper des Volkslebens.

Dr. Franz Vorländer.

III.

Die ersten Dienste des Feldmarschalls Herzogs v. Wellington in Holland und Indien.

(Mit offiziellen und andern Urkunden.)

Aus dem Englischen übersetzt

von

W. von Prittwitz,
Lieutenant im 22sten Infanterie-Regiment.

(Fortsetzung.)

Krieg von Mysore.

Die Bombayer Armee unter General-Lieutenant Stuart marschirte am 21. Februar 1799 von Cannanore ab. General Harris betrat am 5. März das Territorium von Mysore, und begann seine Operationen durch die Einnahme verschiedener Forts an der Grenze.

General Harris war nicht nur mit dem unbeschränkten Militair-Kommando bekleidet, sondern er war auch ermächtigt, alle Rechte, die sonst nur dem General-Gouverneur zukommen, auszuüben. Er war ferner mit allen politischen und diplomatischen Kommissionen versehen, die aus Oberst v. Wellesley, Oberst-Lieutenant Barry Close, Oberst-Lieutenant Agnew, Kapitain

Malcolm und Kapitain Macaulay, als Sekretair, zusammengesetzt waren. Diese Kommissionen sollten indeß nur auf besonderen Befehl des General-Gouverneurs handeln.

Am 6. März überschritt Sultan Tippoo die Grenze, und griff ein kaum 2000 Mann starkes Detaschement der bombayer Armee bei Sedaseer an, allein der Feind wurde in Unordnung zurückgeworfen, selbst noch ehe General Stuart seine getheilten Kräfte gesammelt hatte. Nach diesem Mißgeschick kehrte Tippoo schleunigst in sein Lager bei Periapatam zurück, und blieb dort bis zum 11. März, ohne irgend einen weitern Versuch zu machen, die Armee von Bombay zu beunruhigen. Darauf begab er sich nach Seringapatam und marschirte von dort später gegen die Armee von Madras unter General Harris.

Die Armee unter General Harris war vor dem 9. März nicht bereit, ihre vereinten Bewegungen gegen Seringapatam zu beginnen. Manche Aufenthalte der brittischen Armee, welche mit Bagage und Belagerungs-Train belästigt war, wurden noch vermehrt durch die schwerfällige Bagage der Armee des Nizam, ein Heer von Brinjarries [1]) und einem zahllosen Lagergefolge. Die Zugthiere und die jungen lasttragenden Ochsen starben in großer Menge; zur Beseitigung dieses Uebels sah sich die Armee genöthigt, den 11ten, 14ten, 15ten und 18ten Halt zu machen. Am 21sten lagerte die Armee bei Cankanelli, und am 22sten wurden zwei wichtige Zi-

---

1) Brinjarries: Kornhändler, welche die Armee mit Reis und Korn — auf Stiere geladen ihr nachführend — versehen.

stirnen, die der Feind angefangen hatte zu zerstören, zu Achel wiederhergestellt.

Durch diese langsame Bewegung erreichte die Armee erst am 27sten Mallavelly, und als man sich dem Lagerplatz näherte, entdeckte man in der Entfernung von einigen Meilen die von der Höhe herabsteigende Armee Tippoo Sultans. Die vorgeschobenen Piquets wurden vom Feinde angegriffen, und Truppen zu ihrer Unterstützung geschickt, es erfolgte ein allgemeiner Angriff. Die brittische Armee unter General Harris bildete den rechten Flügel, die Armee des Nizam mit dem 33sten Regiment unter Oberst Wellesley den linken. Nachdem der rechte Flügel deployirt hatte, begann er zu avanziren. Eine sich zwischen zwei Brigaden bildende Lücke reizte den Sultan, er setzte sich an die Spitze eines Theils seiner ermuthigten Kavallerie, und führte sie zum Angriff, da er aber keine Unordnung in den brittischen Reihen hervorbrachte, so blieb dieser Angriff erfolglos, während die brittische Linie schon seinen linken Flügel überflügelte. Unterdessen hatte sich die Division des Obersten Wellesley dem äußersten rechten Flügel des Feindes, der eine feste Stellung auf dem felsigen Rande eines Rückens genommen hatte, gerade gegenüber formirt. General Harris schickte einen Adjutanten an Oberst Wellesley mit der Billigung des von diesem vorgeschlagenen Angriffs. General Floyd erhielt demgemäß Befehl, dem in Bataillons-Echellons avanzirenden Oberst Wellesley, der durch 3 Kavallerie-Regimenter unterstützt wurde, zu folgen. Auf einmal bewegte sich eine feindliche Kolonne von etwa 2000 Mann Infanterie gerade auf das 33ste Regiment los, welches, ohne

einen Schuß zu thun, mit der größten Kaltblütigkeit das Feuer des Feindes auf 60 Ellen (yards) aushielt, dann aber entschlossen avanzirte, den Feind zum Weichen brachte und in größter Unordnung zurückwarf. Diesen kritischen Moment gewahrte General Floyd, der nun auch mit seiner Kavallerie den Feind angriff und einen großen Theil der Kolonne niederhieb.

Am 28. März marschirte die Armee nach Sosilay, wo der Fluß Cauvery mittelst einer seichten Fuhrt zu passiren ist. Sultan Tippoo, auf diese Weise in dem Wege, welchen General Harris nach dem Gefecht bei Mallavelly genommen, getäuscht, wich nach Seringapatam zurück, und am 5. April langte die brittische Armee zur Belagerung dieser Festung vor dem Platze an. Eine neue Linie von Verschanzungen war zwischen dem Dowlut Baug und der Brücke von Periapatam angelegt worden, und deckte die Festung auf dieser Seite. Zwischen diesen Werken und dem Cauvery lagerte die Infanterie Tippoo's. Die Front nach Osten lagerte die brittische Armee, mit ihrem rechten Flügel auf einer beherrschenden Höhe, welche sanft nach ihrer linken Flanke hin abfiel und durch eine Wasserleitung und durch den Lauf des Cauvery doppelt gedeckt war. Vom linken Flügel dieser Stellung nahm die Wasserleitung eine östliche Richtung bis auf weniger denn 1700 Ellen (yards) von der Festung, wo sie sich dann gegen Sultaunpettah Tope [1]) wendet. Dort waren verschiedene zerstörte Ortschaften und felsige Höhen in Front, von denen gedeckt

---

1) Sultaun: d. i. Sultan. — Pettah ist eine Vorstadt oder ein Außenwerk eines befestigten Ortes mit Wall und Graben. — Tope: d. i. Gebüsch oder Dickigt.

der Feind Raketten ins brittische Lager warf. Zur Ruhe und Sicherheit der Belagerungstruppen wurde es demnach nöthig, den Feind sofort aus diesem Posten zu delogiren. Zu diesem Zweck erhielten das 12te Regiment und 2 Bataillone Sepoys mit ihren Geschützen, unter Oberst-Lieutenant Shawe, und eine Abtheilung aus dem 33sten Regiment und 1 Bataillon eingeborner Truppen bestehend, unter Befehl des Obersten Wellesley, die Ordre, sich bei Sonnenuntergang des 5ten bereit zu halten. Während Oberst-Lieutenant Shawe den Posten an der Wasserleitung angriff, machte Oberst Wellesley eine Diversion zur Säuberung des Gebüsches (Tope).

Briefe, unter den Papieren des General Harris gefunden, berichten über diesen Angriff; sie folgen hier theils wörtlich, theils in Auszug.

Oberst v. Wellesley an den Kommandeur en chef General-Lieutenant Harris.

Im Lager, den 5. April 1799.

Da ich nicht weiß, wo Sie den Posten zu etabliren wünschen, so bitte ich Sie, mir die Gnade zu erzeigen, mich diesen Nachmittag in der Front der Linie aufzusuchen, um mir den Punkt zu bestimmen. Ich werde unterdessen ein Bataillon in Bereitschaft halten.

Als ich das Terrain von dem Gebüsch (Tope) rekognoszirte, wollte es mir scheinen, als wenn Sie einen unzweifelhaften Anlehnungspunkt gewinnen würden, wenn Sie von dem Ufer des Nullah [1]) Besitz nähmen, da das letztere in dem Rücken des ersteren liegt. Indessen werden Sie selbst dies am besten zu beurtheilen wissen. Ich erwarte Sie. Arthur Wellesley.

1) Nullah: ein Fluß.

Beide Divisionen marschirten kurz nach Sonnenuntergang ab. Die Dunkelheit der Nacht war ihrem Vorrücken sehr ungünstig. Oberst-Lieutenant Shawe erreichte ein zerstörtes Dorf innerhalb 14 Ellen (yards) von der Wasserleitung; um dieselbe Zeit begann Oberst Wellesley mit einem Flügel des 33sten Regiments den Angriff des Gebüsches (Tope), ward aber beim weitern Vordringen von allen Seiten mit heftigem Musketen- und Raketen-Feuer empfangen. Dieser Umstand, in Verbindung mit der außerordentlichen Dunkelheit der Nacht, der schlechten Beschaffenheit des Bodens und der Ungewißheit über die feindliche Aufstellung, war Grund genug, die Diversion zu Gunsten des Angriffs von Oberst Shawe zu beschränken, und einen weitern Versuch bis zu einer günstigern Gelegenheit zu verschieben. Nachdem das Feuer aufgehört hatte, kehrte Oberst Wellesley in's Lager zurück, und machte seinen Bericht an den General en chef.

Da General Harris fand, daß das durch Oberst Shawe besetzte Dorf sehr durch das feindliche Musketenfeuer von der Wasserleitung her, wohin der Feind Verstärkung geschickt hatte, beunruhigt wurde, wie auch, daß der Besitz des Sultaunpettah Tope durchaus zur Sicherung des Lagers, wie zur Unterstützung der Posten des Oberst Shawe nöthig war, gab er am 6ten Morgens eine neue Disposition. Nach dieser sollte der Feind längs der ganzen Vorpostenlinie, ausgenommen zwischen dem Cauvery und dem Gebüsch (Tope) angegriffen werden. Demgemäß befahl der General en chef, daß drei gleichzeitige Angriffe, durch vorher postirte Geschütze gedeckt, unter der Leitung des Oberst Wellesley gemacht werden sollten. Die Truppen paradirten,

und

und um 9 Uhr Morgens griff Oberst Wellesley mit der schottischen Brigade, zwei Bataillonen Sepoys und seinem eigenen Korps das Gebüsch (Tope) an, welches bald genommen wurde, und nun detaschirte er Abtheilungen in die Flanke des Feindes, die diesen bald in Unordnung brachten und zum eiligen Rückzug zwangen. Um dieselbe Zeit verließ Oberst Shawe das zerstörte Dorf, und warf sich auf den Feind, während Oberst Wallace den Feind aus einem Dorfe in der rechten Flanke vertrieb. Oberst-Lieutenant Barry Close kehrte bald mit der Meldung von Oberst Wellesley zurück, daß der Auftrag glänzend und ohne Verlust ausgeführt sey. Die vom Feinde verlassenen Posten wurden sogleich von den brittischen Truppen besetzt, und so eine gesicherte, fest zusammenhängende Linie vorgeschoben, die sich vom Cauvery bis nach dem Dorfe von Sultanpettah — 2 Meilen lang — ausdehnte. Sie bildete in der That, besonders durch die Wasserleitung, eine Kontravallationslinie, sowohl in angemessenem Abstande von der Festung, als auch von dem Lager der brittischen Armee.

Die folgenden, durch Oberst Wellesley nach diesem Angriff geschriebenen Briefe zeigen das Vernehmen, in welchem er mit seinem General stand. Sie thun aber auch das nicht hinreichend bekannt gewordene Faktum dar, daß General Harris selbst die Details dieser siegreichen Armee leitete.

Oberst Wellesley an den General-Lieutenant Harris.

Im Lager, den 6. April 1799.

Durch eine wenig rückgängige Bewegung des Malcolm'schen Korps, und durch eine Aufstellung meiner Posten in der rechten Flanke und im Rücken, werde ich

in den Stand gesetzt werden, Meer Allum, die Brinjarries, den Park und die Kavallerie gegen jeden Angriff, der durch Kavallerie und Raketiere gemacht werden möchte, zu schützen. Nur mit einem solchen Angriff scheint man uns auf dieser Seite beunruhigen zu wollen.

Ich bin im Begriff, mich in meine Postenlinie zu begeben, um zu sehen, in welcher Art ich den Posten von Sultaunpettah unterstützen kann. Nach meiner Rückkehr werde ich Ihnen sogleich darüber berichten.

A. Wellesley.

Derselbe an Denselben.

Den 7. April 1799.

Sie werden mich durch die Mittheilung, ob Sie es für rathsam halten, die Außenposten zu vermindern, sehr verpflichten. Zur Ablösung der Abtheilungen zum Fouragiren und der äußersten Piquets fehlen uns die nöthigen Mannschaften. Diese Piquets wurden diesen Morgen, wegen Mangel an Leuten, von keinem Mann verlassen. Sie sprachen gestern von einer Besichtigung dieser Posten am heutigen Nachmittage; wenn Sie es genehmigen, so werde ich Sie dabei, in der mir noch zu bestimmenden Zeit, begleiten. Ich hoffe Ihnen dann den Punkt zeigen zu können, auf welchem 2 Schießscharten mit Vortheil in das Ufer des Nullah eingeschnitten werden können; der Posten würde dadurch an Haltbarkeit gewinnen.

A. Wellesley.

Derselbe an Denselben.

Den 7. April 1799.

Ungefähr 7- bis 800 Pferde sind um meine rechte

Flanke marschirt, um ihren Rücken zu gewinnen, sie hal-
ten sich fern von unseren Piquets, und sind sicherlich
eine Rekognoszirungs-Abtheilung.

Sie haben einzelne Infanteristen bei sich, aber eine Infanterie-Masse habe ich nicht gesehen.

A. Wellesley.

Derselbe an Denselben.

Den 7. April 1799.

Es gewährt mir Vergnügen, Ihnen anzuzeigen, daß die auf Fouragirung ausgeschickten Mannschaften mit reichlichen Vorräthen zurückgekehrt sind. Ich habe demnach dem Bataillon den Befehl gegeben, auf der Stelle Halt zu machen, sich indessen zum Aufbruch, der erst auf besonderen Befehl (da Bataillone jetzt seltene Artikel sind) erfolgen soll, bereit zu halten.

Die Kavallerie hat unseren rechten Flügel passirt, und scheint sich nun mehr links zu werfen. Ich halte sie mehr für eine Marschlinie, als für eine Abtheilung, die einen coup de main beabsichtiget, denn sie hat ihre Ochsen, Bagage und verschiedene andere Gegenstände bei sich. Unserem rechten Flügel kann sie indessen keinen Schaden zufügen, es sey denn auf der Straße, welche aber Malcolm's Korps decken wird, so wie sie sich weiter vorbewegt. Keine Kavallerie kann sich dann uns nähern.

A. Wellesley.

N. S. Ich sehe so eben, daß sich die Kavallerie mehr in unsere rechte Flanke gezogen hat; demnach habe ich das Bataillon nach der Straße beordert, wo es so wohl den von der Fouragirung zurückkehrenden Mannschaften Schutz gewährt, als auch den Rücken des Be-

gers deckt, wenn die Kavallerie Lust haben sollte, ihn zu beunruhigen.

Derselbe an Denselben.

Den 7. April 1799.

Ich habe das Bataillon zurückgezogen, da die auf Fouragirung gewesenen Mannschaften zurückgekehrt sind, und die feindliche Kavallerie verschwunden ist. Sobald die Brigade von Schoey ihre Stellung eingenommen haben wird, werden wir 4 Feldgeschütze zur Bestreichung der Straße haben, wenn sich wieder eine Gelegenheit zu ihrem Gebrauch bieten sollte. Ich werde Ihnen anzeigen, ob sie hinreichen oder nicht.

Ich habe 14 6Pfünder, von denen 8 bei den Vorposten und Piquets vertheilt sind.

A. Wellesley.

Derselbe an Denselben.

Den 7. April 1799.

Bei meiner Rückkehr fand ich von dem Vorposten am Sultaunpettah die Meldung, daß einige Infanterie sich diesen Abend in derselben Richtung gezeigt habe, die an diesem Morgen die Kavallerie eingeschlagen hatte; einige wollen auch Geschütz dabei bemerkt haben.

Von den Piquets habe ich noch keinen Rapport erhalten, so wie er eintrifft, werde ich es Ihnen anzeigen.

Jedenfalls findet mich der Feind bereit, er mag bei Tag oder bei Nacht einen Angriff auf diesen Flügel unserer Linie machen. Ich werde nicht eher die Vorposten verlassen, als bis ich mich von den Absichten des Feindes überzeugt habe. Attakirt er hier, so greift er

gewiß gleichzeitig die Vorposten an, und verlasse mich in diesem Falle auf Ihre Unterstützung.

A. Wellesley.

Derselbe an Denselben.

Den 7. April 1799.

Der Stabsoffizier du jour war bis zum Sonnenuntergange auf dem Piquet, hat aber nur Kavallerie, keine Infanterie und Geschütze, passiren sehen.

A. Wellesley.

Während die Belagerung vorschritt, machte Sultan Tippoo neue Eröffnungen. Die vorgerückte Jahreszeit und der Mangel an Proviant machten den Aufschub der Belagerung gefährlich, besonders da der General-Gouverneur in seinen Briefen an den Court of Directors eigenhändig schreibt: Gegen Ende des Monats April entstanden neue Umstände, welche es mich für weise und gerecht halten lassen, daß, wenn der Verlauf des Krieges den Versuch begünstiget, die Macht Sultan Tippoo's gänzlich zu vernichten ist. Ich unterrichtete daher am 23. April den General Harris von meinem Willen, die Macht und die Hülfsquellen des Sultans nicht nur möglichst zu verringern, sondern selbst gänzlich zu vernichten, wenn die Begebenheiten des Krieges Gelegenheit dazu böten.

Oberst Wellesley an General-Lieutenant Harris.

Im Lager, den 3. Mai 1799.

Wir haben vergangene Nacht Alle unsere Schuldigkeit gethan, indessen konnten die Sandsäcke, aus Mangel an Handwerkszeug, nicht gefüllt werden, doch wer-

den sie im Laufe dieses Morgens fertig werden; auch wird kein Nachtheil aus diesem Aufschub entstehen, da es nicht rathsam erschien, in der verflossenen Nacht mehr zu thun, als die Fuhrt zu suchen. Man muß nicht eher Arangements treffen, bis sie gebraucht werden. Lieutenant Lalor, des 73. Regiments, ging, wie ich glaube, an der linken Seite der Bresche über das Glazis. Er fand die Mauer, welche er für die Futtermauer des Glazis hielt, 7′ hoch, und das Wasser (eingerechnet in diesen 7′) 14″ tief. Es ist an keiner Stelle tiefer, und die Passage in keiner Art schwierig. Andere Offiziere überschritten das Glazis auf verschiedenen Wegen, aber keiner ging soweit, wie Lieutenant Lalor. Ueber die Thunlichkeit eines Truppenübergangs stimmen indessen alle überein. Der Feind errichtete, ungeachtet des wohl unterhaltenen Feuers, während der Nacht Schanzkörbe ꝛc. auf der Bresche. Mit Kartätschen zu feuern war unmöglich, denn unsere Arbeiter-Abtheilungen waren in Front der Batterie von 5 Geschützen, mit welcher wir allein feuern konnten, da die andern Batterien ausgebessert werden mußten.

Lieutenant Lalor ist jetzt auf seinem Posten bei seinem Regiment, wenn Sie es aber wünschen, so wird er die Nacht hier bleiben und den Fluß nochmals untersuchen.

A. Wellesley.

N. S. Ueber die 12Pfünder, welche nach dem gestrigen Korps-Befehl eine neue Aufstellung nehmen sollten, habe ich nichts gehört.

Am 3. Mai schien die Bresche praktikabel zu seyn, und die Vorbereitungen zum Sturm wurden eifrig be-

trieben. Am Morgen des 4ten wurden die zum Sturm bestimmten Truppen, noch vor Tagesanbruch, damit der Feind keine besonderen Bewegungen bemerken möchte, in den Transcheen aufgestellt. Wenn die Indier ihre Mittagsmahlzeit genossen haben, so überlassen sie sich, um der Hitze des Tages zu entgehen, der Ruhe; da man also zuversichtlich erwarten durfte, daß die Besatzung der Festung zu dieser Zeit am wenigsten auf einen Widerstand vorbereitet seyn würde, wurde sie zum Sturm der Bresche gewählt. Die Erfahrungen früherer Feldzüge — besonders in dem unter Lord Cornwallis geführten Kriege — hatten uns gelehrt, daß die Feinde immer aufmerksamer und wachsamer bei Nacht, als in der Hitze des Tages seyen.

Zwei Regimenter und 10 Flanken-Kompagnien Europäer, 3 Grenadier-Korps Sepoys und 200 Mann von den Truppen des Nizam bildeten die zum Sturm bestimmte Abtheilung, im Ganzen aus 2500 Europäern und 1900 Eingebornen bestehend. General-Major Baird, welcher sich das Kommando erbeten hatte, theilte diese Mannschaft in 2 Kolonnen; während die eine die Bresche erstieg, schlossen sich ihr die andern zur rechten und linken Seite an. Oberst Sherbrooke kommandirte die zum Angriff des südlichen Walles bestimmte Kolonne, Oberst-Lieutenant Dunlop die zur Freimachung des nördlichen. Der verlorne Posten jedes Angriffs bestand aus 1 Sergeant und 12 Europäern, dem bei der rechten Kolonne unter Lieutenant Hill, des 74. Regiments, und bei der linken unter Lieutenant Lawrence, des 77sten Regiments, eine untergeordnete Abtheilung folgte. Oberst Wellesley kommandirte die Reserve, mit welcher er in der nächsten Transchee blieb, um nöthigen

Falls die zum Sturm bestimmten Truppen zu unterstützen.

Um 1 Uhr setzten sich die Truppen aus den Transcheen in Bewegung. Der, dem Feuer der Festung ausgesetzte breite und felsige Lauf des Cauvery, obschon er nur wenig Wasser enthielt, die Unvollkommenheit der Bresche, die Festigkeit des Platzes, die Zahl, der Muth und die Geschicklichkeit seiner Vertheidiger häuften so viele Schwierigkeiten, daß nur das unbegrenzte Vertrauen auf den guten Willen und den Muth der Truppen einen klugen General mit Hoffnung auf Erfolg erfüllen konnte. Die Truppen stiegen in das Flußbett hinab, und avanzirten troß des heftigsten Feuers vom entgegengesetzten Ufer. In weniger als 10 Minuten, seit dem Ausmarsch aus den Transcheen, waren die britischen Farben auf dem Gipfel der Bresche aufgepflanzt. Tippoo Sultan hatte, obgleich es ihm von seinen erfahrensten Offizieren gerathen worden war, den Winkel, in dem die Bresche zu Stande gebracht worden war, vernachlässigt durch einen Graben zu isoliren, und bald hatten die unter General-Major Baird, Oberst Sherbrooke und Oberst-Lieutenant Dunlop angreifenden Kolonnen die Wälle vom Feinde gereiniget. Die nähern Details dieser folgereichen Unternehmung sind in der Darstellung der Operationen der Armee unter General-Lieutenant Harris und der Belagerung von Seringapatam von Oberst Beatson zu finden. Das Vorhergehende ist meist aus diesem Werke entlehnt, und man wird in ihm die Mittheilung verschiedener Staatspapiere finden, welche unverholen die unaufhörliche Begierde Sultan Tippoo's, die brittische Macht in Indien umzustürzen, beweisen.

Der General en chef, General Harris, meldet in seinem Bericht an den General-Gouverneur, Graf Mornington, den Fall von Seringapatam, berichtend:

Ueber die Verdienste der Armee habe ich meine Meinung in den Befehlen, von welchen eine Abschrift beiliegt, ausgesprochen, und ich hoffe zuversichtlich, daß Ew. Herrlichkeit die Dienste der Armee zu einer günstigen Beurtheilung ihres Königs und ihres Vaterlandes bemerken werden.

Korps-Befehl.

Im Lager zu Seringapatam, den 5. Mai 1799.

Der General en chef wünscht der braven Armee, die er zu kommandiren die Ehre hat, zu dem gestern errungenen Siege Glück. Die Erfolge, die durch Erreichung eines solchen Zwecks erlangt werden, übertreffen eben so sehr die Grenzen dieser Auseinandersetzung, wie der dauernde Eifer, die unablässige Mühe und die unvergleichliche Tapferkeit der Truppen über jedes Lob erhaben sind. Solche, in ihren Folgen so unberechenbare Dienste berechtigen die Armee nicht nur zur Anerkennung sondern auch zur Dankbarkeit ihres Vaterlandes.

Während General-Lieutenant Harris den Verlust so tapferer Offiziere und Soldaten aufrichtig beklagt, kann er nicht unterlassen, dem General-Major Baird seinen wärmsten Dank für die thätige und entschlossene Leitung des Sturmes, wie für die humanen Anordnungen, die er nachher zur Erhaltung der Ordnung in dem Platze traf, auszusprechen. Er ersucht den General-Major Baird, den unter seinen Befehlen gefochten habenden Truppen die hohe Meinung, welche er von ihren Leistungen und Verdiensten hat, mitzutheilen.

Der General en chef bittet den Oberst Gent und das unter ihm stehende Ingenieur-Korps, seinen Dank für die unausgesetzte Leistung ihrer wichtigen Dienste anzunehmen, und er spricht dem Major Beatson seine größte Erkenntlichkeit für seinen Eifer in diesem Dienstzweige aus.

Die Verdienste des Artillerie-Korps sind so klar durch die Wirkung seines Feuers ausgesprochen worden, daß der General en chef nur den Oberst Smith bitten kann, den Offizieren und Gemeinen dieses trefflichen Korps zu sagen, wie er so ganz ihre Ansprüche auf Dankbarkeit billiget.

In dieser öffentlichen Anerkenntniß der Verdienste der Armee findet sich der General en chef aufgefordert, noch besonders die Leistungen des Kapitains Dowse und der ihm untergebenen Pionier-Abtheilung zu bemerken, welche sich eben so wohl durch ununterbrochene Arbeit, wie durch die Umsicht, mit der diese ausgeführt wurde, ausgezeichnet hat.

Im Verlauf der Belagerung haben sich die Truppen auf so vielfache Art lobenswerth ausgezeichnet, daß es schwer ist, die Verdienste der Einzelnen besonders aufzuführen; indessen fordert die Tapferkeit des Oberst-Lieutenants Shawe, Oberst A. Wellesley, Oberst-Lieutenants Moneypenny, Oberst-Lieutenants F. St. John, Majors Mac Donald, Majors Skelly und Oberst-Lieutenants Wallace, bei den verschiedenen Angriffen der Außenwerke und der feindlichen Posten rühmlichst erwähnt zu werden. Ebenso fordert der muthige Angriff des Oberst-Lieutenants Campbell mit dem 74sten Regiment, welcher die Stellung unserer Truppen, durch sein Ein-

dringen in die feindlichen Werke am Westen v. M. so sehr sicherte, die größte Anerkenntniß des Generals en chef.

Der wichtige Antheil, welchen die Bombayer Armee seit dem Beginn der Belagerung bis zum glorreichen Ende an derselben genommen hat, kann nur ihren lange bewährten Ruf erhalten. Die Tapferkeit, mit welcher der Posten bei dem Dorfe Agrar durch den Oberst Hart genommen wurde, die Wirkung des Feuers der dort etablirten Batterien, die Energie, mit der jeder feindliche Angriff auf die Außenposten der Armee zurückgewiesen wurde, und der bei dem Sturm der Bresche durch das Korps unter Oberst-Lieutenant Dunlop gezeigte Geist, sind besonders zu erwähnende Punkte, für welche der General en chef den General-Lieutenant Stuart bittet, den Offizieren und Soldaten seinen wärmsten Dank auszusprechen.

General-Lieutenant Harris hofft mit Zuversicht, daß General-Lieutenant Stuart die Veröffentlichung seiner herzlichen Mitwirkung und seines thätigen Beistandes entschuldigen wird, denn General-Lieutenant Harris hat es immer so schwierig gefunden, seine öffentliche Schuld von den heißesten Gefühlen seiner Freundschaft zu trennen.

Korps-Befehl.

Seringapatam, den 8. Mai 1799.

Es gereicht dem General Harris zum besonderen Vergnügen, einen Auszug aus einem ihm gestern vom General-Major Baird zugekommenen Rapport zu veröffentlichen, indem dieser die besondern Verdienste eines Offiziers, der sich durch seine Tapferkeit während seiner

ganzen Dienstzeit in dieser Armee ausgezeichnet hat, erwähnt, und ihn der besonderen Aufmerksamkeit des Generals en chef empfiehlt.

„Wenn, wo sich Alle edelmüthig betragen haben, des persönlichen Verdienstes Erwähnung geschehen darf, so weiß ich Niemand, der mehr zu dem Lobe berechtigt wäre, als Oberst Sherbrooke, dessen Bemühungen ich mich selbst für den Erfolg des Angriffs sehr verpflichtet fühle."

Angabe der Korps, welche der Belagerung und dem Sturme von Seringapatam beiwohnten.

Europäer.

Korps der Ingenieure von Madras.
Detaschement der Bengalischen Artillerie.
1ste Batterie der Madrasschen »
2te » » » »
Detaschement der Bombayer »
Sr. Majestät 12tes Regiment Infanterie.
» » 33stes » »
» » 73 » » »
» » 74 » » »
» » 75 » » »
» » 77 » » »
» » Schottische Brig. »
» » Reg. de Meuron »
Bombayer Regiment europäische »

Eingeborne Truppen.

Von Bengalen:

1stes Bataillon }
2tes » } 10ten Regiments.

1stes Bataillon }
2tes » } Freiwillige.
3 » » }

Von Bombay:

1stes Bataillon } 2ten Regiments.
2tes » }
1stes » } 3ten »
2tes » }
1stes » 4ten Regiments.
1 » » 5 » »

Das Pionier-Korps.

Von Madras:

1stes Bataillon 1sten Regiments.
2tes » 2ten »
2 » » 3 » »
2 » » 5 » »
1stes » 6 » »
2tes » 7 » »
1stes » 8 » »
2tes » 9 » »
1stes » } 11ten Regiments.
2tes » }
1stes » } 12 » »
2tes » }

Das Pionier-Korps.

Liste der Todten, Verwundeten und Vermißten des Korps vor Seringapatam; vom 4. April bis 4. Mai 1799.

	Offiziere.	Europäer.	Eingeborne.
Todt	22	181	119
Verwundet . . .	45	622	420
Vermißt	—	22	100

Es scheint, daß die Stärke der Armee Sultan Tippoo's am 4. Mai 1799 48,000 Mann betrug. Ungefähr 22,000 Mann waren in der Festung und in den von ihr abhängigen Werken. Die Armee des General-Lieutenants Harris bestand aus 8700 Europäern und 27,000 Eingebornen. An der Belagerung nahmen aber nur 20,000 Mann Theil.

Als der General-Gouverneur die Meldung von der Einnahme Seringapatam's erhielt, richtete er folgende Ordre an die indische Armee:

Armee-Befehl, gegeben durch den General-Gouverneur Graf Mornington.

Fort St. George, den 15. Mai 1799.

Der General-Gouverneur hat heut von dem General en chef der alliirten Armee die Meldung der besondern Details der glorreichen und entscheidenden Einnahme von Seringapatam am 4ten d. M. erhalten. Er stattet seinen herzlichen Dank und seine aufrichtigen Glückwünschungen dem General en chef wie allen Offizieren und Soldaten der tapfern Armee, welche an diesem denkwürdigen Tage an der Eroberung der Hauptstadt von Mysore Theil genommen haben, ab.

Se. Herrlichkeit sieht mit Bewunderung die vollendeten Anordnungen, nach welchen der Sturm eingeleitet worden ist, die unvergleichliche Schnelligkeit, den großen Eifer und die Geschicklichkeit, mit welcher er ausgeführt wurde, wie die Humanität, welche seinen endlichen Erfolg bezeichnet.

Unter der Gunst der Vorsehung und der Gerechtigkeit unserer Sache berechtigte der Geist der Armee zu dem Vertrauen, daß der Krieg, in welchen wir ver-

wickelt wurden, zu einem schnellen und ehrenvollen Ende gebracht seyn würde.

Aber die Begebenheiten des 4. Mai's, welche auch die größten Erwartungen des General-Gouverneurs übertroffen haben, haben den Ruf der brittischen Waffen in Indien zu einem solchen Grade von Glanz und Ruhm in der Kriegs-Geschichte dieses Theiles der Erde gebracht, wie er nur selten in irgend einem andern Theile der Welt erreicht werden mag.

Der Glanz dieses Sieges kann nur den wesentlichen Vortheilen, welche er in Wiederherstellung des Friedens und der Ruhe in den brittischen Besitzungen in Indien verspricht, verglichen werden — einer dauernden und wahrhaften Begründung der Sicherheit.

Der General-Gouverneur erwägt mit Zufriedenheit und Dankbarkeit, daß die Begeisterung und die Anstrengung der indischen Armee in dieser Krisis gleichen Schritt mit der ihrer Landsleute in England gehalten hat, und daß Groß-Brittanien sowohl in Indien, wie in Europa in den übelwollenden Absichten seiner Feinde nur eine vermehrte Quelle seines eigenen Wohlstandes, seines Ruhmes und seiner Macht gefunden hat.

Auf Befehl des General-Gouverneurs.

Josiah Webbe,
Sekretair des Gouvernements.

Es verdient noch eine Erwähnung, daß Oberst Wellesley gleich nach dem Sturm in die Festung eintrat, und zu den Wenigen gehörte, die bei der Auffindung des noch warmen Leichnams Sultans Tippoo, in dem Thorwege einer Ausfallspforte, gegenwärtig waren.

General-Major Baird wünschte abgelöst zu wer-

den, und Oberst Wellesley erhielt, als der Aelteste, noch in derselben Nacht den Befehl, das Kommando in der Festung zu übernehmen.

Oberst A. Wellesley an General-Lieutenant Harris.

Den 5. Mai 1799.

Die Verwirrung ist hier noch so groß, daß ich Sie bitten muß, nicht vor morgen, oder frühestens heut Abend spät hier einzutreffen. Vor dem Antritt meines Kommando's hatte General Baird den sehr bedeutend scheinenden Schatz den Schatzmeistern anvertraut; es ist eine Wache dabei.

Sobald ich die Familien der Großen ausfindig machen kann, werde ich ihnen Wachen zu ihrem Schutze schicken. Im Augenblick aber kann ich Niemand finden, der mit Nachricht über sie zu geben wüßte. — Ich habe jetzt das 12te, 33ste, einen Theil des 73sten und das 2te Bataillon des 5ten, des 7ten und des 9ten Regimentes hier. Diese Truppen sollen heut so früh als möglich durch 2 Regimenter Europäer und 3 Regimenter Sepoys abgelöst werden.

A. Wellesley.

N. S. Es sind hier einige Tiger, die ich aber, wenn sie Meer Allum nicht abholen läßt, todtschießen lassen muß, da weder Futter für sie, noch irgend Jemand zu ihrer Pflege da ist, und sie anfangen wild zu werden.

Derselbe an Denselben.

12½ Uhr.

Ich bitte Sie, mir den Profoß zu schicken, und ihn unter meine Befehle zu stellen; denn ehe nicht einige der

der Plünderer gehangen sind, ist an kein Aufhören der Plünderung zu denken.

Sie werden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir rücksichtlich des Schatzes positive Befehle senden wollen.

A. Wellesley.

Derselbe an Denselben.

Den 5. Mai 1799.

Die Sachen stehn zwar besser als früher, aber sie sind noch sehr schlecht. Ehe der Profoß nicht 3 oder 4 gehängt hat, ist weder Ordnung noch Ruhe zu erwarten.

Es wäre sehr rathsam, die Listen der Truppen stündlich zu verlesen, und das Verlassen des Lagers zu verbieten.

Ebenso muß es wünschenswerth erscheinen, daß die Offiziere der Armee die Befriedigung ihrer Neugier für ein Paar Tage aussetzen, und daß nur diejenigen, die der Dienst ruft, in die Stadt kommen, denn ihr Erscheinen vermehrt nur die Verwirrung und den Schrecken der Einwohner. Ehe aber nicht Beides bedeutend abnimmt, ist die Rückkehr der Einwohner in ihre Wohnungen nicht zu erwarten.

A. Wellesley.

N. S. Ich hoffe, die Ablösung kommt und ich werde Ihre Befehle rücksichtlich des Schatzes bald erhalten.

Derselbe an Denselben.

Seringapatam, den 6. Mai 1799.

Die Plünderung hat aufgehört, das Feuer ist gelöscht und die Einwohner sind in ihre Wohnungen zu-

rückgekehrt. Ich bin nun mit Beerdigung der Todten beschäftigt, welche, wie ich hoffe, wenn Sie mir sämmtliche Pioniere schicken, heut beendet werden wird.

Es ist durchaus nothwendig, daß Sie sofort eine permanente Garnison und einen Kommandanten für diesen Platz bestimmen, denn nicht eher wird das Volk Zutrauen zu uns fassen und die Verwirrung gänzlich gehoben werden können. Das, was ich heut befehle, hebt mein Nachfolger morgen wieder auf, und eine Ordnung herzustellen ist unmöglich. Eine bestimmte Garnison würde sich bald heimisch machen, obschon ein späterer Wechsel derselben angemessen seyn dürfte; diese tägliche Ablösung vermehrt aber nur die Verwirrung und das Mißtrauen der Einwohner, auch ist die Entfernung des Lagers so groß, daß es weder Offizieren, noch Soldaten möglich ist, ihr Essen mitzubringen.

Sie werden mich durch den Befehl einer Extralieferung von Branntwein und Zwieback an das 12te, 33ste und 73ste Regiment sehr verbinden, diese Truppen haben gestern nichts zu essen bekommen und sind diese Nacht ganz durchnäßt worden.

In der Hoffnung, daß Sie meine Anempfehlung, morgen eine Garnison hereinzuschicken, beachten werden, werde ich einen passenden Platz für 1 oder 2 Bataillone Europäer und 3 oder 4 Bataillone Sepoys aussuchen.

A. Wellesley.

Oberst Wellesley gab sich die größte Mühe, jeden Exzeß zu vermeiden. Flaggen wurden in den verschiedenen Stadttheilen aufgezogen und öffentlich bekannt gemacht, daß exemplarische Beispiele an denen, welche die Einwohner beunruhigen oder die Plünderung fort-

setzen würden, statuirt werden würden. Obschon General Baird den angesehensten Familien Schutz gewährt und alles, was in seiner Macht stand, um die Ordnung wiederherzustellen; angewandt hatte, so konnte in einer so ausgedehnten, mit Sturm genommenen Stadt die Verwirrung und Unordnung nicht sogleich beseitigt werden; erst als 4 Menschen für das fortgesetzte Plündern gehängt worden waren, gelang es, die Ruhe vollkommen herzustellen. Diese Beispiele und die persönliche Thätigkeit des Oberst Wellesley, welcher selbst mit Schutzwachen in die Häuser der vornehmsten Familien ging, flößten ein allgemeines Vertrauen ein. Die Einwohner, welche die Stadt während der Nacht der Erstürmung verlassen und auf freiem Felde geschlafen hatten, kehrten bald in ihre Wohnungen und zu ihren Beschäftigungen zurück. In wenig Tagen waren auf den Bazaars Vorräthe und Waaren aller Art aufgehäuft, die einen bereitwilligen und vortheilhaften Verkauf fanden. Drei Tage nach der Einnahme der Festung war die Hauptstraße von Seringapatam so belebt, daß sie unpassirbar war, und mehr den Anblick einer glücklichen, als einer durch Sturm eroberten Stadt gewährte.

Nach Empfang des Rapportes vom 6ten trug General Harris sofort Sorge, die ihm von Oberst Wellesley gemachten Vorschläge in Ausführung zu bringen. Er bestimmte sogleich eine regelmäßige Garnison für Seringapatam, und übertrug demselben das Kommando über diese, da er fühlte, daß die zarten und verwickelten Pflichten eines Gouverneurs, sowohl in civiler, politischer als auch militairischer Hinsicht, Keinem besser anvertraut werden könnten, als gerade ihm

Diese Pflichten der Nothwendigkeit waren dem Gouverneur von Seringapatam in Folge der plötzlichen Auflösung der Regierung Sultan Tippoo's, der Zerstreuung aller öffentlichen Beamten und der hoffnungslosen Lage der Familie des letzten Sultans zu übertragen.

Die vollständige Unterwerfung von Mysore war die augenblickliche Folge der Einnahme von Seringapatam und des Todes des Sultans Tippoo. Eine Kommission, bestehend aus dem General-Lieutenant Harris, Oberst-Lieutenant Barry Close, Oberst A. Wellesley, H. Wellesley und Oberst-Lieutenant Kirkpatrick, wurde von dem General-Gouverneur mit der Sorge für die Ausführung seiner Anordnungen, in Betreff der Erhaltung des eroberten Landes, beauftragt. Die Kapitains Malcolm und Munro wurden zu Sekretairs dieser Kommission ernannt. Die Arrangements bezüglich der Entfernung der Familie des letzten Sultans wurden insbesondere dem Oberst Wellesley, der als Gouverneur bestätigt wurde, übertragen. Die Einzelnheiten dieser mühevollen, aber unerläßlichen Maaßregeln, sagt der General-Gouverneur in seiner Instruktion vom 4. Juni 1799, können Niemandem besser anvertraut werden, als Oberst A. Wellesley, der den Dienst der Humanität und klugen Vorsicht zu verbinden wissen wird. Ich übertrage daher seiner Diskretion, Thätigkeit und Menschlichkeit das ganze Arrangement, welches indessen immer von dem Rathe der übrigen Mitglieder der Kommission abhängig bleiben soll.

Bei der durch die Kommission vollzogenen Eintheilung des Landes von Mysore erhielten die unter brittischen Schutz und unter brittische Hoheit gestellten Provinzen besondere Chefs. Oberst Wellesley erhielt nach

seiner Bestätigung die Befehle unmittelbar vom General-Gouverneur und berichtete ebenfalls direkt an das oberste Gouvernement zu Calcutta. Er benutzte selbst die Intelligenz und Erfahrung aller derjenigen, welche unter Sultan Tippoo gedient hatten, und setzte sie in ihre früheren Aemter wieder ein. Die Hauptsicherung ihrer Anhänglichkeit gewährte die gänzliche Befreiung von ihren verschiedenen Pflichten. Seine thätige Oberaufsicht, richtige Beurtheilung, Unpartheilichkeit und Entschlossenheit, sowohl in den schwierigen Pflichten eines Zivil- als Militair-Gouverneurs, rechtfertigten vollkommen die Wahl seines Bruders, und bald erwarb er sich die Dankbarkeit des besiegten Volkes.

Die Ruhe von Mysore wurde indessen durch den berühmten Dhoondiah Waugh, einen jener Abenteurer, die so oft Reiche im Osten umgestürzt und neue Dynastien gegründet haben, gestört. Dieser Freibeuter hatte früher mehrfache Räubereien in den Ländern Sultan Tippoo's verübt, dieser hatte sich aber seiner Person bemächtigt und ihn gezwungen, den Islam anzunehmen. Darauf nahm er ihn in seine Dienste, sey es nun aber, daß er verrätherische Absichten bei ihm entdeckte, oder daß ihm seine Treue verdächtig schien, genug er legte ihn in Fesseln zu Seringapatam. Nach dem Sturm wurde er mit vielen andern Gefangenen durch die unbedachte Menschlichkeit der brittischen Truppen befreit, und floh sogleich, begleitet von vielen abgedankten Soldaten der Armee des Sultans. Er erreichte Bednore [1]) und legte diesem reichen Lande ungeheure Kontributionen

1) Auch Biddenoor oder Bennoor.

auf, die er mit der gefühllosesten Grausamkeit eintrieb. In der ganzen Provinz raubte und mordete er furchtbar. Seine Bande wuchs zu einer bedeutenden Stärke an; ein Korps leichter Kavallerie und eingeborner Infanterie unter Oberst-Lieutenant Dalrymple marschirte von Chittlebroog gegen ihn, und ein anderes Korps leichter Truppen unter Oberst Stevenson drang in einer andern Richtung in Bednore ein. Dhoondiah überschritt den Toombuddra, hart gefolgt von den beiden Korps, erlitt er bedeutende Verluste, erreichte indessen das Marhatten-Land, und die Verfolgung hörte auf, da der General-Gouverneur auf's Strengste jede Verletzung der Grenzen des Marhatten-Reichs verboten hatte.

Die folgenden Briefe sind in den Korps-Befehlen des Kommandeurs der Madras-Armee publizirt.

Korps-Befehl.

Haupt-Quartier, den 11. September 1799.

„Da der Kommandeur en chef im Begriff ist, sich nach dem Befehl des General-Gouverneurs in die Präsidentschaft zu begeben, so bestimmt er den Oberst A. Wellesley zum Kommandeur der Truppen gegen die Ghauts.“

Oberst Wellesley war lange mit der Besichtigung der Provinzen des eroberten Landes beschäftigt; er ließ Straßen und Kommunikationen anlegen, und organisirte sowohl zivile als militairische Etablissements.

Oberst A. Wellesley an Major Munro, Kollektor zu Canara.

Lager in der Provinz Loo, den 8. Oktober 1799.

Ich habe Ihren Brief erhalten und bedaure aufrich-

tig, daß Ihre Stellung in Canara nicht ansprechend ist. Es ist mir unbegreiflich, wie die Kommission zu Seringapatam annehmen konnte, mein Bruder und ich glaubten, Sie wünschten als Kollektor in Canara angestellt zu seyn; wir wären ernstlich böse auf Kirkpatrick gewesen, der, wie es schien, ein Arrangement für Sie in Vorschlag gebracht hatte, welches Sie nicht billigten, und welches Ihre Verweigerung in den Anordnungen, die Sie wünschten, verursacht hat. Nach Allem würden wir Ihnen (und ebenfalls dem Dienste) statt einer beabsichtigten Wohlthat ein Unrecht zugefügt haben. Ein Wort von Ihnen würde hinreichend gewesen seyn, um den Anordnungen Einhalt zu thun, und Sie würden gewiß irgend eine andere Stellung erhalten haben. Vielleicht ist es jetzt noch nicht zu spät dazu. Ich habe meinem Bruder über diesen Gegenstand geschrieben, und ich hoffe, daß er ein Ihren Wünschen entsprechendes Arrangement treffen wird. Was er indessen auch thun mag, so werden Sie, hoffe ich, doch überzeugt seyn, daß von meiner Seite Ihrer Angelegenheit stets die regste Theilnahme gewidmet worden ist.

Dieses Land, in welchem ich meine Posten an der Marhatten-Grenze visitirt habe, ist schlechter als das, welches Sie so verwünschen. Es ist buchstäblich nicht werth, darum zu fechten. Es wird nothwendig seyn, mit Canara zu kommuniziren, und ich habe den Wunsch ausgesprochen, daß der Amildar [1]) eine gute Straße von Soopah nach Ihrer Grenze anlege. Seedasheeghur ist

---

1) Amildar: Eingeborner Beamter, welcher dem Zivil-, Militair- und Finanz-Wesen eines Distrikts vorsteht, und zu dessen Geschäft das Einsammeln der Abgaben gehört.

nicht mehr als 60 Meilen von Soopah, meinem west= lichsten Posten, entfernt. Im Kriege von 1780 mar= schirte ein Detaschement von Matthews's Armee auf dieser Straße nach Soopah. Ich wünschte, daß Sie einen Ihrer Leute mit dem Amildar von Soonda, rück= sichtlich dieser Straße, in Verbindung treten ließen, und daß Sie eine gute Straße von Seedasheeghur uns bau= ten, die mit jener in Verbindung träte.

Die Schläge, die wir neulich den Marhatten bei= gebracht haben, sind von der besten Wirkung gewesen; obgleich sich die Räuber unter einander aufreiben, sich selbst die Kehlen abschneiden, so begegnen sie uns doch mit der größten Gastfreundschaft, und haben unsere Un= terthanen, die sie unlängst mit fortgenommen hatten, zu= rückgeschickt.

A. Wellesley.

Derselbe an Denselben.

Seringapatam, den 2. März 1800.

Seit Oberst Close nach Seringapatam zurückge= kehrt ist, habe ich mehrere Unterredungen mit ihm, rück= sichtlich der Diebe in Soonda, gehabt. Sowohl ihm, wie mir, scheint die einzige Art, sich ihrer zu entledigen, die zu sein, sie fortzujagen. In der Provinz Bednore haben wir einen Theil der Kavallerie des Rajah's, un= terstützt durch unsere Infanterie, dazu angewandt; einige Diebe wurden gefangen, etliche von diesen gehangen und die andern auf verschiedene Art strenge bestraft. Die Folge davon war, daß das Land nicht ferner durch sie beunruhigt wurde, und sicherlich wird ein gleiches Ver= fahren in Soonda eine ähnliche Wirkung haben. Ich

habe über diesen Gegenstand mit dem Purneah [1]) gesprochen, und er kann uns ohne Unbequemlichkeit mit etwa 250 bis 300 Kavalleristen unterstützen; diese in 2 oder 3 kleine Partheien getheilt und durch unsere Infanterie unterstützt, würden eine eigenthümliche Shekar [2]) machen. Auch lassen Sie sich nicht durch die Grenze des Marhatten-Reiches aufhalten, wenn Sie das einmal aufgescheuchte Wildpret verfolgen. Zwei oder drei gute Jagden und etwa ½ Dutzend gehangen, werden sicherlich die Diebe bestimmen, ein anderes Land zum Schauplatz ihrer Thätigkeit zu machen. Theilen Sie mir Ihre Ansicht über diesen Gegenstand mit, und wenn Sie den Plan billigen, so werde ich alle Anordnungen zu seiner Ausführung treffen. A. Wellesley.

Derselbe an Denselben.

Seringapatam, den 7. Mai 1800.

Es ist mir lieb, daß Ihre Leute in Canara frei von dem schändlichen Verbrechen des Aufruhrs sind. Wir werden in diesem Jahre nicht im Stande seyn, einen solchen Eindruck auf Kistnapah Naigh [3]) zu machen,

1) Purneah, der berühmte Dewan von Mysore.

2) Schekar: a hunt (eine Jagd).

3) Naigh, Naik oder Naigur: Ein Unteroffizier der eingebornen Truppen, einem Korporal entsprechend; Naik ist also ein Titel eines Chefs der Bheels *).

*) Die Bheels werden für die Ureinwohner Indiens angesehen; sie bewohnen die bergigen Distrikte an der Grenze von Candeish †) und dem nördlichen Conkan ††). Die-

†) Candeish: Ein Land zwischen dem Nerbudda- und Taptu-Fluß.

††) Conkan oder Konkan: Das Land zwischen den westlichen Ghauts und dem Meere, nahe von Bombay, unter dem Peshwah.

der ihn gänzlich ruhig hielte. Am 30sten v. M. hat er indessen durch Oberst Montresor, welcher den Posten von Arakeery genommen hat, einen Schlag erhalten, der ihm wenigstens gezeigt haben wird, daß es nicht leicht ist, unsere Truppen außerhalb eines Platzes zu halten, in den sie Befehl haben einzudringen. Seine gänzliche Unterwerfung ist von der Zerstörung seiner festen Plätze abhängig, und dazu müssen wir gutes Wetter abwarten, auch mangelt uns jetzt die Zeit dazu.

Oberst Montresor ist nun durch den Bipolla Ghaut [1]) gegangen, dennoch zweifle ich, daß wir im Stande seyn werden, den Tappal [2]) auf der Straße wiederherzustellen, der, ich bin erstaunt, bis rings um Canara gehen müßte. Maaßregeln zur Sammlung so vieler Truppen in Canara, als Oberst-Lieutenant Mignan verlangen wird, sind getroffen, nöthigen Falls muß ein Bataillon von Goa und eins von Malabar genommen werden. Goa von allen Truppen zu entblößen, würde nicht gut seyn, denn es muß für den Fall, daß Soonda angegriffen wird, dies unterstützen können. Mysore darf nicht geschwächt werden, denn wir können es in der Regenzeit nicht erreichen, und in Canara haben wir keine Truppen.

Soonda scheint ein Lieblingsplatz von Ihnen zu

---

ses wilde und unzivilisirte Volk, welches gemeiniglich vom Plündern und Rauben lebt, wird durch Chefs, Naiks genannt, regiert; die meisten von ihnen sind jetzt durch das brittische Gouvernement bezahlt.

1) Ghaut: ein Gebirgspaß, eine Gebirgskette, eine Fähre über einen Fluß.

2) Tappal: Der Posten.

seyn, Sie haben es gewiß auf eine oder die andere Art versorgt, und haben den Amildars erlaubt, die Zahlmeister in Anschaffung der Vorräthe für die zu haltenden Forts zu unterstützen.

Im Ganzen genommen, denke ich, sind wir nicht in der besten Lage in diesem Lande. Polygars[1]), Nairs[2]) und Moplas[3]) sind um uns in Waffen, und eine uns abgeneigte Armee an der nördlichen Grenze wächst bei ihrem Vorrücken gleich einem Schneeball im Schnee.

Deshalb sollte nichts von den nothwendigen Garnisonen genommen werden, und dennoch sind diese Korps weder an Leuten, noch an Offizieren komplett. Wenn ein ernstlicher Krieg ausbrechen sollte (wenn wir in's Feld ziehen, muß es ernstlich geschehen), werde ich indessen Alles sammeln, was ich zusammenbringen kann, und wir sollten das Feld nicht eher verlassen, als bis kein unzufriedener oder unbesiegter Polygar mehr im Lande ist.

A. Wellesley.

Derselbe an Denselben.

Seringapatam, den 10. Mai 1800.

Ich habe diesen Morgen wieder einen Brief von

1) Polygars: Eingeborne, die sich als unabhängig betrachten. Sie wohnen in Forts, Bergen und Wäldern und sind mit Piken und Luntenschlössern bewaffnet.

2) Nairs: Eine kriegerische Race der Hindus. Sie bewohnen die wilden, bergigen und grasreichen Gegenden in Malabar.

3) Moplas: Eine Race, die im eigentlichen Malabar wohnt. Sie stammen von den Arabs ab, welche die Küste kolonisirten.

dem in Hullihal kommandirenden Offizier erhalten, worin er bestätigt, daß des Zahlmeisters Diener kein Korn auftreiben können und daß man bereits anfängt auf den Bazaars Mangel zu fühlen.

Ich gestehe im Allgemeinen zu, daß das Zivil-Gouvernement sich nicht in die für das Militair nothwendig werdenden Einkäufe zu mischen hat, es können aber Fälle eintreten, wo ein solches Einmischen nicht nur geeignet, sondern durchaus nothwendig wird. Wenn des Zahlmeisters Diener unredlich ist, so mag er fortgejagt werden, und ein redlicher Diener kann ungeachtet der Gleichgültigkeit des Sircar [1]) die Mängel beseitigen. Es kann aber vorkommen, daß der Sircar oder seine Diener nicht gleichgültig sind, und daß der Amildar (wie hier) der nothwendigen Unterhaltung der Truppen Schwierigkeiten in den Weg legt, und in diesem Falle ist bestimmt die Einmischung des Kollektors nothwendig, um die untaugliche Führung seines Dieners zu hemmen.

Da die Grenze beunruhigt ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Einwohner ihr Korn nur ungern, trotz der besten Preise, herausgeben; oder aber der wirkliche Mangel an demselben bestimmt sie, das Wenige davon, was sie besitzen, für sich behalten zu wollen. — In allen Fällen aber bleibt es durchaus nothwendig, daß die Garnisonen der Kompagnie verproviantirt sind, und um diese Verproviantirung zu erhalten, muß die Autorität des Zivil-Gouvernements in Anspruch genommen werden.

Es giebt noch andere Umstände, unter welchen die Einmischung des Zivil-Gouvernements, rücksichtlich der

---

1) Sircar oder Circar: Gouvernement; eine Provinz oder ein Distrikt eines Soubah, d. i. einer Provinz.

Beschaffung des Unterhalts für das Militair, wünschenswerth erscheint, aber ich gedenke nur derjenigen, die uns bisher gehindert haben, den Kornbedarf in Soonda zu sammenzubringen. Ich wünsche, daß Sie Forderungen machen und solche Maaßregeln treffen, welche dem Uebel abhelfen.

Das Gouvernement hat die Maaßregel, den Garnisonen dieses Landes Korn zu verabfolgen, gebilligt; sie werden etwa 1000 Last nöthig haben. Alles, was ich aber über diesen Gegenstand sagen kann, ist, daß, wenn das Korn nicht geschafft wird, ich nicht für die Folgen verantwortlich seyn werde.

A. Wellesley.

Derselbe an Denselben.

Seringapatam, den 17. Mai 1800.

Es wird Ihnen lieb seyn, zu hören, daß ich die beiden Bataillone eingeborner Infanterie von Goa abberufen habe; sie werden sich, hoffe ich, mit der Armee, welche gegen Ende des Monats im Norden zusammengezogen werden wird, vereinigen.

Ich habe Ihren Rath, rücksichtlich der Einmischung der kommandirenden Offiziere in die Preise des Korns, erwartet, und habe dieser Tage einen Befehl erlassen, von welchem eine Abschrift einliegt.

Ein Offizier von Chandergooly hat alles Volk von dem Bazaar wegtreiben lassen, und wenn ich bei den Nachforschungen finde, daß dies noch zu seinem ungehörigen Einmischen hinzukommt, so werde ich die Drohungen, die der Befehl enthält, in Ausführung bringen.

Ich höre heut von Major Gordon, daß Ihr Amildar in Soonda seinem Diener Beistand geleistet

und daß er in Folge dessen einiges Korn erhalten hat. Ich hoffe, dieser Beistand hat ihn nicht bestimmt, einen geringen Preis zu geben, sondern ich erwarte vielmehr, daß er jeden Preis, den die Ryots [1]) gefordert haben, gegeben hat.

Sie werden aus meinem Briefe an Oberst Mignan ersehen haben, daß ich, rücksichtlich des Nutzens der Verproviantirung, wegen des Mißvergnügens an allen Orten, ganz Ihrer Meinung bin. Wir werden wohlthun, wenn wir die Plätze, in denen sich Akte der Gewaltthätigkeit und des Aufruhrs gezeigt haben, verproviantiren.

Ich habe Oberst Mignan inständigst gebeten, Lieferungs-Ansprüche, die Sie für die Truppen in Bittell machen, zu realisiren; und da er keine so große Macht, als ich erwartete, zur Blokade von Jemadabad verlangt, so wird er im Stande seyn, Ihren Forderungen zu genügen.

Die Thätigkeit des Oberst Montresor in Bullum ist von dem besten Erfolge begleitet. Ich bin aber der Meinung, daß zur wirklichen Aufhebung des Aufruhrs in diesem Lande noch nichts geschehen ist und daß jetzt die Nähe der Regenzeit es unmöglich macht, das zu thun, was, meiner Ansicht nach, allein die Besserung des Kistnapah Naigh erreichen lassen wird.

A. Wellesley.

Im Mai 1800, während des wichtigen Kommando's in Mysore, erhielt Oberst Wellesley von seinem Bruder, Lord Mornington, die Proposition, sich mit

---

1) Ryots: Bauern oder Arbeiter.

dem Admiral Rainier, zu einer Expedition gegen Batavia, welche der General-Gouverneur auf Befehl des Königs entworfen hatte, zu vereinigen. Die Briefe des General-Gouverneurs und die dadurch hervorgerufene Korrespondenz werden am besten die Beweggründe erläutern, welche Oberst Wellesley bestimmten, diesen Dienst abzulehnen.

Der Graf Mornington an Oberst A. Wellesley.
(Auszug.)

Calcutta, den 13. Mai 1800.

Der Gegenstand dieses Briefes ist, Ihnen eine Stellung vorzuschlagen, die ich, um gerecht zu seyn, Ihrer Wahl vorlege, obschon ich zweifle, daß sie mit Ihren persönlichen Interessen vereinbar seyn wird. Mich beschäftigen indessen mehr die Schwierigkeiten einer Vereinigung derselben mit den Gefahren des öffentlichen Dienstes für Mysore. Sie werden aber Ihr eigenes freies Urtheil über diesen Gegenstand abgeben, und ich zweifle nicht, daß Sie in einer Art entscheiden werden, welche die ehrenvollste für Sie und die vortheilhafteste für das öffentliche Wohl ist.

Ich habe direkte Instruktionen vom Könige erhalten — privatim an mich adressirt —, welche mich ermächtigen, Maaßregeln zu treffen, einen Vertrag mit Batavia zu Stande zu bringen, nach welchem es den Schutz Sr. Majestät annimmt; in derselben Art, wie ihn kürzlich die Kolonie Surinam und früher Demerara und Berbice angenommen haben.

Es ist nicht die Absicht des Ministeriums, eine Eroberung zu versuchen oder Batavia mit Gewalt zu unterwerfen. In der That könnte eine hinreichende Macht

dazu auch nicht in diesem Augenblicke in Indien entbehrt werden. Der Plan ist demnach, mehrere Kriegsschiffe mit einer hinreichenden Macht nach Batavia zu senden, welche den General-Gouverneur scheinbar rechtfertigt, uns die Kolonie zu übergeben.

Der König hat mich ermächtigt, die Personen zu dieser Expedition zu wählen; ich habe demnach die obere Leitung der Ausrüstungen und Unterhandlungen dem Admiral Rainier übertragen. Es ist indessen nöthig, ihm einen Offizier der Landarmee beizugeben, und die gewissenhafte Handhabung meiner Pflicht läßt mich in Ihnen die zu diesem Dienst befähigtste Person erkennen, in sofern Sie während der Zeit der Expedition, die 4 bis 5 Monate, aber nicht länger, dauern kann, sich ruhig von Mysore entfernen können.

Indem ich Ihnen diesen Dienst vorschlage, erfordert es die Rechtlichkeit, daß ich Sie mit den zufälligen Vortheilen desselben bekannt mache. Ich haben allen Grund zu glauben, daß die Speicher in Batavia öffentliches Eigenthum in sehr großem Belauf enthalten. Dies wird nothwendig an die Krone fallen, und in der Instruktion für die Expedition nach Surinam war das ganze Eigenthum dieser Art für Se. Majestät reservirt und den Erbeutern desselben war kein Theil daran gewährt.

Die Instruktionen sind indessen so gestellt, daß es keinem Zweifel unterliegt, daß es des Königs Absicht war, wenigstens einen Theil davon den Erbeutern zu überlassen. Meine Instruktionen in Rücksicht dieses Punktes werden genau dieselben seyn, wie die, welche in England, die Surinamer Expedition betreffend, gegeben wurden, woraus ich schließe, daß diese Expedition

für

für den Kommandeur der See- als auch für den der Land-Macht sehr vortheilhaft seyn wird.

Die Wichtigkeit von Batavia, besonders rücksichtlich des Kontrebande-Handels, welcher so manche Bewegung in England hervorgebracht hat, wird sicherlich den Erfolg der Unterhandlungen für die Offiziere, welche sie betreiben, ehrenvoll machen. Unterhandlungen sind mit Batavia indessen nicht vorhergegangen; es ist daher möglich, obgleich ich nach allen erhaltenen Nachrichten daran zweifle, daß unsere Flagge nicht günstig empfangen wird und der ganze Plan fehlschlägt.

Indem ich Ihnen so die ganze Sache ohne Rückhalt vorgelegt habe, wünsche ich nun auch, daß Sie die Wahl nach Ihrem eigenen Ermessen treffen mögen. Sie werden indessen die Nothwendigkeit einsehen, sich nicht eher zu entscheiden, als bis Sie von Lord Clive die Versicherung erhalten haben werden, daß er im Stande ist, für die Zeit Ihrer Abwesenheit eine in jeder Art genügende Person Ihnen zu substituiren. Ich bitte Sie deshalb, an Lord Clive privatim zu schreiben, und seinen Wünschen gemäß zu handeln.

Was das oben Erwähnte betrifft, so wird sehr viel von der Jahreszeit abhängen, die der Admiral zu der Expedition wählen wird. Ich kann Ihnen jetzt noch nichts über diesen Punkt mittheilen, aber ich werde Lord Clive auffordern, Sie so früh wie möglich des Admirals Entschließung wissen zu lassen. Mornington.

Mr. Webbe, Sekretair des Gouvernements, an Oberst Wellesley.

Fort St. George, den 24. Mai 1800.

Ich theilte Ihnen eine Note von Wilks zu Se-

ringapatam mit, welche den Empfang der überschickten Depeschen, rücksichtlich der Unterdrückung der Holländer in Batavia, anzeigt, und ich denke, wir sind einer Meinung, daß eine Kriegsrüstung gegen diesen Platz, unter den gegenwärtigen Umständen dieser Regierung, unmöglich seyn würde.

Seit meiner Ankunft sind Befehle von Bengalen angekommen, um eine See- und Landmacht in dieser Absicht auszurüsten, doch wird die letztere nicht über 600 Europäer und 600 Eingeborne stark seyn. Lord Mornington beabsichtiget, Ihnen das Kommando dieser Truppen zu übertragen, aber Gewalt soll nicht angewendet werden, und man hält sich überzeugt, daß das Gouvernement von Batavia sich selbst unter unsern Schutz stellen wird, in derselben Art, wie dies Surinam gethan hat. Die Unterhandlungen werden durch den Admiral geführt, und ich fürchte, daß Sie weder Ruhm ärnten, noch Prisengelder erhalten werden.

Ich zweifle daher nicht, daß Sie Ihr gegenwärtiges unabhängiges und ausgedehntes Kommando dem der Expedition nach Batavia vorziehen werden. Auch hat Lord Clive dem General-Gouverneur sehr ernste Vorstellungen, rücksichtlich der Wahl eines Offiziers zu Ihrer Vertretung, gemacht, indem er nicht wissen würde, Ihre temporäre Abwesenheit von Mysore zu ersetzen. Ich hoffe, dies wird Ihnen einige Genugthuung gewähren.

Die augenblickliche Folge dieser Ordre war der Gegenbefehl an das 74ste Regiment. Das 12te Regiment ist so geschwächt, daß es in die Quartiere zu Ponawally zurückgekehrt ist. Wenn daher die Expedition vor sich geht, so werden wir genöthigt seyn, Ihr Detaschement

zu verringern. Lord Clive hat, wegen der Unvollständigkeit unserer Militair-Macht an der Küste, empfohlen, keine Detaschirungen für die Ausrüstung der Expedition von dieser Armee zu machen. Ich hoffe auch, daß Lord Mornington einwilligen wird, die Expedition in eine Blokade zur See zu verwandeln. Im Fall der Ausführung der projektirten Expedition hat der General-Gouverneur bestimmt, daß die europäischen Regimenter in Goa theilweise für den Dienst in Mysore herangezogen werden sollen.

Sie verfolgen den Dhoondiah Waugh, wo er sich zeigt, und Sie werden ihn an den nächsten Baum hängen lassen. Zu diesem Ende werden Sie sofort autorisirt werden, die Grenze des Marhatten-Reiches zu überschreiten.

Josiah Webbe.

Lord Clive, Gouverneur von Fort St. George, an Oberst A. Wellesley.

Fort St. George, den 26. Mai 1800.

Sie sind schon durch Mr. Webbe benachrichtiget worden, daß der General-Gouverneur von Sr. Majestät Befehl erhalten hat, in Verein mit dem Vizeadmiral Rainier einen Vertrag mit Batavia zu Stande zu bringen, nach welchem dies den Schutz von Großbritannien annimmt, und zwar in ähnlicher Art, wie dieser durch die Kolonie Surinam angenommen worden ist. Zur Erreichung dieses wichtigen Vorhabens beabsichtiget das Gouvernement, mit dem leitenden Volke in Batavia in Unterhandlungen zu treten, und um diesen Nachdruck zu geben, ist beschlossen worden, daß ein beträchtlicher Theil des Geschwaders des Vizeadmirals, durch

eine Landmacht, von einem ausgezeichneten Offizier befehligt, begleitet, in Bereitschaft gehalten werde, die Haupthäfen der Holländer auf Java zu blokiren.

Die für diese Expedition bewilligte Macht besteht aus einer Abtheilung Artillerie, 600 Europäern, die von dieser Präsidentschaft und Ceylon gestellt werden sollen, und dem bengalischen Marine-Bataillon, welches in der Nachbarschaft lagert.

Nach einer Privat-Mittheilung, die ich gestern von Lord Mornington erhielt, ist es der Wunsch desselben, von mir zu hören, ob ich es für rathsam halte, daß Sie Ihr gegenwärtiges Kommando für einige Monate aufgeben, um vereint mit dem Admiral Rainier die Unterhandlungen zu leiten, und das Kommando der einzuschiffenden Truppen zu übernehmen. Indessen ist es durchaus der Wunsch Sr. Herrlichkeit, daß Ihnen ganz die Entscheidung für die Wahl des einen oder andern Dienstes anheimgestellt bleibe.

Vor dem Empfang des Privatschreibens von Lord Mornington hatte ich ihm in meinem Briefe vom 24sten d. M. meine Meinung über die gefährliche weitere Schwächung unserer gegenwärtig nicht kompletten und getheilt stehenden Armee unverholen mitgetheilt. Ich trage kein Bedenken, frei auszusprechen, daß es bei dem zeitigen Stande der Dinge in Carnatic und Mysore mehr mit dem Gemeinwohl übereinstimmen würde, wenn man die von Sr. Majestät befohlene Expedition nur durch eine Blokade des Haupthafens von Batavia in Ausführung brächte. Wie aber auch die Entscheidung Lord Mornington's über mein Schreiben ausfallen mag, ich habe es für meine Pflicht gehalten, ihm vorzustellen, daß es Ihnen selbst für wenige Monate nicht möglich

sey, Ihr gegenwärtiges Kommando ohne den größten Nachtheil für die Angelegenheiten Mysore's aufzugeben. Schließlich habe ich noch inständigst gebeten, daß Se. Herrlichkeit einen andern Offizier für diesen Dienst wählen möge.

Indem ich Ihnen so den Antrag zur Uebernahme des Kommando's der nach Osten segelnden Landtruppen überschicke, nehme ich keinen Anstand, Sie ernstlich zu bitten, in einer Stellung zu bleiben, welche Sie mit besonderem Vortheil für Ihr eigenes Land und für Mysore ausfüllen. Eine Stellung, in welcher für die Einrichtungen unserer neuen Erwerbungen Sorgfalt und Vorsicht in der Leitung unzertrennlich sind, in welcher Ihnen Ihre erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen, besonders für den Fall lebhafter Bewegungen, einen Vortheil über jeden andern geben muß, und in welcher Sie zu ersetzen ich nicht nur schwierig, sondern unmöglich finden würde. Ich verbleibe mit besonderer Achtung rc.

Clive.

N. S. Admiral Rainier zeigt mir an, daß die für die in Frage stehende Expedition bestimmten Königl. Schiffe in 3 Wochen bereit seyn werden.

Oberst-Lieutenant Close an Oberst A. Wellesley.

Laal Baug, den 29. Mai 1800.

Ich habe Ihnen anzuzeigen, daß ich so eben Mittheilungen aus der Präsidentschaft erhielt, welche mich beunruhigen.

Nach Befehlen aus England soll eine Land-Macht abgesendet werden, um von Batavia Besitz zu nehmen, und man sagt, Sie wären bestimmt, das Kommando derselben zu übernehmen. Wie ist dies zu verstehen?

fordert Mysore nicht eine große Sorgfalt, und ist nicht das Kommando der Truppen in Mysore unter den jetzigen Umständen von besonderer Wichtigkeit? Lord Clive kann die Idee, Sie aus diesem Lande abzuberufen, nicht gehabt haben, und da die Leitung der Angelegenheiten in Batavia nicht von gleicher Wichtigkeit wie Ihre Gegenwart in Mysore seyn kann, so denke ich Lord Mornington zu bitten, Sie in diesem Lande zu lassen. Ich hoffe, Sie sind in diesem Punkte gleicher Ansicht mit Sr. Herrlichkeit. Ich sehe schon die unangenehmen Folgen voraus, die die Aufgabe Ihres Kommando's in Mysore nach sich ziehen würde.

Barry Close.

Oberst A. Wellesley an Josiah Webbe Esq., Sekretair des Gouvernements von Fort St. George.

Lager zu Currub, den 29. Mai 1800.

Von Lord Mornington habe ich einen Brief erhalten, in welchem er mir das Kommando der für Batavia zu stellenden Truppen anbietet, vorausgesetzt, daß mich Lord Clive in diesem Lande entbehren kann. Ich habe deshalb an Letztern geschrieben; sicherlich wird er Ihnen meinen Brief mitgetheilt haben. In demselben habe ich den mir von Lord Mornington gemachten Vorschlag ganz seiner Entscheidung überlassen. Er wird das Angemessenste wählen, nachdem ihm der Admiral die Zeit des Abgangs der Expedition bestimmt haben wird.

Die wahrscheinlich zu erlangenden Vortheile sind groß, aber ich bin entschlossen, dies Land nicht eher zu verlassen, als bis seine Ruhe völlig hergestellt ist. Der in diesem Augenblick allgemeine Mangel an Truppen und die jetzige Jahreszeit mögen den Admiral indessen

wünschen lassen, die Expedition bis gegen Ende des Jahres verschoben zu sehen. Für diesen Fall könnte meine Theilnahme wohl möglich seyn, ich bitte Sie aber, dem Lord Clive zu versichern, daß, wenn sie zu anderer Zeit geschehen müßte, ich nur sehr ungern mein jetziges Kommando verlassen würde.

Es scheint mir aus dem Schreiben Lord Mornington's hervorzugehen, daß der Befehl zum Angriff von Batavia direkt vom Könige kommt, und daß er in England für einen Gegenstand von besonderer Wichtigkeit angesehen wird. Ich denke, daß die Ausführung dieses Befehls nicht zweifelhaft ist, obschon dieselbe, wegen des Mangels an Truppen und der schon eingerichteten Anordnungen, für den Augenblick nicht zu bewerkstelligen seyn dürfte.

A. Wellesley.

N. S. Ich habe so eben Ihren Brief vom 24sten erhalten, und Sie werden bemerken, daß ich in einer Art, wie sie Lord Clive wünscht, entschieden habe. Lord Mornington scheint dies Kommando für besonders vortheilhaft zu halten, da es nach der Wichtigkeit, welche ihm in England beigelegt wird, auch mir besondern Ruhm gewähren müßte. Aber ich fühle, daß dies nicht zur Hauptsache gehört, und überlasse es daher Lord Clive, ganz nach seiner Einsicht zu entscheiden.

Oberst A. Wellesley an Lord Clive.

Lager zu Curruh, den 29. Mai 1800.

Ein so eben von Lord Mornington erhaltenes Schreiben bietet mir, unter der Voraussetzung, in diesem Lande entbehrlich zu seyn, das Kommando der nach Batavia bestimmten Truppen an.

Die zu erwartenden Vortheile und der bei einer solchen Expedition zu ärntende Ruhm sind mir völlig bekannt, es kann aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen dieses Landes nicht mein Wunsch seyn, es verlassen zu müssen. Aus der Kenntniß der Zeit, zu welcher Admiral Rainier bereit seyn wird, werden Ew. Herrlichkeit bestimmen können, ob meine Theilnahme an der Expedition sich mit dem Wohl des Dienstes verträgt.

Ich bitte deshalb, daß Ew. Herrlichkeit, nachdem Sie durch Admiral Rainier von der Zeit der Expedition unterrichtet seyn werden, dem Lord Mornington eine den allgemeinen Interessen gemäße Antwort über mein Verhalten geben wollen.

A. Wellesley.

Oberst A. Wellesley an Graf Mornington.

Lager zu Currub, den 29. Mai 1800.

Ich habe Ihren Brief vom 13ten erhalten, und bin Ihnen für das Anerbieten, welches Sie mir machen, mit Admiral Rainier nach Batavia zu gehen, sehr verpflichtet.

Ich kann nicht leugnen, daß ich sehr gern dorthin gehen würde, Sie werden aber bereits auch gehört haben, daß meine Truppen im Felde sind. Es ist demnach wahrscheinlich, daß Lord Clive wünschen wird, daß ich nicht eher dies Land verlasse, als bis seine Ruhe völlig hergestellt ist, und die Truppen in ihre Garnisonen zurückgekehrt sind.

An Lord Clive habe ich geschrieben und ihn gebeten, Ihren Vorschlag entweder für mich anzunehmen, oder aber abzulehnen, je nachdem er es mit dem öffentlichen Dienste verträglich hält oder nicht. Sollte der

Admiral erst gegen das Ende des Jahres in See gehen, dann scheint mir eine Theilnahme an der Expedition nicht unmöglich. Ich vermag zwar nicht zu beurtheilen, welcher von diesen Diensten der beste seyn mag, so viel weiß ich aber, daß es gegen Ende des Jahres sowohl im Carnatic, wie in Mysore leichter seyn wird, Truppen zu entbehren, als in diesem Augenblicke.

Dhoondiah ist ein verächtlicher Feind, dennoch aber sind wir genöthigt, bedeutende Rüstungen gegen ihn zu machen. Seine Ergebung ist durchaus für die Ruhe von Canara und Mysore nöthig; ich zweifle auch nicht, daß Sie bezüglich dieser schon Forderungen an die Regierung zu Poonah gemacht haben werden. Wenn wir uns seiner nicht bemächtigen, so haben wir eine allgemeine Insurrektion aller Mißvergnügten und Unzufriedenen dieser Länder zu erwarten. Es ist mir bekannt, daß mehrere dieser Mißvergnügten Briefe erhalten haben, die entweder von ihm, oder von Personen in seinem Namen geschrieben sind, in welchen sie aufgefordert werden, die Gelegenheit, gegen die Regierung der Kompagnie und ihrer Alliirten zu rebelliren, zu benutzen. Eine Invasion Dhoondiah's muß daher für einen Umstand, der die Absichten der Mißvergnügten begünstigt, angesehen werden.

Die Vernichtung dieses Mannes ist demnach absolut für unsere Ruhe nothwendig, und diese wird sehr leicht seyn, wenn die Marhatten wirklich bereit sind, in unsern Plan einzugehen. Wenn sie es aber nicht sind, so bleibt seine Vernichtung eine schwierige Aufgabe, und es ist die Frage, ob nicht die Kompagnie ihre ganze Macht dazu anwenden sollte. Diese Schwierigkeit leuchtete mir ein, ehe noch die Truppen versammelt wurden, und obgleich ich gewiß war, daß dies die einzige Art

sey, das Land vor Plünderungen zu schützen, so wollte ich doch nicht ohne die Befehle des Lord Clive handeln.

Es war klar, daß, wenn eine Armee gegen einen Mann versammelt wurde, der im Marhatten-Reich Zuflucht genommen hatte, und deshalb als ein Schützling dieses Staates angesehn werden mußte, die Regierungen einig handeln mußten; denn unsere Ehre forderte dann, nicht eher abzulassen, als bis dieser Mann uns ausgeliefert worden ist, oder bis wir angemessene Sicherheit für sein gutes Verhalten haben werden.

Wenn die Regierung von Poonah uns diesen Mann auszuliefern beabsichtiget, oder mit uns zu seiner Vernichtung zu operiren gedenkt, dann wird es mir möglich seyn, mit nach Batavia zu gehen. Ist sie aber nicht dazu geneigt, dann werden die Angelegenheiten hier eine so ernste Wendung nehmen, daß keine Aussichten auf Vortheil oder Ruhm mich bestimmen werden, dies Land zu verlassen.

Außer der Vernichtung des Dhoondiah giebt es noch andere Rücksichten, wenn schon minder wichtiger Art. Die Wahrnehmung dieser könnte indessen irgend einem Andern übertragen werden, wenn es wünschenswerth erscheinen sollte, daß die Expedition bis zur Ordnung der Angelegenheiten an der Marhatten-Grenze verschoben würde.

A. Wellesley.

Oberst A. Wellesley an Lord Clive.

Lager zu Cheyloor, den 31. Mai 1800.

Ich hatte die Ehre Ihnen am 29sten zu schreiben, nachdem ich von Lord Mornington einen Brief erhalten hatte, welcher denselben Gegenstand betrifft, den Sie

in Ihrem Schreiben vom 20sten in Erwägung ziehen. Seit meinem Briefe vom 29sten habe ich von Ew. Herrlichkeit Instruktionen, vom 25sten datirt, erhalten, welche ich im Begriff bin auszuführen, und bitte ich, das Kommando über die mit der Eskadre des Admiral Rainier einzuschiffenden Truppen ablehnen zu wollen.

Als ich Ew. Herrlichkeit am 29sten schrieb, schien es mir, als wenn es unter den gegenwärtigen Umständen wünschenswerther wäre, die erwähnte Truppensendung bis in's Spätjahr zu verschieben, wo ich dann wohl an der Expedition Theil nehmen dürfte. Da indessen der Admiral in 3 Wochen zum Absegeln bereit seyn wird, so kann ich nicht daran denken, das Kommando, welches Sie mir in so wichtiger Zeit anvertraut haben, für die Erlangung anderweitiger Vortheile aufzugeben.

A. Wellesley.

Graf Mornington — jetzt Marquis Wellesley — an Oberst A. Wellesley.

Fort William, den 6. Juni 1800.

Lord Clive hat mir, mit einem Sie sehr ehrenden Ernste, Ihr Bleiben in Mysore vorgestellt, so daß ich es nicht für angemessen halte, Sie jetzt zur Uebernahme des Kommando's der nach Batavia zu schickenden Truppen zu bestimmen. In der That, ich vermuthete, daß Ihre Anwesenheit in Mysore nöthig seyn würde. Ihr Benehmen daselbst hat Ihren Ruf und Ihre Empfehlung für Ihr Leben gesichert, und Sie können überzeugt seyn, daß Ihre Verdienste zur Grundlage Ihrer künftigen Beförderungen dienen werden.

Wellesley.

Unterdessen war der kühne Abenteurer Dhoon-diah Waugh wieder an der Spitze eines zahlreichen Haufens erschienen, und verwüstete die Grenzen von Mysore. Es wurde nöthig, ein Korps zu seiner Unterwerfung marschiren zu lassen, und Oberst A. Wellesley übernahm selbst den Befehl des aus der Armee von Mysore dazu formirten Detaschements.

Die Details der kurzen aber entscheidenden Kampagne gegen Dhoondiah Waugh sind in den folgenden Briefen des Oberst A. Wellesley an seine Freunde Oberst-Lieutenant Barry Close und Major Munro beschrieben, und in den offiziellen Depeschen, publizirt durch die Korps-Befehle des Gouverneurs von Fort St. George, enthalten.

(Fortsetzung folgt.)

IV.

Einige Bemerkungen über Napoleon's Strategie im Feldzuge des Jahres 1813.

(Schluß.)

Nach der Schlacht von Kulm war die Lage Napoleon's völlig verschoben, da er nicht nur in Folge derselben sich in der Hoffnung auf Erweiterung des Gebietes seiner strategischen Stellung getäuscht sah, sondern auch seine Kräfte durch 3 Schlachten, die weniger in Folge von ihm begangener Fehler, als durch die Schuld Anderer verloren gegangen, dergestalt geschwächt worden waren, daß ihm fernerhin alle Gelegenheit zu einer tüchtigen Wirksamkeit benommen war. Am 1. September ließ Napoleon den Marschällen durch Berthier eröffnen, daß es jetzt nicht in seiner Absicht läge, in Böhmen einzudringen, dies gestatte seine gegenwärtige militairische Lage nicht. Saint-Cyr und Belluno sollten in erster Linie nur die Grenzen bewachen und beobachten. Er sagt: „Von einem Augenblick zum andern kann ich das Bedürfniß einer Reserve haben."

Napoleon war schon jetzt eigentlich in eine Lage

gesetzt, in welcher er immer mehr und mehr von den Bewegungen seiner Feinde abhängig, und also in der freien Selbstbestimmung seiner eigenen Bewegungen mit jedem Tage mehr beschränkt ward. Wünsche mochte er hegen, und diesen gemäß mit Hoffnungen sich schmeicheln, daß es ihm noch gelingen werde, in Folge einer gegen das Nordheer zu liefernden Schlacht in den Besitz von Berlin zu gelangen, und sich die Verbindungen mit den von französischen Truppen besetzten Festungen der Nieder-Oder zu eröffnen; aber solche Wünsche und Hoffnungen konnten nach den damaligen Verhältnissen nicht zur Basis eines sichern, mit Besonnenheit gefaßten Planes dienen. Daß er den Norden nicht aufgeben wollte, dies war natürlich: denn zum Aufstand bereit standen die deutschen Völkerstämme da, und wenn er in Böhmen mit seiner Hauptmacht eingedrungen wäre, würde er sich der Gefahr, die Länder zwischen der Elbe und dem Rhein zu verlieren, ausgesetzt haben. Daß er aber wirklich im Ernste mit der Hoffnung sich habe schmeicheln können, selbst bei glücklichen Wechselfällen des Krieges sich in den Stand gesetzt zu sehen, über die Festungen der Nieder-Oder sich Verbindungen mit Polen und Litthauen zu eröffnen, so lange noch das verbündete Hauptheer ihm im Rücken stände, ist nicht anzunehmen. Er war stets in eine gedoppelte Richtung hineingezogen, und hätte nicht ungestraft zur Ausführung eines Operationsplanes schreiten dürfen, dessen Grundzügen nach nicht das mit gehöriger Ueberlegung wäre gewürdigt worden, was das Verhältniß, in welchem er zur böhmischen Armee stand, erheischte. Seit dem Anfange des September-Monats ward er ohnehin von allen Seiten bedrängt.

Zwar gedachte er noch am Morgen des 3. Septem-

der von Dresden aus mit Ney, der damals bei Wittenberg stand, zwischen Baruth und Luckau sich zu vereinigen, um dann von hier aus am 9ten oder 10ten einen Angriff gegen Berlin bewerkstelligen zu lassen. (Vergl. Le spectateur militaire, tom. 1, p. 345. Mémoires du maréchal Gouvion Saint-Cyr, tom. 4, p. 393.) Daß Macdonald Görlitz, Poniatowski Zittau und, während Lobau bei Dresden mit dem durch die Abtheilung von Teste verstärkten ersten Armeekorps die Reserve bilde, Saint-Cyr und Belluno Pirna und Freiberg halten würden, hoffte er. Aber es trafen am Mittage desselben Tages von Macdonald immer traurigere Nachrichten über den Zustand des von Blücher geschlagenen Heeres ein, und wie Macdonald, von dem unaufhaltsam vordringenden Blücher gedrängt, nicht mehr im Stande sey, ihm Widerstand zu leisten. So schon wurde er in der Ausführung seines Angriffsplanes gegen Berlin gestört, und sah sich genöthigt, zur Deckung der Oberlausitz gegen Blücher zu gehen. Er hoffte am 4ten oder 5ten ihm zu begegnen und ihn zu schlagen. Danach wollte er in Eile gegen Berlin sich wenden, schrieb jedoch auch an demselben Tage an Saint-Cyr, daß er stets im Stande seyn würde, in zwei oder drei Tagen nach Dresden zur Unterstützung zu kommen, wenn diese Stadt bedrängt werden sollte; überhaupt aber könnten die Verbündeten aus Böhmen vor vier Tagen nicht bei Dresden seyn. Aus den am 3ten erlassenen Befehlen Napoleon's erhellt am besten seine ganze damalige Lage, und wie wenig er, wenn er mit Besonnenheit sie erwog, daran denken durfte, im angriffsweisen Vorschreiten sich die Verbindungen mit den Festungen der Nieder-Oder zu eröffnen. Von Blücher so-

wohl, als von dem böhmischen Heere bedroht, konnte er eine Herstellung seiner Verhältnisse nur in Folge des Eintreffens außerordentlicher Glücksfälle hoffen. Er beschäftigte sich an diesem Tage in seinem Geiste viel mit Gedanken an Siege und Schlachten. Blücher wollte er schlagen und gegen das Nordheer Berlin einnehmen lassen, auch dem böhmischen Heere zur Schlacht begegnen, wenn dasselbe gegen Dresden ausbrechen würde. Es wurden Befehle, theils zur Beeilung, theils zur Verstärkung der Befestigung von Dresden ertheilt; auch wurde angeordnet, daß für das Bedürfniß, welches am Tage der Schlacht eintreten würde, möge diese nun am linken oder am rechten Ufer der Elbe geliefert werden, ein Plan von der Gegend von Dresden aufgenommen werden sollte. Die eigentliche und einzige Hoffnung, kann man sagen, die um diese Zeit den Geist Napoleon's aufrecht erhielt, war die, daß er in Folge einer entscheidenden Schlacht, sey es gegen Blücher, sey es gegen die böhmische Armee, in den Stand gesetzt werden würde, sich aus seiner bedrängten Lage herauszuziehen. Eine siegreiche Schlacht war gegenwärtig für ihn vor Allem das erste Bedürfniß, ehe er zu einer seinen Wünschen entsprechenden Ausführung weiterer strategischer Pläne schreiten konnte. In der Hoffnung, dem schlesischen Heere einen Sieg abzugewinnen, aber ward er getäuscht, da Blücher ihm auswich; gegen Berlin zu wirken, davon ward er abgehalten durch die von Saint-Cyr eintreffenden Berichte, die ihn nach Dresden zurückriefen. In einem Schreiben vom 6. September, an welchem Tage er in Dresden wieder eintraf, gab er zu erkennen, wie als Richtschnur nunmehr ihm die Ansicht dienen

müsse,

müsse, daß alle Operationen dem zu subordiniren wären, was der Feind gegen Dresden unternehmen würde.

Aus diesem Schreiben erhellt, wie Napoleon es jetzt schon sich selbst gestanden habe, daß er in die Defensive geworfen, die Initiative ihm aus den Händen gerissen sey, und wie er somit schon in Abhängigkeit von seinen Feinden sich gebunden gefühlt habe. Durch die am 8. September eintreffenden Nachrichten über die Schlacht von Dennewitz mußte er jedoch erfahren, daß seine Lage sich noch verschlimmert habe. Zwar schmeichelte er sich noch immer mit der Hoffnung, daß entweder das böhmische Heer ihm in der Gegend von Dresden zur Schlacht begegnen werde, oder daß es ihm noch möglich seyn dürfte, in Verbindung mit Ney einen Schlag gegen das Nordheer auszuführen. Jenem ging er am 9ten, 10ten und 11ten bis auf den Kamm des Gebirges entgegen, hielt es jedoch nicht für gerathen, in's Thal von Töplitz hinabzusteigen; zu einer Angriffsbewegung gegen das Nordheer bereitete er sich, nach Dresden zurückgekehrt, am 12ten vor. Zwei Tage vorher hatte er an Ney den Befehl erlassen, daß dieser, sobald er seine in Unordnung gerathenen Schaaren, von denen ein Theil wenigstens nach der Schlacht von Dennewitz über die Elbe bis in die Gegend von Eilenburg zurückgewichen war, gesammelt haben würde, alsdann mit seinem Heere am rechten Ufer der Elbe für Torgau eine Stellung nehmen solle. Am 12ten ließ er ihm den Befehl geben, sich, für den Zweck eines Angriffs gegen die Armee von Berlin, wie er sie nannte, bereit zu halten, mit ihm sich zu verbinden. Das böhmische Heer ließ er zugleich bemerken, habe er hinter Töplitz zurückgeworfen. Aber an diesem Tage hatte Macdonald

schon Bautzen verlassen müssen und die Oberlausitz dem schlesischen Heere preisgeben. Somit war denn, nachdem hier, gegen Blücher's fortwährendes Andringen, die Franzosen sich nicht mehr halten konnten, die Nothwendigkeit gegeben, an das Aufgeben der Stellung von Dresden zu denken, und Vorbereitungen zur Veränderung derselben zu treffen. Ueber die Wichtigkeit der Lage des Gebietes der Lausitz im Verhältnisse zur Stellung von Dresden ist schon im Vorhergehenden die Rede gewesen. Blücher war jetzt nicht nur im Besitze dieses Gebietes, sondern seine Verbindungen mit dem böhmischen Heere waren ihm auch von da über Aussig und Tetschen eröffnet. So nunmehr konnte Dresden fernerhin nicht den Mittelpunkt einer strategischen Stellung bilden, deren südliche Flankendeckung bisher, freilich nicht auf eine durchaus genügende Weise, aber doch hauptsächlich auf dem Besitze der Oberlausitz beruht hatte. Durch den Verlust des gesicherten Besitzes der Lausitz hatte auch Dresden in Beziehung auf ein angriffsweises Verfahren gegen Schlesien oder gegen die Mark Brandenburg alle Bedeutung verloren. An einen Angriff gegen Schlesien konnte Napoleon, seiner gegenwärtigen Lage nach, überhaupt nicht mehr denken, und da er aus guten Gründen sich nicht entschließen wollte, tief in Böhmen einzudringen, so blieb ihm denn nichts weiter übrig, als gegen den Norden sich zu wenden. Bei Dresden mußte er sich überall beengt fühlen, und selbst die Hoffnung, die er noch am 8ten gehegt hatte, daß ihm eine günstige Gelegenheit zu einer Schlacht gegen die böhmische Armee in der Gegend dieser Stadt dargeboten werden würde, mußte er aufgeben. Denn wäre das böhmische Heer an das rechte Ufer der Elbe hinübergegangen, und

von dieser Seite her in die Gegend von Dresden gezogen, so würde das schlesische Heer sich mit demselben vereinigt haben; wäre aber das böhmische Heer am linken Ufer gegen Dresden vorgerückt, so würde Napoleon genöthigt gewesen seyn, einen bedeutenden Theil seines Heeres am rechten Elbufer gegen Blücher zurückzulassen, da Macdonald allein nicht mehr im Stande war, ihm Widerstand zu leisten. Wäre Ney von Torgau herangerufen, so hätte ihm der Kronprinz von Schweden auf dem Fuße folgen können. Im Rücken der französischen Armee schwärmten überall leichte Truppen der Verbündeten und Schaaren von Partheigängern zwischen der Elbe, Weser und Fulda herum.

Napoleon war ohne Zweifel durch seine Gegner und durch die Lage, worin ihn diese versetzt hatten, dazu gezwungen worden, daran zu denken, seine Stellung aufzugeben und gegen Torgau, Wittenberg und Leipzig hinab sich zu ziehen; der Entschluß zu dieser Bewegung ist ihm aufgedrungen worden. Ließen die Verbündeten ihn seit dem 12. September, als an welchem Tage er die ersten Vorbereitungen für die spätere Ausführung seines neuen Planes traf, noch eine bedeutende Zeit, ehe er zur wirklichen Ausführung vorzuschreiten sich genöthigt sah, so hatte das mancherlei sehr gute Gründe. Zunächst hielt man verbündeterseits mit Beharrlichkeit fest an dem zu Trachenberg längst schon entworfenen und zu Melnick näher bestimmten Operationsplan, welchem zufolge die Hauptabsicht darauf hinging, mit dem Nordheere des Kronprinzen von Schweden im Rücken der Stellung Napoleon's an der Elbe sich zu vereinigen. Indem man bei dieser Operation die Sicherheit vor Allem berücksichtigte, aber auf die Schnelligkeit der Aus-

führung weniger Gewicht legte, zögerte man, nicht ohne hinlängliche Gründe, wich auch mit wohlüberlegter Absicht jedem vordringenden Angriffe Napoleon's aus. Bei der Ausführung des Hauptoperationsplanes war aber auch zweitens noch stetige Rücksicht auf die Deckung von Berlin zu nehmen. Diese Rücksicht hielt den Kronprinzen von Schweden längere Zeit hindurch davon ab, zum Vordringen über die Elbe zu schreiten, um demnächst über Leipzig die Verbindung mit der böhmischen Armee zu suchen; wie man denn auch auf der andern Seite in Böhmen das Herankommen von Bennigsen erwarten wollte, ehe man ernstlich zur Ausführung der Hauptoperation überginge. Jene Rücksicht, die man auf die stetige Deckung von Berlin zu nehmen hatte, gab auch in Verbindung mit der sehr wohl überlegten Absicht, das Nordheer nicht vereinzelt einem Angriffe Napoleon's preiszugeben, einen hinlänglichen Bewegungsgrund ab zur Bestimmung, daß Blücher von der Lausitz aus nicht über Aussig und Tetschen mit der böhmischen Armee sich vereinigen, sondern an das Nordheer gegen Wittenberg heran sich ziehen solle. Bei so verwickelten Bewegungen, bei denen mehrfache Zwecke zu erreichen und Vorsicht und Bedacht anempfohlen waren, konnte ein gewisses Zögern und Langsamkeit in der Ausführung nicht ausbleiben. Zur Rechtfertigung der Verbündeten in Absicht auf ihren Plan, wie auf die Ausführung desselben, dient hinlänglich die Hinweisung auf den Ausgang des ganzen Feldzuges. Sie erreichten endlich, nachdem sie im Stande gewesen waren, Napoleon in der Ausführung seiner Pläne zu stören und zu verwirren, den längst beabsichtigten Zweck, die Vereinigung ihrer Hauptmassen bei Leipzig.

Mit dem am 12. Sept. zur Entwicklung gedeihenden Plan Napoleon's, den Mittelpunkt der Stellung von Dresden herab nach Torgau zu verlegen, ward nicht die Absicht verbunden, Dresden aufzugeben. Dieser Punkt sollte vielmehr noch behauptet werden, theils zur Flankendeckung, theils um zu wehren, daß den Verbündeten hier nicht ein freier Elbübergang in die Hände fiele. Es wurde der Befehl ertheilt zur Anlegung von Blockhäusern am linken Ufer der Elbe, um die Verbindung zwischen Torgau und Dresden zu erhalten; auch sollten Verschanzungen angelegt werden am Sonnenstein, bei Pirna, Gießhübel und Borna. Am 14ten schrieb Napoleon an den Marschall Gouvion Saint-Cyr, daß alle seine Sorgfalt darauf gerichtet sey, Dresden zu verproviantiren; es war ihm indeß damals der That nach unmöglich, das Nöthige für die Verpflegung der Truppen herbeizuschaffen, und auch schon aus diesem Grunde wäre er gezwungen gewesen, mit seiner Hauptmacht aus der Stellung von Dresden sich zu entfernen. Von den Truppen des 1sten und 14ten Armee-Korps, die die Grenze gegen Böhmen zu bewachen hatten, starben vor Hunger täglich Hunderte von Menschen und Pferden. (Mémoires du Maréchal Saint-Cyr, tom. 4, p. 167.) Das Elend wuchs auf eine bedenkliche Weise. Bis zum 25. September blieb jedoch Napoleon in seiner alten Stellung, wiederholte bald seine Versuche, das böhmische Heer zur Schlacht zu bringen, bald ähnliche gegen Blücher. Beide wichen jedoch ihm jedesmal aus. Da ihm ein Zug gegen Böhmen während der Tage vom 15ten bis zum 18ten keinen Vortheil gebracht hatte, dachte er nun wieder an diesem letzteren Tage an eine Unternehmung gegen die Nordarmee und Berlin. Während er

selbst mit der jungen Garde auf das in der Gegend von Bautzen stehende schlesische Heer in dessen linke Seite sich werfen wollte, bestimmte er den König von Neapel und den Herzog von Ragusa, die am rechten Ufer der Elbe zwischen Dresden und Torgau standen, dazu, gegen Berlin und den Kronprinzen von Schweden vorzugehen. An Ney ward an diesem Tage, was der General Pelet übersehen zu haben scheint (vergl. Le spectateur militaire, tom. I, p. 472), der Befehl erlassen, auf jeden Fall Sorge zu tragen für die Deckung von Leipzig; außerdem ward er darauf angewiesen, sich mit dem Könige von Neapel und Marmont in Verbindung zu setzen. Jener Befehl an Ney, wegen der Deckung von Leipzig, wie ein ähnlicher auch schon am 14ten erlassen worden war, ward am 19ten wiederholt, mit dem Zusatze, daß hierin seine Aufgabe bestehe, so lange bis die offensive Demonstration Napoleon's am rechten Elbufer die Feinde nach einer anderen Seite hingerufen haben würde. Hiernach also war es bei dieser beabsichtigten ganzen Unternehmung hauptsächlich darum zu thun, den Kronprinzen von Schweden von dem Uebergange an das linke Ufer der Elbe, den bei Aken, Roslau und Elster zu bewerkstelligen er sich vorbereitete, abzuhalten; nicht aber war der Zweck, wie behauptet worden ist, unmittelbar überzugehen zur Ausführung des Planes, mit Aufgebung der Kommunikation mit Frankreich, und gestützt auf die Basis der Elbe, den Hauptschauplatz des Krieges in das Gebiet zwischen der Elbe und Oder hinzuverlegen.

Die Ausführung der am 18ten und 19ten beabsichtigten Unternehmung ward wegen eingetretener schlechter Witterung vom 20sten bis zum 22sten aufgeschoben.

Wäre es Napoleon wahrhaft Ernst mit seinem Plane gewesen, auf die Vortheile gestützt, die ihm wirklich seine befestigte Elblinie gewährte, an beiden Ufern des Flusses sich herum zu bewegen, so sollte man meinen, daß er sich von der Ausführung desselben nicht deshalb habe sollen abhalten lassen, weil Berichte, die übrigens falsch waren, bei ihm eintrafen, daß der Kronprinz von Schweden bei Roslau und Aken über die Elbe gehe und Leipzig bedrohe, auch York gegen die Elbe herab sich zu ziehen scheine. Daß der kühn gedachte Plan auch Kühnheit in der Ausführung erforderte, ist eine Sache, die sich von selbst versteht, und hatte es je damit Ernst werden sollen, so hatte auch der Gedanke an die Möglichkeit eines augenblicklichen Verlustes des Besitzes von Leipzig in den Entwurf desselben mit aufgenommen werden müssen. Ohne auf Augenblicke Leipzig preiszugeben, in der Hoffnung, es nöthigenfalls von Torgau aus wieder einzunehmen, war der Plan überhaupt nicht auszuführen.

Während der Zeit der letzten Hälfte des September-Monats war Augereau noch nicht nahe genug an Leipzig heran, daß wegen seiner unmittelbare Gefahr entstanden wäre, wenn diese Stadt um jene Zeit von Truppen des Nordheers wäre besetzt worden. Erst am 17. September war an ihn der Befehl erlassen, so schnell wie möglich von Würzburg aufzubrechen, um an die Saale zu gehen, hauptsächlich für den Zweck, die Uebergänge über diesen Fluß zu besetzen, und im Rücken der Armee die Schaaren der Partheigänger im Zügel zu halten. Erst am 6. Oktober ward überhaupt erst der Befehl an ihn ausgefertigt, daß er sich nach Leipzig ziehen solle; am 8ten noch war er in Jena, und am 9ten erst

traf er in Naumburg ein. Wollte daher Napoleon die Elbe zur einzigen Basis seiner Operationen machen, so durfte er sich, wie gesagt, in den nächsten Tagen nach dem 22. September durch Rücksichten auf den Besitz von Leipzig nicht von der Ausführung seines Planes abhalten lassen. Daß er es aber dennoch gethan hat, dies giebt den Beweis dafür, daß dieser Plan niemals recht feste Wurzeln in seiner Seele gefaßt habe. Wie in der Stellung von Dresden seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in einer zwei- oder dreifachen Richtung gegen die Mark Brandenburg, gegen die Lausitz und gegen Böhmen auseinander gerissen ward, so geschah dies auch fernerhin immer noch bei veränderter Stellung, und in einer solchen Art und Weise, daß es deutlich hervorleuchtet, eine ganz besondere Hauptrücksicht sey vorzugsweise auf das Festhalten des Besitzes von Leipzig genommen; eine Rücksicht, die die Ausführung des Planes gegen Berlin, die Oderfestungen und gegen Polen und Litthauen unmöglich machte. Diese Rücksicht bewog ihn denn auch, nachdem er noch am 22sten gegen Blücher, entweder in der Absicht, um Erkundigungen über seine Stärke einzuziehen, oder um den, ihn zur Schlacht zu bewegen, vorgegangen war, für jetzt seine ganze Macht vom rechten Ufer der Elbe zurück- und an das linke hinüberzuziehen.

Die Anordnungen und Vorkehrungen, die in den letzten Tagen des September-Monats getroffen wurden, zeigen auf Nichts weniger hin, als auf den Plan, die Elbe zur alleinigen Basis der Operationen zu machen; vielmehr spricht sich darin die Absicht aus, zunächst die Gegend zwischen Dresden, Meißen, Torgau und Leipzig sicher zu stellen, und für weitere Fälle im Hinter-

grunde eine gedeckte Stellung am linken Ufer der Saale vorzubereiten. Am 24sten erhielt Poniatowski den Befehl, sich nach Nossen zu ziehen; Gouvion Saint-Cyr soll nach Pirna zurückgehen. Am 27sten ward der Befehl erlassen, daß die Zahl der Blockhäuser am linken Elbufer von Pirna bis nach Torgau herab verdoppelt werden sollte; die Brücken von Nossen und Wurzen sollten verschanzt werden. Es wurden die Anstalten dazu getroffen, das neue Depot der Garde von Meißen nicht nach Torgau, sondern zwischen Meißen und Leipzig hin zu verlegen. Schon am 25sten war der Befehl zur Befestigung von Merseburg gegeben, wie zur Verschanzung der Uebergänge über die Saale. Derselbe zeigt hin auf die Absicht, über die Napoleon gegen den Marschall Gouvion Saint-Cyr in der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober unmittelbar vor seinem Aufbruche aus Dresden sich ausgesprochen hat. Er äußerte gegen ihn, daß, sobald bei herannahendem Winter der Frost eingetreten und die Elbe mit Eis bedeckt seyn würde, dieser Fluß ihm alsdann keine Stellung mehr darbieten werde, daher sey er gesonnen, für den Winter seinen rechten Flügel zurückzunehmen, und ihn auf Erfurt zu stützen, das Mittel längs der Saale auszudehnen und sich links an Magdeburg zu lehnen. (Mémoires du maréchal Gouvion Saint-Cyr, tom. 4, p. 186.) Mit derartigen Absichten hingen auch die am 27. und 29. September an den König von Westphalen und an den General Amey erlassenen Befehle zusammen. Der Erstere ward angewiesen, die vereinzelten Truppen in Hessen zu einer Schaar zusammenzuziehen, der Andere, ein Observations-Korps an der Weser zu bilden.

Aus Allem erhellt, was hier zu beweisen war: daß

Napoleon bei der Verlegung des Mittelpunkts seiner Stellung an der Elbe von Dresden nach Torgau allerdings wohl die Vortheile erkannt habe, die ihm daraus erwachsen, daß er durch seine Festungen beide Ufer bewachte; daß er aber dennoch vor dem 9. Oktober nicht die Absicht gehabt habe, mit Aufgebung seiner Verbindung mit Frankreich die Elbe zur alleinigen Basis seiner Operation zu machen. Und selbst auch der am 9. Oktober gefaßte Entschluß kann nicht auf den Zweck hingegangen seyn, den Schauplatz des Krieges in weite Ferne gegen den Osten hin auszudehnen, sondern nur auf den, unter den augenblicklichen Umständen durch ein kühnes Manoeuvre die Vereinigung der drei Heere der Verbündeten zu verhindern. Im Wesentlichen hatte er den ganzen Monat September hindurch darauf gehofft, das eine oder das andere Heer der Verbündeten vereinzelt zur Schlacht zu bringen, einen bedeutenden Sieg zu gewinnen und darauf wieder gegen die andere Seite sich zu wenden, und durch einen zweiten Sieg auch hier sich Raum zu schaffen. Es waren ihm aber die vereinzelten Heere in der Art stets ausgewichen, daß es ihnen gelingen konnte, zu Anfange des Oktober-Monats in einem stets engeren Kreise unter einander und ihm sich zu nähern. Er konnte den Uebergang des Nordheeres und des schlesischen Heeres über die Elbe in den Gegenden von Dessau und Wittenberg nicht mehr verhindern. Gegen diese beiden Heere nun zunächst glückliche Schläge auszuführen, darin bestand die eigentliche Absicht, die Napoleon mit seinem Zuge zwischen der Elbe und Mulde herab verband; der König von Neapel war dazu bestimmt, vertheidigungsweise dem böhmischen Heere entgegen zu treten. Daß die Sache sich wirklich so verhielt, erhellt

mit Bestimmtheit aus den Befehlen, die Napoleon während der entscheidenden Tage erließ. Am 7. Oktober, als an dem Tage, an welchem der Kaiser Dresden verließ, wurde von ihm der König von Neapel dahin angewiesen, daß dessen Hauptzweck der seyn müsse, den Marsch des verbündeten Heeres aus Böhmen gegen Leipzig aufzuhalten; dabei müsse er besondere Sorgfalt dafür tragen, daß er nicht von der Mulde sich abschneiden ließe, denn die Möglichkeit einer Zusammenziehung aller Kräfte bei Leipzig müßte gesichert bleiben. (Vergl. Le spectateur militaire, tom. 2, p. 37; Mémoires du maréchal Gouvion Saint-Cyr, tom. 4, p. 435.) Nicht also Berlin, sondern Leipzig war und blieb Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit. Auch in dem Schreiben vom 7ten an den Marschall Gouvion Saint-Cyr ist nur davon die Rede, entweder das schlesische und das Nordheer zur Schlacht zu bringen, oder beide zu zwingen, die Belagerung von Wittenberg aufzuheben, über die Elbe zurückzugehen und die Elbbrücken preis zu geben, was Alles schon einem Siege gleichkäme. In einem Schreiben an den König von Neapel wird freilich von der Absicht gesprochen, an das rechte Elbufer hinüberzugehen, die Ansicht von der Behauptung des Besitzes von Leipzig jedoch festgehalten; es ward auch in dem Sinne derselben ein Befehl zur Vertheidigung von Leipzig an den Herzog von Padua ausgefertigt. (Le spectateur militaire, tom. 2, p. 41, 42; mémoires du maréchal Gouvion Saint-Cyr, tom. 4, p. 438, 439, 440.) Mir hat in Paris ein Schreiben Napoleon's vom 9ten vorgelegen, worin er äußert: „wenn die Armee von Berlin an das rechte Ufer der Elbe zurückgeht, so haben wir 40,000 Mann weniger gegen uns". Nach dieser Aeußerung hat es am

9ten, noch nicht Napoleon's fester Entschluß gewesen seyn können, Leipzig aufzugeben, um gegen Berlin zu gehen, und wenigstens liegt kein Beweis für die Behauptung vor, daß damals der einzige Grund, weshalb er Leipzig noch habe halten wollen, darin bestanden habe, dem von Jena über Naumburg heranrückenden Marschall Augereau Zeit zu lassen, sich bei Leipzig mit der Armee zu vereinigen. Am 10ten entwickelten sich zwar bestimmter die Absichten, an das rechte Elbufer hinüber zu gehen, wenn der König von Neapel nicht mehr im Stande seyn würde, Leipzig zu halten. (Le spectateur militaire, tom. 2, p. 158, 159; mémoires par le maréchal Gouvion Saint-Cyr, tom. 4, p. 445, 446, 447.) In der Ausführung dieses Plans lag auch in der That in jenem Augenblicke das einzige Mittel, der Vereinigung der drei Heere der Verbündeten entgegen zu wirken. Wollte Napoleon eine Schlacht mit der gesammten vereinigten Macht der Verbündeten vermeiden, so konnte er dies nur allerdings auf dem Wege, den er jetzt einschlagen zu wollen schien. Die französische Armee war strategisch damals ganz und gar in eine Vertheidigungsstellung gesetzt, und das nächste Bedürfniß für sie war, sich durch eine glückliche Schlacht aus derselben herauszureißen. Selbst Gefahr waltete ob, daß, wenn an der Mittelelbe ein Sieg über die nördlich stehenden Heere der Verbündeten errungen würde, an der obern Elbe der Marschall Gouvion Saint-Cyr bei Dresden hart bedrängt werden könnte, und Napoleon genöthigt ihm zur Hülfe zu eilen. Unter solchen Verhältnissen wären etwaige Angriffspläne gegen Berlin und die Oder nicht auszuführen gewesen.

In der Hoffnung, daß er das schlesische und das

Nordheer in der Gegend von Dessau treffen werde, faßte, um sie vor der Bewerkstelligung ihrer Vereinigung mit dem böhmischen Heere zur Schlacht zu zwingen, Napoleon den Entschluß, am rechten Ufer der Elbe gegen die Brücken von Roslau und Aken seine Angriffe zu richten. Demgemäß wurden am 11ten die Befehle ausgefertigt. Aber bald mußte er erfahren, daß ihm jene Heere ausgewichen wären; er blieb längere Zeit im Zweifel darüber, wohin sie gezogen wären. Wäre es ihm nun bei seinem Zuge zwischen der Elbe und Mulde herab nicht hauptsächlich darum zu thun gewesen, Blücher oder dem Kronprinzen von Schweden, oder Beiden zugleich vor ihrer Vereinigung mit Schwarzenberg zur Schlacht zu begegnen, sondern hätte sein Hauptzweck darin bestanden, auf die Kommunikationslinien gegen Berlin und Stralsund zu wirken, so würde es gerade in dem Augenblicke, als man seinen Gegner bei Dessau nicht fand, recht eigentlich an der Zeit gewesen seyn, mit aller Schnelligkeit die ganze französische Macht durch Torgau und Wittenberg an das rechte Ufer der Elbe hinüberzuziehen, und über die Mark Brandenburg und Pommern bis an die Oder und Ostsee sich auszubreiten. Dazu aber ward nicht geschritten, es kam vielmehr die Frage zur Sprache, ob man nicht, um des Besitzes von Leipzig willen, besser thäte, sich wieder gegen das böhmische Heer zu wenden. Die Rücksicht auf Leipzig überwog hier die auf Berlin, ungeachtet Augereau sich jetzt mit der französischen Armee vereinigt hatte, und keine Unterstützungstruppen aus der Nähe heranrückend erwartet wurden. Es ist aber im Vorhergehenden schon auseinandergesetzt worden, daß der Plan, die befestigte Elblinie zur alleinigen Basis der Operationen zu machen, und darauf ge-

Flügel gegen die Nieder-Oder vorzugehen, gar nicht ausgeführt werden konnte, so lange man die Kühnheit nicht hatte, Leipzig aufzugeben. Aber wenn auch der König von Neapel gezwungen worden wäre, den 13ten Leipzig aufzugeben, so würde der Zug an das rechte Elbufer doch noch nicht unternommen worden seyn. Aus den Befehlen vielmehr, die am 12ten an Murat erlassen wurden (Le spectateur militaire, tom. 2, p. 174, 175. Mémoires par le maréchal Gouvion Saint-Cyr, tom. 4, p. 450), und durch die er für den Fall, daß er Leipzig werde verlassen müssen, angewiesen ward, sich an die Mulde zu ziehen auf Wurzen, erhellt, daß in der Meinung, der Kronprinz von Schweden und Blücher hätten sich an das rechte Ufer der Elbe hinübergezogen, Napoleon die Absicht gehabt habe, dem böhmischen Heere an der Mulde eine Schlacht zu liefern. In der gefährlichen Lage, in welcher er nun schon seit beinahe sechs Wochen sich befand, hatte er die ganze Zeit hindurch keinen anderen Plan haben können, als den, die ihm in verschiedenen Richtungen gegenüberstehenden Heere getrennt auseinander zu halten, und nach Umständen über das eine oder das andere herzufallen, einen Sieg davon zu tragen, und darauf nach der entgegengesetzten Richtung sich hinzuwenden, um einen zweiten Sieg zu gewinnen. Eine vorurtheilsfreie Betrachtung und Beurtheilung der Begebenheiten in deren Entwickelung lehrt auch in der That, daß seinem Handeln kein anderer Plan zu Grunde gelegen habe. Bald wendet er sich nach der einen, bald nach der anderen Seite, und was ihm den größten Nachtheil brachte, war dies, daß die ihm vereinzelt gegenüberstehenden Heere stets planmäßig auswichen.

Der General Pelet deutet selbst mit Recht die am 12ten an Murat erlassenen Befehle auf die Absicht, umzukehren und dem böhmischen Heere entgegen zu gehen; er sage ausdrücklich, daß, nachdem günstige Berichte aus Leipzig über die Möglichkeit, die Stadt zu halten, eingetroffen wären, er berechnet habe, daß ihm noch am 13ten Zeit gelassen sey, die Unternehmung gegen die Brücken von Roslau und Aken auszuführen, um so den Kronprinzen von Schweden, von dem er glaubte, daß er über die Elbe zurückgegangen sey, völlig zu isoliren. Auf keine weitere Absicht zeigen auch die um 1 Uhr Morgens am 13ten erlassenen Befehle hin (Le spectateur militaire, tom. 2, p. 176, 177); dessenungeachtet wird behauptet, daß an demselben Morgen in den wenigen Stunden zwischen 1 und 4 Uhr ein großer Umschwung in den Begebenheiten und in dem Schicksale Napoleon's eingetreten sey. Um vier Uhr wurden die Befehle erlassen, die die ganze französische Armee nach Leipzig riefen. Napoleon wäre, wie der General Pelet behauptet, zu der Ertheilung dieser letzteren Befehle hauptsächlich durch die eintreffende Nachricht von dem Abfalle des Königs von Baiern bewogen worden; in Folge desselben wäre er von einem Marsche verbündeter Oesterreicher und Baiern an den Rhein, an die Würtemberger und Badenser anzuschließen sich anschickten, im Rücken gefährlich bedroht worden. (Le spectateur militaire, tom. 2, p. 181 — 183.) Napoleon hatte jedoch auch innerhalb jener wenigen Stunden, während welcher die Entschlüsse verändert wurden, die Nachricht davon empfangen, daß der Kronprinz von Schweden und Blücher nicht über die Elbe, sondern an die Saale gegangen wären, und das Eintreffen dieser Nach-

richt ist es offenbar gewesen, was den Erlaß der neuen Befehle um 4 Uhr veranlaßt hat. Die um 1 Uhr ausgegebenen Befehle zur Zerstörung der Brücken von Roslau und Aken, um alles das, was von Truppen der Verbündeten an das rechte Elbufer hinübergegangen seyn konnte, zu isoliren, hatten jetzt gar keinen Zweck mehr, da die Hauptmacht des Kronprinzen von Schweden und Blücher an der Saale standen und bereit waren, mit dem böhmischen Heere sich zu vereinigen. Nachdem Napoleon dies erfahren hatte, blieb ihm gar nichts weiter übrig, als mit seiner ganzen Macht sich auf Leipzig zu ziehen. Morgens um 6 Uhr schrieb er an Berthier; wie er glaube, daß am 15. oder 16. Oktober bei Leipzig eine Schlacht zu liefern seyn würde; auch wies er am 13ten Ney an, sich mit dem Berliner Heere nicht auf eine Schlacht einzulassen; es wäre, wird hinzugesetzt, ein Sieg über dasselbe ganz gut, aber wenn ein solcher zu viel Aufenthalt verursachen würde, nicht zweckmäßig, da dessen Kräfte in der bei Leipzig zu liefernden Schlacht nothwendiger wären. Von einem unmittelbar vorher gehegten Plane, die Verbindung mit den Oder-Festungen und von da aus die mit Danzig, Polen und Litthauen sich zu eröffnen, kommt in dem Briefwechsel, der während der nächsten Tage vor der Schlacht von Leipzig geführt worden ist, nichts vor. Was Napoleon in verschiedenen Briefen über seinen Plan, an das rechte Elbufer hinüberzugehen, ausspricht, bezieht sich nur auf die Absicht, zwischen Magdeburg, Torgau und Dresden zu operiren, und beiläufig wird von einem Besuche in Berlin geredet. Der bekannte Befehl an Bassano, daß in einem abzufassenden Bulletin gesagt werden solle, daß man nicht wisse, wo er sey, bezieht sich auch auf nichts

weiter,

weiter, als auf den Gedanken an die Möglichkeit, daß im Rücken der Armee die Verbindung mit Frankreich auf einige Tage gestört werden könne. Von der Absicht einer herzustellenden Verbindung mit Danzig, mit Polen und Litthauen kommt eigentlich nur eine bestimmte Spur vor in dem Schreiben an Rapp vom 29. Juli. Auf dies Schreiben hat Rapp selbst wenig Gewicht gelegt, wie daraus erhellt, daß er es nicht einmal erwähnt hat; abgefaßt worden ist es übrigens in einer Zeit, in welcher der Krieg mit Oestreich zwar schon drohte, aber doch noch nicht erklärt war.

Die Macht Oestreichs allein, ohne die damit verbündete Macht Baierns, Würtembergs und Badens, genügte schon hinlänglich, die Ausführung des Planes zum Zuge gegen Nordosten, den man Napoleon hat unterlegen wollen, unmöglich zu machen. Daß er aber auch auf Baierns Treue mit Sicherheit nicht mehr rechnen durfte, und es also unbesonnen gewesen wäre, wenn er im Vertrauen darauf in den letzten Tagen des September-Monats und im Oktober einen Hauptplan, dessen Ausführung nothwendig die Treue Baierns voraussetzte, hätte bauen wollen, darf auch behauptet werden. Schon vor dem 27. September hatte ihm der König von Westphalen die Nachricht mitgetheilt, daß Baiern zum Abfalle sich vorbereite; deshalb befahl er an dem angegebenen Tage, daß an Hieronymus geschrieben werden solle, daß die Berichte, die ihm aus Baiern zukämen, falsch wären, und daß er denselben mißtrauen müsse. In den ersten Tagen des Oktober schon hatte der baiersche General Raglowich verlangt, daß man ihm nebst seinen Truppen die nöthigen Anweisungen, und auch zur Verpflegung, ausstellen solle, damit er mit seiner Schaar

nach Baiern zurückgehen könne. Ihm ward geschrieben, daß das Verhältniß des Königs von Baiern so wäre, daß alle Verhandlungen nur auf diplomatischem Wege unmittelbar mit Napoleon selbst betrieben werden könnten; daß Naglowich keine Befehle vom Könige von Baiern erhalten haben könne, weil die baierschen Truppen als Rheinbundstruppen unter dem Befehle des Kaisers ständen. Das Gesuch ward im Unwillen abgeschlagen, dem General Naglowich aber für seine Person freigestellt, allein nach Baiern zurückzugehen. Am 3. Oktober ließ Napoleon dem Marschall Ney zu erkennen geben, daß die in der Armee verbreiteten Gerüchte wegen Baierns falsch wären, und ähnliche Versicherungen ließ er wiederholt den anderen Marschällen ertheilen. Daraus aber schließen zu wollen, daß Napoleon wirklich geglaubt habe, diesen Gerüchten fehle aller Grund, dies dürfte doch wohl zu voreilig seyn. Jedenfalls mußte durch das, was er in Erfahrung gebracht hatte, Verdacht in ihm entstehen, und wenn dieser einmal Fuß gefaßt hatte, konnte er nicht, im sichern Vertrauen auf die feste Treue Baierns, einen Hauptoperationsplan festhalten, bei dessen Ausführung eben darauf mit Bestimmtheit gerechnet werden mußte.

Demnach ist man also zu folgenden Schlußbetrachtungen berechtigt: erstens nämlich, daß Napoleon nicht in einer so einseitigen Weise, wie Herr General Pelet uns gern überreden möchte, den Plan zum Zuge an die Ostsee als Hauptsache in seinen Operationsplan aufgenommen habe; zweitens, daß er nach einem, seinem ganzen großen Operationsplane wesentlich anhaftenden Momente, welches durch das Verhältniß seiner militairischen

Stellung zum böhmischen Heere gegeben war, in Folge des Zuges dieses Heeres gegen Leipzig, zu dem schon am 12. Oktober gefaßten Entschlusse, sich gegen dasselbe zu wenden, nicht aber in Folge des Abfalls von Baiern genöthigt worden sey.

P. F. Stuhr.

V.

Artilleristische Miscellen.

Von

H. W. Arcona.

(Fortsetzung.)

3.

Wenn in einem entlegenen Festungswerke an einer 10pfündigen Haubitze beide Laffetenräder total zerschossen und Vorrathsräder nicht gleich zur Hand sind, so machen es dringende Umstände wünschenswerth, dies Geschütz dessenungeachtet zu benutzen. Die zu treffenden Vorkehrungen, damit das Geschütz mit einiger Wahrscheinlichkeit des Treffens das bestimmte Ziel zu bewerfen im Stande ist, würden folgende seyn:

Man zieht die Naben der unbrauchbaren Räder von den Achsschenkeln, und bringt die Laffete soweit zurück, daß die Achse derselben auf der letzten Bohle der Bettung zu liegen kommt. Sind Unterlagen oder Streben vorhanden, so legt man sie parallel mit den Laffetenwänden so unter die Achse, daß sie ungefähr 1 Fuß über diese, nach der Brust der Laffete zu, vorstehen, und am andern

Ende der Laffetenschwanz zwischen sie fällt. Das Ausweichen der Unterlagen wird durch vorgeschlagene Pfähle verhindert. Um dem Rohr die nöthige Elevation geben zu können, wird der Laffetenschwanz etwas eingegraben, und der Rücklauf zur größern Schonung der Laffete dadurch weniger gehemmt, daß in Verlängerung des Laffetenschwanzes die Grube um einige Fuß fortgeführt wird. Das Geschütz ist jetzt schußfertig, nur daß beim Richten das Loth und der Quadrant angewendet werden müssen.

Sind jedoch weder Unterlagen noch Rippen vorhanden, so gräbt man den Laffetenschwanz, sowohl zur Erreichung der erforderlichen Elevation, so wie auch zur Verhinderung des Rücklaufs (indem das Geschütz jetzt nicht mehr vorgebracht werden kann), tiefer als vorher ein, und damit der vorhabende Zweck besser erreicht wird, werden hinter der Achse und hinter dem Laffetenschwanze starke Pfähle hinlänglich tief eingeschlagen.

4.

Es kann der Fall sich ereignen, daß in einer Belagerungsbatterie die Wallaffete eines langen 24pfündigen Kanons unbrauchbar wird; eine andere Laffete ist zwar vorhanden, aber es fehlt für den Augenblick an einem Hebezeuge sowohl, wie an Streben, es fehlen überhaupt in der Batterie alle Mittel, um ein schweres Geschützrohr aus- und einzulegen. In diesem Falle dürfte wie folgt zu verfahren seyn.

Von der einen Laffete wird das rechte und von der andern das linke Rad abgezogen; beide Laffeten bringt man so dicht wie möglich an einander, so daß die Achs-

schenkel der einen möglichst weit unter die Wand der andern Laffete auf der Erde zu liegen kömmt, und umgekehrt; jedoch muß der Achsschenkel der guten Laffete hinter dem Achsschenkel der beschädigten zu liegen kommen; ist ein Achsschenkel etwa abgeschossen, so ist dies um so besser, indem dadurch beide Laffeten ganz nahe an einander gebracht werden können. Nachdem hierauf die Oberpfannen abgenommen sind, legt man unter den Schwanz der guten Laffete einen Kloß von etwa 1 Fuß Höhe. Hinter das Bodenstück treten alsdann 2 Mann, und halten mit Bäumen gegen, damit das Rohr, wenn dasselbe aus den Pfannen gehoben wird, nicht nach hinten abgleiten kann. Ein Baum wird in die Mündung gesteckt, ein dergleichen quer untergelegt, und 8 Mann heben jetzt das Rohr aus den Pfannen, während ein Mann mit einer Walze bereit steht, um diese in die Pfannen zu legen. Die Richtsohle der guten Laffete wird möglichst hoch gehoben, und in die Unterpfannen wird ebenfalls eine Walze gelegt. Indem die Mündung heruntergedrückt und seitwärts geschoben wird, kann das Bodenstück auf leichte Weise auf die Richtsohle der guten Laffete gebracht werden, und hat man diesen Theil des Rohres erst hinüber geschafft, so ist es eben nicht schwer, das ganze Rohr von der alten Laffete herunter und auf die neue hinaufzubringen; ist dies Letztere erfolgt, so ergiebt sich das weitere Verfahren von selbst, um das Geschütz schußfertig zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

I.

Einige Worte über Gensdarmerie.

Von allen Institutionen, die ursprünglich aus Frankreich herstammen, und in verschiedenen deutschen Staaten, theils während der französischen Okkupation daselbst eingeführt, und nach der Restauration, als gut befunden, beibehalten, theils in andern, als nützlich anerkannt, aufgenommen wurden, ist wohl keine in jeder Beziehung wohlthätiger und zweckmäßiger, ich möchte sogar behaupten, unentbehrlicher, zumal beim jetzigen Zeitgeist, als die Gensdarmerie.

Der Ursprung dieser Waffe fällt in das 13te Jahrhundert, sie bestand aus Rittern, die den Kern der schweren Reiterei bildeten, aus denen Karl VII. im Jahre 1445 die Compagnie d'ordonnance errichtete; und später werden sie in mehreren Staaten, namentlich in der Königl. Preuß. Armee, als ein Eliten-Korps gefunden. Die französische Gensdarmerie wurde später in eine Polizeimiliz, unter dem Namen Marechaussee verwandelt.

Im Jahre 6 der Republik wurde dieses Korps, dessen Nutzen anerkannt wurde, durch ein Dekret vom Rathe der Alten unterm 18. Germinal neu organisirt, und erhielt den Namen: National-Gensdarmerie.

eines Truppentheils vermieden, die dem Korps immer nachtheilig ist, und überdies öfters mehr Aufsehen veranlaßt, als nöthig wäre.

Die Gerichtshöfe bestrafen das Verbrechen, nachdem es vollbracht, der Thäter verhaftet und des Verbrechens überführt ist; dasselbe aber zu hindern, liegt außer ihrer Macht.

Dieser wohlthätige Wirkungskreis ist der Gensdarmerie vorgezeichnet, hier tritt diese Waffe in's Leben, die die Aufrechthaltung und Befolgung der Gesetze wahret, die dem friedlichen Staatsbürger seine häusliche Ruhe sichert: denn vertrauensvoll kann derselbe sein Haus, seine Familie, seine Güter, alles was ihm lieb und theuer ist verlassen, um seinen Berufspflichten zu folgen; er ist gewiß, daß eine Macht wacht, die ihn und die Seinigen vor Unglück schützt; die Familie kann den Vater, den Bruder, ein jedes theure Glied ruhig davon ziehen sehen, ohne zu fürchten, daß er unterweges räuberisch angefallen, seiner Habe und wohl gar des Lebens beraubt werde: die Gensdarmerie wacht! Ruhig und im Vertrauen auf diesen Schutz geht der Vater mit den Seinigen nach vollbrachtem Tagewerk schlafen; er weiß, daß jeder mordbrennerische Versuch vereitelt und entdeckt wird. Giebt es wohl einen schönern Beruf, als den dieser Waffe!

Die Polizei, die gewöhnlich nur in den Hauptstädten ihren Sitz hat, wird allein wenig ausrichten können. So groß auch ihr Wirkungskreis ist, so viel Gewalt sie sich auch anzumaaßen sucht, so sind doch ihre Mittel zu gering, zu beschränkt. Sie wird also selten mehr, als eine gewöhnliche Aufsicht, auf Reinlichkeit der Straßen und öffentlichen Plätze, überhaupt die gewöhn-

liche städtische Polizei handhaben können. Außer den höhern Polizei-Beamten sind die untern Offizianten meistens nur aus der geringern Volksklasse gewählt, höchst ungebildet, dabei gering besoldet. Leute, die in ihrem früher gewählten Stande theils aus Unwissenheit, theils aus Mangel an Arbeitslust zurückkamen, finden häufig Anstellungen bei der Polizei. Man verwendet auch nicht genug Mühe auf ihre Ausbildung, die wenigsten sind mit ihren Attributionen bekannt, und suchen sich durch Brutalität und Arroganz ein Ansehen zu verschaffen; daher die öftern Fehl- und Mißgriffe, die öftern Reibungen zwischen Militair- und Polizeioffizianten, und hieraus folgt, daß die Polizei an allgemeiner Achtung unbedingt verlieren muß. Auch erläßt gewöhnlich die Polizei eine Menge Mandate und Verordnungen, deren Uebertretung mit den härtesten Strafen bedroht wird, ohne die Mittel zu besitzen, weder das Eine noch das Andere in Ausübung zu bringen; der sonst ruhige Staatsbürger findet zuweilen etwas Behagliches dabei, die polizeilichen Anordnungen zu umgehen. Ueberhaupt sollte die Polizei nie eine Verordnung erlassen, ohne sich vorher der Mittel zu versichern, die Befolgung derselben in Kraft zu erhalten. Dahin gehört vorzüglich das Verbot des Neujahrschießens, was jedes Jahr unter den härtesten Androhungen untersagt wird; und was helfen sie? es wird doch geschossen! und wie oft hat es nicht schon unglückliche Folgen gehabt.

In den kleinen Provinzstädten ist es in dieser Beziehung noch schlimmer. Wo findet man dort öfters auch nur die geringste polizeiliche Maaßregel wegen Reinlichkeit; und hat sich auch einmal ein Beamter emanzipirt, hierin etwas leisten zu wollen, so findet er keine Unter-

stützung, denn es werden gemeiniglich zu den Aufseherposten Leute angestellt, denen man im Alter eine Versorgung angedeihen lassen will: nicht selten findet man Lahme und Krüppel, die als Polizeidiener oft in dem lächerlichsten Kostüm funktioniren, und vielen Stoff zu unterhaltenden Anekdoten liefern.

Aber selbst die beste Zivil-Polizei kann, ohne von einer gut organisirten Gensdarmerie unterstützt zu werden, nie das leisten, was man von ihr zu fordern berechtigt ist. Die Beweise hiervon liegen zu deutlich am Tage, den unwidersprechlichsten liefern die vielen Diebstähle und oft mit Mord begleiteten, gewaltsamen Einbrüche, die so überhand nehmenden Brandstiftungen, und wo, troß der starken Garnisonen, die Rädelsführer und Anstifter nur selten entdeckt und verhaftet werden.

Das Königl. Preuß. Militair läßt gewiß in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig, denn es dient allen andern Staaten zum Muster; auch die Polizei-Behörden sind aus tüchtigen Männern gebildet, und dennoch können die vielen Diebstähle, die in mehreren Hauptstädten der Monarchie so oft den friedlichen Einwohner beunruhigen, nicht verhindert werden.

Die allgemein zunehmende Bevölkerung, der Luxus, der sich bis in die niedere Volksklasse verbreitet und eine unvermeidliche Demoralisirung herbeiführt, der durch die vielen neuen Erfindungen und Anwendung von Maschinen, wo sonst Menschenhände gebraucht wurden, verminderte Erwerb erfordert von Seiten der Gouvernements ganz besondere Berücksichtigungen und Maaßregeln, die einer guten Gensdarmerie bedürfen.

Nachdem die Nothwendigkeit dieser Waffe hinlänglich dargestellt ist, werde ich mich nun mit der Organi-

sation derselben beschäftigen, die, wenn die Gensdarmerie leisten soll, was man von ihr zu erwarten berechtigt ist, die größte Aufmerksamkeit verlangt: denn wenn ein Glied dieser großen Maschine mangelhaft ist, wird sie den Zweck verfehlen, und der Staat bedeutende Kosten unnütz verschwenden; daher auch in manchen Staaten die Gensdarmerie von keinem Nutzen ist. Die Wahl der Subjekte ist keineswegs der Waffe angemessen, die Anstellung dabei wird mehr als eine Versorgung alter gedienter, zum Felddienst unbrauchbarer Leute betrachtet. Ihre Stationirung ist ebenfalls zwecklos; was kann man für eine Wachsamkeit erwarten, wenn, wie es der Fall ist, in einem Orte von mehreren tausend Einwohnern oft nur zwei Gensdarmen stationirt sind, und diese vielleicht in einem Bezirk von 5 bis 6 Meilen die einzigen sind, folglich auch keine Verbindung stattfinden kann. Am mangelhaftesten ist das Verhältniß zu den Zivilbehörden.

Was dem Heere im Felde Vorpostenchaine, Vorhut, Nachhut und Seitenpatrouillen sind, das soll für den Staat die Gensdarmerie seyn; zu solchem Dienst kann der Halbinvalide nicht gebraucht werden. Ihre Attributionen sind nicht gehörig geregelt; man betrachtet sie gleichsam als Pedelle der Lokalbehörden, und sie funktioniren öfters als Polizeidiener und Armenvögte: dadurch wird diese Waffe entwürdigt, verliert die Achtung und das Vertrauen der Unterthanen, worin allein ihre moralische Kraft besteht. Die Grenze zwischen Gensdarmerie und Polizei ist nicht scharf genug verzeichnet.

Die Gensdarmerie muß ein rein militairisches Korps bilden, das, vereinigt, jeden Augenblick zugleich mit dem stehenden Heere dem Feinde die Spitze bieten kann. Deshalb muß es auch unter den unmittelbaren Befehlen eines

kommandirenden Generals stehen, und nicht unter einer Zivilbehörde, die sich dieser Waffe nur requisitorialisch bedienen kann. Denn ist die Gensdarmerie z. B. der Polizeibehörde untergeordnet, so entsteht sehr leicht der Mißbrauch, daß diese Behörde sich der Gensdarmen zur Espionage bedient, was leider der Fall im Königreich Westphalen war, wo die so treffliche Gensdarmerie, die in den ersten Jahren mit der französischen rivalisirte, ihren ganzen Werth und ihr Ansehen verlor, als die hohe Polizei sich der Unteroffiziere und Gensdarmen als Spione bediente, und wozu sich sogar Offiziere dieser Waffe gebrauchen ließen.

Das Korps der Gensdarmerie muß in Regimenter, diese in Eskadrons und Kompagnien, letztere in Unterabtheilungen, Sektionen — oder, wie sie in der französischen Gensdarmerie genannt werden, in Brigaden, jede zu 5 Mann, von einem Unteroffizier oder Brigadier kommandirt — eingetheilt seyn; jede Schwadron hat die erforderliche Anzahl von Offizieren, wie die Formation des Regiments es erfordert, von denen wieder Jeder nach Verhältniß eine Anzahl Unterabtheilungen oder Brigaden zu kommandiren hat. Auch sind jeder Kompagnie zwei Trompeter zugetheilt, die aber den gewöhnlichen Gensdarmendienst versehen, und nur dann als Trompeter funktioniren, wenn die ganze Kompagnie zusammengezogen ist; daher, wenn sich das ganze Regiment formirt, stellt es gleich den übrigen Kavallerie-Regimentern dieselbe Formation dar. Ebenso bildet die Fuß-Gensdarmerie Bataillone gleich denen der Linien-Infanterie.

Das stehende Heer ist die Pflanzschule der Gensdarmerie, aus diesem werden die Gensdarmen gewählt, und es muß als eines der größten Verdienste, als die

ausgezeichnetste Belohnung angesehen werden, wer für fähig und würdig gehalten wird, in dieser Waffe dem Vaterlande zu dienen. Die intellektuelle Bildung, die bei der ganzen Königl. Preuß. Armee in solcher Vollkommenheit stattfindet, würde eine der aller vollkommensten Gensdarmerien liefern.

Die Auswahl der Subjekte zu Gensdarmen muß mit der größten Vorsicht geschehen. Die unbedingten Erfordernisse sind:

Ein Alter von wenigstens 25 Jahren, und nicht über 35 Jahre beim Eintritt in's Korps.

Eine Dienstzeit von mindestens 3 Jahren im stehenden Heere, und ohne je eine Strafe erlitten zu haben.

Vollkommen lesen und schreiben können, damit er im Stande sey, ein richtiges und verständliches Protokoll, ausführliche Species facti oder sonstige Meldungen zu machen. Auch in der Arithmetik und Geographie muß er die nöthigen Kenntnisse besitzen; er muß überhaupt wissenschaftlich gebildet seyn. Großen Vortheil gewährt die Kenntniß der hebräischen Sprache, um Diebstählen auf die Spur zu kommen. Die Brigadiers müssen unbedingt außer ihrer Muttersprache noch eine der lebenden Sprachen sprechen.

In den Waffen, sowohl als Kavallerist wie als Infanterist, vollkommen geübt seyn. Tapferkeit, Festigkeit, Kaltblütigkeit, Ordnungsliebe, Verschwiegenheit, Bescheidenheit und Mäßigkeit sind die moralischen Eigenschaften, die beim Gensdarm unbedingt erfordert werden.

Der Gensdarm muß mit Personen aus allen Ständen umzugehen verstehen, denn sein Dienst bringt ihn sowohl mit Personen höhern Standes, als mit der niedern Volksklasse in Berührung; er muß sowohl bei den

einen, als bei der andern sich Achtung zu erwerben suchen. Der rechtliche Bürger und Unterthan muß ihm volles Vertrauen schenken, der Schlechte ihn fürchten, aber doch ehren und achten.

Da der Gensdarm als Beschützer des öffentlichen und individuellen Wohls betrachtet wird, so darf er nicht vergessen, daß er in jedem Staatsbürger einen strengen Beobachter seines öffentlichen wie seines Privatlebens hat. Nichts ist nachtheiliger für den Ruf des Gensdarmen, nichts setzt ihn in den Augen der Welt mehr herab, als Trunkenheit. Er muß daher sich dieses Lasters vorzüglich enthalten, denn der Gensdarm ist immerwährend im Dienst, er ist jeden Augenblick gewärtig, um Beistand angesprochen zu werden, und wird er jemals im Zustand eines Betrunkenen gefunden, so ist alles Zutrauen verloren. Auch nicht der geringste Vorwurf darf einem Gensdarm gemacht werden können, selbst den Verweis seiner Vorgesetzten darf Niemand ahnen.

Der Gensdarm soll, wo möglich, unverheirathet seyn, und selbst die Erlaubniß hierzu muß nur unter ganz besondern Verhältnissen ertheilt werden.

Wenn nun ein zu dieser Waffe vorgeschlagenes Individuum allem diesem entspricht, so beginnt die Ausbildung als Gensdarm, die schwieriger und wichtiger als die eines Soldaten im stehenden Heere ist, der seinen Posten immer gut ausfüllen wird, wenn er auf's Kommandowort Alles prompt und pünktlich vollzieht. Ganz anders verhält es sich mit dem Gensdarmen, dieser steht meistens isolirt, und seine eigene Erfahrung, sein Scharfsinn muß ihn leiten, er muß in jeder Lage, bei jedem Vorfall zu handeln wissen, und seine Handlungen müssen immer streng den Gesetzen angemessen seyn; seine

Gegenwart vertritt augenblicklich die obrigkeitliche Behörde, denn auf ihn beruht die Vollziehung und Befolgung der Gesetze.

Was der Strateg im Felde ist, das ist der Gensdarm vor den Gesetzen. So wie der Taktiker jedes Terrain zu benutzen wissen muß, ebenso muß der Gensdarm in allen vorkommenden Fällen die Kraft der Gesetze anzuwenden verstehen, und deren Befolgung in Ausübung zu bringen wissen.

Jeder Gensdarm muß die Bewohner seines Bezirks in allen ihren häuslichen Verhältnissen, ihrem moralischen Charakter, ihrem Erwerbszweige genau kennen; denn dadurch wird er in den Stand gesetzt, denjenigen darunter zu entdecken, auf den er ein wachsames Auge haben muß.

Alle obige Eigenschaften und Fähigkeiten, die von einem Gensdarmen im Allgemeinen verlangt werden, müssen die Brigadiers oder Abtheilungs-Kommandanten um so mehr besitzen, da sie außer ihren Dienstverhältnissen auch bei ihren Untergebenen die gehörige Achtung und Folgsamkeit zu erhalten wissen müssen. Aber auch mit allen Behörden haben sie das beste Einverständniß zu erhalten, welches natürlich nur dem gebildeten und unterrichteten Manne gelingen wird.

Ein Haupterforderniß ist, daß die Brigade-Kommandanten, und selbst die Gensdarmen, mit den Verhältnissen vollkommen bekannt seyen, in denen sie hinsichtlich ihrer Dienstverrichtungen zu den verschiedenen obrigkeitlichen Behörden stehen; denn ein Mangel dieser Kenntniß würde sehr oft Störungen und Mißverständnisse herbeiführen, die immer nachtheilig auf den Dienst wirken.

Auch ist eine genaue Kenntniß aller Gesetze, Ver-

ordnungen, Befehle und Anordnungen, sowohl in gerichtlicher als in polizeilicher Beziehung, den Gensdarmen ganz unentbehrlich; die Behörden müssen auch selbst darauf bedacht seyn, von allen Verfügungen und Anordnungen, die die Umstände veranlassen könnten, die in ihrem Bezirk stationirten Gensdarmen sogleich in Kenntniß zu setzen.

Hinsichtlich der Stationirung der Brigaden oder Unterabtheilungen ist Folgendes hauptsächlich zu beobachten.

Die Landesgrenzen, die Hauptstraßen, die Etappenplätze, die Städte, wo Zucht-, Korrektions- oder Arbeitshäuser sich befinden, müssen vorzüglich berücksichtiget werden. Die Stationirung der Brigaden muß dergestalt eingerichtet seyn, daß jede Brigade mit der ihr zunächst liegenden sich in Verbindung setzen kann, ohne deshalb genöthigt zu seyn, des Nachts außerhalb ihrer Residenz bleiben zu müssen. Die weiteste Entfernung darf nicht über 4 Meilen seyn.

Man kann nach ungefährer Dislokation auf 5 Quadrat-Meilen eine Brigade rechnen, nur muß dabei noch die Bevölkerung berücksichtigt werden. Die Grenzörter sind vorzüglich zu beobachten, denn die geraubten Effekten werden meistentheils durch Diebeshehler und Komplizen in's Ausland gebracht, und diesem Treiben kann nur durch die Wachsamkeit der Gensdarmerie Einhalt geschehen. Eine Stadt mit 30,000 Einwohnern bedarf auch in polizeilicher Hinsicht einer größern Aufsicht; es müssen also wenigstens eine reitende und eine Fuß-Brigade darin stationirt werden, wo alsdann erstere den Dienst im Rayon der Stadt, die Fuß-Brigade das Patrouilliren innerhalb derselben verrichten wird.

Um eine noch deutlichere Ansicht der Stationirung der Gensdarmerie-Brigaden zu liefern, habe ich den Regierungsbezirk Minden als Norm angenommen, und die Oerter namhaft gemacht, wo Brigaden aufgestellt werden müßten. Nämlich:

in Minden . . 3 Brigaden (2 reitende, 1 Fuß-).
» Rahden . . 1 Brigade.
» Herforden . 1 »
» Versmold . 1 »
» Bielefeld . 1 »
» Wiedenbrück 1 »
» Paderborn . 1 »
» Lichtenau . 1 »
» Warburg . 1 »
» Brakel . . . 1 »
» Steinheim . 1 »
» Höxter . . 1 »
» Beverungen 1 »
» Rittberg . . 1 »
» Petershagen 1 »
» Büren . . . 1 »
» Stadtbergen 1 »

Diese würden zusammen eine Kompagnie bilden, deren Kapitain nebst einem Lieutenant in Minden, in Paderborn und Höxter aber sich an jedem dieser Orte ein Lieutenant befände; der Wachtmeister von jeder Kompagnie würde, der Komptabilität wegen, beim Kapitain stationirt seyn. Alle 14 Tage hat der Lieutenant die in seinem Distrikt stationirten Brigaden zu inspiziren, der Kapitain hingegen jeden Monat die seine Kompagnie bildenden Brigaden zu revidiren, wobei diese Offiziere eine genaue Musterung der Pferde, Equipirungs-

Täglich durch zwei Gensdarmen die Straßen, Neben- und Kommunalwege ihres Bezirks zu patrouilliren, die Wirthshäuser, vorzüglich die einzeln liegenden, zu visitiren. Bei dieser Gelegenheit Erkundigungen über etwaige Vorfälle bei den verschiedenen Ortsbehörden einzuziehen, sich auch jedesmal von denselben ihre Anwesenheit in einem dazu bestimmten, bei sich zu führenden Buche bescheinigen zu lassen. Auf vagabundirendes Gesindel, auf Hausirer, und vorzüglich auf alle Reisende, die sich nicht gehörig legitimiren können, ein wachsames Auge zu haben, und diejenigen, auf denen der mindeste Verdacht ruhen sollte, der nächsten obrigkeitlichen Behörde vorzuführen, dem Brigade-Kommandanten aber vom Geschehenen eine ausführliche Meldung zu machen.

Alle Verbrecher und alle diejenigen, die durch Signalements bezeichnet sind, aufzusuchen, zu verfolgen und zu verhaften.

Alle diejenigen zu verhaften und sogleich der kompetenten Behörde vorzuführen und zu überliefern, die gegen irgend eine Verordnung oder gegen polizeiliche Verfügungen handeln, und auf frischer That ertappt werden.

Ueberall da, wo ein großer Zusammenfluß von Menschen stattfindet, als bei Jahrmärkten, Freischießen, Gelegenheitsfesten, öffentlichen Zeremonien, müssen einige Mann von der Brigade sich einfinden, vorzüglich aber bei dieser Gelegenheit durch übel angebrachten Diensteifer den schuldlosen Jubel nicht zu stören wagen.

Alle diejenigen, welche mit Aufrechthaltung der Ordnung und mit Ausübung obrigkeitlicher Verfügungen beauftragt sind, als: Polizeibeamte, Zoll- und Steuerbeamte, Zwangsbefehlsträger ꝛc., in ihren Funktionen unterstützen, und ihnen allen nöthigen Beistand leisten.

Auf

Auf die ohne Paß Reisenden ein wachsames Auge haben, wobei jedoch die Intelligenz des Gensdarmen sehr in Anspruch zu nehmen ist, damit er nicht etwa Reisende von Stande mit unbescheidenen Fragen behellige, oder wohl gar ihnen unnöthigen Aufenthalt verursache.

Wenn im Distrikt der Brigade Feuer ausbricht, so muß sich sogleich der Kommandant der Brigade mit einigen Gensdarmen an Ort und Stelle verfügen, alle mögliche Rettungs- und Löschanstalten nach Kräften unterstützen, für Ruhe und Ordnung sorgen, auch die Ursache der Feuersbrunst zu ermitteln suchen. Von allem Vorgefallenen haben sowohl die Gensdarmen ihrem Brigadier, als dieser seinem immediat Vorgesetzten schriftliche Meldung zu machen.

Allen Requisitionen der öffentlichen Behörden, vorausgesetzt, daß sie zu den Attributionen des Gensdarmeriedienstes gehören, muß der Brigadier und jeder Gensdarm augenblicklich Genüge leisten, seinen immediat Vorgesetzten aber sofort davon in Kenntniß setzen.

Alle Brigaden haben unter sich eine periodische Korrespondenz, welche darin besteht, daß jede Brigade an bestimmten Tagen der Woche, und, was wenigstens alle fünf Tage geschehen muß, mit der ihr zunächst gelegenen Brigade, auf einem in der Mitte gelegenen Orte zusammenkommt, wo sie dann die eingesammelten, der öffentlichen Ruhe nöthigen Nachrichten, alle erhaltenen Signalements und sonstige über Verbrecher eingezogene Erkundigungen gegenseitig austauschen. Diese Korrespondenzen gewähren auch den Vortheil, daß dadurch Arrestanten und Verurtheilte, sicher und ohne Kosten, an den Ort ihrer Bestimmung dirigirt werden können.

Fällt bei irgend einer obrigkeitlichen Behörde etwas

vor, was einer andern schnell mitgetheilt werden muß, und es träfe außer den Tagen des Postabgangs, so würde der Brigadier der daselbst stationirten Brigade requirirt, die desfallsige Depesche durch einen Gensdarm an ihre Bestimmung zu befördern. Zu diesem Behuf ist bei jeder Brigade immer ein Mann in Bereitschaft, jeden Augenblick aufzusitzen, um die zu befördernde Depesche nach der in der Richtung ihrer Bestimmung zunächst gelegenen Brigade zu überbringen. Hieraus fließt abermals der Nutzen, daß nicht allein eine bedeutende Ersparniß an Estaffetten-Gebühren erreicht wird, daß die Geschäfte dennoch in ihrem raschen Gange bleiben, zugleich aber der Gensdarm bei dieser Gelegenheit die Straße patrouillirt, und auf alle Gegenstände die ihm zur Gewohnheit gewordene Aufmerksamkeit lenkt.

Erfährt ein Gensdarm, daß irgendwo ein Diebstahl begangen sey, so hat er sich augenblicklich, auch ohne erst eine Meldung, Aufforderung oder Requisition abzuwarten, an Ort und Stelle zu begeben, Alles genau zu untersuchen, und die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, um sich aller Mittel zu versichern, die geraubten Effekten wieder herbeizuschaffen, auch wo möglich den Thäter zu verhaften.

Widersetzlichkeiten gegen die Gensdarmerie im Allgemeinen, eben so wie gegen jeden Einzelnen, müssen sehr streng gerügt und bestraft werden, denn es befestigt ihre moralische Kraft.

Wenn der Gensdarm bei Zusammenrottirungen und tumultuarischen Auftritten „im Namen der Gesetze" Ruhe gebietet, so muß augenblicklich Folge geleistet werden: bei Weigerungen oder Beharren des Tumults kann der Gensdarm nach vorherigem dreimaligen Aufruf:

zur Ruhe! sich der Waffen bedienen. Der ruhige, friedliebende Bürger und Unterthan wird sich sonder Zweifel dann sogleich entfernen, sogar nöthigenfalls der Gensdarmerie Beistand leisten, wenn er dazu aufgefordert würde, und nur die Ruhestörer die Folgen zu tragen haben.

Alle zehn Tage hat der Brigadier einen summarischen Rapport über alle Dienstverrichtungen der ihm untergeordneten Brigade seinem immediat Vorgesetzten einzureichen.

Jeder Lieutenant und Distrikts-Kommandant wird dann aus diesen eingegangenen Rapports einen General-Bericht anfertigen und solchen zweimal des Monats, den 1sten und 15ten, seinem Kapitain übersenden.

Der Kapitain seiner Seits vereinigt nun diese Rapports in Einen, den er monatlich dem Obersten des Regiments einreicht. Diese Rapports werden alle nach einem dazu vorgeschriebenen Schema gleichförmig angefertigt.

Was den Dienst der Offiziere, ihren verschiedenen Graden nach, ihre Verhältnisse zu den Autoritäten anbetrifft, so ist solcher natürlich eben so weit umfassend, denn er erstreckt sich nicht allein auf das militairische Kommando und die Administration des Korps und dessen Unterabtheilungen, sondern er bezieht sich ebenfalls auf den Dienst der Gensdarmerie, und erfordert eine genaue Kenntniß aller Gesetze und eine strenge Aufsicht. Es ist jedoch hier ebensowenig der Raum, alle die verschiedenen Zweige des Dienstes ausführlich darzustellen, auch bestehen übrigens noch sehr werthvolle Instruktionen und Reglements über diese Branche, um die festen Bestimmungen noch näher kennen zu lernen, und es würde ein Leichtes seyn, sie der jetzigen Verfassung anzupassen.

Die Gensdarmerie ist natürlich gleich den übrigen

Truppen von allen Abgaben, auch Chaussee-, Pflaster- und Brückengeldern frei.

Da die Brigadiers der Gensdarmerie mit allen Unterbehörden ihres Distrikts stets in nahe Berührung kommen, die Gensdarmen auch mit der niedern Volksklasse auf so mancherlei Art in Verkehr stehen, so werden sie dadurch in den Stand gesetzt, die öffentliche Stimmung am leichtesten zu beobachten und zu erforschen. Ohne von allem dem, was sie in dieser Beziehung erfahren, einen individuellen Gebrauch zu machen, und einzelne Personen, die etwa in der Uebereilung, oder durch Leidenschaft aufgeregt, unschickliche Redensarten geführt haben, anzuzeigen, beschränken sie sich lediglich darauf, alle in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen zu sammeln, und jeden Monat fertigt der Brigadier einen Rapport über die öffentliche Stimmung in dem Bezirk seiner Brigade, den er seinem Immediat-Chef übersendet. Hierdurch wird das Gouvernement in den Stand gesetzt, sehr leicht einer jeden Fermentation in den ersten Augenblicken entgegen zu arbeiten, und dadurch manche unglückliche Katastrophe zu vermeiden.

Es ist übrigens dieses ein Gegenstand des Dienstes der Gensdarmerie, der sich weder genau darstellen und schildern läßt, noch weniger daß reglementarische Bestimmungen darüber gegeben werden könnten. Es beruht lediglich auf die Intelligenz der Unteroffiziere, die die Tendenz dieser Aufmerksamkeit und Beobachtung aus dem rechten Gesichtspunkt auffassen; denn so nützlich der Erfolg seyn wird, eben so nachtheilig würde eine falsche Behandlung dieses Gegenstandes auf das Ansehen und Vertrauen der Gensdarmerie wirken.

Was die Disziplin im Korps der Gensdarmerie

anbetrifft, so werden sowohl Offiziere, als auch Unteroffiziere und Gensdarmen für alle Dienstvergehungen im Dienste der allgemeinen und gerichtlichen Polizei von den Zivil-Gerichtshöfen in Untersuchung gezogen und von denselben verurtheilt; für Vergehen in Hinsicht militairischer Disziplin aber vor ein Kriegsgericht gestellt und nach den Gesetzen des Militair-Straf-Kodex gerichtet.

Die Anstellung der Offiziere, Unteroffiziere und Gensdarmen, sowie auch das Avanzement im Korps geschieht auf den Vorschlag des General-Inspekteurs der Gensdarmerie an den Kriegsminister.

Die Grenzen der Gewalt der Gensdarmerie müssen vorzüglich sehr scharf bezeichnet seyn und streng bewacht werden; man muß sehr genau darauf achten, daß keine Mißgriffe, Gewaltthätigkeiten oder Eingriffe in die bürgerliche Freiheit und in die feststehende Ordnung vorfallen können. Den Offizieren der Gensdarmerie liegt es hauptsächlich ob, ihre ganze Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, insbesondere aber ein gutes Einverständniß mit sämmtlichen obrigkeitlichen Behörden zu unterhalten zu suchen.

Wenn Truppen marschiren, haben die Gensdarmen auf die Nachzügler ein wachsames Auge zu halten, und die friedlichen Einwohner vor Belästigungen zu schützen, auch dafür zu sorgen, daß diese Nachzügler sich sofort und auf dem kürzesten Wege zu ihren Korps begeben.

Während der Einquartierungen haben die Gensdarmen darauf zu achten, daß keine Unordnungen vorfallen, und ebensowohl Sorge zu tragen, daß dem Soldaten das Gesetzmäßige verabfolgt werde, als auch die Bequartierten vor Belästigungen und gesetzwidrigen Forderungen zu schützen.

Die Stationirung der Brigaden, oder wenn Abänderungen darin vorgenommen werden sollen, geschieht auf den Befehl des General-Inspekteurs und mit Zuziehung und Genehmigung des Ministers der Justiz, des Innern und des Krieges.

Die Gensdarmerie darf nie requirirt noch kommandirt werden, um Arresthäuser in ihren Residenzen zu bewachen. Nur wenn Staatsgefangene transportirt werden, denen in einer Auberge ein Nachtlager verstattet wird, dann liegt es der Gensdarmerie ob, durch ein oder zwei Mann die Wache des Arrestanten zu übernehmen.

Die Vernachlässigung der Aufsicht eines Arrestanten, und dessen Entweichung als Folge derselben, Mißhandlungen der Arrestanten, oder unerlaubte, der Gesundheit nachtheilige Mittel, ihre Entweichung während des Transports zu verhindern, werden die deshalb bewirkten Strafen durch einen besonders dazu entworfenen Kodex festgesetzt.

Ueberhaupt wie Arrestanten transportirt werden müssen, und welche Mittel anzuwenden sind, um ihre mögliche Entweichung zu verhindern, darüber muß eine besondere Instruktion ertheilt werden.

Verwandtschaften der Unteroffiziere und der Gensdarmen mit den Einwohnern ihrer Residenz sind mit dem Dienste im Korps unverträglich, und können oft nachtheilig wirken; dieses muß daher bei Stationirung der Unteroffiziere und Gensdarmen berücksichtigt werden. Wenn daher durch eine erlaubte Verheirathung eines Unteroffiziers oder Gensdarmen derselbe mit Familien seiner Residenz verwandt würde, so muß seine augenblickliche Versetzung die Folge seyn.

Auch wenn ein Unteroffizier oder Gensdarm irgend

eines Vergehens halber in Untersuchung gewesen ist und eine Strafe erlitten hat, muß er in eine andere Brigade versetzt werden.

Die Hauptstärke des Korps der Gensdarmerie besteht unbedingt in der Moralität, Bildung und Festigkeit der Individuen, welche dasselbe bilden. Die allgemeine Achtung, ein unbegrenztes Vertrauen ist dem Korps unentbehrlich, um den Nutzen und das Gute ihrer Bestimmung zu bewirken. Sie wird ihm nicht fehlen, wenn dessen Glieder Treue gegen den Regenten, und Vaterlandsliebe mit den nöthigen Kenntnissen vereinigen, und eine strenge Erfüllung ihrer Pflichten ihnen Bedürfniß wird. Die Gensdarmerie wird dann als das Palladium der öffentlichen und individuellen Ruhe und Sicherheit betrachtet werden.

Da der ruhige Staatsbürger in jedem Gensdarmen einen Vorposten der öffentlichen Ruhe und Sicherheit erblickt, so muß dieser nie vergessen, daß er folglich auch in jedem Unterthan einen strengen Beobachter seines Privat- und öffentlichen Lebens, in jeder obrigkeitlichen Person einen Richter über die Ausübung seiner Pflichten findet.

Die Offiziere der Gensdarmerie, sowie auch die Brigade-Kommandanten, müssen hauptsächlich bedacht seyn, mit sämmtlichen Behörden ihrer resp. Distrikte im besten Vernehmen zu stehen, und sich gegenseitig alle, auf die öffentliche Ruhe bezügliche Nachrichten mittheilen; nur diesem glücklichen Einklange wird man dann das öffentliche Wohl und die vollkommene Sicherheit zu verdanken haben.

Ein anderer Zweig des Dienstes der Gensdarmerie ist der der Armee-Gensdarmerie, welche sowohl auf

den Märschen, als in den Kantonnements, Biwaks und Lägern die militairische Polizei zu handhaben hat. Auch über diesen Felddienst der Gensdarmerie ist ein sehr umständlich abgefaßtes, und in jeder Beziehung zweckmäßiges Reglement vom Jahre 1810 vorhanden.

Der Felddienst dieser Waffe ist eben so weit umfassend, als der der Landgensdarmerie, indem ihre ursprüngliche Bestimmung nie aus den Augen verloren werden darf. Uebrigens dürfen die Gensdarmen nicht etwa, wie es wohl schon geschehen ist, Bedienten und Stalldienern gleich, zur Disposition der Stabsoffiziere verwendet werden.

Die Armee-Gensdarmerie tritt nur bei Mobilmachung des stehenden Heeres in's Leben. Es werden dann aus dem ganzen Korps diejenigen Offiziere, Unteroffiziere und Gensdarmen gewählt, welche sich am besten dazu eignen, und zwar dergestalt, daß der Dienst im Staate nicht darunter leide; die vakanten Stellen in den Brigaden müssen übrigens aus den Depots wieder ersetzt werden.

Die Stärke des zum Felddienst bestimmten Gensdarmerie-Detaschements richtet sich nach der Stärke des stehenden Heeres, dem es zugetheilt wird. Zu einem Armeekorps von circa 30,000 Mann würde das Gensdarmerie-Detaschement bestehen aus:

1 Stabsoffizier, als Kommandeur,
1 Kapitain,
2 Lieutenants,
1 Wachtmeister,
6 Brigadiers, 2 Trompeter und 46 Gensdarmen.

Hinsichtlich der Marschverpflegung und der Feldzulage sind sie den übrigen Truppen assimilirt.

Zur Ausbildung der Gensdarmen muß in jedem Hauptorte oder Residenz des Obristen ein Depot organisirt seyn. Jeder, der zur Annahme im Korps der Gensdarmerie vorgeschlagen wird, muß eine Zeit lang in diesem Depot sich mit allen Pflichten eines Gensdarmen vertraut machen, und die zum Dienst nöthigen Kenntnisse zu erlangen suchen.

Er wird alsdann vorläufig einer Brigade zum Dienstleisten zugetheilt, wo er dann drei Monate den Gensdarmendienst versieht, und nur, wenn man sich von seiner Tüchtigkeit und Brauchbarkeit überzeugt hat, erfolgt seine definitive Anstellung im Korps; denn es ist unmöglich, daß man einem aus dem stehenden Heere ausscheidenden Militair, was auch seine Intelligenz und seine guten Eigenschaften seyn möchten, sogleich die Funktionen eines Gensdarmen anvertrauen könne.

Der Genuß der allgemeinen Achtung ist, wie jedem öffentlichen Beamten, auch vorzüglich dem Gensdarmen bei Ausübung seiner Funktionen am unentbehrlichsten.

Da das Korps der Anzahl nach nicht stark genug ist, um Gesetzwidrigkeiten, Ruhestörungen, Tumulten die Gewalt der Waffen entgegen zu setzen, so muß es in dem Unterthan selbst sich eine Stütze sichern, auf deren Beistand es sich in Fällen der Noth mit Bestimmtheit verlassen kann. Zwar muß das Gesetz jeden einzelnen Unterthanen von selbst dazu verpflichten; noch besser aber ist es, wenn er durch Achtung und Liebe gewonnen, sich unaufgefordert und freiwillig dazu erbietet, die Operationen der Gensdarmerie mit Nachdruck zu unterstützen, und der Gensdarm nicht erst des vorschriftmäßigen Aufgebots bedarf.

Achtung und Liebe wird keinem braven Manne, des-

sen Bürgertugenden anerkannt sind, versagt; wie viel eher wird sie nicht der Gensdarm genießen, der als Staatsbeamter, als Diener der öffentlichen Gewalt, einen höhern Beruf hat, dessen erste Sorge es aber auch ist, dem Publikum nicht allein Achtung gegen seinen Stand, sondern auch gegen sich selbst persönlich einzuflößen; mit dem Verdienste des ganzen Korps kann sich der Einzelne nicht schmücken, wenn er nicht selbst Theil daran hat.

Persönliche Achtung und volles Vertrauen erwirbt sich aber der Gensdarm nur durch treue Erfüllung seiner Dienstpflichten und eine strenge, nie bestochene Rechtschaffenheit; eine unwandelbare Gerechtigkeit in Fällen, wo das kleinste Unrecht dem Bürger nicht allein kränkend, sondern ihn auch zu kostbaren Aufopferungen zwingen würde, zu welchen das Gesetz ihn nicht verpflichtet. Pflichterfüllung, ohne die Gesetze der Menschlichkeit aus den Augen zu verlieren.

Wenn eine Gensdarmerie nach obigen Prinzipien organisirt wird, und der einzelne Gensdarm jene angeführten Grundsätze bei Ausübung seiner Funktion nie aus den Augen verliert, so wird ein Gouvernement den Nutzen, der durch alle Branchen der Administration daraus entspringt, sehr bald würdigen lernen.

II.

Ueber die Nothwendigkeit der Kriege und Erhaltung des kriegerischen Sinnes in unserer Zeit.

Der gute Soldat wünscht Krieg; er wünscht ihn instinktmäßig, wie der Löwe; sein Muth treibt ihn und die Ehre, des Soldaten höchste Göttin. Alles, was wir lieben, ist schön, vortrefflich — wer wollte es daher dem Soldaten verargen, wenn er von seiner Geliebten alles Mögliche rühmt und den Krieg für durchaus nothwendig hält; — an Gründen kann es der Liebe und der Leidenschaft nie fehlen. — Ganz entgegengesetzt denkt der Bürger mit seinen friedlichen Bestrebungen; er giebt höchstens zu, daß der Krieg ein nothwendiges Uebel, eine Strafe Gottes sey. Was sagt hierzu eine unpartheiische, das Ganze umfassende Betrachtung? Ob unter bestimmten gegebenen Umständen der Krieg für ein Volk nothwendig oder vortheilhaft sey, das zu entscheiden ist Sache des Staatsmannes. Etwas ganz Anderes ist die Untersuchung der Frage: sind Kriege für Entwickelung und Fortschritt des Menschenlebens überhaupt ersprießlich?

Philosophie und Geschichte können nur in Gemeinschaft diese Frage beantworten. Unsere Philosophen indeß lebten bisher zu sehr in einer selbstgeschaffenen Vernunftwelt, als daß sie ernstlich zu der Erwägung eines solchen Problems gekommen wären. In den philosophischen Fragmenten von Novalis finden wir einige geistreiche Andeutungen; auch Hegel in der Rechtsphilosophie berührt unser Thema, jedoch in seiner gewöhnlichen abstrakten und absprechenden Weise. Wir wollen das hierher Gehörige mittheilen, da Hegel's Ansicht nicht ohne Autorität ist und hier gerade eine sehr gangbare Ansicht repräsentirt. Zuerst S. 418: „Der Krieg, als der Zustand, in welchem mit der Eitelkeit der zeitlichen Güter und Dinge, die sonst eine erbauliche Redensart zu seyn pflegt, Ernst gemacht wird, ist hiermit der Moment, worin die Idealität des Besondern ihr Recht erhält und Wirklichkeit wird; er hat die höhere Bedeutung, daß durch ihn die sittliche Gesundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen das Festwerden der endlichen Bestimmtheiten erhalten wird, wie die Bewegung der Winde den See vor der Fäulniß bewahrt, in welche sie die dauernde Ruhe, wie die Völker ein dauernder oder gar ein ewiger Friede versetzen würde.“ Noch genauer S. 419: „Im Frieden dehnt sich das bürgerliche Leben aus, alle Sphären häufen sich an und es ist auf die Länge ein Versumpfen der Menschen; ihre Partikularitäten werden immer fester und verknöchern. Aber zur Gesundheit gehört die Einheit des Körpers, und wenn die Theile in sich hart werden, so ist der Tod da. — Aus dem Kriege gehen die Völker nicht allein gestärkt hervor, sondern die Nationen, die in sich unverträglich sind, gewinnen durch Kriege nach Außen Ruhe im Innern. Allerdings kommt durch den Krieg

Unsicherheit ins Eigenthum, aber diese reale Unsicherheit ist nichts als die Bewegung, welche nothwendig ist."

Wie die Hegel'sche Philosophie in allen Dingen das Verneinende, Auflösende auffaßt und diesem absolute Bedeutung beimißt, so soll auch hier der Krieg wesentlich in der Auflösung des Bestehenden, Endlichen seine hohe sittliche Bedeutung haben. Diese Ansicht ist nicht ohne Wahrheit, aber in der hier aufgestellten Allgemeinheit widerspricht sie dem Leben und den Thatsachen. Wir geben zu, nicht selten ist ein Krieg durch Auflösung von alten verknöcherten Institutionen Veranlassung zu höheren Entwickelungen geworden; allein daß der Krieg nothwendig oder auch gewöhnlich eine solche heilsame Belebung hervorbringe, läugnen wir eben so entschieden, als daß eine solche erfrischende Bewegung des Volkslebens hauptsächlich an den Krieg geknüpft sey.

Was das Erstere betrifft, so ist vor Allem zu bedenken, daß ein Volk ein in sich lebendiges Ganzes ist, das in sich seine Bewegung hat, und nicht gleich einem See eines äußern Anstoßes zur Bewegung bedarf. Wo die kriegerische Bewegung heilsam wirken soll, da muß schon der Volksgeist eine Anlage, Tendenz zu etwas Höherem haben. Wie oft ist z. B. China durch Kriege in seiner Bevölkerung beregt und umgestaltet worden, und dennoch ist das Volksleben immer in derselben Starrheit geblieben. Die Zeiten, wo das deutsche Volksleben am meisten verknöchert war, sind wohl die Jahrhunderte vor der Reformation und der französischen Revolution, und diesen Zeiten hat es doch gewiß nicht an Kriegen gefehlt. Freilich haben die Religionskriege nach der Reformation das deutsche Volksleben in seinen innersten Tiefen beregt, allein was war die Folge? nicht die Ver-

spannung desselben wurde verhütet, sondern vielmehr sein Aufschwung; bis zur politischen Ohnmacht herabgespannt erscheint Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, besonders Frankreich gegenüber. Die „reale Unsicherheit des Eigenthums“, welche nach Hegel nichts als eine nothwendige Bewegung ist, hatte endlich noch weit mehr, als in den Jahren 1806 bis 13, die Gemüther aus aller Lebensfreude, aus ihrem Beruf, aus ihrem naturgemäßen Wirken herausberegt, so daß sie in Dumpfheit und Verzweiflung versanken; es folgte eine unberegte, todte Zeit für Kirche, Staat, Wissenschaft und Kunst.

Andererseits kann eine Zeit, ein Volksleben sehr beregt seyn, ohne dieselbe vom Kriege zu erhalten. Wir wollen nicht auf das Christenthum, Reformation und andere welthistorische Entwickelungspunkte zurückgehen, wo die Bewegung augenscheinlich durch die Idee, durch den freien Geist, nicht durch äußere Gewalt bedingt ist. Blicken wir nur auf die Gegenwart; daß es ihr an Beregung fehle, darüber wird kein Staatsmann Klage führen, und dennoch ist die Beregung, die von jener „realen Unsicherheit des Eigenthums“ in der Periode der Freiheitskriege ausging, längst vorüber. Je zivilisirter das Volk, je mehr der Geist in ihm erwacht, desto weniger bedarf es des äußern Reizes zu seiner Beregung.

Offenbar ist also von Hegel die Bedeutung des Krieges nur einseitig und negativ aufgefaßt; einestheils kann diese Frage nicht so allgemein in Pausch und Bogen beantwortet werden, es ist die Entwickelungsstufe des Volks und der ganzen Zeit zu berücksichtigen; andererseits muß der positive Einfluß des Krieges auf

Entwickelung der Völker und Staaten hervorgehoben werden.

Der letztere ist je nach der Entwickelungsstufe ein zwiefacher, ein politischer der Staatenbildung und ein sittlicher der Volksbildung. Mögen wir in der Geschichte blicken, wohin wir wollen, überall sehen wir den eigentlichen Staat aus Stämmen und Horden durch Krieg entstehen; nur durch Gewalt können sie dahin gebracht werden, dem Staatsgesetz oder der höhern Intelligenz eines Fürsten sich zu unterwerfen. Nie würden sich freiwillig unsere deutschen Vorfahren zu einem deutschen Reiche vereinigt haben, alle europäischen Reiche sind durch Kriege allmälig gebildet und befestigt worden. Dieser Bildungsprozeß eines Volks oder Staats durch Krieg findet seine natürliche Grenze, wenn die Stämme und Geschlechter von einerlei Abstammung und Sitten zu einer Einheit vereinigt sind; die Eroberungen, die darüber hinausgehen, haben eine kurze Dauer im Laufe der Geschichte. Die Staatsbildungskriege gehen allmälig zwischen schon gebildeten Staaten in Grenzkriege über. Oft haben diese in wirklichen Bedürfnissen ihren Grund, z. B. ein ackerbauendes Volk, das sich stark vermehrt hat, bedarf eines erweiterten Bodens, um sich zu ernähren und Handel zu treiben; am häufigsten aber entspringen sie wohl aus Eifersucht und Nationalhaß, der fast immer zwischen benachbarten Völkern verschiedener Abstammung sich erzeugt. Die Staatsbildungskriege Preußens haben der große Kurfürst und Friedrich der Große geführt. Die Kriege der neuern Zeit haben zwar auch Preußen vergrößert, allein im Allgemeinen ist die Zeit der staatsbildenden Kriege für die größern

europäischen Reiche vorüber, und selbst Grenzkriege haben wir nicht mehr zu befürchten, wenn die Mächte und die Diplomatie des Londoner Kongresses in demselben Sinne der Ausgleichung fortfahren.

Der andere positive sittliche Einfluß des Krieges auf die Volksbildung ist die Entwickelung des nationellen Selbst- und Ehrgefühles, der Nationalität. Ohne die Perserkriege, ohne die Schlachten von Marathon, Salamis u. s. w. wären die Athenienser schwerlich das von uns gepriesene edle Volk geworden. Dieses Selbstgefühl, nicht „die reale Unsicherheit des Eigenthums“, hebt über die Engherzigkeit und Philisterhaftigkeit kleinlicher Interessen hinaus. Wehe dem Volke, das lieber feig der Knechtschaft sich hingiebt, als sein Leben an die Freiheit setzt! So verloren im Alterthum schon die häufig und lange unterdrückten Juden alles edlere Ehrgefühl, alle politische Nationalität, nur das starre, religiöse Bewußtseyn gab ihnen von Zeit zu Zeit auch einen gewissen politischen Aufschwung. Ohne die Freiheitskriege würde Preußen auch in nationeller Beziehung bei weitem nicht das seyn, was es jetzt wirklich ist.

Als einen dritten positiven Einfluß können wir noch den sozialen unterscheiden; die durch Kriege herbeigeführte Kommunikation der Völker gleicht die einseitigen Gewohnheiten, Sitten, Institutionen der Völker mit einander aus. Wir erinnern den geschichtskundigen Leser nur an die Kreuzzüge, an die Mauren in Spanien, an die Kriege der Franzosen und Deutschen in neuerer Zeit.

Fragen wir nun: ist aus allen diesen Ursachen der Krieg für unsere Zeiten wünschenswerth? so liegt schon in dem Dargestellten die verneinende Antwort. Unsere Zeit ist ohne Zweifel beregt und negativ genug, die Periode

riode der Staatenbildung ist vorüber. Die Erhaltung und höhere Belebung des Bestehenden möchte für die Regierungen nöthiger seyn, als die Vergrößerung des Gebietes und der Einwohnerzahl, welche letztere, falls sie sich nicht natürlich an die Einheit anzuschließen geeignet ist, viel nachtheiliger als vortheilhaft für einen Staat ist. In der größten sozialen Kommunikation stehen jetzt die Völker auch ohne Krieg. Zur Erhaltung der Nationalität bedürfen wir ebenfalls keiner Kriege mehr, da dieselbe hinreichend erstarkt ist, um auch in andern Sphären Nahrung zu finden und sich zu beleben, und sie wird ja auch durch den immer zum Kampf gerüsteten Militairstand selbst erhalten.

Im Allgemeinen läßt sich wohl der Satz aufstellen: je jünger die Völker sind, desto unvermeidlicher und nöthiger ist für sie Krieg; je mehr sie sich aber zivilisiren und zu organischen Staaten heranwachsen, desto vermeidlicher und verderblicher wird derselbe für sie. Staatsvertheidigungskriege gegen fremde Gewalt u. dgl. können und müssen freilich zu allen Zeiten und unter allen Umständen von einem tüchtigen Staate geführt werden. Mag der Knabe und der Jüngling auch im spielenden oder auch im ernsteren Kampfe seine Kraft stählen — der ernstere Mann hat höhere Pflichten; er zieht das Schwerdt nur zum Schutz seiner Ehre, seines Eigenthums, seiner Familie, seines Vaterlandes und Fürsten. Ebenso auch die Völker-Individuen. Unsere Zeit ist bis zu diesem verständigen Mannesalter gelangt, wo die Völker und Staaten sich gegenseitig als sittliche Individuen anerkennen. Freilich ist diese Anerkennung noch nicht allgemein, selbst die Hegel'sche Philosophie, welche das Bewußtseyn unserer Zeit auszusprechen so selbstgefällig sich rühmt,

verkennt diese tiefe Wahrheit. Vernehmen wir Hegel in seiner Rechtsphilosophie (2te Aufl. S. 424.): „Da keine Gewalt vorhanden ist, welche gegen den Staat entscheidet, was an sich Recht ist, und die diese Entscheidung verwirklicht, so muß es in dieser Beziehung immer beim Sollen verbleiben. Das Verhältniß von Staaten ist das von Selbstständigkeiten, die zwischen sich stipuliren, aber zugleich über diesen Stipulationen stehen." — Ebenso §. 333: „Der Grundsatz des Völkerrechts als des allgemeinen, an und für sich zwischen den Staaten gelten sollenden Rechts, ist, daß Traktate, auf welchen die Verbindlichkeiten der Staaten gegen einander beruhen, gehalten werden sollen. Weil aber deren Verhältniß ihre Souveränität zum Prinzip hat, so sind sie in so fern im Naturzustand gegen einander, und ihre Rechte haben nicht in einem allgemeinen, zur Macht über sie konstituirten, sondern in ihrem besondern Willen ihre Wirklichkeit. Jene allgemeine Bestimmung bleibt daher beim Sollen, und der Zustand wird eine Abwechselung von dem den Traktaten gemäßen Verhältniß, und von der Aufhebung desselben."

Die politische Praxis der europäischen christlichen Staaten ist offenbar über diese Lehre Hegel's hinaus. Sie hat in der neuern Zeit nicht nur Rechte der Völker gegen einander anerkannt, was, wie Hugo Grotius bekanntes Werk beweist, von jeher von zivilisirten Nationen geschehen ist; sondern die Gesammtheit der Mächte hat sich auch zu einer zugleich moralischen Macht über die einzelnen Staaten gestellt, und gerade jetzt (im Anfange des Jahres 1839) wird ohne Zweifel Belgien bald erfahren, daß es nicht beim „Sollen des Völkerrechts" bleibt. Daß ein Staat zugleich über dem Ver-

trag stehe, und die Bestimmung desselben bloß ein Sollen dem besondern Willen des Staats gegenüber sey: diese Lehre hebt alles Völkerrecht, alles politische Vertrauen auf. Wir wollen uns hier auf den bekannten Streit der Moral und Politik nicht einlassen, wir wollen nicht entscheiden, wie weit die letztere mit der erstern Hand in Hand gehen kann; mag auch die Politik unserer Zeit noch immer egoistisch bleiben, so darf doch dieser Egoismus kein absoluter seyn, ein Traktat wäre dann in obigem Sinne nichts als ein Werk der List und der Lüge, und den einzelnen Staaten bliebe nichts übrig, als sich an jene armselige, abgenutzte Idee des politischen Gleichgewichts in der Politik zu halten. So wenig als sonst irgend ein Recht an die dasselbe vollziehende Gewalt geknüpft ist, sondern vielmehr an die göttliche Ordnung, vermöge deren es in der Totalität des Bestehenden bestimmt wird: so würde auch das Völkerrecht existiren, abgesehen von jener ihm Nachdruck gebenden Gewalt, und wohl den europäischen Mächten und Völkern, daß sie in der Intelligenz bis zu dieser sittlichen Anerkennung fortgeschritten sind!

Viel schlimmer, als diese politischen Kriege, über welche unser Zeitalter einigermaaßen hinaus zu seyn scheint, sind diejenigen, die aus Krankheiten des Volkslebens innerhalb des Volkes selbst entstehen, die Religions- und Bürgerkriege: von diesen sind wir in Deutschland wenigstens noch viel weiter entfernt als von jenen.

Noch aber liegt für unsere Ansicht ein Feind hinter dem Strauch, in dem Einwurf: ein langer Frieden erschlafft so den Muth und die kriegerische Tüchtigkeit eines Volkes, daß es, wenn die Noth einer kräftigen Selbstvertheidigung heranrückt, keine hinreichende Energie mehr

zu derselben besitzt. Nachdem z. B. die Römer die Welt bezwungen und längere Zeit im Frieden zugebracht hatten, waren ihre stolzen Legionen nicht mehr unbesiegbar, ja sie erlagen bald gänzlich unsern kriegerischen deutschen Vorfahren. Unter dem kriegerischen König David triumphirten die alten Hebräer über die Philister und andere Feinde; nach der friedlichen Regierung des weisen Salomo war es bald um ihre Selbstständigkeit geschehen. Und verlor nicht selbst unser vaterländisches Heer die Schlacht bei Jena, weil es seit dem siebenjährigen Kriege ein wenig aus der Uebung gekommen war und nichts Bedeutendes mehr im Felde geleistet hatte?

Es ist nicht zu läugnen: kriegsgeübte und besonders sieggewohnte Soldaten vermögen, wenn die übrigen Bedingungen gleich sind, mehr als bloß einexerzirte. Die kriegerische Tüchtigkeit indeß ist nicht allein und vorzugsweise an vollendete Körper-Ausbildung geknüpft. Wir unterscheiden uns hierin gänzlich von den Alten, so daß die Beispiele der Kriegführung der Alten auf die moderne meistens keine Anwendung mehr haben. Das Glück der Schlachten hing vor der Erfindung des Schießpulvers weniger von der Taktik des Feldherrn ab, als von der vollendeten, gewissermaaßen physischen Tüchtigkeit und Ausbildung des Soldaten; denn da Mann gegen Mann gekämpft wurde, kam Alles an auf Gewandtheit und Kraft, auf Kühnheit und List — Eigenschaften, wie sie im Süden den Räuber charakterisiren. Wogegen in dem modernen Kampfe der Massen gegen Massen keineswegs jene körperliche Tüchtigkeit und List den Ausschlag giebt. Die nöthige gymnastische Ausbildung besteht hier nur in einer gewissen technischen Fertigkeit, welche der moderne Soldat in kurzer Zeit im stehenden Heere erlangt. Wenn

man aber manchmal die Verehrer des Mittelalters behaupten hört: bei unserer jetzigen Kriegsweise sey der Tapfere in die Hand des Feigen gegeben, und die Tapferkeit sey jetzt nicht mehr wesentlich, oder gar überflüssig, so ist diese Behauptung durchaus falsch; daß auch jetzt noch der moralische Muth, die Vaterlandsliebe über physische Hindernisse, ja selbst über Kriegs-Uebung und Erfahrung den Sieg davon trägt: das haben die preußischen Landwehren mit ihren gefällten Bajonnetten, den sieggewohnten Garden Napoleon's gegenüber, aufs bündigste bewiesen. Je mehr der Krieg eine Kunst geworden ist, desto mehr ist das Physische zurückgetreten, wie denn auch unsere Kriege verhältnißmäßig bei weitem weniger blutig sind, wie die der Alten, und nicht von so langer Dauer.

Kriegerischer Sinn und Tüchtigkeit ist also keineswegs kriegsgeübten Truppen allein eigen, so daß derselbe im Frieden verschwinden müßte. Die persönliche Bravour scheint im Einzelnen nicht durch die übrige sittliche Tüchtigkeit bedingt zu seyn; sehen wir ja zu allen Zeiten nichtswürdige Menschen, für welche das Leben keinen Werth mehr hat, sehr brav sich schlagen. Freilich! aber wir sehen noch weit mehr nichtsnutziges Gesindel feig davon laufen, wenn es recht ernst wird. Die Sittlichkeit des Soldaten ist allerdings auch eine etwas eigenthümliche. Ehrgefühl scheint uns die Quintessenz derselben, mag dieselbe nun überwiegend an das Vaterland, an die Nationalität oder an den Ruhm eines großen Feldherrn sich knüpfen. Woher kommt es z. B., daß die Franzosen im Allgemeinen tapfere Soldaten sind, die Italiener dagegen, besonders die Neapolitaner und die Schlüsselsoldaten, stets feig sich bewiesen? Es ist nichts

anders als die Nationalität, die jene belebt, während dieselbe bei den zerstückten und meist durch Fremde unterjochten italienischen Staaten nicht zur Ausbildung gelangen konnte. Auch die Soldaten des alten deutschen Reiches waren in spätern Zeiten nicht mehr tapfer, eben weil die Nationalität abgestorben war. Zu allen Zeiten finden wir Entartung des kriegerischen Sinnes mit Entartung der Nationalität verbunden. So die Römer, nachdem in den Bürgerkriegen die römische Nation als solche sich aufgelöst hatte. Zwar gelingt es noch wohl Einzelnen großen Feldherren, wie Agricola, Belisar u. A., ihre Soldaten wieder des römischen Namens würdig zu machen. Das Genie vermag die Nationalität für eine kurze Zeit zu ersetzen, allein die nationelle Ehre, aus welcher nach allen Seiten hin große und schöne Thaten hervorgehen, ist gewissermaaßen das sittliche Genie des Volks. Wie ein glücklicher Krieg die Nationalität belebt, so ist auch umgekehrt von dieser Belebung am meisten das Kriegsglück abhängig. Preußens Unglück im Jahre 1806 war, daß es ihm an einem nationalen Heere fehlte. Selbst das Genie eines Napoleon hätte schwerlich jene glänzende Laufbahn seines Ruhmes sich eröffnet, wenn nicht anfangs das begeisterte Heer der französischen Republik ihn empor getragen und den Grund dazu gelegt hätte. Doch wir haben bereits in einem frühern Aufsatze den Vorzug der Volksheere vor allen andern nachgewiesen; wie diese Ansicht durch die Geschichte bestätigt wird, dafür sey uns erlaubt, nachträglich das Zeugniß eines Mannes anzuführen, der schärfer als irgend ein Anderer die geschichtlichen Thatsachen ohne alle Theorie auffaßte, Machiavelli nämlich, der in einem vertraulichen Briefe an einen Freund sich fol-

gendermaaßen äußert (Uebersetzung von Leo S. 111.): „Ihr müßt das wissen, daß die besten Heere, die es giebt, durch Volksbewaffnung gebildet werden. Erinnert Euch der namhaften Heere, da werdet Ihr Römer, Lakedämonier, Athenienser, Aetoler, Achäer und Schwärme von Nordländern; Ihr werdet sehen, daß die, welche große Thaten vollbrachten, ihre Völker bewaffneten, wie Ninus die Assyrer, Cyrus die Perser, Alexander die Makedonier. Nur einige Beispiele finde ich, Hannibal und Pyrrhus, welche mit zusammengelesenem Heere Großes ausgerichtet haben. Dies aber rührt von der außerordentlichen Tüchtigkeit der Anführer her, welche in solchem Rufe stand, daß sie unter diesen gemischten Heeren denselben Geist und Ordnung verbreitete, wie man sie bei Volksbewaffnungen antrifft. Betrachtet Ihr die Niederlagen Frankreichs und seine Siege (im Anfange des 16ten Jahrhunderts), so werdet Ihr finden, daß es, wenn es mit Italienern und Spaniern, deren Heere den seinigen glichen, kämpfte, gesiegt hat. Jetzt aber, wo es gegen Volksbewaffnungen in den Kampf tritt, wie die Schweizer und Engländer, ist es geschlagen worden und muß noch größere Verluste besorgen."

Wenn wir demnach mit Hinweisung auf die Geschichte behaupten, Kriegsglück und kriegerischer Sinn knüpfe sich vorzugsweise an die Entwickelung der Nationalität, so soll hiermit keineswegs der Einfluß des Genies und der Kunst Einzelner oder des Kriegerstandes überhaupt geläugnet werden. Männer wie Condé und Türenne, Eugen und Marlborough, der große Kurfürst und Friedrich der Große haben glänzende Siege ohne Volksheere erfochten; allein sie hatten auch keine Volksheere sich gegenüber, man stritt allgemein mit

Söldnern und geworbenen Truppen. Napoleon's kunstgeübte, weltbesiegende Garden sind doch vorzüglich den preußisch-deutschen Volksheeren unterlegen, nachdem sie schon früher an der spanischen und der russischen Nationalkraft zurückgeprallt waren.

Das Genie und die Kunst der Einzelnen ist wie ein elektrischer Funken, der in demselben Moment Alle durchzieht, die Nationalität aber ist eine lodernde Flamme, der Nichts zu widerstehen vermag; das Selbstvertrauen, welches Genie und Ruhm des einzelnen Feldherrn erwecken, kann durch eine einzige Niederlage sehr geschwächt werden, während die Vaterlandsliebe durch einzelne Verluste nicht gehemmt, vielmehr oft noch mehr angefacht wird. Da nun aber die neuere Kriegskunst einen strengen Mechanismus fordert, die nationale Gesinnung hingegen, als frei und selbstständig, einer solchen Tendenz widerstrebt, so kann, wie schon Schleiermacher in einer gehaltvollen akademischen Abhandlung über die verschiedene Gestaltung der Staatsvertheidigung bemerkt, gar leicht ein Antagonismus zwischen beiden Prinzipien entstehen. (Litterar. Nachlaß 1ster Band, S. 266): „Wenn die höhere Kunst sich ganz isolirt: so kann sie es hassen, wenn in der Masse eine lebendige Gesinnung sich offenbart, weil diese überall nach irgend einer freien Thätigkeit strebt, und dies Bestreben scheint die Genauigkeit des Gehorsams zu gefährden. Die niedere mechanische Geschicklichkeit in denen, welche entweder Fremde sind, weil aus dem Zusammenhange mit der Volksthätigkeit beharrlich herausgesetzt dem innern bürgerlichen Leben fremd geworden, kann zwar nicht hassen, aber stolz auf ihre Verbindung mit der höheren Kunst und auf ihre dadurch erworbene Sicherheit kann sie die Ge-

sinnung als überflüssig verachten wollen. Auch die Gesinnung ihrerseits kann zum Haß gebracht werden gegen die Kunst; gegen die niedere, eben wenn sie sich brüstet mit Fertigkeiten, durch welche der Mensch doch nur die Stelle der Maschine vertritt; gegen die höhere, wenn sie mit berechnender Kälte den möglichen Menschenaufwand abschätzt, und aus reiner Lust und Freude dann das tragische Spiel betreibt, welches nur durch den Drang, das gemeine Wesen zu retten, vertheidigt werden kann."

Daß ein solcher Antagonismus auch in den letzten Freiheitskriegen zuweilen noch vorgekommen seyn mag, ist leicht begreiflich, weil damals die Kunst und die Gesinnung, d. h. der eigentliche Militairstand und das Volk sich zuerst zu jenem schönen höhern Bunde vereinigten, und hierbei von der einen und von der andern Seite noch einiges Mißtrauen stattfinden mochte. Bei der seitdem in's Leben getretenen preußischen Heeres-Organisation kann schwerlich ein solches Mißtrauen oder jener Gegensatz Raum finden. Denn einerseits dringt durch das Institut der Landwehr die Kunst in das ganze Volk ein, und befreundet sich mit demselben, so daß die durch die Gesinnung belebte Masse nicht mehr zum Haß und Ungehorsam gegen den eigentlichen Militairstand geneigt ist. Dadurch aber fällt denn auch das Mißtrauen des letztern gegen jene weg, und jenem Bestreben der Kunst, welches einen strengern Mechanismus in allen Theilen fordert, geschieht ohnedem Genüge durch das stehende Heer, da in der jungen Mannschaft desselben die Gesinnung erst allmälig erwacht, und hier wenigstens auf keine Weise jenem Mechanismus entgegen ist.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß der kriegerische Sinn oder der militairische Geist nicht besteht in

jenem rohen Muthe, der sich blind in die Gefahr stürzt, oder in verzweiflungsvoller Leidenschaft sein Leben opfern will. Wir sind weit entfernt, den natürlichen Muth, welcher sich des Ueberwindens von Gefahren erfreut, zu schwächen; allein derselbe ist nur dann preiswürdig und rühmlich, wenn er ein würdiges, schönes Ziel hat, und das schönste ist unstreitig das Wohl des Vaterlandes. „Die Basis des militairischen Geistes," sagt daher Schleiermacher in der oben angeführten Abhandlung, „ist allemal der Widerstandstrieb (θυμός) eines Volkes. Der Widerstandstrieb aber kann nur erwachen in dem Maaße, als das Volk sich eng und fest verbunden fühlt, und er ist also nichts anderes, als die zum Streit aufgerufene Vaterlandsliebe." Wo die letztere wahrhaft sich findet, da erzeugt sie den muthigen Sinn, der dem Soldaten unerläßlich ist. Wogegen dieser allein ohne jene Gesinnung nicht nur dem Könige und Vaterlande weniger leisten wird, sondern ein solcher Mann ist auch unzuverlässig, weil Noth und Umstände ihn vielleicht bestimmen können, zum Feinde überzugehen.

Wie in Deutschland aus leicht begreiflichen Ursachen das Nationalgefühl in den vorigen Jahrhunderten fast zu Grunde gegangen war, ist bekannt genug. In der neuesten Zeit aber sehen wir, wie die in hellen Flammen entzündete Vaterlandsliebe nicht nur den kriegerischen Sinn schuf, als es Noth that; dieselbe erzeugte auch das Institut der Landwehr, wodurch jener Sinn fortdauernd genährt wird, so daß hier von einer Entartung des kriegerischen Sinnes im Großen nicht die Rede seyn kann. Von Seiten des Volks ist derselbe offenbar im Wachsen begriffen; im Militairstande selbst könnte

die Entartung nur wenige einzelne Individuen ergriffen haben. Sie giebt sich hier in zweierlei Extremen kund: das eine, daß die Offiziere zu sehr in das Philisterthum des bürgerlichen Lebens sich verlieren, wodurch leicht ein Mangel an militairischer Energie des Charakters entsteht. Manche Individuen widmen sich auch diesem Stande, ohne den erforderlichen Sinn dazu zu besitzen, nur durch die äußern und geselligen Vorzüge bewogen; diese vermögen nicht den kriegerischen Sinn, ja nicht einmal den gewöhnlichen Mechanismus im gemeinen Soldaten auszubilden, und noch weniger würde in einem Kriege das Vaterland auf diese eiteln Paradehelden rechnen können. Eine zu große Ansammlung solcher Individuen im Militairstande muß allerdings der Ausbildung des kriegerischen Sinnes sehr hinderlich seyn. Das andere Extrem ist die zu große Abschließung des Militairstandes, so daß derselbe, alles Bürgerthum verachtend, den gemeinen Soldaten nur als ehrlosen Diener behandelt, und dadurch den Sinn desselben seinem Fürsten entfremdet. Die Krankheit dieses zweiten Extrems ist vielleicht gefährlicher, als die des erstern, weil sie weniger erkannt und beachtet wird, und weil ein solches Verfahren nicht selten als höchster Diensteifer und wahre Treue sich geltend macht. Leider giebt es auch jetzt noch Manche, die den Bürger nur als Pöbel betrachten, der zu Nichts da sey, als zum Gehorchen und zum Dienen; die Gesinnung, meinen sie, sey beim Soldaten etwas Ueberflüssiges; man werde und müsse ihn zwingen, seine Schuldigkeit zu thun. Wären solche dünkelhafte Thoren einer hellern Einsicht fähig, so wären sie längst durch die Thatsachen der neuern Zeit belehrt worden; wir wollen indeß

dem gesunden, vorwärts schreitenden Geist unserer preußisch-deutschen Nationalität vertrauen, daß solche Gesinnung und bornirte Ansicht allmälig ganz absterbe.

Diese Nationalität, worauf in Zukunft das Heil der Völker und Staaten beruht, ist keine Treibhauspflanze; sie wird nicht künstlich gezogen, sie wurzelt durchaus in der lebendigen, tüchtigen, ehrlichen Gesinnung, welche Fürst und Volk mit gleicher Liebe umfaßt. Sie kann nur da sich bilden, wo von oben herab eine volksthümliche Gesinnung dem Volk entgegentritt; alle weltliche Klugheit und List vermögen nicht sie zu erzeugen und zu ersetzen; offenes, gegenseitiges Vertrauen und Achtung ist ihr Saame wie ihre Frucht. Sie ist das sittliche Genie des Einzelnen als Volksgliedes, und geht, wie alles Genie, aus der innersten Freiheit des Geistes als göttliche Gabe hervor.

Obgleich demnach die Nationalität nicht mittheilbar in Theorie und Wort, da sie nur durch die That sich offenbart: so glauben wir doch, daß innerhalb der Schulen und Instruktionsstunden des stehenden Heeres Manches zur Beförderung derselben gethan werden könnte. Die letzteren nämlich würden gewiß für den gemeinen Soldaten nützlicher und weniger langweilig seyn, wenn er in denselben außer dem, was zum Dienst gehört, nicht nur gewisse Worte und Formeln papagaienmäßig nachschwatzen lernte, sondern auch lebendig erzählen hörte, was der preußische Soldat im Heere des großen Kurfürsten, des alten Fritz oder unter dem alten Dessauer Ruhmvolles vollbracht hat. Zur Ergänzung und Erweiterung des Mündlichen müßten ganz populär geschriebene Volksbücher in den Kompagnien vorhanden seyn: Schlachtenbeschreibungen, Anekdoten von einzelnen tapfe-

ren Soldaten u. dergl. dienten für den gemeinen Soldaten zu einer eben so angenehmen als nützlichen und belebenden Unterhaltung. Freilich müßten solche Dinge außer dem militairischen Mechanismus bleiben, es müßte jedem Ordentlichen die Theilnahme frei stehen, und das Ganze mehr als Ehrensache behandelt werden. An Schulbildung fehlt es größtentheils unsern jungen Soldaten nicht, um eine ihrem Alter angemessene, anschaulich geschriebene Geschichte aufzufassen.

Durch das Bisherige glauben wir hinreichend gezeigt zu haben, daß es zur Erhaltung des kriegerischen Sinnes keineswegs, wie Viele wähnen, immer erneuter Kriege bedürfe. Das Einzige, was nach einem langen Frieden nothwendig fehlen muß, wäre die taktische Erfahrung der Offiziere. In wie fern Theorie und Manöver hier die Praxis ersetzen, mögen die Kenner beurtheilen; jedenfalls aber wären unsere Feinde in demselben Falle: denn wenn auch die Franzosen in Afrika, die Russen in Asien Krieg führen, so möchte doch die gegen undisziplinirte Völkerschaften dort erworbene Erfahrung und Uebung von geringem Nutzen seyn, wo taktisch durchgebildete Armeen auf dem Kampfplatz erscheinen.

Kriege sind also von zivilisirten Völkern weder eifrig zu suchen, noch auch ängstlich zu vermeiden. Im Kriege, als in einem Zustande der Gewalt, der die andern Lebensrichtungen hemmt und zerstört, liegt immer von der einen oder andern Seite etwas Unsittliches, Verkehrtes zum Grunde; indeß faktisch gerathen die Verhältnisse der Staaten manchmal in solche Verwickelung, daß nur die Gewalt sie lösen kann. Hier geht die Frage in's politische Gebiet über. Die Völker müssen dann den Krieg wie ein göttliches Geschick mit Ergebung hinnehmen;

aber zu verargen ist es ihnen gewiß nicht, daß sie den Frieden sehnlichst wünschen: welche Opfer verlangt der Krieg, ja schon die übergroßen militairischen Zurüstungen der gegenwärtigen Zeit von ihnen! Kriege indeß wird es, trotz des eifrigsten Strebens zum Frieden, von Zeit zu Zeit immer geben, und dasjenige Volk wird bei sonst gleichen Umständen Sieger seyn, welches im Frieden am meisten zu einer lebendigen Einheit in der Gesinnung allseitig fortschreitend sich ausbildete.

Dr. Franz Vorländer.

III.

Die ersten Dienste des Feldmarschalls Herzogs v. Wellington in Holland und Indien.

(Mit offiziellen und andern Urkunden.)

Aus dem Englischen übersetzt

von

W. von Prittwitz,
Lieutenant im 22sten Infanterie-Regiment.

Krieg in Mysore.

(Schluß.)

Oberst A. Wellesley an Major Munro.

Lager am linken Ufer des Toombuddra,
den 26. Juni 1800.

Ihren Brief vom 22sten d. M. mit seiner Einlage habe ich erhalten. Ich bin Ihnen für die Mittheilung, daß wahrscheinlich am 23sten a lac of Behaudry pagodas [1]) für die Truppen dieses Landes von Cundapoor abgehen

1) Lac: 100,000.
Lac of Rupees zu 2 Schilling ungefähr 10,000 Pfd. Sterl.
Lac of Pagodas . . . . « 40,000 « «

wird, sehr verbunden. Nach einer Unterredung, die ich Ende vergangenen Monats mit Mr. Webbe zu Seringapatam hatte, mußte ich glauben, daß diese Summe schon früher abgehen werde. — An den in Soonda kommandirenden Offizier habe ich Befehl geschickt, die Parthei, welche von dem Posten Budnaghur Besitz genommen hat, zu vertreiben. Er würde dies, nach Befehlen, die sein Vorgänger schon früher deshalb von mir erhielt, eher gethan haben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, bei dem geringen Beistand, den das Land bieten kann, selbst nur ein kleines Detaschement von Truppen zu sammeln.

Diesen Beistand, benachrichtiget er mich, haben ihm die Amildars verweigert, und ich erwarte hier jeden Augenblick 1 Bataillon der bombayer Sepoys, welches aus Mangel an Stieren, die nicht ohne Hülfe des Zivil-Gouvernements geliefert werden können, zu Hullihall in Soonda aufgehalten worden ist.

Sollte der in Soonda kommandirende Offizier im Stande seyn, eine Abtheilung zur Besitznahme von Budnaghur zu detaschiren, so gedenke ich dort keinen Posten zu etabliren, vielmehr glaube ich, daß es besser seyn wird, mehr Peons [1]) zu errichten, als Sie in Soonda stellen konnten. Die Zahl der durch das Gouvernement bewilligten Truppen betrug 1 Bataillon für diese Provinz, und obgleich es gewiß sehr exponirt steht, so denke ich es für jetzt nicht zu verstärken.

A. Wellesley.

Oberst

---

1) Peons: Irreguläre Infanterie mit Säbeln oder Luntenschlössern bewaffnet, besonders zur Vertheidigung der Forts und zur Eintreibung der Abgaben gebraucht.

Oberst A. Wellesley an Major Munro.

Lager 3 Meilen südlich von Havery,
den 3. Juli 1800.

Ich läugne nicht, daß ich glaubte, Sie würden nicht so schnell bereit seyn, mich zu unterstützen, da ich von Mr. Webbe hörte, Sie wünschten all' das Geld, welches Sie in Ihrem Schatze haben, und welches augenblicklich nicht zu andern Zwecken gebraucht würde, nach Nuggur zu schicken. Ich werde demnach keine weitern Schritte zur Herbeischaffung desselben thun, als dem in Nuggur kommandirenden Offizier befehlen, eine Eskorte zur Ueberbringung in's Lager bereit zu halten. Nach den eingegangenen Beschwerden scheint es wahr zu seyn, daß Ihr Diener in Soonda den auf dem Durchmarsch durch diesen Distrikt begriffenen Bataillonen seinen Beistand verweigert hat. Aus Mangel an Geld und allem Bedarf hat sich das eine Bataillon noch jetzt nicht mit mir vereiniget, und werde ich es wahrscheinlich noch auf längere Zeit entbehren müssen. —

Dhoondiah hat Goklah geschlagen, und ich bin bereits benachrichtigt, daß ein Theil der Truppen des Letzteren mit Chintomeny Rao nach Hullihall geflohen ist. Diese Abtheilung ist gegenwärtig noch daselbst.

Dhoondiah folgte diesen Truppen, und wenn die Bataillone nicht vor dem 30sten Juni — dem Tage der Affaire — abmarschirt sind, so ist es wahrscheinlich, daß sie durch die Posten Dhoondiah's vor Hullihall an ihrem Weitermarsch gehindert werden. Da ich keinen Befehl habe, von irgend einem Theile dieses Landes Besitz zu nehmen, so habe ich die bisher eroberten Distrikte dem Bhow's-Volke überlassen. Ich habe dies um so

mehr gethan, weil ich keine Truppen zu Garnisonen verwenden kann, und weil es mir nothwendig erscheint, mich in dem Lande auf dieser Seite des Werdah, gegen des Rajah's Grenze hin, festzusetzen, um seine Hülfsquellen zu benutzen und meine Kommunikation mit Mysore nicht zu unterbrechen. Gegenwärtig genieße ich alle diese Vortheile und bin auch nicht Willens, sie einen Augenblick für den noch fraglichen Besitz dieses Landes aufzugeben. Ein Wechsel der Regierung würde, fürchte ich, diese Wirkung hervorbringen, und überdies habe ich, wie schon gesagt, keine Befehle, von dem Lande Besitz zu nehmen.

Ich billige Ihren Vorschlag, Ihre Peons nach Hangal — oder wohin es Ihnen sonst gefällt — vorzuschieben, wenn Ihre Amildars hören, daß ich den Werdah überschritten habe. Ich werde Sie daher benachrichtigen, wenn ich es gethan habe. Es scheint angemessen, daß ich dem Bhow [1]) sage, er möge in das Savanore-Land einrücken, und sich für das Gemeinwohl in den Besitz der Grenzdistrikte setzen.

Zu Hangal, denke ich, werden Sie im Stande seyn mich mit Reis, an welchem ich Mangel leide, zu versehen, denn der, welchen ich aus den Reis-Distrikten Mysore's erhalten kann, ist über einen Monat Marsch von mir entfernt. Zur Ueberbringung desselben werden Sie eine ziemlich bedeutende Anzahl Brinjarries fordern, wenn ich aber auch nur einigen zu Hangal erhalte, so wird mir dies schon eine große Hülfe seyn.

Ich bitte Ihre Amildars, mich wissen zu lassen, ob sie mir mit Reis aushelfen können; woher er kommt, wohin und wie weit ich nach demselben zu schicken habe,

---

1) Bhow: Ein Hindu-Titel.

überhaupt um darauf bezügliche Nachrichten so viel als sie mir geben können.

In diesem Lande hier giebt es auch nicht ein einziges Reisfeld, wohl aber sumpfige Baumwollengegenden, die bei dem nassen Wetter herrlich gedeihen.

A. Wellesley.

Oberst Wellesley an Major Munro.

Lager zu Savanore, den 12. Juli 1800.

Ihre Briefe vom 7ten und 12ten habe ich erhalten und Ihrem Amildar zu Bonawaß anempfohlen seine Peons möglichst zu vermehren, um die Räuberbanden aus Soonda zu vertreiben, und um, in Verbindung mit dem zu Mudnapoor kommandirenden Offizier, Budnapoor wiederzunehmen. Diesem habe ich Befehle zum Angriff dieses Platzes geschickt. Ich habe die Amildars gebeten, wenn der Angriff auf Budnapoor fehlschlagen sollte, jeden Falls die Belagerung in eine Blockade zu verwandeln, vorzurücken, Hangal zu besetzen und den Uferbewohnern Schutz zu gewähren. Ist die Ruhe in Soonda nicht auf eine andere Art herzustellen, so muß ich mich selbst bis dorthin ausbreiten, was in der That das Wirksamste seyn wird.

Für den Augenblick bin ich indessen verhindert so zu handeln, einer Seits durch die Ueberwachung der Ruhe von Bowser und anderer Seits durch die Reste von Goklah's Armee.

Dem Dhoondiah habe ich den Laufpaß gegeben und so in unserem eigenem Volke, seiner Armee und im ganzen Lande die Meinung von unserer Ueberlegenheit verbreitet. Seine Leute fangen ihn schon an zu verlassen. Ich habe nicht Zeit, Ihnen die Einzelheiten mitzutheilen.

A. Wellesley.

Oberst A. Wellesley an Major Munro.

Lager zu Savanore, vom 20. Juli 1800.

In dieser Nacht ist die Kavallerie des Goklah's zu mir gestoßen, und heute erwarte ich die des Chintomeny Rao. Dies verändert, rücksichtlich Soonda's, wesentlich meine Lage. Demnach muß ich nun das Korps von Hillcah an mich ziehen, es mag auf seinem Marsche Budnaghur wie das ganze Land aufklären. Die nöthigen Befehle habe ich bereits dazu gegeben. Sollten vor Budnaghur Geschütze fehlen, so können sie aus einer Redoute, die ich am Werdah habe anlegen lassen, welche ungefähr 7 Meilen von Bancapoor ist, genommen werden.

Senden Sie sofort Befehle an Ihre Untergebenen, die Vervollständigung ihrer Korps mit aller Anstrengung zu betreiben, wonach sie sich dann baldigst mit mir zu vereinigen haben. Ich schreibe deshalb heut an Munguſh Rao.

A. Wellesley.

N. S. Ich erhalte so eben Ihren Brief vom 15ten und werde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie den Verkauf Ihres Reis für eine kurze Zeit aufschieben wollen.

Oberst A. Wellesley an Oberst-Lieutenant Close, Resident zu Mysore.

Lager auf dem rechten Ufer des Malpoorba, gegenüber Manowly, den 31. Juli 1800.

Es macht mir Vergnügen, Ihnen sagen zu können, daß ich dem Dhoondiah einen Schlag beigebracht habe, den er sicherlich fühlen wird. Nach dem Fall von Dum-

mul und Gubbuck hörte ich, daß Dhoondiah nahe bei Soondootty, westlich der Purfghur-Hügel, lagerte, um das Uebergehen seiner Bagage über den Malpoorba bei Manowly zu decken. Ich beschloß nun, ihn und seine Bagage gleichzeitig anzugreifen, Bowser sollte entgegenwirken, aber sein Detaschement traf erst den 28sten zu Dummul ein und blieb 2 Märsche rückwärts. Ich selbst hielt es für wichtiger, mich dennoch der Armee Dhoondiah's zu nähern, um von irgend einer seiner Bewegungen Vortheil ziehen zu können. Ich ging deshalb vorwärts, und kam am 29sten nach Allagawaddy, welches 15 Meilen von Soondootty und 26 Meilen von diesem Platze ist.

In Allagawaddy beabsichtigte ich bis zum 31sten zu bleiben, da ich Oberst Bowser an diesem Tage zu Nurgoond erwarten durfte. Kaum aber hörte Dhoondiah von meiner Ankunft zu Allagawaddy, so brach er von Soondootty auf, schickte einen Theil seiner Armee nach Doodwar, einen andern gegen Jellahaul und einen dritten mit der Bagage nach diesem Platze. Ich marschirte darauf am 30sten nach Hoogurgoor, östlich der Purfghur-Hügel, wo ich erfuhr, daß Dhoondiah mit seiner Bagage angekommen sey. Ich beschloß weiter zu seinem Angriff vorzugehen. Um 3 Uhr Abends überfiel ich mit der Kavallerie sein Lager, trieb Alles in den Fluß, der Rest zerstreute sich, und ich nahm einen Elephanten, verschiedene Kameele, Stiere, zahllose Pferde, Familien, Frauen und Kinder. Die Geschütze waren übergegangen, ich machte den Versuch, sie durch das Feuer von dieser Seite zu demontiren, es war aber bereits finster geworden und meine Infanterie durch den angestrengten

Marsch sehr ermüdet. Wir verloren 1 oder 2 Mann, da ich aber sah, daß wir nicht weiter reüssirten, so zog ich die Geschütze in mein Lager zurück.

Ich weiß nicht, ob Dhoondiah bei diesem Theile seiner Armee gegenwärtig war; ich glaube es nicht. Bubder Jung, welcher im Lager war, legte seine Waffen an und bestieg sein Roß, um mit zu fechten, sprengte in den Fluß und ertrank. Unzählige fanden den Tod in den Wellen.

Ein Tandah [1]) von Brinjarries in der Nachbarschaft hat um Pardon gebeten, einen Häuptling und mehrere andere habe ich festgenommen; sie zurückhaltend, habe ich den Brinjarries Pardon gegeben.

Ich höre, daß eine große Anzahl Leute den Dhoondiah verlassen hat, und ich glaube es, da meine Marhatten, die sich bisher sehr gut in meinem Lager gefielen, diese Nacht ausgerückt sind, um einen Theil derselben, der sich auf Darwar gewendet hat, anzugreifen.

Ich werde einige Europäer zur Zerstörung der Geschütze übersetzen lassen, da ich sie so nicht retten kann, und dann, denke ich, wird diese Affäire vollständig beendet seyn; da aber der Fluß breit und reißend ist, so bleibt der Erfolg noch ungewiß.

A. Wellesley.

N. S. So eben komme ich vom Fluß zurück und habe dort 6 Geschütze genommen. Ich ließ die Europäer hinüberschwimmen und sich eines Bootes bemächtigen. Das Fort war geräumt. Wir nahmen das Boot und die Geschütze, letztere habe ich den Marhatten gegeben.

---

1) Tandah: eine Horde.

Oberst A. Wellesley an Major Munro.

Lager zu Soondootty, den 1. August 1800.

Ihre Briefe vom 22sten und 23sten habe ich erhalten, und den in Hullihall und Nuggur kommandirenden Offizieren den Befehl gegeben, Kriegsvorräthe in angemessener Quantität nach den Forderungen Ihrer Amildars zu liefern. Drängen Sie Hullihall nicht zu sehr, denn ich weiß, daß es nicht besonders reichlich verproviantirt ist; von Nuggur aber nehmen Sie so viel, als Ihnen gefällt.

Ich habe Dhoondiah's Bagage theils genommen, theils zerstreut und 6 Geschütze erobert, an 5000 Mann in den Malpoorba getrieben, in dem sie meist ihren Tod fanden. Am 26sten habe ich Dummul erstürmt. Dhoondiah's Haufen nimmt zusehends ab, da er gegenwärtig den Zeitvertreib nicht sehr befriedigend findet. Der Krieg ist seinem Ende nahe, noch ein Schlag, den ich ihm und seinen Brinjarries im Kittoor-Lande beibringen werde, wird ihn sicherlich ganz beendigen. Morgen muß ich hier stehen bleiben, damit die Truppen, welche seit dem 22. Juli täglich marschirt sind, sich etwas erholen. Am 30sten, dem Tage, an welchem ich Dhoondiah's Bagage nahm, marschirte ich 26 Meilen, was in diesem Lande keine Kleinigkeit ist.

Meine Truppen sind gesund, guten Muthes und ihre Taschen mit Geld, dem Ertrage der Plünderung, gefüllt. Ich denke indessen, daß ein Reisvorrath zu Hullihall uns nichts schaden kann; brauche ich ihn nicht, so hat wenigstens die Ausgabe dafür auch nichts zu bedeuten.

A. Wellesley.

Oberst Wellesley an Major Munro.

Lager zu Kittoor, den 7. August 1800.

Ich bin am 5ten hier angekommen. Dhoondiah ist nach den Quellen des Malpoorba gegangen, wohin ihm seine Bagage folgt. Oberst Stevenson ist ihm auf den Fersen, und wird, hoffe ich, einen Theil der Bagage aufheben.

Ich habe hier in der Nähe von Bambus-Büschen halten müssen, um Boote zur Ueberbrückung des Flusses anfertigen zu lassen, und mir so meine rückwärtigen Kommunikationen offen zu erhalten.

Gestern war ich zu Hullihall, und habe mit Freude die große Verbesserung des Landes seit dem letzten Jahre wahrgenommen. Der Anbau ist dort nun allgemein. Der Dubash [1]) soll dort gehängt worden seyn, weil er bei der Einsammlung des Reis Schwierigkeiten gemacht hat.

Der Hauptgrund, welcher mich nach Hullihall führte, war, um mit Ihrem Amildar rücksichtlich seiner Operationen auf der Grenze zu sprechen, und um mit ihm und den Leuten des Zahlmeisters ein Depot für meine Truppen in diesem Platze einzurichten.

Es würde sehr unangemessen seyn, gegenwärtig die Alliirten in Feinde zu verwandeln, da sie besonders in Folge der Besetzung der Forts durch eine Abtheilung Peons sehr aufgebracht sind. Ueberdies, nun, da Dhoon-

---

1) Dubash: Ein Agent. Ein Eingeborner von Madras, der die Geldangelegenheiten der Europäer besorgt und als Dolmetscher dient. In Bengalen heißt diese Person Banyan oder Sircar.

diah fort ist, sehe ich nicht ein, zu was Ihre Wachen in den Forts und an der Grenze anders dienen, als die Unordnung zu vermehren.

Ich glaube nicht, daß die Kompagnie in Folge dieses Krieges von Ländereien Besitz zu nehmen gedenkt. Einem Fort gegen den Willen der Person, welche sich für den rechtmäßigen Eigenthümer hält und auch von der Regierung als solcher betrachtet wird, Garnison zu geben, kann nur dazu dienen, kleinliche Streitigkeiten zwischen Ihren Amildars und den Marhatta-Killadars an der Grenze zu erheben. Aus diesen werden allein die Diebe, die wir am meisten zu scheuen haben, Vortheil ziehen.

Ich habe demnach Ihren Agenten gebeten, seine Leute aus Jeygoor ꝛc., welche Goklah's Jaghires [1]) sind, zurückzuziehen, sich der zur Erhaltung der Ruhe in diesem Theile von Soonda aufgestellten Peons zu bedienen, die Grenze der Kompagnie aber nicht eher zu überschreiten, als bis er von mir Nachricht erhalten haben wird.

Manche Umstände haben bisher dieses System des Stehlens auf den Grenzen veranlaßt, der eine Theil gab den Räubern Schutz vor dem andern; dies, denke ich, wird jetzt aber aufhören. Die Regierung dieses Landes ist früher sehr unruhig gewesen, und Jeder hat gethan, was er wollte. Auch hätten die Marhatten ohne Zweifel von Soonda Besitz genommen; wäre dies nicht ihre Absicht gewesen, so würden sie nicht bis zuletzt feindlich gegen uns aufgetreten seyn und die mit uns geschlossenen

1) Jaghires: Eine Landbewilligung eines souverainen Fürsten an einen Unterthan.

Verträge gebrochen haben. Mit neidischem Auge haben sie unsere Besitznahme des Landes angesehen. Sie haben deshalb nicht nur mit Vergnügen jeden Versuch zur Störung der Ruhe des sich unserm Schutze anvertraut habenden Volkes gesehen, sondern sie haben diese Versuche möglichst begünstigt.

Ich hoffe, daß, ehe wir in diesem Lande fertig seyn werden (wenn wir es nicht für uns selbst nehmen) wir eine feste Regierung, welche die freundschaftlichen Beziehungen und den Frieden aufrecht zu erhalten im Stande seyn wird, einsetzen werden. Wir haben uns indessen schon eine Achtung erworben und stehen in freundschaftlichem Verkehr mit dem Hauptvolke; ich glaube daher nicht, daß dies später geneigt seyn sollte, Ruhestörungen irgend einer Art in unserm Lande zu begünstigen.

Das Volk sieht sehr wohl ein, daß wir die Macht besitzen, das Wiedervergeltungsrecht zu üben, und nach dem zu urtheilen, was ich von dem Lande und seiner Verwaltung gesehen habe, so scheint es mir, daß sie mehr dabei zu verlieren haben, als wir. In Unterredungen über diesen Gegenstand erklärten die Einwohner offen, daß in Zukunft nichts dieser Art geschehen sollte. Ich bekenne, daß, wenn wir nicht völlig von dem Lande Besitz nehmen, ich mehr geneigt bin, ihren Worten Glauben zu schenken, als den flüchtigen Operationen der Amildars und der Peons.

Rücksichtlich der Reisvorräthe schwor der Dubasch, daß er auch nicht ein Korn sammeln könnte, obgleich das Haupt dieses Platzes (der Platz ist nur 25 Meilen von Hullihall entfernt) am Tage meines Eintreffens versprach, in Zeit von 8 Tagen eine bedeutende Quantität zu liefern. Ich war demnach gezwungen, Ihren Amildar

(welcher, glaube ich, der Bruder des Mungush Rao ist) zu bitten, sich selbst der Sammlung von Reisvorräthen zu unterziehen. Er gab mir seine Bereitwilligkeit zu erkennen, und ich zweifle nicht, daß er in kurzer Zeit eine Quantität Reis schaffen wird, die dann zu meinem Verbrauch zu stellen ist. Er wird sie den Vorräthen in Hullihall beigesellen, die Antwort des Dubash entgegennehmen und ich werde sie von dort beziehen, wenn ich Mangel leiden sollte. Dem Amildar dürfte das Geld zu seinem Kornkauf fehlen, da er alles, was er besaß, dem Dubash übergeben hat. Um dieser Verlegenheit vorzubeugen, habe ich dem in Hullihall kommandirenden Offizier befohlen, ihn auf sein Verlangen aus des Dubash Schatz mit dem nöthigen Gelde zu unterstützen, Ihnen aber die jedesmalige Verabfolgung des Geldes anzuzeigen.

Ein Reisvorrath zu Hullihall wird mir große Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten gewähren; es wird mir lieb seyn, wenn er auf alle mögliche Art vergrößert wird. Sollten Sie, rücksichtlich der Anhäufung von Reis oder der Uebermachung des Geldes, irgend ein anderes Arrangement wünschen, so lassen Sie mich dies wissen; ich werde Ihren Wünschen gern Folge leisten.

A. Wellesley.

Oberst. A. Wellesley an Major Munro.

Lager am Malpoorba, den 16. August 1800.

Ich schrieb Ihnen am 7ten und theilte Ihnen die Art mit, wie Dhoondiah entkommen war. Ein Detaschement von Stevenson's Korps folgte ihm auf den Fersen, der Weg war mit todten Kameelen, Stieren und Leichnamen bedeckt, aber aufbringen konnten wir nichts. Bow-

ser hat seitdem den Malpoorba überschritten und ist nach Shampoor vorgerückt, er sagt mir, daß er auf seinem Wege viel todtes Vieh und Leichname jedes Alters und Geschlechts fand. Das Landvolk um Shampoor plünderte 4000 Brinjarries aus. Ich bin nun selbst mit Ueberschreitung des Malpoorba beschäftigt und denke in 2 oder 3 Tagen weiter vorrücken zu können. Ich werde ein Detaschement auf diesem Ufer stehen lassen, um Dhoondiah zu begegnen, wenn er wieder umkehren sollte.

Ich schrieb Ihnen am 7ten rücksichtlich Ihres Amildars, seitdem habe ich von Soubah Rao (von dem ich nie etwas hörte, ehe er von einem Theile dieses Landes Besitz nahm) einen Brief erhalten, in welchem er mir anzeigt, daß er weder zu mir kommen, noch seine Tannah's [1]) ohne Befehl von Ihnen zurückziehen wird; er macht viele abgeschmackte Entschuldigungen für diesen seinen Entschluß. Ich habe keine Ahnung gehabt, daß er so viel Peons hat (1200 Mann giebt er an), sonst würde ich ihn nicht zu mir berufen haben; nun aber habe ich ihn gebeten zu gehen, wohin es ihm gefällt und mich niemals wieder etwas von ihm sehen oder hören zu lassen. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß, wenn er meinen Rücken nicht beunruhigt, seine Expedition mir mehr Nutzen als Schaden bringen wird. Ich habe die Anhänger des Soubah Rao, rücksichtlich der Diebe, welcher Sie in Mundragoor erwähnen, auf die Probe gestellt; sie versprechen das Vieh sogleich zurückzugeben und die Vornehmsten der Landbewohner, die nach ihrem eigenen Geständniß nur Diebe sind, sofort auszuliefern.

---

1) Tannah's: Polizei-Stationen.

Ihre Leute zu Hullihall betragen sich vorzüglich, sie haben mir Häute zur Anfertigung von Booten geschickt.

Kapitain Greenlay zeigt mir an, daß er mir den Arrak, welchen ich von Goa erwartete, zuschicken wird; diese Zusendung ist für mein Vieh eine große Erleichterung.

A. Wellesley.

Oberst A. Wellesley an Major Munro.

Lager zu Hoobly, den 20. August 1800.

Ihren Brief vom 14ten habe ich erhalten. Meine Vorräthe bestehen in Folgendem: Im Korn-Depot habe ich 1200 Last, im Lager befinden sich genau 1500 Brinjarries, zwischen dem Werdah und Malpoorba 5000, wenn ich nicht hintergangen worden bin. Außerdem haben mich am 5ten zu Kittoor 3000 Brinjarries verlassen, um sich längs den Grenzen von Soonda, Savanore und Darwar [1]) von Neuem mit Korn zu versehen. Dem Lager des Nizam folgen 5000 Brinjarries, indessen führt ein Theil von diesen, wie ich glaube, nur Jowarry [2]) mit sich.

Nun zu meiner Konsumtion. Diese genau zu bestimmen ist unmöglich, da Jeder so viel Reis, als er essen will, nehmen kann, uud da überdies Alle, Marhatten, Moguls ꝛc., an einem und demselben Tage die verschiedenen Bazaars besuchen.

Die Kombattanten der Kompagnie-Truppen, welche nur zuweilen Reis in geringen Portionen empfangen, verzehren, inkl. des Bowserschen Detaschements, täglich 8

1) Darwar auch Dharwar.

2) Jowarry, eine Art indisches Korn.

Last. So lange der Reis auf allen Bazaars angeboten wurde, d. h. so lange wir uns in Reis-Ländern befanden, erlaubte ich den Brinjarries ungefähr 100 Last zu verkaufen, in reichen Reis-Gegenden auch wohl noch mehr. Wenn aber der Reis im Lande nicht zu erhalten war, wie dies in den Distrikten zwischen dem Werdah und Toombuddra der Fall war, eigentlich bis wir Kittoor erreicht hatten, so erlaubte ich keinen durch die Brinjarries zu verkaufen, nur aus den Korn-Depots, und ich ließ dann den Truppen ½ Seer [1]) gratis verabfolgen; sie verzehrten dann täglich 80 Sack.

Nach diesem Konsumtions-Verhältniß habe ich im Lager etwa auf 43 Tage Reis und zwischen den Flüssen Gott weiß auf wie lange. Ich habe daher für jetzt keinen Mangel daran, und auch für die Folgezeit kann ein solcher nicht so leicht eintreten.

Die Brinjarries betrachte ich als Diener des Publikums, deren Kornverkauf ich, aus Interesse für dieses, reguliren muß, doch bleibt ihnen immer noch ein angemessener Vortheil. Auch die Händler von Mysore versorgen mein Lager mit Reis; mit diesen halte ich indessen keine Abrechnung, sie kommen, verkaufen ihr Getreide und verlassen mich alsbald wieder. Ehe wir Kittoor erreichten, war aller Reis, den sie brachten, verkauft. In diesem Augenblicke sind viele von ihnen unterweges.

Ich sehe weiter dem Eintreffen folgender Vorräthe entgegen: 1stens ein paar Hundert — vielleicht 500 — Last von Hullihall; 2tens werden mir die Brinjarries, wenn es die Jahreszeit gestattet, 2100 Last von den Ufern

1) Seer: Ein Maaß, etwas mehr als eine Pinte oder 2 Pfund.

des Seedasheeghur holen; 3tens von Kanara so viel wie dort entbehrt werden kann.

Aus diesem Stand meiner Vorräthe sehen Sie, daß ich warten kann, bis die Ghauts für die Stiere passirbar seyn werden, und bitte ich Sie, mir den Platz am Seedasheeghur, wie den Weg dahin, bezüglich meiner Sendung, bezeichnen zu wollen. Auch die Distrikte weisen Sie mir nach, in welche ich in Zukunft meine Brinjarries zu schicken habe.

Meine Ansichten über die Natur der indischen Regierungen, ihre Abnahme und ihren Verfall stimmen ganz mit den Ihrigen überein; ich bekenne, daß ich es nicht für wahrscheinlich halte, daß wir im Stande seyn werden eine feste Regierung an dieser Grenze zu begründen. Scindiah's Einfluß zu Poonah ist zu groß, und wenn Oberst Palmer [1]) dort bleibt, so halte ich es für kaum möglich, diesem ohne Krieg zu begegnen. Niemals gab es mehr Gelegenheit als jetzt dazu; stellen wir die Familie des Bhow's unter unsern Schutz und geben ihr ihre alten Besitzungen zurück, so werden wir nicht nur den Einfluß Scindiah's neutralisiren, sondern auch unsere eigene Ruhe für eine geraume Zeit sichern. Aber ich zweifle daran, und sehe mit Schrecken, daß uns kein anderer Ausweg bleiben wird, als entweder den Scindiah als unsern Grenznachbar anzusehen oder aber selbst von diesem Lande Besitz zu nehmen.

Lassen wir den Scindiah unsern Nachbar seyn, oder bleibt die Regierung unter seinem Einfluß, dann werden wir üblere Zeit haben als jetzt; Diebe aller Art und neue Dhoondiah's werden ihr Wesen treiben,

---

1) Oberst Palmer war brittischer Resident zu Poonah.

Nehmen wir aber selbst von dem Lande Besitz, so steht auch keine Ruhe zu erwarten.

Nach meiner Meinung übersteigt die Ausdehnung unseres Territoriums und unseres Einflusses die uns zu Gebote stehenden Mittel. Ueberdies haben wir die Zahl unserer Feinde durch die Personen, welche wir ihrer Aemter beraubten, die sie früher in Diensten des Tippoo und des Nizam besaßen, vermehrt. Breiten wir uns, besonders auf Kosten der Marhatten, noch mehr aus, so werden wir auch dies Uebel vergrößern. Alle diejenigen, welche wir ihrer Aemter oder Subsistenzmittel, welche sie früher durch Dienste in der Armee, oder durch Plünderung besaßen, berauben, werden die Zahl unserer Feinde vermehren, und mit der Ausdehnung unserer Ländereien nehmen gleichzeitig die Mittel zur Unterstützung unserer Regierung und unserer Selbstvertheidigung verhältnißmäßig ab.

Nach allen diesen Betrachtungen glaube ich, daß unsere Ländereien wenigstens so weit, wenn nicht mehr, ausgedehnt sind, als wir vertheidigen können.

Ich theile Ihre Ansicht, daß die Angelegenheit mit den Marhatten und den Rajah's von Malabar vor der Rückkehr der Franzosen nach Indien in Ordnung gebracht werden sollte. Ich fürchte aber, daß wir, um uns auszubreiten, diese Angelegenheit verschieben werden, obgleich wir dadurch nur die Zahl unserer Feinde vermehren. Was die Wünsche der Einwohner dieses Landes betrifft, so lasse ich diese ganz außer Acht, denn sie sind Philosophen, wie mir solche selten begegneten, d. h., wenn mit Gleichgültigkeit dieser Name bezeichnet ist.

A. Wellesley.

Der

Der General-Gouverneur an das Geheime Komité des Court of Directors.

(Auszug.)

Fort William, den 31. August 1800.

Der unserem Verfahren beigefügte Brief unseres Residenten zu Hyderabad vom 25. März wird Sie von den Verwüstungen, die Dhoondiah Waugh in den Ländereien des Nizam verübt hat, in Kenntniß setzen, wie auch von den Vorbereitungen, die dieser Räuber zu neuen Plünderungen in den Ländern des Nizam, der Kompagnie und des Rajah's von Mysore gemacht hat.

Die große Macht, welche Dhoondiah Waugh durch seinen wohlbekannten Charakter gesammelt hatte, machte es unerläßlich nothwendig, die strengsten und entschiedensten Maaßregeln gegen ihn zu ergreifen, um zeitig und wirksam eine Gefahr zu beseitigen, mit der die Ländereien der Kompagnie und ihrer Alliirten bedroht wurden.

Wir wiesen demnach sofort den Gouverneur von Fort St. George an, dem in Mysore kommandirenden Offizier und dem Residenten daselbst Befehle zu geben, nach welchen diese, wenn es ihnen zum allgemeinen Schutze nothwendig erschiene, den Dhoondiah Waugh angreifen sollten. Wir autorisirten das Gouvernement von Fort St. George, den in Mysore kommandirenden Offizier zu ermächtigen, den Dhoondiah selbst im Marhatten-Lande anzugreifen, wiesen aber gleichzeitig den Gouverneur an, diesem Offizier zu bemerken, daß, wenn er auch genöthigt seyn sollte, die Grenze des Marhatten-Reiches zu überschreiten, er doch nicht länger, als unumgänglich nothwendig sey, in diesem Lande verbleiben

solle, und daß er während dieser Zeit die strengste Disziplin und größte Mannszucht zu handhaben habe, um nicht dem Peshwah Gelegenheit zu Klagen zu geben.

Wir befahlen dem Gouvernement von Fort St. George, einen bedeutenden Preis auf die Ergreifung Dhoondiah Waugh's zu setzen; für den Fall aber, daß er in unsere Hände fiele, bestimmten wir, da er nur wie ein Räuber und Mörder zu behandeln ist, daß er öffentlich exekutirt werde, sobald man sich von der Identität seiner Person überzeugt haben würde.

Die Stellung, welche dieser Räuber im Marhatten-Lande eingenommen hatte, und das Benehmen des Peshwah erzeugten den Verdacht, daß er durch den Hof von Poonah encouragirt würde. Der Charakter des Bajee Rao indessen, wie der wirkliche Zustand der Regierung in Poonah bestimmten uns, die Etablirung Dhoondiah's im Distrikt von Sawanore mehr der Schwäche der Regierung als einem Einverständnisse mit dem Peshwah zuzumessen. Die nachfolgenden Begebenheiten haben diese Ansicht hinreichend gerechtfertiget.

Rücksichtlich der dem Residenten zu Poonah gegebenen Instruktionen berufen wir uns auf eine, sich in Ihren Händen befindende Abschrift des Briefes, welcher am 11. Mai, auf Befehl des General-Gouverneurs, dem Oberst Palmer zugeschickt wurde. Dieser befiehlt ihm, die Einwilligung des Peshwah für den etwa nothwendig werdenden Einmarsch unserer Truppen in das Marhatten-Land, zur Verfolgung des Dhoondiah, nachzusuchen.

Der Peshwah indessen verweigerte wiederholentlich unter dem Vorwand des Unnützseyns seine Zustimmung, da er behauptete, den an der Süd-Grenze seines Landes

kommandirenden Offizieren Befehl gegeben zu haben, sich zum Angriff des Dhoondiah zu vereinigen und ihn aus dem Marhatten-Lande zu vertreiben. Der Widerstand des Hofes zu Poonah war so groß, daß der Peshwah erst nach manchen albernen Vorwänden sich bemühte, die etwa einrücken zu lassenden Truppen auf die möglichst geringe Zahl von 3 Bataillonen und 1000 Pferden festzusetzen, indem er angab, in eine Verbindung mit Dhoondiah Punt Goklah zur Vertreibung des Insurgenten treten zu wollen. Später indessen gestatteten Se. Hoheit den Einmarsch so vieler Truppen, als wir eben für nöthig finden würden.

Da wir mit Sicherheit annahmen, daß Se. Hoheit zur gänzlichen Vernichtung Dhoondiah Waugh's mitwirken würde, so überwiesen wir dem Residenten zu Hyderabad Instruktionen für den Fall, daß ein Hülfskorps verlangt werden sollte. Wir freuen uns, Ihnen die Bestätigung unserer Vermuthung mittheilen zu können; Se. Hoheit haben bereitwillig in jede Bitte des Residenten eingewilligt.

Im Monat Mai betrat Dhoondiah den Distrikt von Savanore (dem Peshwah gehörig) und bemächtigte sich aller Forts, welche er auf seinem Marsche passirte, in einem jeden eine Garnison zurücklassend. Sobald Oberst A. Wellesley, Kommandeur der Truppen in Mysore, von den Bewegungen des Dhoondiah hörte, brach er zur Verfolgung des Rebellen auf, und nahm am 21. Juni das Fort Ranny Bednore mit Sturm. Er marschirte darauf gegen den Werdah, und reinigte bald das Land zwischen diesem Fluß und dem Toombuddra vom Feinde, indem er ihn aus seinen Forts vertrieb. Unterdessen hatte Dhoondiah Waugh ein klei-

[illegible] Marhatten-Korps (welches zur Vereinigung mit Oberst Wellesley durch den Distrikt von Kittoor marschirt war) überfallen und gänzlich zerstreut. Dieses zweite Marhatten-Korps war durch Dhoondiah Punt [illegible], einen Offizier des Peshwah, welcher auch in unserer Affaire blieb, kommandirt.

Am 11. Juli erhielt Oberst Wellesley, der bei [illegible] lagerte, die Nachricht, daß Dhoondiah nach Hangal marschirt sey, um den brittischen Truppen eine Schlacht zu bieten. Er ließ sofort seine Bagage in Savanore zurück und marschirte auf Hangal, vor welchem Platze er am Morgen des 14ten eintraf. Dhoondiah aber hatte unsere Armee nicht abgewartet, sondern sich in der Nacht zum 13ten nach Darwar begeben, nur eine Garnison von 600 Mann in Hangal zurücklassend. Der Platz wurde mit Sturm genommen, und Oberst Wellesley rückte noch am Abend in denselben ein. Am [illegible] verließ Dhoondiah Darwar, und marschirte nach Jrgoberry in der Absicht, den Malpoorba zu überschreiten. Dieser Fluß war aber angeschwollen, und da Dhoondiah keine Boote besaß, so eröffnete sich unserer Armee die Aussicht, ihn an den Ufern dieses Flusses [illegible]. Oberst Wellesley kam am 26. Juli vor Dummul, einem sehr festen und wichtigen Platze an der Marhatten-Gränze, an; er ließ sofort die 1000 Mann starke Besatzung auffordern. Da der Kommandant indessen die Uebergabe verweigerte, so wurde der Platz angegriffen und durch eine Leitererstiegung genommen. Der Killadar fiel unseren Truppen in die Hände und wurde [illegible].

Am [illegible] hatte Oberst Wellesley eine Abthei-

lung der Armee Dhoondiah's, welche am rechten, d. i. südlichen, Ufer des Malpoorba, dem Fort Manowly gegenüber, lagerte, ein. Oberst Wellesley griff sofort mit der erst allein eingetroffenen Kavallerie das Lager an. Die ganze Bagage, 2 Elephanten, viele Kameele, Pferde und Stiere fielen in unsere Hände, der Feind wurde theils auf der Stelle niedergehauen, theils in den Malpoorba getrieben. Obgleich die Geschütze Dhoondiah's schon vor Ankunft des Oberst Wellesley den Fluß passirt hatten, so wurden sie doch Tages darauf durch eine Abtheilung Europäer, welche mit großem Muthe durch den Fluß schwamm, erreicht. Der letzt eingegangene Bericht des Oberst Wellesley ist vom 8ten d. M. datirt. Nach diesem scheint es, daß Dhoondiah durch einen Marsch durch die Grasfluren von Kittoor in die Gegend der Malpoorba-Quellen entkommen ist. Der Haufe Dhoondiah's litt ungeheuer durch Desertionen, und Oberst Wellesley setzte die Verfolgung des Rebellen nach Kräften fort, um seine Macht gänzlich zu zerstreuen. — Theile der Hülfstruppen des Nizam unter Oberst-Lieutenant Bowser hatten ihre Vereinigung mit Oberst Wellesley bewerkstelliget.

Sowohl die scharfsichtigsten Arrangements, die Oberst Wellesley für die Lieferung und Sicherstellung der für die Bewegung seiner Armee nothwendigen Vorräthe traf, als auch die Zweckmäßigkeit, welche er in Verwendung seiner Mittel für den Zweck des Krieges bewiesen hat, verdienen die größte Anerkennung, und ist ihrer demnach in höchst ausgezeichneter Art durch den Gouverneur von Fort St. George öffentlich Erwähnung gethan worden. Mit wahrhaftem Vergnügen haben wir

die verständigen Bewegungen des Oberst Wellesley und die Standhaftigkeit seiner Truppen in Ertragung einer langen Reihe von Beschwerden gesehen.

Die Geschicklichkeit, welche Oberst Wellesley in seinen Angriffsdispositionen bewiesen hat, und die Tapferkeit, mit der diese von den Truppen ausgeführt worden sind, müssen die Anhänger Dhoondiah's unsere Ueberlegenheit fühlen lassen, und hauptsächlich dazu beitragen, den Ruf der brittischen Armee in den Nachbarstaaten zu erhalten.

Obgleich Dhoondiah's Emissaire in Mysore sehr thätig waren, um die Einwohner der Regierung zu entfremden, so können wir doch versichern, daß ihre Erfolge nur sehr vereinzelt gewesen sind, und daß seit den wichtigen Vortheilen, die Oberst Wellesley über den Rebell errungen hat, die Ruhe in ganz Mysore wiederhergestellt ist.

Wellesley
und andere Mitglieder des Rathes.

The Secret Committee.

Oberst Wellesley an Major Munro.

Lager zu Jellahaul, den 1. September 1800.

Unglücklicher Weise ist der Malpoorba am 24sten gefallen, und Dhoondiah hat ihn in der Nacht und am folgenden Tage durch eine Fuhrt, etwas oberhalb seiner Mündung in den Kistna [1]), passirt. Oberst-Lieutenant Capper war damals an diesem Orte, und obgleich ich verlangt hatte, daß die Marhatten an den wirklichen

1) Kistna auch Krishna.

Uebergangspunkt Dhoondiah's vorgeschoben werden sollten, so hatten diese dennoch, troß dem wiederholentlichen Ersuchen des Oberst-Lieutenants Capper, meinem Befehle nachzukommen, indem er ihnen noch versprach, mit dem ganzen Detaschement folgen zu wollen, sich geweigert, das Lager zu verlassen. Wäre dieser Plaß besetzt worden, so hätte Dhoondiah dort nicht übergehen können, sondern, zum Umkehren gezwungen, hätte er sich nach einem Uebergange weiter oberhalb umsehen müssen, und wäre dann unzweifelhaft in meine Hände gefallen. Nun ist Dhoondiah in die Länder des Nizam gegangen, er ließ indessen auf der nördlichen Seite des Malpoorba einen Tandah von 10,000 Brinjarries zurück, und diesen habe ich aufgehoben. Auch 5 Geschütze in vortrefflichem Zustande, mehrere Pulverkarren und Fuhrwerke, einige Munition, Waffen und Ausrüstungsgegenstände, welche er dem Poligar Jalloor anvertraut hatte, habe ich erbeutet.

Ich habe den Fluß überschritten und bin sogleich in das Land des Nizam marschirt.

Heut sind 800 Brinjarries nach Canara am Seedasheeghur abgegangen, um dort zu laden. Ich wünschte, sie gingen über Hullihall, um einen Brief an Ihren Amildar abzugeben. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie diesen anweisen wollen, den Brinjarries den Plaß zum Reiß-Laden zu bestimmen. — Auch lassen Sie mich wissen, wie viel Geld Sie mir bis zum November geben können. Im Lager habe ich nur Geld, um meine Truppen bis September zu bezahlen, für den Oktober wird es kaum ausreichen.

In Chittledroog erwarte ich 100,000 Rupees; Sie

sehen also, daß ich gerade keinen Mangel leide, doch muß man auch für die Zukunft sorgen.

A. Wellesley.

Oberst A. Wellesley an Major Munro.

Lager zu Yepulpurry, den 11. September 1800.

Es gewährt mir Vergnügen, Ihnen mittheilen zu können, daß ich gestern einen vollständigen Sieg über die Rebellen erfochten habe; Dhoondiah selbst ist in der Schlacht geblieben. Sein Körper wurde, auf ein Geschütz gebunden, durch das 19te Dragoner-Regiment in's Lager gebracht und besichtiget.

Nachdem ich den Malpoorba überschritten hatte, sah ich ein, daß, wenn ich den Rebellen mit meiner ganzen Macht von der nördlichen Seite des Dooab angriff, er entweder mit Hülfe der Patan-Chefs den Toombuddra passiren und in Mysore einfallen würde, oder aber, daß er nach Savanore zurückkehren und meine friedlichen Verbindungen bedrohen würde. Ich beschloß demnach durch meinen Marsch nach Kanagherry Dhoondiah (the King of the Two Worlds) an der Ausführung dieser seiner etwaigen Absichten zu hindern. Oberst Stevenson schickte ich längs des Kistna nach Deodroog, um des Feindes Sendung von Geschützen und Bagage an seinen Alliirten, den Rajah von Soorapoor, unmöglich zu machen. Die sämmtliche Kavallerie der Marhatten und des Mogul ließ ich zwischen unsern Korps Aufstellung nehmen.

Am 8ten verließ ich Kanagherry, ließ meine Infanterie in Nowly und erreichte mit der Kavallerie am 9ten Yepulpurry, während die Infanterie erst zu Chinnoor, etwa 15 Meilen weiter rückwärts, eintraf.

Dhoondiah brach am 9ten von Malgherry (ungefähr 25 Meilen seitwärts von Raichore) auf und bewegte sich gegen den Kistna. Kaum aber gewahrte er das Lager des Oberst Stevenson, so kehrte er um, und lagerte am Abend etwa 9 Meilen von hier, zwischen Yepulpurry und Bunnoo. Ich erhielt zwar frühzeitig Nachricht von seiner Aufstellung, aber die Nacht war schlecht und meine Pferde so ermüdet, daß ich gezwungen war, in meinem Lager stehen zu bleiben. Nach einer erwartungsvollen Nacht marschirte ich früh des Morgens ab, und stieß ungefähr 6 Meilen von hier, bei dem Dorfe Conahgull, auf den Feind, welcher etwa 5000 Pferde zählte. Dhoondiah hatte keine Nachricht gehabt, daß ich ihm während der Nacht so nahe lagerte, er glaubte mich noch zu Chinnoor, und marschirte deshalb westwärts, um zwischen der Marhatten- und Mogul-Kavallerie und mir durchzugehen. Sobald er mich indessen bemerkte, nahm er eine Stellung in einer sehr festen Position. Ich griff ihn sofort mit dem 19ten und 25sten Dragoner-Regiment und dem 1sten und 2ten leichten Kavallerie-Regiment an, trieb ihn vor mir her, bis sich sein Korps zerstreute und über die ganze Gegend ausbreitete. Darauf drehte ich um, und griff sein Lager an, nahm von diesem und der noch darin befindlichen Bagage Besitz, und erbeutete einige Elephanten, Kameele rc. Etwa um 11 Uhr traf die Marhatten- und Mogul-Kavallerie ein, und ist sie seitdem mit der Verfolgung und Vernichtung der vereinzelten Haufen der feindlichen Armee beschäftigt.

Da nun der Krieg auf diese Weise beendet ist, so werde ich in einem oder zwei Tagen meinen Rückmarsch antreten. Ein Killadar von Chinnoor hatte den Rebel-

len durch einen zu diesem Zweck besonders etablirten Tappal [1]) benachrichtiget, daß ich am 8ten zu Nowly und am 9ten zu Chinnoor angekommen war. Durch diese Nachricht war Dhoondiah irregeführt worden; er befand sich so mir näher, als er glaubte. Der Killadar that sein Möglichstes, um mich in Chinnoor zurückzuhalten, aber ich ließ mich nicht zum Haltmachen bewegen; ja er ging selbst so weit, einem Vornehmen mit dem Strange zu drohen, weil er mir einen guten Weg zeigen wollte. Später hob meine eigene und die Marhatten-Kavallerie jede Verbindung zwischen Dhoondiah und dem Killadar auf.

Ungeachtet der Beendigung dieses Feldzuges müssen die Brinjarries ihre Säcke füllen, denn ich denke den Krieg in Malabar fortsetzen zu müssen.

A. Wellesley.

Korps-Befehl, gegeben durch den General-Major Braithwaite.

Haupt-Quartier Choultry Plain,
den 24. September 1800.

Die Operationen der unter Oberst Wellesley's Befehle gestellten Armee an der Grenze von Mysore sind fortdauernd durch Umstände bezeichnet worden, welche die Anerkennung des Generals en chef fordern. Niemals ist die Beurtheilung eines Planes und die Tapferkeit, mit welcher die Bewegungen ausgeführt wurden, von einem so glänzenden Erfolge begleitet gewesen, als in der Beendigung der Kampagne am 10. d. M., wo der Re-

---

1) Tappal: Ein Posten.

bell Dhoondiah Waugh durch die scharfsinnige Disposition des Stevenson'schen Detaschements an seinem Versuch, gegen Norden zu entkommen, verhindert wurde, auf seinem Rückzuge aber bei Conaghull durch die Kavallerie unter Oberst Wellesley abgeschnitten und zu einem entscheidenden Gefecht gezwungen wurde, welches mit seiner gänzlichen Niederlage und dem Verlust seines Lebens endete. Oberst Stevenson's Detaschement zerstreute an demselben Tage die Reste seiner Armee, welche nahe bei Deodrog den Kistna passirten, und bemächtigte sich der zurückgebliebenen Kanonen und Bagage der Rebellen.

General-Major Braithwaite bittet den Oberst Wellesley, seinen öffentlichen Dank, für die vorzügliche Anlage seiner Operationen und für die Schnelligkeit, die alle Bewegungen seiner Truppen bezeichnete, annehmen zu wollen. Mit besonderem Vergnügen erwähnt der General en chef eines von Oberst Wellesley erhaltenen Rapports, in welchem dieser der ausgezeichneten Leitung und der besonderen Thätigkeit des Stevenson'schen Korps gedenkt, durch welche der Rebell Dhoondiah Waugh zu der entscheidenden Schlacht gezwungen wurde.

Rühmlichst hat noch der General en chef des 19ten und 25sten Dragoner-Regiments und des 1sten und 2ten Regiments eingeborner Kavallerie zu erwähnen, indem sie unter ihren Führern, dem Oberst Pater, den Majors Paterson und Blaquiere und den Kapitains Doveton und Price, durch ihre schnelle und muthige Attake gegen den 5000 Pferde starken Feind, das glorreiche Ende eines Feldzuges herbeiführten, welcher während se-

der Periode durch die besondere Energie in seinen Operationen ausgezeichnet war.

Oberst Wellesley hat Oberst-Lieutenant Bowser seinen Dank für die Dienste, welche er mit seinem Detaschement von Hülfstruppen geleistet hat, ausgesprochen, und erwähnt besonders lobend der guten Führung der Truppen bei diesen ungewöhnlichen Anstrengungen und bei den Schwierigkeiten, welche durch die Natur dieses neuen Dienstverhältnisses herbeigeführt wurden. — Die Vortheile, welche aus den geschickten Einrichtungen der Verpflegungs-Beamten hervorgegangen sind, hat der General en chef der besonderen Berücksichtigung empfohlen. Er schätzt sich glücklich, dies besondere Verzeichniß der Verdienste den wärmsten Ausdrücken seines Dankes an Oberst Wellesley und die Armee an der Grenze von Mysore hinzufügen zu können.

Korps-Befehl durch das Gouvernement.

Fort St. George, den 25. September 1800.

Der General-Gouverneur publizirt in diesem Befehl die Depeschen, welche er von Oberst Wellesley erhalten hat.

Oberst A. Wellesley an den General-Adjutant Oberst-Lieutenant Agnew.

Lager zu Yepulpurry, den 10. September 1800.

Nachdem ich den Malpoorba bei Jellahaul überschritten hatte, bewegte ich mich am 3. d. M. vorwärts und betrat am 5ten bei Hunmunsagur das Land des Nizam. Da Oberst Stevenson genöthigt war den Maalpoorba auf Booten zu überschreiten, so konnte er vor dem 4ten nicht weiter aufbrechen. Es schien mir wahrscheinlich, daß Dhoondiah Waugh, wenn er durch unsere ge-

sammte Macht von der nördlichen Seite des Doab her gedrängt würde, sich entweder durch Kanagherry und Copaul nach Savanore zurückziehen würde, um auf diese Weise unsere Kommunikationen zu unterbrechen, oder aber, daß er, wenn er durch die Patans von Kurnoul und die Poligars am rechten Ufer des Toombuddra unterstützt würde, diesen Fluß passiren und in die Länder des Rajah's von Mysore einfallen würde. Um die Ausführung des einen oder des andern Planes zu verhindern, beschloß ich mich südwärts zu wenden, den Dhoondiah nach Osten zu treiben und von seinen Bewegungen den möglichsten Vortheil zu ziehen. Gleichzeitig erhielt Oberst Stevenson den Befehl, durch Moodgul und Moosky — 12 bis 20 Meilen von Kistna — diesem Fluß parallel vorzurücken, während die Marhatten- und Mogul-Kavallerie, in ein Korps vereinigt, zwischen unsern Korps Aufstellung nahm.

Am 7ten erreichte ich Kanagherry, am 8ten marschirte ich mit der Kavallerie nach Buswapoor und den 9ten traf ich hier ein; meine Infanterie war an diesem Tage bis Hutty und Chinnoor, etwa 15 Meilen rückwärts, vorgerückt. Am Morgen des 9ten brach Dhoondiah Waugh von Mudgherry — ungefähr 25 Meilen von Raichore, bei welchem Platze er einige Tage vorher gelagert hatte — auf und bewegte sich gegen den Kistna. Als er aber das Lager des Oberst Stevenson entdeckte, kehrte er um und lagerte am Abend ungefähr 9 Meilen vor meiner Front, vorwärts Bunnoo. Er war offenbar ohne Nachricht von meinem Anmarsche, ich vermuthe, daß er mich noch zu Chinnoor glaubte. Ich ging diesen Morgen weiter vor und stieß bei Conahgull, 6 Meilen von hier, auf den Feind. Dhoondiah war

im Marsch nach Westen begriffen, um zwischen der Marhatten- und Mogul-Kavallerie und meinem Korps, welches er noch zu Chinnoor glaubte, durchzugehen. Sein Korps bestand aus etwa 5000 Pferden, ich griff ihn indessen sofort mit dem 19ten und 25sten Dragoner-Regiment und dem 1sten und 2ten Regiment eingeborner Kavallerie an.

Der Feind hatte eine feste Stellung genommen; Rücken und linke Flanke durch das Dorf und die Felsen von Conahgull gedeckt, hielt er einige Zeit mit anscheinender Festigkeit Stand. Aber die schnelle und entschlossene Attake dieser 4 Regimenter, welche ich, um der Frontausdehnung des Feindes gleichzukommen, in eine Linie hatte aufmarschiren lassen, war so erfolgreich, daß die ganze feindliche Linie Kehrt machte und nun einige Meilen weit durch meine Kavallerie verfolgt wurde. Dhoondiah Waugh und viele Andere wurden getödtet, die Masse aber, aufgelöst, zerstreute sich nun in vereinzelten kleinen Haufen in die ganze Ebene.

Ein Theil der feindlichen Bagage war noch in dem 3 Meilen von Conahgull entfernten Lager zurückgeblieben; dorthin wendete ich mich nun, und nahm mehrere Elephanten, Kameele und überhaupt das ganze Lager in Besitz [1]).

---

1) Unter der Bagage wurde Sulabuth Khan, ein Sohn des Dhoondiah, ein Kind von 4 Jahren, gefunden. Es wurde in das Zelt des Oberst Wellesley gebracht und genoß der freundlichsten und sorgsamsten Pflege. Bei der Abreise Sir Arthur's legte er in die Hände des Oberst Symmonds, Richter und Kollektor zu Seringapatam, einige hundert Pfund für dies Kind nieder. Als sich Oberst Sym-

Diese vollständige Niederlage und Zerstreuung der feindlichen Macht, und vor Allem der Tod Dhoondiah's machen diesem Feldzuge ein Ende. Ich benutze die Gelegenheit, um Ihnen meine größte Zufriedenheit mit der ganzen Führung der Truppen auszudrücken. Bei dieser letzten Gelegenheit haben sie einen glänzenden Beweis von ihrem Muthe und ihrer Tapferkeit gegeben, aber auch ihre Leitung durch ihre Kommandeurs, den Oberst Pater, die Majors Paterson und Blaquiere und die Kapitains Doveton und Price, hat sich meinen ungetheiltesten Beifall erworben. Mit nicht minderer Geduld und Beharrlichkeit haben alle Truppen eine lange Reihe von Fatiguen ertragen. Auch muß ich Ihnen meine Zufriedenheit mit den Anordnungen des Verpflegungs-Departements der Armee zu erkennen geben. Ungeachtet der Entfernung des Kriegsschauplatzes von den gewöhnlichen Hülfsquellen, ungeachtet der Schnelligkeit meiner Bewegungen und dem aus der Natur des Krieges hervorgehenden beständigen Wechsel der Operationslinien, bin ich immer mit allem Bedarf wohl versehen gewesen.

Die Marhatten- und Mogul-Kavallerie ist im Augenblicke noch mit der Verfolgung der Flüchtlinge beschäftigt; in einigen Tagen aber gedenke ich nach der Grenze von Mysore zurückzugehen.

A. Wellesley.

---

monds vom öffentlichen Dienste zurückzog, nahm sich Sir Arthur Cole, Resident am Hofe zu Mysore, des jungen Khans an und verschaffte ihm eine Stelle in des Rajah's Armee. Der Khan war ein schöner, gewandter und geistvoller Jüngling. Er starb an der Cholera im Jahre 1822.

Oberst A. Wellesley an den General-Adjutanten Oberst-Lieutenant Agnew.

Lager zu Yepulpurry, den 13. September 1800.

Heut ist ein Bericht von Oberst Stevenson über sein Verhalten am 10ten d. M. eingegangen. Er scheint den Feind in der Nähe von Deodroog erreicht zu haben, und hat ihm seine beiden einzigen Geschütze, viele Bagage, Kameele, Stiere und Brinjarries abgenommen, ihn selbst aber in größter Deroute zurückgeworfen. Der Feind beabsichtigte, den Kistna zu passiren und nach Soorapoor zu gehen. Die Geschütze gehörten dem Poligar von Soorapoor, dessen Leute Oberst Stevenson beschäftigt fand, den Uebergang der feindlichen Bagage zu unterstützen.

Ich habe diesem Bericht nur hinzuzufügen, daß kein Theil der Armee größere Anstrengungen und mehr Beschwerden mit größerer Hingebung ertragen hat, als das Detaschement des Oberst Stevenson. Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, Ihnen meine Anerkennung über die von Oberst Stevenson, Oberst-Lieutenant Bowser und von allen unter seinem Befehl stehenden Offizieren geleisteten Dienste auszusprechen.

A. Wellesley.

Der General-Gouverneur nimmt Gelegenheit, dem Oberst Wellesley nicht nur seinen Dank für die vorzüglichen Verpflegungsanordnungen, welche er bei seiner Armee getroffen hat, sondern auch für die unermüdliche Thätigkeit, welche er in allen seinen Operationen bewiesen hat, zu sagen, und erkennt er ganz die ausgezeichnete Fähigkeit, welche die meisterhaften Dispositionen hervorge-

ge-

gerufen, die die Niederlage und gänzliche Zerstreuung des Feindes herbeigeführt haben.

Die Macht des Rebellen Dhoondiah hatte sich auf eine Art vermehrt, welche die Ruhe der Besitzungen der Kompagnie und ihrer Alliirten in dem westlichen Theile der Halbinsel bedrohen mußte. Der General-Gouverneur erkennt die politische Wichtigkeit der Erfolge, welche die Truppen unter Oberst Wellesley's Befehlen errungen haben, und obgleich das Zutrauen, welches auf dem Talent dieses Offiziers beruhet, nicht durch die erfolgreichen Begebenheiten dieses Feldzuges erhöht werden kann, so gewährt es doch Sr. Herrlichkeit besonderes Vergnügen, dem General-Gouverneur in council und dem Court of Directors die sichern und ausgedehnten Vortheile darzulegen, welche der Kompagnie in dieser Präsidentschaft, aus der vorzüglichen Führung dieses Krieges durch Oberst Wellesley, hervorgegangen sind.

Der General-Gouverneur hat nicht nur mit größter Zufriedenheit die Geduld, mit welcher alle Offiziere und Soldaten der Armee eine lange Reihe von Mühen und Beschwerden ertragen haben, sondern auch den Eifer, welcher alle Operationen belebte, gewahrt. Er erkennt die unvergleichliche Tapferkeit an, mit welcher das Kavallerie-Detaschement am 10. September die gesammte Macht des Feindes angriff und vernichtete.

Der General-Gouverneur trägt demnach dem General en chef auf, nicht nur dem Oberst Wellesley, sondern auch den Offizieren und Soldaten der Armee seinen wärmsten Dank für die wichtigen Dienste, welche sie dem britischen Reiche in Indien geleistet haben, auszusprechen.

Auf Befehl des General-Gouverneurs.

J. Webbe, Sekretair des Gouvernements.

Der General-Gouverneur an das Geheime Komité des Court of Directors.

Fort William, den 3. Oktober 1800.

Unser letzter Bericht reichte bis zum 31. August, seitdem sind uns neue Nachrichten über die Operationen der Armee unter Oberst Wellesley zugegangen. Wir haben die Mittheilung von der glücklichen und ehrenvollen Beendigung des Krieges gegen Dhoondiah Waugh, durch einen glänzenden, am 10. September vom Oberst Wellesley erfochtenen Sieg, erhalten. Dhoondiah selbst blieb in der Schlacht, seine an den Grenzen von Mysore versammelte Macht wurde theils zerstreut, theils vernichtet. Da die Details dieser Begebenheit eben so interessant als wichtig sind, so werden wir sie einem ehrenwerthen Komité in Kurzem mittheilen.

Nach der am 30. Juli stattgehabten Zerstreuung der bei Manowly lagernden Insurgenten zog sich Dhoondiah plötzlich in der Richtung auf Kittoor zurück, und bewerkstelligte sein Entkommen durch einen Marsch durch die Kittooer Wälder und Grasfluren und durch einen Umweg um die Quellen des Malpoorba. Die durch den Mangel an Booten sich ihm bietenden Schwierigkeiten überwand er glücklich und erreichte am 7. August Shawpoor, unweit des Gulpurba-Flusses.

Oberst Wellesley verließ am 3. August Soondootty und kam am 5ten zu Kittoor an, wo er indessen durch die Anfertigung von Booten zur Ueberschreitung des Malpoorba bis zum 10. August aufgehalten wurde. Er schloß ganz richtig, daß die Beschaffung der nöthigen Boote leichter und weniger zeitraubend seyn würde, als eine Bewegung der Armee mit ihrem Geschütz auf dem

von Dhoondiah durch die Wälder und Grasfluren von Kittoor eingeschlagenen Wege.

Unterdessen war Oberst Stevenson mit dem Detaschement des Oberst-Lieutenants Bowser und den 4 Regimentern leichter eingeborner Kavallerie detaschirt worden, um einen Theil der Bagage des Insurgenten abzuschneiden. Dies Detaschement überschritt den Malpoorba eher als Oberst Wellesley, und bedrohte eine Zeit lang Dhoondiah's Rücken. Oberst Stevenson hatte den Befehl, sich nicht eher in eine rangirte Bataille einzulassen, als bis Oberst Wellesley mit seinem Korps so weit vorgeschritten seyn würde, daß er ihn jederzeit unterstützen könnte.

Dhoondiah setzte seinen Marsch längs dem Gulpurba ostwärts fort und versuchte westlich von Gokauk den Fluß zu passiren, wurde aber, zufolge eines von Oberst Wellesley eingegangenen Befehles, von dem Poligar Narritz Seerjary daran verhindert. Während Oberst Stevenson seinen Marsch längs dem Gulpurba fortsetzte, hatte Oberst Wellesley seinen Uebergang über den Malpoorba bewerkstelligt, und marschirte nun, vereint mit der Marhatten- und Mogul-Kavallerie, am linken Ufer dieses Flusses fort.

Um Dhoondiah zu hindern, den Malpoorba östlich von Manowly oder in der Nähe von Badamy mit einer ansehnlichen Macht zu passiren, wurde Oberst-Lieutenant Capper's Brigade mit der Marhatten-Kavallerie, unter Chintomeny Rao und Baba Saheb, auf das rechte Ufer des Flusses detaschirt, mit dem Befehl, die leicht zu durchwatenden Punkte des Flusses zu besetzen.

Oberst-Lieutenant Capper marschirte demgemäß durch

das Thal von Purßghur, und erstürmte am 22. August das in diesem Thale gelegene Fort Hoobly durch Leitersteigung. Die Garnison dieses Forts hatte nach der Aktion von Manowly am 30. Juli den erbetenen Pardon von Oberst Wellesley erhalten, plünderte aber dennoch am 1. August die Bagage des, dieses Fort auf seinem Marsche nach Soondootty passirenden Dragoner-Regiments. Oberst Wellesley war durch andere wichtige Umstände an der augenblicklichen Bestrafung dieser Treulosigkeit gehindert, da indessen der Marsch des Oberst-Lieutenants Capper Gelegenheit dazu bot, so wurde sie nicht verabsäumt. Noch an demselben Tage kam Oberst-Lieutenant Capper mit seinem Detaschement vor dem Fort Sirhitty, welches von einem Poligar im Interesse Dhoondiah's besetzt gehalten wurde, 8 Meilen östlich von Hoobly, an. Da eine Eskalade nicht ausführbar erschien, so wurde das Thor angegriffen, und bald war die äußere Pforte genommen. Die Passage war indessen so schmal, daß sie das Passiren eines Geschützes nicht erlaubte, das Rohr wurde daher sofort ausgehoben und unter dem heftigsten Feuer des Forts nach dem innern Thore gebracht. Dies muthige Unternehmen wurde von Sir John Sinclair und einer Abtheilung der Bombayer Artillerie ausgeführt; das Thor war schnell gesprengt. Das Fort selbst wird allgemein als sehr fest bezeichnet.

Diese tapfere That des Sir John Sinclair und seiner Abtheilung ist uns besonders durch Oberst Wellesley empfohlen worden, und wir legen sie der Beurtheilung eines Geheimen Komité's vor.

Da Oberst Wellesley erfahren hatte, daß Dhoondiah dem Poligar zu Jalloor einige Geschütze, Muni-

tion und Kriegsvorräthe anvertraut hatte, so detaschirte er Oberst-Lieutenant Montresor am 24. August, um sich dieser wichtigen Artikel zu bemächtigen. Oberst-Lieutenant Montresor führte diesen Auftrag zur völligen Zufriedenheit seines Chefs aus. Es wurden ein eisernes und vier metallene Geschütze mit vorzüglicher Bespannung, mehrere Pulverkarren, viele Ausrüstungsgegenstände, Musketen ꝛc. in dem Platze gefunden. Die Bergfeste Cutaraghur wurde bei der bloßen Annäherung des Oberst-Lieutenants Montresor geräumt.

Ehe noch ein Theil unserer Armee Dhoondiah Waugh erreichen konnte, wurde es diesem am 24sten durch das plötzliche Fallen des Malpoorba möglich, den Fluß in der Nähe von Boodyhall zu passiren und in des Nizam's Land einzufallen.

Es schien Oberst Wellesley wahrscheinlich, daß, wenn Dhoondiah von unserer ganzen Macht von der nördlichen Seite des Doab her gedrängt würde, er entweder durch Kanagherry und Copaul nach Savanore zurückgehen und auf diese Weise unsere Zufuhren und Kommunikationen unterbrechen würde, oder aber, daß er, wenn er durch die Patans von Kurnool und die Poligars am rechten Ufer des Toombuddra Unterstützung erhielte, in die Länder des Rajah von Mysore einfallen würde. Um sowohl die etwaige Ausführung des einen oder andern Planes zu hindern, beschloß Oberst Wellesley nach Süden zu marschiren, dann aber den Dhoondiah ostwärts zu drängen, und aus seinen Bewegungen möglichst Vortheil zu ziehen. Gleichzeitig erhielt Oberst Stevenson den Befehl, durch Moodgul und Moosky, in einer Entfernung von 10 bis 12 Meilen, längs dem Kistna zu marschiren, während die Marhatten- und Mogul-

Kavallerie, in ein Korps vereinigt, Befehl erhielt, sich zwischen die Korps des Oberst Stevenson und Oberst Wellesley zu setzen.

Mit so richtiger Beurtheilung und gewohntem Scharfblick bereitete Oberst Wellesley seine künftigen Operationen vor. Er marschirte nun den 7. September nach Kanagherry; am 8ten erreichte er mit der Kavallerie Buswapoor und am 9ten Yepulpurry, während die Infanterie noch 15 Meilen zurückgeblieben war.

Am Morgen des 9ten scheint Dhoondiah von Mudgherry — einem Platz ungefähr 20 Meilen von Raichore, wo er einige Tage vorher gelagert hatte — gegen den Kistna vorgegangen zu seyn, als er aber das Lager des Oberst Stevenson gewahrte, kehrte er um und lagerte am Abend etwa 9 Meilen von Oberst Wellesley, vorwärts Bunnoo. Aus Allem geht hervor, daß Dhoondiah ohne Nachricht über den Anmarsch des Oberst Wellesley war; dieser indessen wußte sehr wohl, daß ihn Dhoondiah noch zu Chinnoor glaubte.

Am 10ten früh marschirte Oberst Wellesley vorwärts und stieß bei Conaghull, etwa 6 Meilen von Yepulpurry, auf den Feind. Dhoondiah war augenscheinlich im Marsch nach Westen begriffen, um zwischen Oberst Wellesley, den er noch zu Chinnoor glaubte, und der Marhatten- und Mogul-Kavallerie durchzugehen. Der Insurgent hatte ein Kavallerie-Korps von etwa 5000 Mann bei sich; Oberst Wellesley griff dieses sofort mit dem 19ten und 25sten Dragoner-Regiment und dem 1sten und 2ten Regiment eingeborner Kavallerie an.

Der Feind hatte eine feste Stellung genommen, Rücken und linke Flanke durch das Dorf und die Felsen von

Conaghull gedeckt, hielt er einige Zeit mit anscheinender Entschlossenheit Stand. Um dem Feinde eine gleiche Front entgegenzustellen, sah sich Oberst Wellesley genöthigt, die 4 Regimenter in einer Linie zu formiren, die nun den Feind mit solcher Schnelligkeit und Entschlossenheit angriffen, daß seine ganze Linie geworfen und einige Meilen weit verfolgt wurde. Dhoondiah selbst und viele Andere wurden erschlagen, der Rest wurde in kleinen Abtheilungen über das ganze Land zerstreut. Die Bagage des Feindes war noch großen Theils im Lager geblieben und wurde mit diesem von unsern Truppen genommen.

An demselben Tage (den 10. September) nahm Oberst Stevenson die dem Feinde noch allein übrig gebliebenen 2 Kanonen in der Nähe von Deodroog, und erbeutete viele Bagage, Kameele, Stiere und Brinjarries.

Oberst Wellesley giebt sämmtlichen Truppen, welche sich während dieser kurzen aber entscheidenden Aktion unter seinem Befehl befanden, ein treffliches Zeugniß über ihre bewiesene Tapferkeit und Ausdauer. Wenn man erwägt, wie die Expedition in einer den Truppenbewegungen ungünstigen Jahreszeit begonnen und in einem Lande, welches der Verfolgung eines thätigen und verschlagenen Feindes so viele Hindernisse entgegensetzt, fortgeführt werden mußte, so berechtigen der Eifer und die Tapferkeit unserer Truppen, wie die Klugheit und Energie, mit welcher sie geführt wurden, um so mehr zu ihrer besondern Empfehlung.

In unserm Bericht vom 31. August hielten wir es für unsere Pflicht, unser Lob über des Oberst Wellesley treffliche Leitung des Feldzuges auszudrücken. Wir

haben jetzt nur unsere ganze Zufriedenheit über die weitere Führung dieses Krieges hinzuzufügen. Oberst Wellesley hat allen Erwartungen entsprochen, welche wir von seinem militairischen Talent, von seiner scharfsinnigen Verwendung der zu Gebote stehenden Mittel und von seinem Unternehmungsgeiste hatten.

Die Art und Weise, mit welcher der Feldzug gegen Dhoondiah Waugh geführt und beendet worden ist, hat kräftig einer Gefahr begegnet, welche den Besitzungen der Kompagnie und ihrer Alliirten drohte, und der Eindruck, welchen wir durch unsere Erfolge gegen diesen Insurgenten gemacht haben, kann nicht verfehlen, die Ruhe in unsern neu erworbenen Besitzungen wie an allen unsern Grenzlinien zu befestigen.

Wellesley
und andere Mitglieder des Rathes.

To the Secret Committee.

Korps-Befehl, gegeben durch das Gouvernement.

Fort St. George, den 24. Dezember 1800.

In dem Korps-Befehl vom 28. September veröffentlichte der Gouverneur das Anerkenntniß, welches er Oberst Wellesley wie den Offizieren und Soldaten seiner Armee für die Dienste, welche sie den brittischen Interessen in Indien geleistet haben, schuldig ist.

Der Gouverneur hat jetzt die Befriedigung, die völlige Uebereinstimmung des General-Gouverneurs in council mit den von ihm an Oberst Wellesley gerichteten Befehlen erhalten zu haben. Der General-Gouverneur in council verpflichtet ihn, dem Oberst Wellesley durch Korps-Befehl seinen Dank für die ausgezeichnete Leitung, Energie und Tapferkeit, welche alle seine Opera-

tionen während des letzten Feldzuges gegen Dhoondiah Waugh bezeichnen, auszusprechen. Er erkennt ganz die wichtigen Dienste an, welche Oberst Wellesley der Kompagnie durch die schnelle und entschiedene Beendigung des Krieges gegen diesen Insurgenten geleistet hat. Der General-Gouverneur veranlaßt ferner den Gouverneur, den Offizieren und Soldaten der Wellesley'schen Armee seinen Dank für ihre Tapferkeit und Beharrlichkeit während dieser beschwerlichen Kampagne zu sagen, und insbesondere den Offizieren und Leuten des Kavallerie-Detaschements, welches am 10. September einen so glänzenden Beweis seiner Disziplin und seines Muthes gegeben hat.

Es wird dem General-Gouverneur wahre Befriedigung gewähren, die hohen Verdienste, welche sich Oberst Wellesley und seine Armee um die Interessen der Kompagnie und der ganzen brittischen Nation um Indien erworben hat, dem Court of Directors zu empfehlen.

Anderweitige Umstände lassen es dem General-Gouverneur nothwendig erscheinen, die Dienste des Oberst Wellesley auf einem andern Platze in Anspruch zu nehmen, und überträgt er hiermit dem Oberst James Stevenson das wichtige Kommando der Truppen in Mysore, Malabar und Canara. Bei dieser Gelegenheit erwähnt der General-Gouverneur mit Vergnügen des Eifers und der Thätigkeit, mit welchen Oberst Stevenson, als Nächster im Kommando, den Oberst Wellesley während des Feldzuges gegen Dhoondiah Waugh unterstützt hat.

IV.

Artilleristische Miscellen.

Von

H. W. Arcona.

(Fortsetzung.)

5.

Ein schnelles und sicheres Mittel, um für den Mörser auf der Krone der Brustwehr mittelst eiserner Stäbchen die Richtungslinie zu bezeichnen, ohne nöthig zu haben, die Krone der Brustwehr zu besteigen.

Das eine Ende einer Schnur befestigt man an den Drehbolzen, während der Unteroffizier des Geschützes mit dem andern Ende der Schnur auf das Banket tritt; indem er die Schnur scharf anzieht, und dieselbe in derjenigen Hand, wie es ihm am bequemsten ist, festhält, nimmt er zugleich ein Richtloth, und visirt über diese beiden Schnüre nach dem zu bewerfenden Ziel. Es muß ein anderer Mann mit einem eisernen Richtstäbchen hierbei zur Hand stehen, und das letztere auf den Wink des Unteroffiziers auf der Kante der Krone und innern Brustwehrböschung lothrecht in diejenige Ebene einstecken, welche durch die beiden Schnüre und durch das Ziel gebildet wird. Indem der Unteroffizier jetzt zwei Punkte hat (das Stäbchen und das Ziel), richtet er zwischen diesen beiden Punkten ein zweites Stäbchen ein, was ohne viel Zeit und sehr leicht vollführt werden kann. Die Aufgabe ist hierdurch gelöst, und der Mörser kann sicher und gut gerichtet werden. Selbst in dem Falle, daß der Mörser weit von der Brustwehr zurückgenommen ist, oder daß die letztere bedeutend höher liegt, ist das angegebene Verfahren praktisch, und hat sich der Erfahrung gemäß als gut bewährt.

(Schluß folgt.)

Inhalt des zwei und funfzigsten Bandes.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

lüi d

is.

Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Drei und funfzigster Band.

Siebentes bis neuntes Heft.

Redaktoren

C. v. Decker. L. Blesson.

Berlin, Posen und Bromberg,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1841.

I.

Das Treffen bei Bedr (624 n. Chr.).

Die Grundlage zu jenem großen Religionsgebäude, welches bald eine Rüstkammer voll zerstörender Waffen wurde, die Grundlage zum Emporkommen des Islam, bildet der Kampf bei Bedr. An sich ist er freilich nur ein kleines Treffen zu nennen, so klein war die Zahl der Streiter und der Gefallenen; aber auf der Wahlstatt stand die Wiege der welthistorischen Bedeutung Mahomed's, die im Keime erdrückt worden wäre, hätten die Feinde des Propheten und nicht er gesiegt. Dieser Bedeutsamkeit des Treffens wegen werden die Arabischen Schriftsteller auch nicht müde, seine kleinsten Details zu erzählen, und wir werden dadurch in der That mit einer der wichtigsten Episoden im Leben des kriegerischen Gesetzgebers bekannt gemacht. Die folgende Zusammenstellung ist nach den handschriftlichen Werken Kitab alagani und des Ibn Hescham (Beide in der Königl. Biblioth. zu Paris), welche Caussin de Perceval im Journal Asiatique 1839 benutzte, und nach Abulfeda, den wir selbst im Originale verglichen haben.

Nach seiner Flucht nach Medina machte Mahomed, entweder in Person oder durch seine Unterbefehls-

haber, verschiedene Streifereien gegen die Koreischiten, deren Verfolgungen ihn gezwungen hatten, Mekka zu verlassen, jedoch ohne irgend einen entschiedenen Erfolg. Nur bei dem letzten dieser Züge wurde Blut vergossen und Beute gemacht. Abdallah, der Sohn Jahsch, nämlich, indem er mit 8 Moslem ausgesandt war, um die Koreischiten zu beobachten, begegnete einer ihrer kleinen Karawanen unter schwacher Bedeckung und plünderte sie; hierbei wurden zwei Mekkaer zu Gefangenen gemacht, und der Befehlshaber der Bedeckung, Amruben al Hadhrami wurde getödtet. Dies ereignete sich im Monate Rajab, dessen Heiligkeit sowohl von den Heiden, als Moslem anerkannt wurde; Mahomed, um die Vorwürfe der Koreischiten wegen Verletzung der Heiligkeit dieses Monats, wenn gleich sie ohne seinen Befehl geschehen war, zurückzuweisen, promulgirte jenen Vers des Korans, in welchem er seine Feinde wegen ihres Unglaubens schilt, und erklärt, Götzendienst sey schlimmer als Mord.

Kurz darauf wurde seine Aufmerksamkeit durch eine Kunde erweckt, welche den Moslem die Aussicht bot, einen großen Vortheil über ihre Feinde zu erlangen. Die Koreischiten machten nämlich jährlich zwei große Handelszüge, den einen im Sommer, den andern im Winter; wie es heißt, war dieser Gebrauch durch Haschem, den Sohn Abd-Manaf's, eingeführt worden. In jenem Jahre war die Führung eines dieser Züge nach Syrien Abu-Softan, dem Sohne Harb's, anvertraut, welcher mit etwa tausend Kameelen, die werthvolle Kaufwaaren trugen, nach Mekka zurückkehrte. Er hatte unter seinem Befehl ein Geleit von 30 bis 40 Kriegern, worunter einige angesehene, wie Makheama,

Sohn Naufel's aus der Familie Zohri, und Amru, Sohn Elas's, welcher später Aegypten eroberte. Im Anfange des Ramadan wurde Mahomed von der Ankunft dieser Karavane im Hedschaz unterrichtet. Er machte sogleich den Plan, sie wegzunehmen, und schlug das Unternehmen seinen Kämpen (Partisanen) vor; hinzufügend: „Vielleicht hat der Himmel im Voraus bestimmt, daß diese Beute in unsere Hände fallen sollte." Ein Theil der Moslem entsprach diesem Aufruf; die übrigen beschlossen, Medina nicht zu verlassen, in der vollen Ueberzeugung, daß die Zahl derjenigen, welche sich zu dem Zuge bereit erklärt hatten, hinreichend wäre, die Wegnahme der Karawane ohne Widerstand zu sichern.

Mahomed zog aus mit 314 Mann, von denen 83 Mohajarn oder Auswanderer aus Mekka waren; 231 waren Anharn oder Medinaer. Vor ihm her wurden zwei schwarze Flaggen getragen, die eine, Okab genannt, durch Ali, Sohn Abn Taleb's, die andere durch einen Medinaer; die Biwa, oder Hauptfahne, welche weiß war, wurde Mossab, Sohn Omayr's, eines Sohnes Hascham's, übergeben, und das Fähnlein der Anharn Saad, dem Sohne Maadh's; der Befehl über den Nachtrab wurde Kays, dem Sohne Abu Sassea's, aus der Familie Mejar, anvertraut. Diese 314 Personen waren mit nur 70 Kameelen versehen; ein Kameel wurde daher von 3 oder 4 Personen der Reihe nach geritten. So ritt Mahomed abwechselnd mit Ali und Marthad; sein Vetter Hamza mit Zayd, dem Sohne Haretha's, Abukebschah und Aneha; Abubekr mit Omar und Abderrahman. Die kleine Schaar hatte zwar auch drei Pferde, deren Namen aufbewahrt sind; aber nach dem Gebrauche

der Araber auf ihren Kriegszügen wurden sie an der Hand geführt, um sie frisch zu erhalten.

Abu Sofian, sobald er Hedschaz erreichte, wählte einen Weg, welcher, indem er zwischen Medina und dem Meere hinging, die Karawane nach Bedr führte, wo ein sehr besuchter Markt gehalten wurde. Er gebrauchte die Vorsicht, Spähet auszusenden, um Kundschaft zu erhalten, und suchte diese auch von allen Reisenden, mit denen er zusammentraf. Da er durch einen glücklichen Zufall von der Absicht Mahomed's Kenntniß erhielt, sandte er mit der größten Eil Damdam, Sohn Amru's vom Stamme Ghifar, nach Mekka, mit dem Auftrage, die Koreischiten dringend aufzufordern, rasch und mit Macht zur Unterstützung der Karavane auszuziehen; er selbst setzte seinen Weg fort, obgleich unter großer Besorgniß.

Drei Tage vor der Ankunft Damdam's in Mekka hatte Atika, Tochter Abd al Mottalib's, einen Traum, der in ihr die Furcht erweckte, es werde die Mekkaer irgend ein Mißgeschick treffen. Sie suchte ihren Bruder Abbas auf, und, indem sie ihn beschwor, was sie ihm mittheilte, nicht zu veröffentlichen, sagte sie: „Ich sah einen Mann ankommen, reitend auf einem Kameele, welcher im Thale Abtsch anhielt und ausrief: „Niedrige Wichte, rückt in's Feld, drei Tage von hier, und eilt eurem Schicksale zu!“ Das Volk sammelte sich haufenweise um ihn und folgte ihm in den Hof des Tempels, wo er denselben Ausruf that. Er stieg dann auf sein Kameel, erstieg den Berg Abu Kubais, und als er den Gipfel erreichte, wiederholte er die Drohung, ergriff einen Theil des Felsens und schleuderte ihn gegen Mekka. Der Stein rollte an den Fuß des Berges, und,

indem er zerbrach, zerfuhr er in Blitze, welche in alle Häuser der Stadt schlugen." Ihr Bruder sprach: „Das ist gewiß ein prophetisches Gesicht; es sollte nicht ausgeplaudert werden, vermeide daher sorgfältig, zu jemandem etwas davon zu äußern." Abbas hatte jedoch kaum seine Schwester verlassen, als er Walid, dem Sohne Otba's, seinem Freunde, begegnete, und ihm den Traum seiner Schwester als ein tiefes Geheimniß mittheilte. Walid vertraute ihn seinem Vater, der ihn Andern berichtete, und bald wurde er Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung.

Am nächsten Morgen ging Abbas aus, um die heiligen Umgänge um die Kaaba zu machen, und sah daselbst Abu Jahl, den Sohn Hascham's, mitten unter mehreren seiner Verwandten sitzen, von dem Traume Atika's sprechend. Als Abbas seine Andacht beendet hatte, näherte er sich der Gruppe. „Sohn Abd al Mottalib's", sagte Abu Jahl ironisch, „seit wann hast Du eine Prophetin in Deiner Familie?" „Was meinst Du?" fragte Abbas. „Ich spreche von dem Gesichte Atika's", erwiederte der Andere. „Ist es nicht genug, daß wir Propheten haben? müssen sich auch Weiber die Gabe der Weissagung anmaaßen? Es ist Atika in ihrem Traume verkündigt worden, daß wir nach drei Tagen in's Feld rücken müssen. Wohlan, wir wollen drei Tage warten, wenn die Vorhersagung sich bewährt, so mag es seyn; aber wenn die drei Tage vergehen und nichts vorfällt, was uns nöthigt, die Waffen zu ergreifen, so werden wir Deine Familie dadurch auszeichnen, daß wir ihre Mitglieder für die offenbarsten aller Betrüger erklären." Abbas, außer Fassung gebracht, konnte nur damit erwiedern, daß er das Traum-

gesicht seiner Schwester leugnete, und die Gruppe zerstreute sich. Am Abende gingen alle weiblichen Mitglieder der Familie Abd al Mottalib's zu Abbas, und überhäuften ihn mit Vorwürfen. Indem sie auf Mahomed anspielten, sagten sie: „Das kommt daher, daß jenem elenden Abu Jahl erlaubt wird, seine Anzüglichkeiten gegen die Männer Deines Hauses auszustoßen, jetzt dehnt er seine Angriffe auch auf die Weiber aus: wie läppisch war es Deinerseits, auf seine erbärmliche Rede zu hören!" „Es ist wahr", erwiederte Abbas, „ich hatte Unrecht, aber ich schwöre bei den Göttern, daß ich ihn deswegen herausfordern will, und wenn er seine Beschimpfungen wiederholt, werde ich euch Genugthuung geben."

Am Morgen des dritten Tages, nachdem Atika jenen Traum gehabt hatte, ging Abbas, durch die Sticheleien der Weiber im höchsten Grade aufgebracht, und entschlossen, seinen Fehler wieder gut zu machen, in den Hof des Tempels, und, wie er erwartet hatte, erblickte er daselbst Abu Jahl und ging auf ihn zu. Abu Jahl war von feuriger Gemüthsart, sein Ansehen war kühn, sein Blick entschlossen und seine Zunge geläufig und beißend. Indem er Abbas auf sich zukommen sah, eilte er auf das Thor des Tempels zu und verschwand in einem Augenblicke; Abbas, der keinen Grund seines plötzlichen Rückzuges finden konnte, folgte ihm. Die Ursache davon aber war, daß Abu Jahl eine Stimme gehört hatte, welche Abbas Ohr nicht erreicht hatte, nämlich Damdam's, des Sohnes Amru's, des Ghifariten. Der Bote Abu Sofian's war in diesem Augenblicke in dem dem Tempel nahen Thale angekommen, auf seinem Kameele reitend. Zum Zeichen der

Noth hatte er die Ohren des Thieres gestutzt, den Sattel rückwärts gekehrt und seinen Anzug zerrissen. Er rief aus allen Kräften: „Koreischiten! zur Karawane! zur Karawane! Mahomed will eure reichen Kaufwaaren wegnehmen! Ihr werdet kaum zeitig genug ankommen, um sie zu vertheidigen. Fort! Fort!"

Diese beunruhigende Botschaft verscheuchte aus Abbas Herzen alle feindlichen Gefühle gegen Abu Jahl. Die Koreischiten beeilten ihre Vorbereitungen zum Ausrücken. „Mahomed", sagten sie, „denkt an dieser Karawane eine eben so leichte Eroberung zu machen, als an der Amru ben al Hadhrami's, aber, bei den Göttern! wir wollen ihn enttäuschen."

Die Aufregung der Mekkaer brachte eine Art Allgemeinen Aufgebots zuwege, diejenigen, welche nicht in Person ausziehen wollten, stellten einen Vertreter; die Familie Adi ben Kaab's — entweder um die Stadt zu bewachen, oder weil sie keine Güter bei der Karawane hatten — blieb zu Hause. Alle angesehenen Männer der Koreischiten ergriffen die Waffen, ausgenommen Abulahab, welcher, da er krank war, statt seiner Elassi, den Sohn Hascham's, von der Familie Makhzum, stellte. Dieser Elassi hatte an Abulahab sein ganzes Eigenthum verspielt, und dann seine Freiheit eingesetzt und verloren; und als seine Verwandten angegangen wurden, diese zurückzukaufen, antworteten sie: „Wir wollen kein Kameelhaar für ihn geben." So Sklave Abulahab's geworden, wurde er von diesem als Grobschmied gebraucht, nun aber ihm die Freiheit für den Fall seiner Rückkehr versprochen.

Omeyya, Sohn Khalaf's, unter den Koreischiten berühmt und schon in vorgerücktem Alter, hatte im-

mer die Absicht zu erkennen gegeben, durch einen Stellvertreter im Kriege zu dienen, wegen seiner Dickleibigkeit, welche ihn dazu untauglich machte. Während er innerhalb des Tempelbezirks saß, erschien Okba, der Sohn Abu Muyat's, vor ihm, brachte ein Gefäß mit brennenden Holzkohlen und Räucherwerk, und stellte es vor ihn hin, indem er sagte: „Räuchere Dich, denn Du bist ein Weib!" Dieser Spott bestimmte Omeyya, sich dem koreischitischen Heere anzuschließen, welches eilte, die Karawane zu erreichen.

Dies Heer bestand aus tausend Kriegern und hatte zweihundert Kameele. Auf seinem Wege kam es bei einem Lager von Arabern des Ghifarstammes vorbei, dessen Anführer, Khufaf genannt, Sohn Rhada's, den Koreischiten eine Verstärkung an Mannschaft und Waffen anbot. Sie antworteten: „Wir sind stark genug, mit Kriegern zu kämpfen; wenn, wie Mahomed behauptet, wir gegen die Gottheit fechten, kann uns keine menschliche Unterstützung helfen." Voll Zuversicht setzten die Mekkaer ihren Zug nach Bedr fort.

Die Moslem verließen Medina am 8. Ramadra. Sie gingen durch den Paß von Nakb al Medinah, welcher sie nach Elakik führte, und dann erreichten sie die Brunnen Rauhha. Bisher waren sie der geraden Straße von Medinah nach Mekka gefolgt. Nicht weit oberhalb Rauhha, an einem Orte genannt Munsaraf, verließ Mahomed die Straße nach Mekka und wandte sich schräg zur Rechten, um Bedr zu erreichen. Nachdem er durch ein Thal, Namens Rakhan, und den Paß von Safra gekommen war, gelangte er vor die zwischen zwei Bergen gelegene Stadt dieses Namens. Von da sandte er zwei seiner Leute, Basbas, Sohn Amru's, und Abu,

Sohn Abu Zagba's, in der Richtung von Bedr aus, um zu rekognosziren. Diese Beiden hatten dem heidnischen Stamme Josayna angehört und sich davon getrennt, als sie den Islam annahmen; der erstere hatte sich den Benu Saeda, der letztere den Benu Najar, beide Familien von Medina, angeschlossen. Mohamed fragte bei den Eingebornen nach dem Namen des angrenzenden Berges und erfuhr, daß er Mukhzi (das, was Verwirrung bringt) genannt würde, und daß die Benu al Nar (Kinder des Feuers) dessen Bewohner wären. Diese Namen hielt er für ein übles Vorzeichen, beschloß daher nicht daselbst zu halten, ging vorwärts, und Safra links lassend, lagerte er im Thale Dhafiran. Hier wurde er benachrichtigt, daß die Koreischiten in's Feld gezogen wären, um ihre Karawane zu schützen, und versammelte seine Begleiter zu einer Berathschlagung. Er war besorgt, daß die Aussicht auf eine nicht vorhergesehene Schlacht gegen einen an Zahl weit überlegenen Feind den Entschluß der Moslem wankend machen könnte. Abubekr, sich zuerst erhebend, sprach seinen festen Vorsatz aus, allen und jeden Befehlen zu gehorchen, welche der Prophet zu geben für geeignet halten möchte. Omar, Sohn Khattab's, sprach zunächst und mit großem Nachdruck, indem er ähnliche Gesinnungen äußerte. Nach ihnen erhob sich Mikdad, der Sohn Amru's, und sagte: „Prophet, führe uns, wohin Gott Dir geheißen hat, uns zu führen; wir wollen nicht den Kindern Israels nachahmen, welche zu Moses sagten: „Gehe Du und Dein Gott und fechte gegen den Feind, wir wollen hier bleiben.“ Wir sagen: Geh' Du und Dein Gott, fechte gegen den Feind und wir wollen mit Dir fechten.“ Mohamed dankte ihnen und lobte ihren Eifer. Die

Sprecher waren Auswanderer von Mekka, und Mahomed war sehr daran gelegen, ehe er einen Entschluß faßte, sich der Gesinnung der Anhars oder Medinaer zu versichern, welche ihm einen Zufluchtsort angeboten und geschworen hatten, ihn zu vertheidigen, aber nicht, ihre Stadt zu verlassen und angriffsweise gegen seine Feinde zu verfahren. Er suchte daher nach fernerem Rath, und da die Medinaer seine Gedanken erriethen, redete Saad, der Sohn Maadh's, ihr Oberhaupt, ihn im Namen der übrigen an. „Dieses Verlangen", sagte er, „scheint besonders an uns Anhars gerichtet." „Es ist es", erwiederte Mahomed. „Prophet Gottes", fuhr Saad fort, „wir glauben an die Wahrheit Deiner Sendung; wir haben geschworen, Dir zu gehorchen, führe uns, wohin Du willst: führtest Du uns in die Mitte des Meeres, wir wollen Dir folgen." Mahomed, höchst erfreut, rief aus: „Zieht also vorwärts mit mir, und freut euch, denn wir werden die Karawane nehmen und die Koreischiten zu Schanden machen: ich habe ein Versprechen vom Himmel."

Er gab sogleich den Befehl zum Aufbruch, zog durch einen Ort Namens Debbeh, ließ den Berg Hannan rechts und lagerte sich in geringer Entfernung von Bedr. Die beiden von ihm Ausgeschickten, Basbar und Adi, kehrten jetzt zurück. Sie waren mit der größten Schnelligkeit nach Bedr geeilt, dessen Gebiet von einer Familie der Johaina bewohnt war. Während sie ihre Kameele bei einem Brunnen angehalten hatten, um sie zu erfrischen, horchten sie auf ein Gespräch zwischen zwei Weibern, deren eine von der andern die Bezahlung einer Schuld forderte. Die Gemahnte sagte: „ich will Dir zahlen, wenn ich einigen Gewinn von den Leuten der

Karawane habe, welche morgen oder am folgenden Tage hier ankommen wird." „Das ist wahr", fügte ein dritter hinzu, nämlich Amru, Sohn Amru's, der Häuptling des Stammes Johaina. Zufrieden mit dieser Kunde zogen sich die zwei Abgesandten zurück, in der Meinung, sie wären nicht beachtet worden; aber Medji hatte sie bemerkt.

Sie hatten kaum Bedr verlassen, als Abu Sofian selbst, indem er seiner Karawane voranging, um Kundschaft einzuziehen, ankam und Medji fragte, ob er irgend einen Fremden bemerkt habe, der sich da herum aufhalte? „Keine verdächtige Person", erwiederte Medji, „nur zwei auf Kameelen reitende Reisende, welche am Fuße dieses Hügels hielten, und nachdem sie etwas Wasser aus dem Brunnen geschöpft hatten, ihren Weg fortsetzten." Abu Sofian lief zum Hügel und bemerkte den Ort, wo die Kameele gestanden hatten. Er fand ihren Mist, stieß ihn auseinander, und indem er ihn mit Aufmerksamkeit betrachtete, entdeckte er einige Dattelkerne darin [1]). „Beim Himmel!" rief er aus, „diese waren Kameele von Jathrib! (Medina)" Gewarnt durch diese Anzeige, daß die Moslem seinen Weg erspäht hatten, kehrte er eilig zu seiner Karawane zurück und, die Richtung seines Zuges ändernd, vermied er Bedr, woran er links vorbeiging, näherte sich dem Meere und folgte eiligst der Küste desselben, bis er aus dem Bereich der Moslem gekommen war. Dann setzte er ruhig seinen Weg fort und sandte einen Boten an das Heer der Koreischi-

1) Da Datteln in Medina sehr häufig sind, waren sie die gewöhnliche Nahrung für Menschen und Kameele; sogar Hunde sollen sie gefressen haben.

ten, um sie in Kenntniß zu setzen, daß ihre Karawane außer Gefahr war, und daß sie nach Mekka zurückkehren könnten.

Die Koreischiten waren bis nach Jafa (Dschafa) gekommen, wo sie ihre Zelte aufgeschlagen hatten, um zu übernachten. Einer von ihnen, Juhaym (Dschuhaym), ein Nachkomme Mottalib's, hatte, während er zwischen Schlaf und Wachen war, ein Gesicht, in welchem er einen Reiter sah, der ein Kameel führte und rief, „Otba ist todt! Scheyba ist todt! Abu Chikam ist todt!" indem er ebenso andere nannte. Dann durchhieb er mit seinem Säbel die Kehle des Kameeles und schleuderte es in die Mitte des koreischitischen Lagers, dessen Zelte mit seinem Blute bespritzt wurden. Abu Dschal, in diesem Gesichte als eines der vorbestimmten Schlachtopfer bezeichnet (denn sein wirklicher Name war Abu Chikam), machte diese Vorhersagung lächerlich, indem er sagte: „So haben wir hier einen andern Propheten, einen Vetter Mahomed's!" Aber Dschuhaim's Traum ließ einen Eindruck auf einigen Gemüthern.

Indessen kam die Botschaft Abu Sofian's an. Ein Theil der Koreischiten war geneigt, sich danach zu richten und nach Mekka zurückzukehren; aber Abu Dschal widersetzte sich entschlossen einem Rückzuge. „Nein", sagte er, „wir dürfen nicht nach Mekka zurückkehren, bis wir uns in Bedr erfrischt und daselbst drei Tage mit Schmausen,, Trinken und Musik zugebracht haben, damit alle Araber von unserm Feldzuge sprechen und eine hohe Meinung von uns behalten." Akhnas, Sohn Schariks, ein Nachkomme Thakif's, aber mit der mekkaschen Familie Zohra vereinigt, da er fand, daß der Rath Abu Dschal's Eingang fand, redete die Zohri's, unter denen

er großen Einfluß hatte, so an: „Kinder Zohra's, ihr verließt Mekka, um eure Güter und euren Verwandten Makhrama zu vertheidigen. Da der Himmel sie aus der Gefahr erlöst hat, so kehrt nach Hause zurück; setzt euch nicht ohne Noth Gefahren aus, sondern widersteht den Anreizungen dieses Mannes." Die Zohri's zogen sich zurück. Alle Verwandte Mahomed's, welche den Islam nicht angenommen, oder sich nicht offen dazu bekannt hatten, waren im koreischitischen Heere; — unter andern Talib, der ältere Bruder Ali's. Als einer zu ihm gesagt hatte: „Wir wissen recht gut, Kinder Haschem's, daß eure Wünsche zu Gunsten Mahomed's sind, obgleich ihr mit uns zu Felde gezogen seyd", verließ er, gekränkt hierdurch, das Heer und zog mit den Zohri's ab. Die übrigen Koreischiten, durch die Anrede Abu Dschal's getrieben, rückten vor und lagerten sich am Fuße des Hügels Alankal, hinter welchem, nördlich, das Thal von Bedr ist, Jaljal genannt; Bedr und seine Brunnen sind an der Seite dieses Thals nach Medina zu gelegen.

Während die Koreischiten hinter den kleinen Bergen südlich von Bedr waren, war Mahomed auf den Hügeln nördlich vom Thale. Dieser, von Abubekr begleitet, verließ das Lager, um Kundschaft einzuziehen, und da er einen alten Araber antraf, fragte er ihn, ob er etwas in Bezug auf die Koreischiten gehört hätte oder von Mahomed und seiner Schaar. „Erst laßt mich wissen, wer ihr seyd", sagte der alte Mann. „Wir werden es Dir sogleich sagen", erwiederten sie. „Wohlan", fuhr er fort, „ich habe gehört, daß die Moslem an dem und dem Tage Medina verließen, und daß die Koreischiten an dem und dem Tage von Mekka auszogen;

wenn meine Kunde und meine Vermuthungen mich nicht täuschen, müßte Mahomed jetzt sehr nahe hier seyn, und die Koreischiten müßten in Alankal seyn. — Nun, wer seyd ihr?" „Wir sind Leute von Ma." „Aber von welchem Ma? Ma in Irak?" Aber Mahomed und Abubekr, ohne sich aufzuhalten, um zu antworten, zogen sich rasch zurück.

Am Abende schickte Mahomed Ali und Zobair mit einigen Soldaten nach Bedr, um zu kundschaften. Diese kehrten gegen Morgen zurück und brachten zwei Männer, die sie gefangen genommen hatten. Da der Prophet in jenem Augenblicke im Gebet begriffen war, wurden die Gefangenen in seiner Gegenwart gefragt, ohne daß er an den Fragen Theil nahm. Sie sagten, sie wären Diener, welche zum koreischitischen Heere gehörten, und wären nach Bedr gesandt worden, um Wasser zu erlangen. Man glaubte ihnen nicht, in der Meinung, sie wären ein Theil der Karawane unter Abu Sofian, denn die Moslem wußten nicht, daß die Karawane ihren Weg geändert hatte und jetzt außer ihrem (der Moslem) Bereich, sicher auf der Straße nach Mekka war. Die Gefangenen wurden daher geschlagen, um ein Bekenntniß von ihnen zu erpressen; und um fernerer Gewaltthätigkeit zu entgehen, sagten sie endlich: „Wir gehören zur Karawane." Als Mahomed sein Gebet geendigt hatte, warf er sich zweimal nieder und sprach den Salam. Dann, sich zu seinem Unterbefehlshaber wendend, sagte er: „Ihr habt diese Männer geschlagen, als sie die Wahrheit sprachen, und ihr habt vom Schlagen abgestanden, als sie unwahr redeten: sie sind Diener des koreischitischen Heeres. Gefangene", fügte er hinzu, „wo sind die Mekkaer?" — „Hinter jenem

Hügel, dessen Gipfel ihr bemerken könnt, an der andern Seite des Thales." — „Sind sie zahlreich?" — „Ja." — „Wie viele?" — „Wir wissen es nicht." — „Wie viel Kameele schlachten sie täglich zu ihrer Nahrung?" — „Manchmal 9, manchmal 10." — „Dann muß ihre Zahl 900 oder ungefähr 1000 seyn. Wer sind die vorzüglichsten Personen in ihrem Heere?" Otba und sein Bruder Scheiba, Abu l'Bakhtari, Naufel, Sohn Khuwailed's (Bruder Khadijeh's, der ersten Frau Mahomed's), Abu Dschal, Omacca, Sohn Khalaf's, Nobaih, sein Bruder und andere." — „Mekka hat", sagte Mahómed, „alle seine theuersten Kinder gegen uns gesandt."

Es war für die Moslem und die Koreischiten von gleicher Wichtigkeit, zuerst nach Bedr zu gelangen, um sich das Wasser zu sichern. Ein Sturm erhob sich gegen den südlichen Theil des Thales, nur wenige Tropfen Regen fielen auf den sandigen Boden, über welchen die Moslem ihren Weg nehmen mußten; wogegen Ströme von Wasser den Raum überschwemmten, den die Koreischiten zu durchziehen gezwungen waren. Da der Boden bis in die Tiefe gesättigt war, wurde die Straße ungangbar, und sie waren außer Stande, Akanhal zu verlassen, als Mahomed in Bedr ankam. Da er seine Truppen in der Nähe des ersten Brunnens Halt machen ließ, sagte einer seiner Begleiter, Hubab genannt, der Sohn Mundher's, zu ihm: „Prophet Gottes, ist es ein ausdrücklicher Befehl vom Himmel, der Dich bestimmt hat, uns hier aufzustellen? Wenn das wäre, so dürften wir nicht daran denken, uns einen Schritt zu rühren. Oder hast Du diese Stellung nach Deinem eigenen individuellen Urtheile, Deinem eigenen, besondern Antriebe

gewählt?" „Ich habe sie", erwiederte Mahomed, nach meiner eigenen besondern Wahl erkoren." „Dann", fügte Hubab hinzu, „ist die Stellung keine gute. Rükken wir weiter vor zu den Brunnen, welche dem Feinde am nächsten sind. Wir wollen alle anderen Brunnen ausschöpfen, und ein Becken in der Nähe unseres eigenen bilden und es füllen; so werden wir Ueberfluß an Wasser haben, während der Feind keins haben wird." „Du hast Recht", sagte Mahomed und befolgte den Rath.

Als dies Werk beendet war, ward Mahomed durch Saad, den Sohn Maadh's, bewogen, zu erlauben, daß eine Hütte gebaut würde, in der er sich während des Gefechtes aufhalten möchte, indem gesattelte Pferde in der Nähe bereit gehalten würden, damit er im Falle einer Niederlage entweichen könnte. Da am nächsten Morgen der Boden trocken war, setzten sich die Koreischiten in Bewegung. Mahomed, als er sie vom Hügel nach dem Thale herabsteigen sah, rief aus: „O Gott, siehe die Götzendiener nahen, voll Stolz und Uebermuth, gegen Dich zu kriegen und Deine Apostel des Betruges anzuklagen. O Herr, sende mir die Unterstützung, die Du mir versprochen hast!" Dann stellte er seine Krieger in Schlachtordnung. Als er sie ordnete, fand er Sewad, den Sohn Iria's, ein wenig außer der Reihe, und gab ihm mit einem stumpfen Pfeile, den er in der Hand hielt, einen Schlag auf den Leib, mit den Worten: „Gehe in die Reihe, Sewad." Der Krieger sagte: „Du hast mich verletzt, Prophet Gottes, und nach dem göttlichen Gesetze, welches Du offenbart hast, habe ich ein Recht zu erwiedern." „Wohl", erwiederte Mohamed, indem er seine Kleidung öffnete und

seine

seine Brust darbot, „räche Dich." Sewad, statt den Schlag zu erwiedern, schlang seine Arme um Mahomed und küßte seine Brust, indem er sagte: „Wir sind in einem Augenblicke der Entscheidung, wo der Tod uns vor Augen ist; ich kann leicht fallen, und ich wünsche, daß, bevor ich auf immer von Dir getrennt werde, meine Haut die Deine berühren möge."

Nachdem Mahomed den Moslem zum Erkennungs- und Vereinigungszeichen im Gefecht die Worte: „Ahad, Ahad" („Er ist der Einzige") gegeben hatte, richtete er folgende Ermahnung an sie: „Unter den Koreischiten sind einige, welche die Waffen gegen uns unfreiwillig ergriffen haben, wie die Kinder Hascham's und andere. Laßt die von euch, welche mit den Kindern Hascham zusammentreffen, sie nicht tödten, schont Abu'l Bakhtari, und besonders meinen Vetter Abbas." „Was!" rief Abu Hodaifa aus, einer der Auswanderer von Mekka, „sollen wir unsere Väter, unsere Brüder und unsere Freunde erschlagen und Abbas schonen? Beim Himmel, wenn ich ihn treffe, so will ich ihn meinen Säbel verschlingen lassen." Diese kühne Rede erreichte die Ohren Mahomed's, welcher zu Omar sagte: „Wollen sie wagen, den Vetter des Propheten Gottes zu morden?" Omar erwiederte: „Abu Hodaifa ist ein falscher Moslem, ich will ihm den Kopf abhauen." Mahomed widersetzte sich diesem, und Abu Hodaifa bereute seine Worte fast in dem Augenblicke, wo er sie aussprach; er sagte später: „die Furcht vor den Folgen meines Fehlers lassen mir keinen Augenblick Ruhe, ich kann ihn nur durch Märtyrertod abbüßen." Diesen fand er einige Jahre nachher in der Schlacht bei Jamama, in welcher der abtrünnige Mosailama geschlagen und getödtet wurde.

[illegible] getroffen waren, ging Ma-
[illegible] in die für ihn bereitete Hütte.

[illegible] fuhren die Koreischiten fort, den Ab-
[illegible] zu kriegen, indem sie einen wohlberittenen
[illegible] Omair, einen Sohn Wahb's, abschick-
[illegible] des Feindes zu untersuchen. Omair
[illegible] auf die Moslem zu, diese blieben
[illegible] und unbeweglich, während er im Kreise
[illegible], und dann sich wieder dem Mekkaer
[illegible] „Es sind ihrer nur ungefähr dreihun-
[illegible] er; „aber wartet einen Augenblick, ich
[illegible] und sehen, ob nicht irgend wo mehrere
[illegible]" Bei diesen Worten sprengte er zurück,
[illegible] Thal rechts und links, kehrte zurück und
[illegible] „Nun, es ist kein Hinterhalt da, aber ihr An-
[illegible] unerschrocken. Sie haben keine Hülfe,
[illegible] Muthe und in ihren Waffen; keiner von
[illegible] davon bin ich überzeugt, sterben, ohne we-
[illegible] von uns zu tödten, und wenn wir so viele
[illegible] sollen, als wir Feinde vor uns haben,
[illegible] einen Sieg zu beklagen haben." Diese
[illegible] Mekkaer unschlüssig. Einer von ihnen,
[illegible] Hizam's, da er dies bemerkte, näherte
[illegible] Sohne Rabia's, und sagte: „Vater
[illegible] Du bist das Haupt der Koreischiten; keiner
[illegible] Einfluß auf sie, als Du. Jetzt bie-
[illegible] Gelegenheit, ihnen einen wichtigen Dienst
[illegible] unsterblichen Ruf zu erwerben." „Wie?"
[illegible] „Sie zu veranlassen, nach Mekka zurück-
[illegible] Sühnung des Blutes Deines Verbün-
[illegible] Amru ben al Hadhrami, des
[illegible] wir an den Begleitern Wah[illegible]

med's zu rächen haben, auf Dich selbst zu nehmen." „Ich willige ein", sagte Otba, „aber gehe und suche Abu Dschal, und versuche ihn zu überreden; ich fürchte, er wird sich wieder dem Rückzuge widersetzen und wird andere dazu bewegen." Otba redete dann die ihn Umgebenden an. „Koreischiten", sagte er, „was werdet ihr jetzt, da eure Karawane sicher ist, dabei gewinnen, daß ihr Mahomed und seine Begleiter angreift, unter denen ihr so viele Landsleute habt? Wenn ihr ihnen das Leben nehmt, was wird es euch frommen, wenn ihr außer Stande sein werdet, einander anzusehen, ohne daß eure Augen den Mörder eines Bruders, Vetters, Gastfreundes oder alten Freundes erblicken. Kehrt also nach Mekka zurück und laßt Mahomed sich, in Bezug auf die übrigen Araber, aus dieser Sache ziehen, wie er kann." Während Otba so sprach, suchte Hakim Abu Dschal, der seinen Harnisch angelegt hatte. Als er die Mittheilung hörte, die Hakim ihm zu machen beauftragt war, rief er aus: „Beim Himmel, der Anblick des Feindes hat das Blut Otba's in seine Lungen zurückgetrieben. Nein, nein, wir dürfen nicht zurückkehren, bevor Gott den Streit zwischen uns und Mahomed entschieden hat. Ich weiß was Otba denkt; er sieht, daß der Moslem nur eine Hand voll sind für uns, und er ist beunruhigt wegen seines Sohnes Abu Hodaifa, welcher unter ihnen ist; daher dieser feige Vorschlag." Darauf sagte Abu Dschal zu Amir-ben al-Hadhrami, dem Sohne des Verstorbenen: „Siehe vor Deinen Augen die Mörder Deines Bruders, fordere die Rache, die Dir gebührt." Amir entblößte sein Haupt und schrie aus allen Kräften: „Rache, Amru, Rache, Amru." Dieser Schrei belebte das kriegerische Feuer der Koreischiten

wieder; ihre Seelen entbrannten und man entschloß sich zum Angriff, indem Otba selbst dem allgemeinen Impulse nachgab. Als einer ihm die Worte Abu Dschal's überbracht hatte, sagte er: „Der Prahler soll bald sehen, in wessen Lungen der Anblick des Feindes das Blut hat zurückfließen lassen." Er verlangte einen Helm, da aber keiner gefunden, der für seinen Kopf von sehr großem Umfange groß genug gewesen wäre, wand er einen Rock um seine Stirn und zog in die vorderste Reihe.

Das Heer der Mekkaer machte im Thale Halt und stellte sich im Angesicht der Moslem in geringer Entfernung von ihnen auf. Das Gefecht begann bald durch die Bemühungen einiget koreischitischen Reiter, Wasser aus dem Becken zu nehmen; Hakim, der Sohn Hizam's, war unter diesen. Mahomed befahl, daß man sie nahe kommen ließe, und als sie gerade am Rande des Beckens waren, ließ er einen Hagel von Pfeilen auf sie schleudern. Alle von ihnen fielen, ausgenommen Hakim, welcher krank und wie durch ein Wunder entkam, Dank der Schnelligkeit seines Pferdes. In der Folge nahm er den Islam an, und wenn er einen besonders kräftigen Schwur thun wollte, sagte er, sich der Gefahr, die er bei dieser Gelegenheit lief, erinnernd: „Ich rufe den Gott zum Zeugen, der mich am Tage von Bedr rettete!" Ein anderer Koreischite hatte die Vermessenheit, den gefährlichen Versuch allein zu wiederholen. Dies war Aswad, der Sohn Abdalahad's, von der Familie Makhzum, ein Mann von heftigem und leidenschaftlichem Charakter. „Ich schwöre", sagte er, „daß ich am Becken trinken will, oder es zerstören, oder mein Leben verlieren." Hamza, Sohn Abd al Motalib's, welcher durch einen auf der Brust befestigten

Schmuck von Straußfedern ausgezeichnet war, ging vor, um ihn zurückzutreiben, und mit dem ersten Schlage seines Säbels hieb er ihm ein Bein ab. Aswas fiel, schleppte sich aber zum Becken, um zu trinken und so sein Gelübde zu erfüllen. Er stürzte sich sogar hinein und erhielt darin die tödtliche Wunde von Hamza's Hand.

Dann verließ Otba, begleitet von seinem Bruder Scheiba und seinem Sohne Walid, die Reihen und forderte die Moslem zum Zweikampfe heraus. Drei junge Krieger stellten sich. „Wer seyd ihr?" fragten die Herausforderer. „Wir sind Ansars", war die Antwort. „Nicht mit euch wollten wir kämpfen", rief einer der Koreischiten aus, „Mahomed, sende Männer unseres eigenen Stammes gegen uns." Hierauf sagte Mahomed: „Gehe, Obeida, Sohn Harith's, Hamza, Sohn Abd al Motallib's, und Ali, Sohn Abu Talib's." Diese drei Moslem stellten sich augenblicklich den Kämpfern gegenüber, welche, nachdem sie erfahren, wer diese waren, sagten: „Ihr seyd willkommen, ihr seyd uns gleich, ihr seyd würdig, mit uns zu kämpfen."

Obeida, welcher der älteste der drei Moslem war, stellte sich vor Otba, Hamza vor Scheiba und Ali vor Walid, und der Kampf begann. Im ersten Anlaufe tödteten Hamza und Ali jeder seinen Gegner. Otba wurde mehrfach von Obeida verwundet, dem jedoch ein Bein abgehauen worden war, weshalb er auf dem Boden ausgestreckt lag. Hamza und Ali stürzten auf Otba los, hieben ihn mit ihren Säbeln nieder und trugen ihren verwundeten Gefährten weg.

Die Koreischiten setzten sich darauf in Bewegung

und machten einen allgemeinen Angriff. Der Prophet befahl seiner Mannschaft, an ihrer Stelle zu bleiben und den Feind mit Pfeilen abzuhalten, bis er einen Anfall befehle. Während die Moslem so vertheidigungsweise fochten, richtete Mahomed in seiner Hütte mit seinem Schwager Abubekr inbrünstige Gebete zu Gott. „Herr“, sagte er, „erfülle die Versprechungen, die Du mir gemacht hast. Wenn Du diese kleine Schaar Gläubiger umkommen läßt, wirst Du nicht länger auf der Erde angebetet werden.“ Er wiederholte diese Worte mit zum Himmel erhobenen Händen. Sein Mantel fiel herunter, Abubekr deckte ihn wieder über seine Schultern und hielt ihn hinten, indem er sagte: „Genug, o Prophet, Gott wird seine Versprechungen nicht unerfüllt lassen.“ Plötzlich wurde Mahomed von einem leichten Zittern ergriffen und hatte einen einer Ohnmacht ähnlichen Anfall, aber bald wieder zu sich kommend, rief er aus: „Freue Dich, Abubekr, siehe, Gott sendet uns Hülfe; ich sehe den Engel Gabriel, den Zaum seines Rosses haltend.“ Bei diesen Worten eilte er aus der Hütte und ermahnte die Krieger, indem er ihren Eifer mit der Aussicht auf himmlische Belohnung entflammte. „Wer immer unter euch“, sagte er, „an diesem Tage tapfer kämpfen und an von vorn erhaltenen Wunden sterben wird, wird in das Paradies eingehen.“ Ein Muselmann Namens Omair, Sohn Hamam's, war in diesem Augenblicke zufällig in seiner Nähe, indem er einige Datteln, die er aß, in der Hand hielt. „Was“, rief dieser aus, „ist es, um in's Paradies einzugehen, bloß nöthig, von diesen Menschen getödtet zu werden?“ Indem er die Datteln wegthat und seinen Säbel zog, stürzte er auf die Koreischiten los, tödtete mehrere und fiel selbst. Ein an-

derer Moslem, Auf, Sohn Harith's, richtete die Frage an Mohamed: „Was für eine That kann von Gott ein Lächeln der Zufriedenheit erwerben?“ Er antwortete: „Die eines Kriegers, der in die Reihen der Feinde dringt mit keiner andern Bewaffnung als seinem Glauben.“ Der Soldat entkleidete sich augenblicklich seines Panzers, stürzte auf die Mekkaer los, drang in ihre Mitte ein und fiel mit Wunden bedeckt.

Mohamed sammelte endlich eine Hand voll Kieselsteine, und indem er sie gegen die Koreischiten warf, rief er aus: „Laß ihre Augen mit Blindheit geschlagen seyn — greift an, Moslem!“ Der Anfall war blutig. Die Mekkaer konnten ihn nicht lange aushalten, ihre tapfersten Krieger fielen. In der Mitte des Kampfes begegnete der Moslem Maadh, Sohn Amru's, Abu Dschal, und mit einem Streiche seines Säbels hieb er ihm ein Bein unter dem Knie ab. Ikrima, Sohn Abu Dschal's, eilte, seinen Vater zu rächen, und hieb Maadh den linken Arm ab. Maadh fuhr fort zu fechten, während sein Arm mittelst eines Streifens Haut an seiner Seite herunterhing, bis ihm dieses hängende Glied hinderlich wurde, und er es mittelst des Fußes trennte. Maadh lebte bis zum Kaliphate Othmanes, an 20 Jahre nach dem Tage von Bedr. Abu Dschal, während er niedergestreckt war, erhielt mehrere andere Wunden von Muawioh, dem Sohne Afra's, und wurde für todt liegen gelassen.

Abu 'l Bakhtari, auf einem Kameel reitend mit einem seiner Freunde, versuchte zu fliehen, wurde aber von einem Moslem Namens Mujad-Dir, dem Sohne Zyad's, eingeholt. Mahomed hatte befohlen, daß er verschont werden sollte, aus Dankbarkeit für den Schutz,

und machten einen allgemeinen Angriff. Der Prophet befahl seiner Mannschaft, an ihrer Stelle zu bleiben und den Feind mit Pfeilen abzuhalten, bis er einen Anfall befehle. Während die Moslem so vertheidigungsweise fochten, richtete Mahomed in seiner Hütte mit seinem Schwager Abubekr inbrünstige Gebete zu Gott. „Herr", sagte er, „erfülle die Versprechungen, die Du mir gemacht hast. Wenn Du diese kleine Schaar Gläubiger umkommen läßt, wirst Du nicht länger auf der Erde angebetet werden." Er wiederholte diese Worte mit zum Himmel erhobenen Händen. Sein Mantel fiel herunter, Abubekr deckte ihn wieder über seine Schultern und hielt ihn hinten, indem er sagte: „Genug, o Prophet, Gott wird seine Versprechungen nicht unerfüllt lassen." Plötzlich wurde Mahomed von einem leichten Zittern ergriffen und hatte einen einer Ohnmacht ähnlichen Anfall, aber bald wieder zu sich kommend, rief er aus: „Freue Dich, Abubekr, siehe, Gott sendet uns Hülfe; ich sehe den Engel Gabriel, den Zaum seines Rosses haltend." Bei diesen Worten eilte er aus der Hütte und ermahnte die Krieger, indem er ihren Eifer mit der Aussicht auf himmlische Belohnung entflammte. „Wer immer unter euch", sagte er, „an diesem Tage tapfer kämpfen und an von vorn erhaltenen Wunden sterben wird, wird in das Paradies eingehen." Ein Muselmann Namens Omair, Sohn Hamam's, war in diesem Augenblicke zufällig in seiner Nähe, indem er einige Datteln, die er aß, in der Hand hielt. „Was", rief dieser aus, „ist es, um in's Paradies einzugehen, bloß nöthig, von diesen Menschen getödtet zu werden?" Indem er die Datteln wegthat und seinen Säbel zog, stürzte er auf die Koreischiten los, tödtete mehrere und fiel selbst. Ein an-

derer Moslem, Auf, Sohn Harith's, richtete die Frage an Mohamed: „Was für eine That kann von Gott ein Lächeln der Zufriedenheit erwerben?“ Er antwortete: „Die eines Kriegers, der in die Reihen der Feinde dringt mit keiner andern Bewaffnung als seinem Glauben.“ Der Soldat entkleidete sich augenblicklich seines Panzers, stürzte auf die Mekkaer los, drang in ihre Mitte ein und fiel mit Wunden bedeckt.

Mohamed sammelte endlich eine Hand voll Kieselsteine, und indem er sie gegen die Koreischiten warf, rief er aus: „Laß ihre Augen mit Blindheit geschlagen seyn — greift an, Moslem!“ Der Anfall war blutig. Die Mekkaer konnten ihn nicht lange aushalten, ihre tapfersten Krieger fielen. In der Mitte des Kampfes begegnete der Moslem Maadh, Sohn Amru's, Abu Dschal, und mit einem Streiche seines Säbels hieb er ihm ein Bein unter dem Knie ab. Ikrima, Sohn Abu Dschal's, eilte, seinen Vater zu rächen, und hieb Maadh den linken Arm ab. Maadh fuhr fort zu fechten, während sein Arm mittelst eines Streifens Haut an seiner Seite herunterhing, bis ihm dieses hängende Glied hinderlich wurde, und er es mittelst des Fußes trennte. Maadh lebte bis zum Kaliphate Othmanes, an 20 Jahre nach dem Tage von Bedr. Abu Dschal, während er niedergestreckt war, erhielt mehrere andere Wunden von Muawioh, dem Sohne Afra's, und wurde für todt liegen gelassen.

Abu'l Bakhtari, auf einem Kameel reitend mit einem seiner Freunde, versuchte zu fliehen, wurde aber von einem Moslem Namens Mujad-Dir, dem Sohne Zyad's, eingeholt. Mahomed hatte befohlen, daß er verschont werden sollte, aus Dankbarkeit für den Schutz,

den er ihm in Mekka oft hatte angedeihen lassen, und weil er einer der Urheber der Auflösung des gegen die Kinder Hascham's und Motallib's geschlossenen Bündnisses gewesen war.

„Ergieb Dich", rief ihm Mujaddir zu, „der Prophet hat uns verboten, Dich zu tödten." „Verschone auch meinen Begleiter", sagte er. „Nein", erwiederte der andere, „der Prophet hat uns nur befohlen, Dich zu verschonen." „Dann keine Gnade für mich", entgegnete Abu'l Bakhtari, „die Weiber von Mekka sollen niemals sagen, daß ich meinen Freund verließ, um mein eigenes Leben zu retten." Indem er einen Vers hersagte, in welchem ausgesprochen war, daß ein wackerer Mann nie seinen Gefährten verläßt, sondern ihn rettet oder stirbt, griff er Mujaddir an; aber nach einem kurzen Kampfe fiel er als ein Opfer seines Edelmuthes.

Die Sieger fingen nun an zu ihrem Lager zurückzukehren, einige mit Beute beladen, andere Gefangene führend. Der Koreischite Omaija, Sohn Khalaf's, der außer Stande gewesen war zu fliehen, war mit seinem Sohne Ali an einem abgelegenen Orte, wo er jedoch den Blicken der Feinde lange zu entgehen nicht hoffen konnte. Er sah Abderrahman, den Sohn Auf's, der früher in Mekka sein vertrauter Freund gewesen war, und jetzt mehrere Harnische trug, die er den erschlagenen Mekkanern abgenommen hatte. Omaija rief ihn an. „Beschütze uns", sagte er, „unser Lösegeld wird mehr werth seyn, als jene Harnische." Abderrahman warf seinen Plunder zur Erde und nahm Omaija und dessen Sohn jeden mit einer Hand und führte sie zum Lager. Der erste Moslem, den sie trafen, war Belal, der äthiopische Freigelassene Abubekr's und des Propheten Muez-

zin, oder Ausrufer, den Omaija grausamer Behandlung, wegen seiner Anhänglichkeit an den Glauben, ausgesetzt hatte. Beim Anblick seines Quälers rief Belal aus: „Was, Omaija, Sohn Kalaf's, das Haupt der Götzendienerei! Wenn er nicht stirbt, will ich es." „Wagst Du, meinen Gefangenen zu berühren?" sagte Abderrahman, „Sohn einer Negerin, er ist unter meinem Schutz." Belal, seinen Ausruf wiederholend, rief die Moslem an, welche sich um sie zusammenrotteten, einen sich verengenden drohenden Kreis um die beiden Gefangenen und Abderrahman bildend, und dieser versuchte vergebens jene zu vertheidigen; bald wurden die Säbel gezogen und Omaija und sein Sohn wurden in Stücke zerhauen. „Gott verzeihe Belal, er hat den Verlust meiner Harnische und des Lösegelds meiner Gefangenen verursacht", bemerkte Abderrahman.

Die erste Sorge Mahomed's nach dem Siege war, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob Abu-Dschal, der entschiedenste seiner Feinde, unter den Erschlagenen wäre. „Sucht ihr", sagte er, „ihr werdet ihn an einer Schmarre am Knie erkennen. Als wir beide jung waren, hatten wir einen Streit in Bezug auf einen Sitz bei einem von Abdallah, dem Sohne Jodhan's, gegebenen Mahle. Ich stieß ihn, und, indem er fiel, erhielt er eine Wunde am Knie, wovon er für immer die Spur behalten hat." Abdallah, der Sohn Massud's, ein Moslem, den Abu Dschal in Mekka beleidigt und mißhandelt hatte, entdeckte ihn, während er noch eine Spur von Leben hatte. Abdallah, indem er den Fuß auf seine Kehle setzte, sagte: „Feind Gottes, Du bist besiegt." „Wer hat den Sieg?" fragte der sterbende Mann. „Gott und sein Prophet", sagte Abdallah,

indem er ihm den Gnadenstoß gab. So starb Abu Dschal, im Alter von nahe siebzig Jahren, nach Abulfeda (Abulfida). Abdallah schnitt ihm den Kopf ab und trug ihn zu Mahomed und sagte: „Siehe das Haupt des Feindes Gottes, Abu Dschal.“ Mahomed warf sich nieder und dankte dem Himmel.

Die Schlacht bei Bedr wurde am Morgen des Freitags, den 17. Ramadan, A. H. 2. geliefert. Der von den Moslem trotz ihrer geringen Zahl erfochtene Sieg wurde der Hülfe einer vom Propheten angekündigten Engelschaar zugeschrieben. Mannigfaltige, als heilig bewährte Erzählungen bestätigen diese Meinung. Ein abgöttischer Araber, vom Stamme Ghifar, berichtete, daß, als er mit einem Verwandten auf einem Berge, welcher Bedr beherrschte, gewesen, um zu sehen, welche der beiden Partheien im Vortheile seyn werde und dann die Besiegten zu plündern, eine dicke Wolke sich ihnen genähert habe, aus welcher sie Pferdegewieher erschallen hörten und eine Stimme, welche sagte: „Vorwärts Heisum [1])!“ Er fügte hinzu, daß sein Verwandter auf der Stelle niedersank, und daß er selbst beinahe vor Furcht gestorben wäre. Ein Moslem berichtete, daß, während er einen Mekkaer verfolgt, er den Kopf des Flüchtlings auf den Boden fallen gesehen habe, ohne daß er von seinem Säbel berührt gewesen; eine unsichtbare Hand habe den verderbenden Schlag gethan.

Einige versicherten sogar, sie hätten Engel mit weißen Turbanen unterscheiden können, deren eines Ende auf ihre Schultern herabwallte, während Gabriel, ihr Führer, einen gelben Turban gehabt habe. Endlich be-

---

1) Der Name des Rosses des Engels Gabriel.

stätigten mehrere Verse des Korans, welche Mahomed in der Folge seinen Schülern bekannt machte, die Ueberzeugung der Gläubigen, daß Engel an ihrer Seite gefochten hätten.

Ali und Haman waren diejenigen unter den Moslem-Kriegern, welche in diesem denkwürdigen Gefechte die meiste Tapferkeit zeigten. Ibn Hascham, welcher die Namen derjenigen, welche fielen, aufbewahrt hat, rechnet, daß 9 Männer durch Hamza getödtet wurden, 11 durch Ali, und daß 3 oder 4 durch die Schläge beider fielen. Die Schlacht bei Bedr kostete den Koreischiten 70 Todte, unter denen 20 der bedeutendsten Männer Mekka's waren; mehrere Verwandte und Angehörige Mahomed's inbegriffen. Die Moslem verloren nur 14: 6 Auswanderer und 8 Medinaer.

Mahomed befahl, die todten Leiber der Feinde in den Brunnen zu werfen, in dessen Nähe er seine Stellung genommen hatte. Als der Leib Otba's dahin geschleppt wurde, um mit den übrigen hineingeschleudert zu werden, wurde sein Sohn, Abu Hodaifa, welcher gegenwärtig war, bewegt und wechselte bei diesem Anblick die Farbe. Mahomed bemerkte es, und, „Du bist über das Schicksal Deines Vaters bewegt", sagte er, „wird es Deinen Glauben erschüttern?" „Nein", antwortete Abu Hodaifa, „ich weiß, daß mein Vater sein Schicksal verdiente; aber er war ein weiser, gemäßigter und tugendhafter Mann, und ich hoffte, seine guten Eigenschaften würden ihn zum Islam geführt haben. Ich kann nur beklagen, daß er als Götzendiener gestorben ist." „Es ist gut", erwiederte Mahomed, „diese Gesinnung macht Dir Ehre." Dann näherte er sich dem Brunnen und redete die Leichname mit diesen Worten

an: „Unwürdige Landsleute eines Propheten, ihr habt mich wie einen Betrüger behandelt, während andere an meine Sendung geglaubt haben; ihr vertriebt mich vom Boden meiner Heimath, und erhobt die Waffen gegen mich; andere nahmen mich auf und vertheidigten mich. Hat nicht Gott die Drohungen erfüllt, die er durch meinen Mund gegen euch aussprach? Für mein Theil, ich habe die mir gemachten Versprechungen völlig verwirklicht gesehen." „Prophet", riefen die nahestehenden Moslem aus, „redest Du zu den Todten?" „Wisset", erwiederte er, „daß sie mich eben so gut hören, als ihr, obwohl sie nicht antworten können."

70 Gefangene, worunter Abbas, Okba, der Sohn Abu Mucat's, und Nadhr, der Sohn Harith's, fielen in die Hände der Moslem. Sie wurden gefesselt und in der Nähe der Hütte zusammengebracht. Als in der darauf folgenden Nacht Mahomed nicht schlafen konnte, fragte man ihm: „Prophet Gottes, was hindert Dich zu ruhen?" „Es ist", sagte er, „daß ich meinen Vetter Abbas in seinen Fesseln ächzen höre", und er befahl, ihn zu entfesseln, und schlief dann. Am folgenden Tage befahl er, alle dem Feinde abgenommenen Gegenstände zu sammeln und ihm vorzulegen. Es fanden sehr scharfe Erörterungen in Bezug auf die Theilung der Beute Statt. Die, welche sie machten, sagten: „Sie gehört uns", die, welche fochten und die Mekkaer verfolgten, antworteten: „Ohne uns würdet ihr nichts erwischt haben." Dann verlangten die Ansar's, welche Mahomed bewacht hatten, Theil zu nehmen, indem sie sagten: „Wir würden im Stande gewesen seyn, mit diesen zu fechten oder mit jenen zu plündern, wenn nicht die Sicherheit des Propheten uns anvertraut gewesen

wäre." Um diese Streitigkeiten zu enden, erklärte Mahomed, die Beute gehöre Gott, und sein Prophet wolle darüber verfügen. Unterdessen gab er sie unter die Obhut Abdallah's, des Sohnes Kaab's, eines Medinaers von der Familie Najar.

Zwei Eilboten wurden abgefertigt, um die Nachricht von dem Siege des Islams über die Abgötterei unter den Arabern in Umlauf zu setzen. Abdallah, der Sohn Rewocha's, ein ausgezeichneter Dichter der Ansar's, wurde beauftragt, das Ereigniß den Bewohnern des südlichen Theiles des Hedschaz oder obern Landes (Aalia) anzuzeigen; Zaid, Sohn Haretha's, einer der Freigelassenen des Propheten, ging ab, um es in Medina und im nördlichen oder niedern Hedschaz (Safila) zu verkünden.

Am dritten Tage nach seiner Ankunft zu Bedr schlug Mahomed, ohne daran zu denken, die Karawane zu verfolgen, welche einen zu großen Vorsprung erlangt hatte, den Weg nach Medina ein, mit seinen Kriegern, Gefangenen und der dem koreischitischen Heere abgenommenen Beute. Der erste Halt, den sie machten, war an einem Hügel in der Nähe Nazia's. Hier theilte er die Beute zu gleichen Theilen unter die Moslem, die ihn auf dem Zuge begleitet hatten. Unter dem Antheile, den er sich selbst zusprach, war der berühmte Säbel Dhulfakar's, den er später Ali schenkte.

Mahomed hatte seine Tochter Rokaija, die an Othman, den Sohn Affan's, verheirathet war, krank in Medina zurückgelassen, und Othman und Osama, dem Sohne Zaid's, seinem Freigelassenen, erlaubt, bei ihr zu bleiben, um für sie zu sorgen. Diese beiden hatten so eben ihren irdischen Ueberresten die letzte Pflicht

erwiesen, als sie, auf dem Rückwege, indem sie über den großen Platz Mosalla gingen, welcher für feierliche Gebete geweiht war, gingen, das Volk sich um einen Mann schaaren sahen, welcher rief: „Der Feind ist geschlagen; Otba ist todt, Scheiba ist todt, Abu Dschal ist todt.“ Dieses war Zaid, der Sohn Haretha's. Osama, seinen Vater erkennend, eilte auf ihn zu und sagte: „Ist, was Du sagst, wahr?“ „Ja“, erwiederte Zaid, „ich nehme Gott zum Zeugen.“ Die freudige Nachricht ging von Mund zu Munde, und die Medinaer, außer sich vor Freude, gingen haufenweise, um den Propheten zu empfangen, und trafen ihn in Rauha. Mahomed und seine Schaar, nachdem sie ihre Glückwünsche empfangen hatten, setzten ihren Weg nach Safra fort.

Hier starb Obeida, welcher in seinem Zweikampfe mit Otba ein Bein verloren hatte, und welchen seine Gefährten bis zu diesem Orte geschafft hatten, an seiner Wunde. Es war ebenfalls in der Nähe Safra's, an einem Orte genannt Othaib, daß, auf Befehl Mahomed's, der Koreischite Nadhr, der Sohn Harith's, einer seiner bittersten persönlichen Feinde, hingerichtet wurde. Nadhr, welcher in Persien gereist und in den alten Sagen des Ostens bewandert war, liebte es, das Gepredige des arabischen Apostels lächerlich zu machen. Als der letztere den Mekkaern den Inhalt des Korans verkündigte und die Geschichte vorhergegangener Propheten erzählte, sagte Nadhr zu seinen Zuhörern: „Das sind die Träumereien der Alten in der Wiederholung.“ Mahomed ließ ihn durch Ali enthaupten. Ebenfalls hegte er ein tiefes Rachegefühl gegen einen andern Gefangenen, Okba, den Sohn Abu Mucat's. Zu der

Zeit, wo er anfing, seine Lehre in Mekka zu verkünden, wurde er eines Tages im Tempel von Okba angegriffen, welcher ihm seinen Turban um den Hals warf und ihn so gewaltsam zusammenzog, daß er erdrosselt worden wäre, wenn nicht Abubekr, hinzueilend, den Angreifer bei den Schultern ergriffen und zum Loslassen gezwungen hätte. Zu Irk-assabia befahl der Prophet Assim, dem Sohne Thabit's, Okba den Kopf abzuschneiden. Der Letztere, in dem Augenblicke, wo er den tödtlichen Streich empfing, rief aus: „Wer wird meine Kinder nach mir versammeln?“ „Das Feuer der Hölle“, erwiederte Mahomed. Diese Bemerkung war die Veranlassung, daß die Kinder Okba's den Zunamen Sibiat ennar (Kinder des Feuers) erhielten. Die anderen Gefangenen wurden von Mahomed und den Moslem mit Milde behandelt.

Der erste Flüchtling, welcher nach dem Unfall des koreischitischen Heeres nach Mekka zurückkehrte, war Haisuman, der Sohn Abdallah's. Auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete er nur: „Otba ist todt, Scheiba ist todt, Abu'l hikam ist todt“, indem er alle Hauptpersonen der Koreischiten nannte, welche getödtet waren. Die Nachricht verbreitete Bestürzung in der Stadt. Einige fühlten dennoch eine geheime Freude, so die Familie Hascham's, welche im Herzen Moslem waren, sowohl als Abbas, das Haupt dieser Familie, welche aber (wie Abbas selbst) bisher ihre Anhänglichkeit an den Islam nicht kund zu geben wagten, aus Furcht vor den Verfolgungen ihrer abgöttischen Landsleute.

An demselben Tage, als Aburafa, ein Diener Abbas's und Freigelassener Mahomed's, unter einem im Hofe des Tempels aufgeschlagenen Zelte Pfeile machte,

in Gegenwart Omm al Fadl's, der Frau Abbas's, kam Abu Jahab (dessen Stellvertreter bei Bedr, Elassi, von Ali getödtet worden war) auch dahin. Er setzte sich am Zelte nieder, und während er, an eins der Seile desselben gelehnt, mit andern Koreischiten über die Niederlage ihres Heeres sprach, erschien Moghaira, der Sohn Harith's, welcher eben von Bedr angekommen war, wo er mitgefochten hatte. „Komm her", sagte Abu Jahab, „und erzähle uns den Hergang der Sache." „Was kann ich sagen?" erwiederte Moghaira, „wir trafen mit dem Feinde zusammen, sie jagten uns in die Flucht und tödteten oder fingen so viel sie wollten. Mehrere unserer Gefährten versichern, daß sie während des Kampfes Krieger sahen von unwiderstehlicher Tapferkeit, und welche auf Rennern, welche die Erde nicht zu berühren schienen, ritten, und weiß gekleidet waren." „Es waren Engel", rief Aburafa aus, indem er eine Ecke des Zeltes aufhob und den Kopf hervorstreckte. Abu Jahab, in Wuth, schlug nach Aburafa, welcher den Schlag erwiederte, aber aus Schwäche fiel, worauf sein Gegner, ihn mit den Knieen niederhaltend, ihn ohne Erbarmen würgte. Als die Frau Abbas's dies sah, ergriff sie einen Zeltpfahl und stürzte sich auf Abu Jahab, und unter dem Ausruf: „Du benutzest die Abwesenheit des Herrn, um den Diener zu schlagen", gab sie ihm einen derben Schlag auf den Kopf und brachte ihm damit eine große Wunde bei. Abu Jahab floh, und als er seine Wohnung erreichte, wurde er von der Krankheit, Adasa genannt (eine Art Pocken), ergriffen und starb sieben Tage nachher.

Die Obrigkeit von Mekka verbot den Familien derer, welche ein Glied ihrer Familie in der Schlacht von

Bedr

Bedr verloren hatten, die gebräuchlichen Todtenklagen anzustellen, aus Furcht, den Moslem einen Gegenstand des Triumphes darzubieten. Sie beschlossen auch, sich nicht zu sehr zu beeilen, die Loskaufung der Gefangenen anzubieten, aus Furcht, sie möchten dadurch die Forderungen der Sieger erhöhen. Nach sechs Monaten jedoch wurden sie losgekauft, zu den Preisen von ein bis vier Tausend Drachmen, je nach dem eigenthümlichen Besitze jedes Gefangenen. Abbas, Mahomed's Vetter, der sehr reich war, zahlte mehr. Einige der Gefangenen, welche als arm bekannt waren, ließ Mahomed ohne Lösegeld frei, gegen das Versprechen, daß sie niemals gegen ihn dienen wollten.

II.

Betrachtungen über die Kavallerie.

Von

Czettritz-Neuhauß.

Die Kavallerie steht nicht mehr in dem Ansehen, welches sie sich in dem siebenjährigen Kriege zu ihrem Eigenthum gemacht hatte.

Sie wird jetzt mehr für eine Neben- als Hauptwaffe angesehen, obgleich ein jeder Kriegesfürst fast noch eben so viel Reiterei unterhält, als in der Zeit, wo sie in hohem Werth stand.

Bei der Kostbarkeit ihrer Erhaltung eine eigenthümliche Erscheinung, die es uns zur Gewißheit macht, daß dieser hohe Werth immer noch gefühlt wird: daß sie aber, da sie in Masse in den letzteren Kriegen nicht das geleistet, was sie hätte leisten können, ihr Ansehn verlor.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Infanterie, welche in früherer Zeit nur in der Ebene in dünnen langen Linien aufgestellt war, durch ihre veränderte Fechtart, indem sie das, was ihr sonst ein Hinderniß war, jetzt

zur Verstärkung ihres Widerstandes zu gebrauchen versteht, so wie auch geschickt ist, auf jedem Terrain in vollen Quarree's zu fechten, der Kavallerie die Aufgabe, sie zu vernichten, sehr erschwert.

Aber, sie hat doch mehrere dieser Quarree's niedergeritten, wie vernichtet, und was einmal möglich war, muß es wieder seyn!

Auch die Artillerie, die sonst nur ein Impediment für die Truppen war, ist jetzt so beweglich wie die Waffe selbst, welcher sie beigegeben wird, da es fast kein Terrainhinderniß giebt, welches sie nicht zu überwinden verstände; daher sie auch schnell überraschend der Kavallerie entgegentritt, was sonst auch nicht war. Trotz allem diesem hat die Reiterei Batterien unschädlich gemacht und genommen.

Schlachten, wie die von Roßbach, fast allein durch sie geschlagen, hat sie allerdings in der Zeit, die zwischen dieser und der von Belle-Alliance liegt, nicht wieder, obgleich sie in der Schlacht von Würzburg den Sieg an die österreichischen Fahnen fesselte, so wie sie in den Tagen des März 1814, unter der Führung des Kronprinzen von Würtemberg, nicht wenig zu den siegreichen Ereignissen von Paris beitrug.

Keine Masse von Reiterei hat wieder wie nach dem Ueberfall von Hochkirchen den geregelten Rückzug einer geschlagenen Armee so unterstützt und möglich gemacht, wie damals; doch kleinere Abtheilungen, wie die österreichischen Kürassiere bei Regensburg und die französischen bei Aspern, thaten etwas Aehnliches.

Da sie in diesen Abtheilungen solche ritterliche Thaten ausgeführt, so hätte sie bei mehr vereinigten Kräften auch wohl noch viel mehr leisten können. — Die-

II.

Betrachtungen über die Kavallerie.

Von

Czettritz-Neuhauß.

Die Kavallerie steht nicht mehr in dem Ansehen, welches sie sich in dem siebenjährigen Kriege zu ihrem Eigenthum gemacht hatte.

Sie wird jetzt mehr für eine Neben- als Hauptwaffe angesehen, obgleich ein jeder Kriegesfürst fast noch eben so viel Reiterei unterhält, als in der Zeit, wo sie in hohem Werth stand.

Bei der Kostbarkeit ihrer Erhaltung eine eigenthümliche Erscheinung, die es uns zur Gewißheit macht, daß dieser hohe Werth immer noch gefühlt wird: daß sie aber, da sie in Masse in den letzteren Kriegen nicht das geleistet, was sie hätte leisten können, ihr Ansehn verlor.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Infanterie, welche in früherer Zeit nur in der Ebene in dünnen langen Linien aufgestellt war, durch ihre veränderte Fechtart, indem sie das, was ihr sonst ein Hinderniß war, jetzt

zur Verstärkung ihres Widerstandes zu gebrauchen versteht, so wie auch geschickt ist, auf jedem Terrain in vollen Quarree's zu fechten, der Kavallerie die Aufgabe, sie zu vernichten, sehr erschwert.

Aber, sie hat doch mehrere dieser Quarree's niedergeritten, wie vernichtet, und was einmal möglich war, muß es wieder seyn!

Auch die Artillerie, die sonst nur ein Impediment für die Truppen war, ist jetzt so beweglich wie die Waffe selbst, welcher sie beigegeben wird, da es fast kein Terrainhinderniß giebt, welches sie nicht zu überwinden verstände; daher sie auch schnell überraschend der Kavallerie entgegentritt, was sonst auch nicht war. Trotz allem diesem hat die Reiterei Batterien unschädlich gemacht und genommen.

Schlachten, wie die von Roßbach, fast allein durch sie geschlagen, hat sie allerdings in der Zeit, die zwischen dieser und der von Belle-Alliance liegt, nicht wieder, obgleich sie in der Schlacht von Würzburg den Sieg an die österreichischen Fahnen fesselte, so wie sie in den Tagen des März 1814, unter der Führung des Kronprinzen von Würtemberg, nicht wenig zu den siegreichen Ereignissen von Paris beitrug.

Keine Masse von Reiterei hat wieder wie nach dem Ueberfall von Hochkirchen den geregelten Rückzug einer geschlagenen Armee so unterstützt und möglich gemacht, wie damals; doch kleinere Abtheilungen, wie die österreichischen Küraßiere bei Regensburg und die französischen bei Aspern, thaten etwas Aehnliches.

Da sie in diesen Abtheilungen solche ritterliche Thaten ausgeführt, so hätte sie bei mehr vereinigten Kräften auch wohl noch viel mehr leisten können. — Die-

ses ist nun in der letzteren Zeit nicht der Fall gewesen, da sie, obgleich in großen Massen vereinigt, in dem Jahre 1812 als solche nichts Erhebliches geleistet hat; ja sogar unter der Führung von Joachim bei Krasnoi die sich zurückziehende Division des russischen Generals Neverowsky, der nur 1200 Pferde beigegeben waren, nicht nur nicht vernichtete, sondern sie mit einem Verlust von 800 Mann entkommen ließ. In dem Jahre 1813 waren die Verbündeten bei Groß-Görschen 25,000 Pferde gegen etwa 4000, die Napoleon hatte, auf einem für Kavallerie höchst günstigen Terrain, und diese Masse that fast weniger als Nichts, diente nur zum Kugelfang für das feindliche Geschütz, da sie sich hinter ihrer eigenen Artillerie aufgestellt hatte. Ebenso in der Schlacht von Leipzig, wo die vereinigten Armeen 80,000 Pferde zählten, war ihr Wirken als Masse Nichts, da sie, ungewohnt in großen Massen zu fechten, geneigt war, sich in Brigaden auf dem Schlachtfelde zu zerstreuen. Selbst dem Rückzuge Napoleon's von da bis an den Rhein legte sie keine großen Hindernisse in den Weg, wie es ihr möglich gewesen wäre. In dem Jahre 1815 haben eben so wenig Kavallerie-Massen zu dem Siege von Ligny, wie zu dem von Belle-Alliance, beigetragen.

> Lag nun in der Kavallerie selbst die Schuld, daß es so war, oder darin, daß sie als Mittel zu großen Thaten nicht zweckmäßig erzogen, organisirt, wie benutzt wurde?

Wir glauben die Folgerung machen zu dürfen, daß in den eben angeführten Fragen der Grund dazu zu finden seyn möchte, vorzüglich aber darin, daß sie kei-

nen Ober-Anführer hatte, und gehen zur Beleuchtung, wie zur Beantwortung dieser Fragen über.

Erziehung, Ausbildung.

Es liegt in der Natur der Pferde, wie in der Ausrüstung der schweren und leichten Regimenter, daß sie verschiedenartig auf der Bahn, dem Exerzierplatze und vorzüglich bei dem Manövriren behandelt und gebraucht werden sollten.

Nach unserer bescheidenen Ansicht kann schwere Reiterei (Harnisch-Reiter) nur allein in großen Armeen existiren, da wir sie in Masse an den Schlachttagen gebraucht wissen wollen: wird sie anders verwendet, so ist es gegen ihre eigenthümliche Natur und Wirken. Die schwere wie leichte Reiterei scharf von einander zu trennen, halten wir daher unter allen Verhältnissen für zweckmäßig und gute Früchte bringend.

Jetzt wird der Harnisch-Reiter und der Husar ganz gleichmäßig ausgebildet, und Ersterer mit Büchse oder Karabiner bewaffnet, sitzt eben so gut ab, um nach Beschaffenheit des Terrains zu Fuß zu flankiren, wie Letzterer.

Der Harnisch-Reiter aber soll, wie bemerkt worden, nur an den Schlachttagen gebraucht werden, und um da das zu leisten, was man mit Recht von ihm erwartet, nämlich: Alles niederzureiten, was ihm in den Weg tritt, muß er dazu erzogen werden. Sein Charakter muß durchaus keinen Widerstand dulden; so wie er den Feind sich gegenüber aufmarschirt sieht, so müssen ihm gleichsam die Sohlen brennen, und er auch gleich darauf losgehen, wie ein Gewitter. Er braucht nur

einen fest geschlossenen Sitz, richtige Führung der Faust, wie den Gebrauch der Schenkelhülfen auf der Bahn zu erlernen, womit er ein jedes Tempo rein und bestimmt reiten wird.

Die Basis seines Exerzitiums ist fest geschlossene Fühlung bei allen Bewegungen, vorzüglich bei dem Marsch! Marsch! Wer sich dabei nach hinten herausdrängen läßt, ist straffällig, nach vorn nicht; so hielt es Seydlitz bei seinen Kürassieren.

Die Evolutionen beschränken sich auf Frontmärsche, Kolonnenformationen und Aufmärsche, alles Andere ist für ihn überflüssig. Unaufhörlich muß ihm gesagt werden, daß seine Glieder unzertrennlich und sein Anprallen unwiderstehlich ist; damit es sich mit seiner Natur identifizire, und er es selbst für nicht anders möglich halte. Die französischen Kürassiere, die nichts als Trab zottelten, warfen durch ihr Aneinanderkleben die bessere, ihr gegenüberstehende Reiterei, wozu auch ihre moralische Ueberzeugung, daß es so seyn müsse, viel beitrug. Brave comme un cuirassier! war zum Sprichwort in der französischen Armee geworden.

Die leichten Regimenter hingegen müssen auf der Bahn so vollständig ausgebildet werden, daß sie im einzelnen Gefechte durch ihre Reitkünste eine Ueberlegenheit über ihren Gegner erhalten. In Reih' und Glied braucht ihre Fühlung nicht so geschlossen zu seyn, wie bei den schweren; alle ihre Evolutionen müssen lebhaft ausgeführt werden, so wie sie auf das Schwärmen und sich schnell Sammeln eingeübt werden müssen; ebenso in den Obliegenheiten des Felddienstes müssen sie unablässig unterrichtet und eingeübt werden.

Der Charakter der leichten Reiterei ist: alle Vor-

theile zu benutzen! Sie muß den Feind stundenlang ansehen können, und ihn nicht angreifen, wenn sie ihren Vortheil nicht ersieht, ja sie muß ohne Reue zurückgehen, wenn es vortheilhaft ist. Sobald sie aber auch den günstigen Augenblick gewahr wird, muß sie zufahren und allenthalben seyn, auch nicht eher ablassen, als bis sie wo möglich den letzten Mann niedergehauen hat.

Man könnte uns nun die Frage thun:

„Läßt es sich unbedingt aus der Geschichte beweisen, daß die verschiedenen Arten von Reiterei, so scharf von einander getrennt, so überwiegenden Vortheil gewährten?"

Wir können darauf nur entgegnen, daß allerdings im siebenjährigen Kriege, so wie in den späteren Kriegen, Husaren die ihnen gegenüberstehenden Kürassiere ohne Bedenken angegriffen haben (und das werden sie fernerhin thun); so wie die Kürassiere Theil an den Felddienst und kleinen Krieg nehmen, und doch dabei ihre Schuldigkeit in der Schlacht thaten. Zweckmäßiger erscheint es uns aber doch, den Harnisch-Reiter nicht dazu zu verwenden, sondern daß er nur für den wichtigsten Moment einer Schlacht, wo es die Entscheidung gilt, aufgespart werde; und warum? weil durch dem Feldienst wie kleinen Krieg die Kräfte des Harnisch-Reiters mit seinem unbehülflichen Pferde zu sehr in Anspruch genommen werden, und sich zwecklos dadurch aufreiben; auch tritt häufig ein passives Verhältniß ein, nämlich seinen Zweck durch zeitgerechtes Ausweichen zu erreichen; dieses liegt mehr im Charakter der leichten Regimenter, ist aber ganz gegen die Natur des Harnisch-Reiters, der, seinem Gegner gegenüber, eine unkluge Tapferkeit haben muß. Er soll ja die moralische Ueberzeugung von sich

haben, daß er, wo er auftritt, unwiderstehlich sey, wohl untergehen könne, aber nie den Rücken zeigen; und somit wäre seine Zuziehung zu diesen Dienstheilen nur nachtheilig.

Wohl erinnern wir uns aus den Rheinkampagnen, wo dieser Dienst in gemischten Kommando's gethan wurde; wollte man bei ausgedehnten Patrouillen u. dgl. die schweren Pferde nicht total zu Schanden reiten, so wurden sie zum Impediment.

Zu der Zeit, wo die preußische Kavallerie auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit stand, hatte sie zwei Exerzir-Reglements, das eine für die Kavallerie (Kürassiere und Dragoner), wie das andere für die Husaren, was auch für unsere Ansicht spricht.

Da die Kavallerie eine Maschine ist, die aus einem vernünftigen, wie aus einem unvernünftigen Theile zusammengesetzt ist, so sind auch diejenigen Grundprinzipien ihrer Aufstellung wie Bewegungen die zweckmäßigsten für sie, in welchen Einfachheit wie Einheit vorherrschend ist.

Es will uns dünken, daß die Elementar-Grundsätze, wie die Ideen-Taktik des Herrn Generals von Bismark dieses enthalten.

Die Kavallerie zum wirklichen Gefecht vorzubereiten und brauchbar zu machen, ist der Zweck aller Friedensübungen. Von dem Festhalten an diesen Zwecken, von deren gründlicher Auffassung wie von der zweckmäßigen Anordnung der dazu gegebenen Mittel hängt der Nutzen der Friedensübungen ab. Der General, dem der Befehl über eine größere Abtheilung zur Uebung anvertraut ist, kann nach Maaßgabe der Zeit, die ihm dazu gegeben ist, die Manöver durch die eigene Führung leiten (wir bemer-

ken hierbei, daß von einem Exerziren nicht die Rede seyn kann, da die Regimenter durch ihre Kommandeure völlig ausgebildet sind), oder er kann vermittelst kurzer Dispositionen, auf dem Platz mündlich ertheilt, sie in größeren oder kleineren Abtheilungen durch seine Generale und Stabsoffiziere ausführen lassen. Der Grund, warum so zu verfahren, ist der, weil vor dem Feinde sowohl zusammenhängende Wirkungen mehrerer Regimenter, als auch durch kleinere Abtheilungen abwechselnd vorkommen. Hierbei hat er nun auch die Gelegenheit, die Art und Weise zu beobachten und zu prüfen, wie die gegebenen Aufgaben gelöst werden.

Die Wahl der Bewegungen muß nie auf bloßen Effekt und künstliche Kombinationen in die Augen fallender Evolutionen berechnet seyn, da Bewegungen größerer Reiterabtheilungen nur bei Bedingung der größten Einfachheit lehrreich und von Nutzen seyn können.

Unbedingt gut oder verwerflich ist keine Formation (versteht sich, daß sie auf Einheit wie Einfachheit gegründet ist), sondern die obwaltenden Umstände müssen dies im Moment der wirklichen Anordnung bestimmen, weshalb der Begriff von Normal-Stellungen, wie Formationen unzulässig.

Der General Bismark hat seine Fundamental-Ordnungen zur Ideen-Taktik auch nicht als Schablonen angefertigt, deren man sich bei dem Zuschnitt eines Gefechtes buchstäblich bedienen soll, sondern das leitende Prinzip, die intellektuelle Potenz des Oberanführers soll nach den Verhältnissen dasjenige herausheben, was ihm zu seinem Zweck als passend erscheint.

Von hohem Werth für jede Waffe ist, ein bestimmt feststehendes Exerzir-Reglement zu haben, welches keine

Deutung zuläßt, so wie die zu gebenden Kommandowörter, von der Führung der kleinsten Abtheilung an, bis zu der einer Division gegeben sind: doppelt von Werth für die Reiterei.

Den Regiments-Divisions-Kolonnen, wie sie in der preußischen Kavallerie eingeführt sind, können wir nicht das Wort reden, da ihnen die Hauptbedingnisse, Einheit und Einfachheit, gänzlich abgeht, so wie sie erst in dem Augenblicke ihrer Formation für die Zeit ihres Bestehens einen Führer erhalten.

In dieselbe Kategorie stellen wir die Attake in Kolonnen von Eskadrons, wo letztere nur eine Zugbreite Abstand unter einander haben. Der Massen-Angriff der Infanterie ist ihr Vorbild, da einige Wenige der Meinung sind, dadurch den Druck mehrerer vereinigten Kräfte in Anspruch nehmen zu können, vergessen aber, daß das Pferd die Hauptrolle dabei hat, welche unvernünftige Kreatur sich nicht fortschieben läßt, sondern gegen den Druck remonstrirt, wodurch Verwirrung entsteht. Moralisch soll auch durch so eine formirte Attake auf die sie Ausführenden eingewirkt werden, indem die in den vordersten Reihen durch das Bewußtseyn, daß Andere zu ihrer Unterstützung ihnen auf den Fersen sitzen, mit verdoppelter Herzhaftigkeit gegen den Gegner anreiten. Wir sind vielmehr der Meinung, daß ein jeder braver Reiter den Wahlspruch im Herzen trägt:

Mit jedem Gegner wag' ich's,
Den ich kann sehen und in's Auge fassen,
Der, selbst voll Muth, auch mir den Muth entflammt.

Diese Kolonnen-Attake ist seit der Schlacht an der Moskwa, wo sie der Zufall gebar, zu einem Renommé,

wie in die Mode gekommen. Der General Thielemann, der diese Attake geführt, äußerte sich im Jahre 1816:

„Ich erhalte von allen Seiten Anfragen über meine Attake auf die große Redoute in der Schlacht an der Moskwa, ob ich von Hause aus in Kolonne formirt war, oder diese erst formirte, als ich zur Attake überging; ob zwischen den Eskadronen Abstand war, welcher oder keiner? Die frühere Attake auf die Schanze, die vor dem Dorfe Semenowskoe lag, wurde in Eskadrons-Kolonnen von der Division Lorge [1]), eigentlich eskadronsweise, ausgeführt. Bei der auf die große Redoute im Zentrum der feindlichen Stellung, brachte das höllische Feuer, welches wir aus ihr erhielten, so wie das mit Leichen und Trümmern übersäete Schlachtfeld die Brigade so in Unordnung, wobei aber Alles vorwärts drängte, daß, je näher

1) Die Division Lorge, zum 4ten Reiter-Korps unter dem General Latour-Maubourg gehörig, bestand aus der sächsischen Garde du Korps, Zastrow Kürassieren, dem 14ten polnischen Regiment (Kürassiere), und formirte die Brigade Thielemann; die zweite bestand aus den 1sten und 2ten westphälischen Kürassier-Regimentern. Beim Ausrücken am Schlachttage zählte die Garde du Korps 450, Zastrow 400 Pferde, und hatten die Regimenter noch so eine schöne, kraftvolle Haltung, daß sie, als sie an der Kaiser-Garde vorbeimarschirten, von dieser laut und jubelnd begrüßt wurden. Am andern Morgen zählten beide Regimenter noch 400 Pferde, und am 15. Januar 1813, als die Brigade in Guben eintraf, bestand diese schöne Truppe, inklusive der ihr beigegebenen reitenden Batterie Hiller, noch aus 19 Offizieren, 7 Kürassieren und 1 Train-Unteroffizier. Ausmarschirt war sie mit 65 Offizieren, 1200 Pferden in Reih' und Glied; die Batterie 4 Offiziere, 162 Mann mit 230 Pferden.

wir diesem feuerspeienden Vulkan kamen, sich die Brigade zu einer Kolonne, eigentlich zu einem Klumpen gestaltete, mit welchem ich in die Redoute kam, und sie, bis sie von unserer Infanterie besetzt wurde, behauptete."

Aus dieser Aeußerung scheint hervorzugehen, daß die Brigade, als sie zur Attake anritt, wahrscheinlich in Regimenter deployirt war, und sich so nach und nach zu diesem Klumpen formirte.

General Bismark sagt in seiner Ideen-Taktik, wo er über diese Schlacht spricht, Seite 289:

„Die sächsischen Kürassiere, in Regimenter deployirt, machten schöne Angriffe und nahmen Redouten."

Sicherlich hätte dieser scharfsichtige Schriftsteller es nicht zu bemerken unterlassen, wenn diese Attake in ihrer Anlage in Kolonne bestimmt gewesen wäre....

Der damalige Adjutant des Generals Thielemann — der jetzige K. sächsische General-Lieutenant und Gesandte in Berlin, Herr v. Minkwitz [1]) —, bei dem wir vor nicht gar zu langer Zeit über diese Attake anfragten, bestätigte das, was vor langer Zeit der Führer derselben mittheilte.

Viele Verehrer für die Anwendung der Kolonne auf dem Schlachtfelde möchte sie wohl nicht finden, da sie zu wenig die blanke Waffe in Thätigkeit bringt, was doch bei der Reiterei die Hauptsache ist, und auch wohl bleiben wird.

Allgemein ist man von dem Nutzen der Intervallen bei einer aufmarschirten Linie der Kavallerie überzeugt, da sie zur größern Beweglichkeit beitragen, aber

---

1) Dieser war der Erste, der über den Graben in die Redoute setzte.

nicht so, wie viele Schritte sie von einer Eskadron (Division) zur andern betragen soll; die Breite eines halben Zuges — 9 Schritt nach Bismark — möchte am angemessensten erscheinen, da es in der Natur des Pferdes liegt, in den erhöhten Gängen, wo es auch mehr Raum braucht, sich gern anzuschließen, wodurch die kleinern Intervallen verloren gehen.

Die Reiterei ist nur offensive Waffe, hierauf ist ihre Führung basirt, und deshalb schwieriger als die der Infanterie, weil Entschluß und Ausführung zusammenfällt. Sie greift an oder nicht! Hat ihr Führer zur Unzeit die Trompete ertönen lassen, so ist es gewöhnlich mit ihr für diesen Tag vorbei, während der Befehlshaber der Infanterie immer noch Zeit behält, sich zu bedenken; er kann etwas früher oder später antreten, er kann im Vorrücken ein anderes Manöver einleiten, er kann auch wieder halten; Alles ohne sich bedeutend zu exponiren.

Organisation.

Die Regimenter, so aus Harnisch-Reitern bestehen, würden 800 Pferde in 4 Eskadrons zählen, die Eskadron 5 Züge haben, wovon der eine aus Schützen besteht, der nicht in die Linie einrückt. Dieser Schützenzug würde nicht nur für die Sicherheit auf dem Marsch wie in der Kantonirung zu sorgen haben, sondern auch in der Schlacht die Deckung der Flanken beobachten, und zur Verfolgung des geworfenen Feindes dienen; daher die Schützen mit leichteren Pferden als die Reiter beritten sind.

Die leichten Regimenter, welche durch die verschiedenartigsten Kommando's, und häufigere Gefechte, so sehr

geschwächt werden, würden 1200 Pferde stark seyn, 6 Eskadrons — 3 Divisionen — haben, so wie jede Eskadron 5 Züge, mit dem der Schützen. Eine jede Division hat einen Stabsoffizier, der sie führt, und für ihre Ausbildung verantwortlich ist. Vier Eskadrons — 2 Divisionen — sind stets in ihrer Gesammt-Stärke vereinigt, um im Gefecht mit Kraft als Regiment auftreten zu können, von der dritten Division werden alle Entsendungen gegeben, d. h., die ganze Division, oder eine Eskadron, halbe Eskadron, Zug, halber Zug, wie es die Natur des gegebenen Auftrages erheischt, welches den Vortheil hat, daß sich Alles, vom Offizier an, genau kennt, welches von höhem Werth ist, und bei melirten Kommando's nicht seyn kann. Bei dem Gefecht selbst würde die Division, so nicht in der Linie steht, die Reserve bilden, oder als Partikular-Bedeckung der beigegebenen Batterie, oder zu augenblicklichen Detaschirungen u. s. w. verwendet werden, so daß es ihr nie an Beschäftigung fehlen wird. Von selbst versteht es sich, daß hierin die 3 Divisionen eines Regiments abwechseln.

Zwei Regimenter gleicher Art machen eine Brigade, wie zwei solcher Brigaden eine Division.

In der russischen Armee ist die Kavallerie so formirt. In der österreichischen und preußischen macht eine Kavallerie-Brigade mit Infanterie vereinigt eine Division aus, die von einem General befehligt wird, gleichviel, ob er der Infanterie oder der Kavallerie angehört. Der Zweck der aus verschiedenen Waffen zusammengesetzten Divisionen im Frieden (im Kriege bedarf sie wohl nicht mehr als 400 Pferde) ist wohl kein anderer als der, den Kommandeuren derselben Gelegenheit zu

geben, sich mit der Führung derjenigen Waffe, der sie ursprünglich nicht angehörten, vertraut zu machen. Wenn nun aber als bestimmt anzunehmen ist, daß jeder General die Taktik der drei Waffen in ihren Grundsätzen kennen wird, so könnte das Manövriren mit gemischten Waffen ja wohl dadurch erlangt werden, daß diese während der Uebungsperioden den Generalen übergeben würden. Artillerie ist ja auch den Divisionen nicht permanent zugetheilt. So viel uns erinnerlich, hat der General Seydlitz während des Friedens nie Infanterie unter seinem Befehl gehabt, und nichts desto weniger wußte er, als er in den Jahren 1761 und 62 bei der Armee des Prinzen Heinrich stand, sie vortrefflich zu gebrauchen, wurde ihm die Gelegenheit dazu.

Drei Divisionen, wovon die eine aus Harnisch-Reitern besteht, der vier reitende Batterien zugetheilt sind, würden ein Reiterkorps bilden, an dessen Spitze ein General der Kavallerie steht. Diese Divisionen so zu disloziren und zu bezeichnen, daß sie, ohne große Märsche machen zu müssen, sich schnell zu Uebungen vereinigen können, ist sicherlich von Nutzen und Werth, da es Kavallerie-Führer bilden würde.

Die seit den Jahren 1806 bis mit 1815 geschlagenen großen Schlachten, durch ausgezeichnete, kriegserfahrene Männer uns schriftlich dargestellt und erläutert, zeigen klar, daß die Reiterei nicht so organisirt war, daß sie augenblicklich und kräftig, durch den Willen des Anführers geleitet, da handelnd auftreten konnte, wo sie von Nutzen gewesen wäre, oder erst einen Befehlshaber erhielt, wo ihr augenblickliches Auftreten unmöglich war. So im Jahre 1806, wo die preußische Armee in Divisionen eingetheilt war, welche 10 bis 12 Bataillone und

10 bis 15 Eskadrons zählten, wo am 14. Oktober früh der General Blücher den Befehl über 25 Eskadrons mit einiger reitenden Artillerie erhielt, die aber nicht vereinigt waren, und daher bei Auerstädt nicht handelnd auftreten konnten. Bei Jena, an demselben Tage, trat ein Moment ein, wo der Angriff eines Reiterkorps der Schlacht eine Wendung gegeben haben würde, weshalb der Adjutant des Fürsten Hohenlohe, Major L., denselben veranlassen wollte, sich an die Spitze seiner Kavallerie zu setzen, und die Franzosen anzugreifen. Der Fürst sagte: „mein Freund, Sie haben Recht, ich bin auch von dem sentiment; aber wer wird die Kavallerie führen?“ Und da, wo ein Anführer vorhanden, beseelte diesen nicht der göttliche Funke zur Thatkraft. Hätte z. B. ein Seydlitz in der Schlacht von Leipzig an der Spitze der 18,000 Pferde, über welche Joachim disponirte, gestanden, so würde die Attake auf Liebertwolkwitz, welche ohne innern Zusammenhang gemacht wurde, und mit ihr die Schlacht eine andere Wendung genommen haben.

Große Kavallerie-Massen erschweren die Erhaltung einer Armee, so daß, benutzt man sie nicht zur Offensive in Reiterkorps eingetheilt, sondern läßt sie nur figuriren, es viel zweckmäßiger erscheint, man hielte nur soviel davon, als unumgänglich zur eigenen Sicherheit, wie zu der nöthigen Auskundschaftung der feindlichen Bewegungen erforderlich ist, da man ja für eine Eskadron ein Bataillon haben kann. Aber, wir wiederholen es, das noch lebhaft innewohnende Gefühl dessen, was Reiterei geleistet hat, so wie das nicht zu unterdrückende, was sie wieder leisten könnte, läßt ihre Verminderung

nicht

nicht zu, und man gebe ihr die Seele, einen Ober-Anführer, so wird ihr Wirken wieder mächtig werden.

Artillerie wie Ingenieur-Korps haben nicht nur General-Inspekteure, sondern auch Inspekteure für die verschiedenen Abtheilungen dieser Korps.

Die Kavallerie hat nichts dergleichen. Fürchtet man vielleicht, daß das Wirken derselben durch zu ertheilende schriftliche Bestimmungen, wie zu erhaltende Berichte und durch Parade-Manöver sich auflösen könnte? so haben wir zu erwiedern, daß das Erstere bei vorhandenen, auf eine feste Basis gestellten Exerzir- und Dienst-Reglements sehr unbedeutend seyen, das Andere aber ganz wegfallen, wenn die Besichtigungen mit den damit verbundenen Uebungen so abgehalten würden, wie wir angedeutet. Vielmehr würde dem General-Inspekteur dadurch die Gelegenheit gegeben, die Fähigkeiten seiner Untergebenen zu prüfen und beurtheilen zu können, so wie manches Talent zu entdecken, welches bei der gewöhnlichen Art der Produktion sich zwecklos vergeudet. Allerdings kann im Frieden das entschlossene geistige Prinzip nicht so glanzvoll sich entwickeln, wie in dem Kriege, da das Resultat gänzlich mangelt; aber dem auf eine hohe Stufe Gestellten wird nichts Auffallendes entgehen, und er das augenblicklich nur als tollkühn Erscheinende zu würdigen wissen, wie Friedrich der Große den Sprung des Kornets Seydlitz auf seinem Pferde von der Brücke in die Spree.

Große Kavallerie-Massen nach einer gegebenen Disposition, mit welcher alle Unterbefehlshaber bekannt sind, selbst zu führen, ist nicht so leicht, als Viele es vielleicht glauben; es ist ohne Feind schwierig, und gegen den Feind eine hohe Kunst, da es Wenige sind, die solche

große Massen ohne Zeitverlust zu bewegen verstehen, und die Geistesschnelligkeit haben, den günstigen Augenblick beim Haar zu ergreifen; aber Gewohnheit, solche Massen auf den Uebungsfeldern herumgetummelt zu haben, wird es mehr zur andern Natur machen, da das, was nicht ganz fremd ist, auch weniger überrascht.

Ist man gesonnen, in den nächsten Feldzügen — denn ausbleiben werden sie nicht — wahren Nutzen von Kavallerie-Massen zu haben, so verabsäume man ja nicht, da es noch Zeit ist, Kavallerie-Korps zu bilden, und sie zweckmäßig manövriren zu lassen, um sich Anführer derselben heranzubilden, da solche zu führen schwieriger ist, als alles Manövriren von Infanterie mit Kavallerie vereinigt. Wer in die Ebene gehört, wer in die Büsche, unter welchen Umständen der Eine den Andern decken muß, das lernt sich viel leichter, als so ein Durcheinandergemisch von mehreren Tausenden von Pferden in der schnellsten Gangart in der Hand zu behalten.

Den größern wie kleinern Kavallerie-Abtheilungen werden reitende — Kavallerie- — Geschütze beigegeben, weshalb wir den Versuch wagen wollen, einige Grundzüge zu ihrer Verwendung niederzuschreiben.

Um von den großen eigenthümlichen offensiven wie defensiven Kräften derselben allen Vortheil zu ziehen, müssen selbige nach dem Terrain, ihrer besondern Eigenschaft — Haubitzen, Kanonen — und der Absicht des Kommandirenden entsprechend verwendet werden. Die Verwendung wie Eintheilung im Allgemeinen wird nach der Disposition des Generals ausgeführt. Dem Kommandeur der Artillerie-Abtheilung muß aber in der Hauptsache dessen, was geschehen soll, Mittheilung gemacht werden.

Je unerwarteter Geschütz in das Gefecht gebracht wird, desto überraschender wird es wirken, daher es nicht zu früh auftreten darf. Bis zu diesem Augenblick muß es durch die Kavallerie maskirt werden, und wo möglich seinen Platz hinter den Flügeln haben.

Bei der Disposition zur Verwendung der Geschütze hat der General streng die Regel zu befolgen, selbige nur in solchem Terrain vorzuschicken, in welchem weder ihre Beweglichkeit noch die Wirkung guter Schüsse beeinträchtigt wird, und ihre Stellung so sorgfältig genommen werden kann, daß die Kavallerie in ihren Bewegungen zur Attake nicht gehemmt, noch von dieser in ihrem Feuer gehindert wird, welches gerade in den letzten Momenten vor dem choc am entscheidensten wirkt. Diesen Forderungen wird wohl am besten dadurch entsprochen, daß die Geschütze seitwärts der Flügel der aufmarschirten Kavallerie 3 bis 400 Schritt plazirt werden, wodurch man noch den Vortheil erlangt, in schiefer Richtung die feindliche Linie zu beschießen.

So wie eine Attake bis zum choc gekommen, endet die Mitwirkung der Geschütze, und sie gehen bis zur Reserve zurück, oder plaziren sich so, daß sie die etwa abgeschlagene Attake durch ihr unerwartetes Feuer weniger nachtheilig herausstellen.

Die unter allen Verhältnissen den Geschützen zukommende Aufgabe, die eigentliche Bewegungslinie der Kavallerie zu behaupten und sicherzustellen, tritt hauptsächlich bei Rückmärschen hervor, daher sie der General nie auf eine beträchtliche Distanz davon entfernen darf.

Bei Frontveränderungen, die einen passiven Zweck haben, ist der Achspunkt, als der schwächste, durch Geschütz zu verstärken. Wäre aber mit einer solchen Be-

wegung ein offensiver Zweck verbunden, so ist der vorrückende Flügel durch Geschütz, sowohl um den Angriff zu unterstützen, als auch vor dem feindlichen Geschützfeuer, welches sie auf sich ziehen werden, zu schützen.

Sehr zweckmäßig erscheint es daher, wenn die Offiziere der Artillerie wie der Kavallerie die Eigenthümlichkeiten, ihr Wirken, ihre Stärke wie Schwäche dieser so innig verbundenen Waffen genau kennen lernen, um nicht zu viel noch zu wenig von einander zu fordern noch zu erwarten. Lobenswerth ist es daher in der preußischen Kavallerie, daß deren Offiziere auf längere Zeit bei der reitenden Artillerie zur Dienstleistung zugelassen werden.

Wenn man mit unpartheiischem Auge die Bekleidung eines Reiters, die Ausrüstung und Belastung seines Pferdes betrachtet, so erscheint die erste nicht zweckmäßig, so wie man bei der andern nicht glauben will, daß ein Pferd dabei noch laufen und über einen Graben oder Zaun setzen soll, indem es ein wahres Packpferd, kein Reiterpferd mehr ist.

Der Harnisch-Reiter, wird er so gebraucht, wie wir ihn verwendet wissen wollen, kann die Zierlichkeit seines Anzuges beibehalten, da er, außer auf dem Schlachtfelde, selten in den Fall kommen wird, zu biwakiren. Große steife Stiefeln sind ihm bei seiner steten scharf geschlossenen Fühlung unentbehrlich, womit die Pantalons verschwinden und sich in Leibhosen verwandeln. Stulpenhandschuh, um das Faustgelenk gegen den Hieb zu sichern. Zur Bewaffnung das erste Glied Ritterlanze, für den Nothfall ein Pistol und langen graden Pallasch; Patrontasche mit Bandolier fällt weg, welches nur die Schützen

behalten, die auch keine Lanze haben, und um den Reiter zu bezeichnen, wenn er im Dienst ist, trägt er von den National=Farben eine Schärpe über die rechte Schulter nach der linken Seite, was ihm ein altritterliches Ansehn giebt.

Der Reiter aber — denn was nicht den Harnisch trägt, ist identisch mit leicht, sitzt er auch auf einem etwas größern Pferde als der Husar — muß für seine Bestimmung, sich im Sturm und Schnee herumzutummeln, bekleidet seyn, wie sein Pferd nur das Allerunentbehrlichste trägt. Da, wo es nicht National=Husaren und Ulanen giebt, verlangen wir keine Kopie. Unsere Reiter würden zur Kopfbedeckung einen mäßig hohen runden Filzhut erhalten, dessen Seitenkrämpen vermittelst leichter Kettchen etwas in die Höhe gehalten würden, da hingegen die hintere die Form wie an einem Helm erhält, wodurch der Nacken vor Hieben und Stößen geschützt wird, die vordere gegen die Einwirkung der Sonne schützt; von hinten nach vorn läuft über den Hutkopf eine leichte wollene schwarze Raupe. Die National=Kokarde ist an der linken Seite sichtbar; vorn zeigt sich eine Krone von Metall oder die Nummer des Regiments; Schuppen=, Bataillonsbänder. Eine Aermelweste, über welche eine Kurtka, die so lang ist, daß, sitzt der Reiter zu Pferde, seine Kniee bedeckt sind; diese Kurtka wird mit einer Reihe Knöpfe, über welche ein Tuchüberschlag geht, zugeknöpft; der offene Kragen, die Aufschläge sind farbig, von welcher Farbe auch ein nicht zu schmaler Streif die Kurtka auf beiden Seiten von oben bis unten ziert; ein breiter Gurt von Wolle markirt die Taille; Achselstücke mit Metallschuppen besetzt. Die Pantalons, mit Leder be=

setzt, haben gleichfalls einen breiten farbigen Streif. Stulpenhandschuh von schwarzem Leder; Halbstiefel; die Feldmütze muß eine Form haben, daß sie unbeschädigt überall hingesteckt werden kann. Den Mantel wie jetzt; ebenso Patrontasche und Bandolier, welches letztere aber so lang seyn muß, daß es den Reiter nicht beim Anschlagen hindert. Ein kurzer Karabiner — die Schützen, Büchsen —, die nie im Schuh verwahrt werden, sondern stets im Bandolier eingehakt sind; ein gerader Pallasch an einer schmalen Koppel, und ein Pistol ist die Bewaffnung. Da, wo man für die Lanze eingenommen ist, kann die Hälfte der leichten Reiterei damit bewaffnet werden, wobei sie aber einen läng rn Karabiner führen muß, der so verwahrt wird, wie es bei den würtembergischen Reitern geschieht, damit er nicht bei dem Gebrauch der Lanze hinderlich sey.

Das Pferd ist so wenig als nur immer möglich zu belasten, so wie die Vorschrift zum Packen dahin gerichtet seyn muß, daß die Last, die es außer dem Reiter trägt, auf beiden Seiten gleichmäßig vertheilt ist. Der Reiter hat keinen Mantelsack, sondern er birgt ein Paar Pantalons ohne Leder, ein Hemd, Fußlappen wie Schnupftuch in seinem Sattelkissen, welches nicht viel mehr auftragen wird als jetzt, wo es aufgepolstert ist. Der Mantel, breit gelegt, wird anstatt des Mantelsacks aufgeschnallt. Kochgeschirr u. dgl. wie jetzt. Die Ueberdecke des Sattels gleichfalls.

Bei schnellen Expeditionen kann man sich anstatt des Hartfutters gebackner Kuchen aus Erbsenmehl bedienen, wo das Gewicht für den Bedarf auf 3 Tage nur 8 Pfund 26 Loth beträgt, so daß es auf 8 Tage nicht so viel beträgt, als die dreitägige Haferration, welche 33

Pfund 24 Loth wiegt [1]). Einige Pfund gesponnenen Heues würde der Reiter auch noch mit sich führen können, damit, wo es sich um Geheimhaltung des Zweckes handelt, auch dieses gewohnte Nahrungsmittel dem treuen Thiere nicht entzogen werde.

Mit 12- bis 1500 so ausgerüsteten Reitern, denen einige reitende Geschütze beigegeben sind, die doppelte Bespannung haben müssen, müßte es ein hoher Genuß seyn, den Partheigänger-Krieg zu führen. Wir verstehen hierunter, daß dieser Zweig des kleinen Krieges mit den großen Operationen in Einklang gebracht wird, da im entgegengesetzten Fall zwar schöne ritterliche Koups ausgeführt werden, die aber nicht in den Gang der großen Begebenheiten eingreifen und ephemer sind.

Am Rhein, im April 1841.

---

1) Der General von Barner hat, als er in Berlin die Garde-Dragoner befehligte, mit dieser Fütterung ausgedehnte Proben gemacht, so wie, was die Pferde dabei leisten können, beobachtet, wobei es sich als Resultat ergab, daß, ohne daß die Pferde ermüdet oder angegriffen waren, sie täglich in allen Gangarten 6 Meilen machten, und dies zwar in acht und dann in zwölf Tagen, nur durch einen und zwei Rasttage unterbrochen. Karl XII. machte mit seiner Reiterei anhaltend 12 bis 15 Meilen in 24 Stunden. Auch hat der Herr General Monate lang den Versuch gemacht, in den Sattelkissen die Habseligkeiten der Dragoner unterzubringen, ohne daß dadurch diese in ihrem Sitz genirt waren, noch andere Unbequemlichkeiten verspürten. Wünschenswerth wäre es, daß der Herr General die Fütterungsversuche dem Reiter-Publikum mittheilte, so wie seine interessanten Ansichten, die leichte Reiterei betreffend.

III.

Militairische Denkwürdigkeiten einer Reise von Berlin nach der Insel Corsika, im Jahre 1732.

(Von L. v. Malinowsky I., Prem.-Lieut. der Artillerie.)

Im Jahre 1732 schickte der König Friedrich Wilhelm I. unter Befehl des damaligen Majors v. Kleist (vom Markgraf Ludwig'schen Regiment) eine kleine Anzahl von Offizieren nebst Unterpersonal zur Kaiserlichen Armee, um dem Feldzuge gegen die Rebellen auf der Insel Corsika beizuwohnen.

Unter diesen Offizieren befand sich auch der damalige Artillerie-Lieutenant Joh. Heinr. Holtzmann, einer der thätigsten Artillerie-Offiziere seiner Zeit, welcher später in den Adelstand erhoben wurde und als Oberst zu Neiße starb. Er führte sowohl auf der Reise, als auch in Corsika selbst ein genaues Journal über das, was ihm bemerkenswerth schien. In den nachfolgenden Blättern theilen wir davon das in militairischer Hinsicht Interessante mit.

Nachdem sich die Offiziere am 25. Februar 1732 in Potsdam versammelt hatten, ertheilte ihnen Tages darauf der König in einer Audienz die nöthigen Instruktionen und bestimmte den Tag der Abreise.

Es wurden dem Major v. Kleist 10,000 Thaler assignirt, und am 28. Februar reiste das Kommando in einer Chaise und einem Postwagen, beide mit 7 Extrapost-Pferden bespannt, um 5 Uhr Nachmittags von Berlin nach Potsdam ab, wo dasselbe um 10 Uhr Abends ankam. Das Kommando bestand aus folgenden Personen:

1) Major v. Kleist vom Regiment Markgraf Ludwig (später General-Major und Regiments-Kommandeur), als Führer des Kommando's.
2) Hauptmann v. Polenz von des Königs Regiment (1755 als Gen.-Maj. gestorben).
3) Lieut. Graf v. Wartensleben von demselben Regimente, später General-Major und General-Adjutant.
4) Hauptmann Merkatz von der Artillerie (später Oberst in Neiße).
5) Lieut. v. Massow vom Regiment Schwerin (als Major gestorben).
6) Lieut. v. Rippe von den Ingenieuren (später Kapitain und Kompagnie-Chef zu Magdeburg).
7) Lieut. v. Naumeister vom Regiment Kalckstein (später prinzlicher Hofmarschall).
8) Lieut. v. Dossow vom Regiment Prinz Dietrich (als Grenadier-Kapitain gestorben).
9) Lieut. v. Grumbkow vom Regiment Thiele (später Oberst und Flügel-Adjutant).
10) Fähnrich v. Naumeister vom Regiment Glasenapp (als Lieutenant verabschiedet).

11) Fähnrich v. Läderitz vom Regiment Dönhoff (später Major beim Itzenplitz'schen Regiment).

12) Lieut. Holtzmann von der Artillerie (als Oberst gestorben).

Außerdem noch

1 Feldscheerer, Ehrling, von den Königl. 8. Pensionairen;

1 Unteroffizier, Bischoff, vom Regiment Markgraf Ludwig, welcher mit Erlaubniß des Königs von dem Major v. Kleist seiner Kenntniß der italienischen Sprache wegen mitgenommen wurde,

1 Koch und

6 Bediente.

In Potsdam stieß noch eine Chaise mit 4 Pferden bespannt zu dem Kommando; der Lieut. v. Kipp aber ging mit der ordinairen Post bis nach Nürnberg voraus. In Potsdam stand damals das Regiment großer Grenadiere, die sogenannte Riesengarde, wozu der König fast aus allen Ländern Europa's die größten und schönsten Leute anwerben ließ. Das erste Glied der Leib-Kompagnie, nämlich die größten Leute des Regiments, befand sich, in Lebensgröße abkontrefeit, in einer Gallerie des Königl. Schlosses.

In dem Dorfe Zehlendorf zwischen Berlin und Potsdam waren einige Husaren stationirt, welche als Estaffettenreiter zwischen beiden Residenzen gebraucht wurden.

Am 29. Februar ward die Reise über Beelitz, Treuenbrietzen und Wittenberg nach Düben fortgesetzt. In Beelitz standen Husaren. Eine Viertel-Meile von Treuenbrietzen befand sich die kursächsische Grenze. Wittenberg hatte eine sächsische Garnison, unter dem Kom-

mandanten Oberst Bosen; die Festungswerke, nasse Gräben, befanden sich aber in einem schlechten Zustande.

Am 1. März über Leipzig und Pegau nach Zeitz. Leipzig hatte Festungswerke mit trockenen Gräben, allein sie befanden sich in einem schlechten Zustande. Das Schloß am Petersthore, 1723 vom Kurfürsten August recht schön aufgebaut, befand sich in einem Fortifikationszustande, etwa wie die Zitadelle zu Spandau damaliger Zeit. Gouverneur war der General-Lieutenant v. Flemming. Sowohl hier, als auch in Wittenberg und andern Festungen befanden sich an den Thoren Schnüre, die über die Festungsgräben gezogen waren, um Nachts Korrespondenzen hinüber befördern zu können, ohne die Thore zu öffnen. In Zeitz war der Oberst Weißbach Kommandant.

Am 2. März über Gera nach Neustadt an der Orla. In Gera, dem Grafen v. Reuß gehörig, garnisonirte eine kleine Garde von 1 Kapitain, 3 Unteroffizieren und 40 Grenadieren, welche weiß, mit rothen Aufschlägen und Knopflöchern montirt waren. Auch in Neustadt befand sich eine kleine Garnison.

Am 3. März über Saalfeld und Gröbenthal nach Judenbach. In Saalfeld residirte der blödsinnige Bruder des Herzogs von Gotha, welcher die Regierungsgeschäfte den Händen seiner Gemahlin überließ.

Höchst lästig wurde den Reisenden die in diesen Gegenden bis nach Tyrol an den Landstraßen erlaubte Bettelei; auch ist es merkwürdig, daß man von hier bis durch Italien die Ochsen mit Hufeisen beschlagen fand. Etwa 1½ Meile vor dem genannten Dorfe Judenbach lag an der Landstraße eine koburgische Paßwache von 1 Unteroffizier und 20 Grenadieren.

Am 4. März über Koburg, Gleißen, Ratelsdorf und Bamberg nach Altendorf. In Koburg, mit einem befestigten Schlosse, residirte die verwittwete Herzogin, eine Schwester des Königs von Preußen, Friedrichs I. (Bamberg wurde bei Nacht passirt, daher keine Mittheilungen.)

Am 5. März über Forchheim (Nachts passirt), Erlangen, Nürnberg und Roht nach Pleinfelde. In Erlangen residirte die verwittwete Markgräfin von Baireuth im dasigen Schlosse, ihrem Wittwensitze.

Nürnberg hatte sehr tiefe aber doch trockne Gräben; die Befestigung war nicht im besten Stande, dagegen zeichnete sich das Zeughaus durch seine Schönheit und Armirung aus. An Geschützen befanden sich darin ungefähr 150 Stück metallene von ½- bis 80pfündigem Kaliber, meistentheils ¼pfündige; an 40 Stück 10- bis 45pfündige Mortiere und dreierlei Arten von sogenannten Geschwindstücken. Die eine davon waren einfallende Kanonen (d. h. solche, bei denen dem Bodenstücke schnell eine sehr starke Senkung gegeben werden kann), ähnlich denen, welche König August von Polen 1728 unserem Könige Friedrich Wilhelm I. verehrte; diese waren aber ungeschickt montirt (schlecht ausgerüstet). Die zweite Art bestand in sogenannten Kammerstücken, d. h. solchen, bei denen eine Kammer hinten in den Boden mit einem Schusse versehen eingesetzt wurde, ähnlich den brandenburgischen Kammerstücken, die (1713) zu Berlin eingeschmolzen waren. Die dritte Art wurde ebenfalls von hinten geladen, durch einen metallenen Boden verschlossen, und dieser mit einer Druckschraube (wie an einer Hobelbank) befestigt. Auf der obern Etage des Zeughauses sollten sich 15,000 Stück Handgewehre be-

finden. Die Stadt hatte ungefähr eine Größe wie das damalige Berlin.

Am 6. März über Ellingen, Weißenburg, Dietfort, Monheim und Donauwörth nach Meitingen.

Am 7. März nach Augsburg. Diese ansehnliche Reichsstadt hatte tiefe trockne Gräben, doch war die Fortifikation nicht im besten Stande. In dem unteren Saale des 6 Etagen hohen Rathhauses stand in jeder der 4 Ecken eine 6pfündige Kanone mit verschlossener Mündung und bedecktem Zündloche. Das Zeughaus war schlecht versehen, enthielt ungefähr 70 Kanonen von ½- bis 6pfündigem und 6 Mortiere von 10- bis 25pfündigem Kaliber. Unter jenen befand sich eine 6pfündige lederne, in- und auswendig mit Messing überzogene von 20 Fuß Länge, 2 dergleichen von geschmiedetem Eisen und 3 3pfündige lederne, jener 6pfündigen ähnlich. Ferner fand sich daselbst eine große Maschine, die ein Hebezeug oder eine Winde zu seyn schien, über deren Zweck aber der Zeugbediente keine Auskunft geben konnte (oder wollte). [1]) Endlich ein alter 50pfündiger geschmiedeter Mortier in einer Klotz-Affuite.

Von hier aus mußte die Reise, weil die Posten zu theuer waren, auf Lohnfuhrwerken fortgesetzt werden.

Am 8. März gelangte man über Lechfeld nach Landsberg. Bei letzterem Orte fanden sich, auf der Seite nach Italien zu, Rudera von einer Befestigung.

Am 9. März über Issing nach Weilheim.

Am 10. März über Murnau und Escherau nach Partekirch.

Am 11. März über Mittenwald und den Paß

1) Vielleicht ein altes Wurfzeug? D. R.

von Scharnitz oder Chemnitz, am Eingange von Tyrol, nach Zürle. Der Paß war durch 2 Vertheidigungsfronten und andere Werke gegen Baiern stark befestigt, und mit einer Besatzung von 1 Bataillon Musketieren versehen. Die Hauptbefestigung lag, wie die Natur des Terrains es mit sich bringt, am rechten Ufer der Isar, und schloß sich mit dem rechten Flügel an die unersteiglichen Felsenwände des Gebirges. Der linke Flügel lehnte sich an die Isar, und setzte sich auf dem linken Ufer derselben, in einer mit Schilderhäusern besetzten Mauer bis an die jähen Felsenwände an dieser Seite fort. Das Herannahen an diese Mauer war durch mehrere auf vorliegende Felsenabhänge gesetzte gemauerte Traversen unmöglich gemacht. Beide Ufer standen durch eine hölzerne Gallerie (verdeckte Brücke?) mit Fallgatter in Verbindung, hinter welcher sich ein Blockhaus mit Kanonenschußscharten befand. Dieses Blockhaus bildete zugleich die linke Flanke des an die Isar gelehnten Bollwerks. Das zweite Bollwerk, in der Mitte der Befestigung liegend, war noch durch einen Kavalier verstärkt; das dritte, den rechten Flügel der Befestigung bildend, war nur ein halbes. Die Außenwerke bestanden aus einer Grabenscheere vor der ersten Kurtine, aus einem breiten trocknen Hauptgraben mit Lünette, und aus einem mit Palissaden besetzten bedeckten Weg, nebst gewöhnlichen Waffenplätzen. Das Thor ging durch die erste Kurtine und die rechte Face des davor liegenden Waffenplatzes. Hinter der Befestigung lagen die Wache, das Zeughaus, Magazin, Kommandantenhaus, die Kaserne, die Kirche und andere Gebäude.

Hier ward mit der größten Strenge alle Passage kontrolirt, und hier war auch der einzige Punkt auf der ganzen Reise, wo das Kommando genöthigt wurde,

den Kaiserlichen Paß zu produziren. Bei Wälsch=Michel trafen die Reisenden 1 Kapitain mit 200 Rekruten für das Kulmbach'sche Regiment.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung war ihnen auch die uns aus Reisebeschreibungen bekannte Maximilians-höhle bei Zürle, wo Kaiser Maximilian I., den Gemsen nachsteigend, sich 2 Tage und 2 Nächte aufhalten mußte, weil er den Rückweg nicht finden konnte. Der Eingang zu dieser in schwindelnder Höhe liegenden Höhle war zum Andenken an jene Begebenheit mit 3 hölzernen, 20 Fuß hohen Kruzifixen, die von unten nur etwa ½ Fuß hoch erschienen, besetzt, obgleich es unmöglich schien, daß ein menschlicher Fuß jemals diese Einöde betreten konnte.

Am 12. März über Innsbruck nach Stanach, auf welchem Wege die Reisenden 1 Kapitain mit 250 Rekruten für das Wachtendonk'sche Regiment begegneten.

Am 13. März über Storzingen nach Brixen.

Am 14. März über Unter=Arzwangen nach Botzen. (Bei Clausen eine hölzerne Hangebrücke.)

Am 15. März über Solurn und Nevis nach Trient. Die Etschbrücke bei Nevis war mit einer kaiserlichen Paßwache besetzt. In dieser Gegend fand sich längs dem Ufer des Stromes gegen den Sturz der Bergwasser eine Schälung, die aus zwei, oben mit eisernen Bolzen verbundenen Gabeln nach Art eines vierarmigen Hebezeuges bestand, und wovon die nach der Wasserseite gerichtete Gabel mit Spundbohlen benagelt war.

Am 16. März nach Roveredo. Hier befand sich ein gemauertes Bergschloß, worauf Besatzung gehalten wurde.

Am 17. März über Hall nach Dulce. 1½ Mei=

len von letzterem Orte lag die venetianische Grenze, an= gedeutet durch eine quer über die Landstraße gezogene Mauer nebst einem Wachthause. ½ Meile von Dulce, einem venetianischen Dorfe, liegt der feste Paß Chiusa. Um diesen zu überschreiten, mußten die Pferde der Fuhr= werke ausgespannt und letztere durch Menschen hinüber= gezogen werden; denn da der Weg über einen jähen und abschüssigen Berg ging, der aus einem weißen, theils glatten, theils höckrigen Felsen bestand, so konnten Pferde und Menschen mit großer Mühe kaum ledig hinüberge= hen. Es befand sich daselbst ein Kommando von 200 Mann, die aber schlecht montirt waren. Ihre Kaser= nen waren in den steilen Felsen am linken Ufer der Etsch eingehauen, und darüber befanden sich Kavaliere, die theils den Weg, theils den Fluß bestrichen. Der Fluß, welcher sich hier durch steile Felsenwände zwängt, war mit einer Kette gesperrt. Die eigentliche Befestigung, an deren Saum der vorhin erwähnte Weg sich entlang schlängelte, hatte eine unregelmäßige Gestalt nach der Beschaffenheit des sehr intraktabeln Terrains; doch be= stand die Seite nach dem venetianischen Gebiete zu aus einer bastionirten Front. Vor dem in der Kurtine die= ser Front liegenden Thore befand sich ein Tambour von Pallissaden, und darin die Wache. Das andere Thor lag in der Enceinte nach der Flußseite.

Am 18. März über Verona nach Villa franca. Verona war auf der Westseite mit einem Walle, trocknen Graben und bedeckten Weg, auch mit einem schlecht im Stande gehaltenen Schlosse befestigt; wie denn auch jen= seits der Etsch, über welche in der Stadt 4 steinerne Brücken führten, zwei neue Schlösser mit Besatzung auf

einem

einem hohen Berge lagen. Die Stadt hatte 5 Thore, und alle Vorstädte waren mit einer Mauer umgeben.

Am 19. März über Mantua nach Bosolo. Der Damm, auf welchem man nach Mantua hinein gelangt, war auf der Seite nach Verona zu durch ein Kronenwerk nach Art einer Zitadelle befestigt, auch sah man den Anfang zu verschiedenen neuen Werken. An der Stadt befand sich nur eine Mauer. Die Garnison bestand aus 3 Bataillonen unter dem Befehl des Obersten Seebach. Der Gouverneur war der Prinz von Hessen Darmstadt. Der Damm auf der entgegengesetzten Seite war schlecht verwahrt, indem er nur durch zwei weit von einander liegende Bollwerke bestrichen wurde. Die wegen der vielen umherliegenden Sümpfe ungesunde Luft veranlaßte viele Krankheiten, so daß die kaiserlichen Truppen Mantua ihre Strafgarnison nannten. Schon im Tyrolischen waren unseren Reisenden einige Truppen begegnet, welche Mantua mit den gesundern Quartieren am Rhein vertauschten; diese sahen alle sehr ungesund aus, und hatten von ihrem Regimente in der kurzen Zeit von 6 Monaten an 300 Mann durch Krankheit verloren. Bosolo gehörte dem Fürsten von Guastalla und war nach niederländischer Art befestigt. Von dem Hauptwalle war die Futtermauer aufgeführt, allein es lag keine Erde dahinter.

Am 20. März nach Cremona. Ungeachtet dieser Ort für die Befestigung eine sehr günstige Lage hat, so war dieselbe doch nicht im Stande. Das Merkwürdigste war der Abzugskanal, durch welchen Prinz Eugen den französischen General-Feldmarschall Villeroy, mitten unter seinen Truppen liegend, am 2. Februar 1702 gefangen nahm. Die Garnison bestand aus 1 Bataillon

Infanterie und 6 Kompagnien Dragoner, unter dem Kommandanten Marquis de Piazza. Die Stadt hatte 5 Thore und eine Zitadelle, letztere aber auch in einem schlechten Zustande.

Am 21. März wurden die Reisenden in Booten mit ihren Sedien (Reisewagen) und Pferden über den Po gesetzt, und gelangten über Piacenza nach Kastel St. Johannis. Auch von Piacenza war die Befestigung, ungeachtet der günstigen Lage dieses Ortes, in schlechtem Stande. Es gehörte dem Don Carlos, zweitem Sohne des Königs von Spanien, als Herzog von Parma.

Am 22. März über Voghera nach Tortona. Letzterer Ort hatte, wie auch an der auf einem Berge gelegenen Zitadelle, eine so vorzügliche Befestigung, wie die Reisenden unterwegs noch keine angetroffen hatten. Der Kommandant war Oberst Stenz, die Besatzung bestand in 1 Bataillon. Hier trafen jene bei ihrer Weiterreise 2 Bataillone v. Bevern und 1 Bataillon v. Ligneville auf dem Marsche nach Corsika.

Man gelangte zunächst am 23. März nach Saarwald, einem mailändischen Passe des Kaisers nach den genuesischen Grenzen, mit einem von Mauern umgebenen Bergschlosse und 200 Mann Kaiserl. Truppen zur Besatzung, die von Tortona dahin detaschirt und von Zeit zu Zeit abgelöst wurden. Von hier über Votaggio nach Campe Murone, woselbst 2 Bataillone von Jung Daun im Marsche nach Corsika angetroffen wurden.

Am 24. März langte das Kommando zu Genua an. Wegen seiner terrassenartigen Lage am mittelländischen Meere hatte dieser Ort eine doppelte Befestigung, eine innere und eine äußere. Jene hatte einen starken

Wall, trocknen Graben, bedeckten Weg und Glacis. In die äußere Enceinte aber waren alle die innere Befestigung dominirende Höhen mit eingeschlossen, und da sie stets an der steilsten Eskarpirung der Berge herumlief, so hatte sie eine bedeutende Ausdehnung. Diese Linie bestand aus einem mit Bollwerken versehenen und zum Theil in Felsen gehauenen Hauptwall, trocknen Graben und bedeckten Weg, dessen Glacis die Eskarpirung der Berge bildete. Die Brustwehren bestanden aus einer 2 bis 3 Fuß dicken Mauer.

Ungeachtet des unter den Nobili herrschenden Stolzes begegneten dieselben unsern Reisenden doch mit großer Zuvorkommenheit. Am 26sten wurden sie von dem kommandirenden Kaiserl. General-Feldzeugmeister, Prinzen Louis von Würtemberg, mit in den versammelten großen Rath genommen, worin der Doge (Spinola) selbst zugegen war. Dieser trug eine rothe, die übrigen Senatoren und Nobili aber eine schwarze Kleidung, wie denn überhaupt dieser Stand selbst in der Ausdehnung auf das weibliche Geschlecht verpflichtet war, in der Stadt nur in schwarzem Anzuge zu erscheinen, wobei die Männer kleine Mäntel, jedoch keinen Degen, trugen. Der große Rath bestand aus 200 Personen, sämmtlich Nobili, und mindestens 22 Jahre alt. Der kleine Rath, dessen Mitglieder mindestens 17 Jahre alt und ebenfalls ohne Ausnahme vom Adel seyn mußten, hielt seine Sitzungen in einem andern Saale.

Der Pallast des Dogen war zwar ein großes, aber äußerlich unansehnliches Gebäude. In demselben befand sich zugleich die Büchsenmacherei und Armoirie, worin etwa 8- bis 9000 Flinten, Wallmusketen, alte Harnische und Schlachtschwerdter aufbewahrt wurden.

Der Hafen hatte rings herum eine starke Mauereinfassung nebst steinerner Gallerie, und war mit Geschützen reichlich versehen. Wegen der großen Ausdehnung des Hafens belief sich ihre Anzahl, ungeachtet sie ziemlich weitläufig standen, auf 186 Stück; davon waren 126 metallene Kanonen völlig ausgerüstet, und 46 dergleichen, wie auch 14 Mortiere, theils mit zylindrischen, theils mit Uringläser- (Uhrgläser- — wahrscheinlich birnförmigen) Kammern, lagen auf dem Posten ohne Laffete. Die Kanonen hatten Kaliber zwischen 3 und 18 Pfund. Der Eingang des Hafens wurde durch 2 langgedehnte, bis in die See reichende Blockhäuser wohl verwahrt. Auf den Wällen der innern Enceinte sollten sich an 88 metallene Kanonen befinden, und außerdem bemerkte man noch an dem Hafen bei dem Arsenal, wo die Schiffe gebaut wurden, sowie bei dem Proviant-Magazine verschiedene eiserne Kanonen, die jedoch wahrscheinlich zur Ausrüstung der Armada gehörten. Ueber das Zeughaus konnten keine nähern Notizen gesammelt werden, doch vermuthete man nicht viel Geschütz darin. Die Galeeren hatten einen besondern Hafen, den man den inneren nannte; in diesem wurden sowohl die Galeeren, als auch die Sklaven Nachts verschlossen. Die Anzahl der im großen Hafen vor Anker liegenden Schiffe belief sich auf 300.

Die Laffeten der metallenen Kanonen erregten die Aufmerksamkeit unserer Artilleristen, indem sie außerordentlich wenig Beschlag hatten [1]), die Räder dagegen waren plump gebaut und mit Eisen überladen.

---

1) Nämlich nur ein Brustblech, ein Schwanzblech, Schildzapfenpfannen, Achspfannen und 4 Querbolzen. Die Räder

An verschiedenen öffentlichen Gebäuden gewahrte man große eiserne Kettenglieder. Diese waren Ueberbleibsel einer Kette, mit welcher die Türken in früheren Zeiten einen Hafen gesperrt, die aber die Genueser mit einem Schiffe, woran eine Säge gewesen, entzwei geschnitten, und hiernach den Sieg errungen hatten. Zum Andenken an diese Begebenheit wurden jene Ueberreste der Kette als Trophäen aufbewahrt.

Bei der Ankunft des Kommando's in Genua waren daselbst bereits 2 Bataillone vom Max-Stahremberg-schen und 2 Bataillone vom Jung-Daun'schen Regimente nebst einem Detaschement Dragoner eingerückt; die übrigen nach Corsika bestimmten Truppen wurden erwartet, und ein Theil derselben, 7 Bataillone stark, unter den Befehlen der Obersten v. Wachtendonk und Devins waren schon dort. Die genuesischen Kommissarien empfingen sie in dem Grenzorte Novi, und von hier ab traten sie in genuesischen Sold. Auf jede Portion ward monatlich 1 Thaler Zulage gegeben, dagegen 1 Portion Brod nur mit ½ Thaler bezahlt. Die Portion Brod war 36 kleine Unzen schwer, oder an weißem Brod 24 Unzen. Ein schwarzes Laibbrod wog 6 Pfund und gab 2 Portionen, ein weißes 4 Pfund. Auf 1 Ration bezahlte die Republik in den Wintermonaten 10 Fl., und lieferte solche in natura für 5 Fl.; in den Sommermonaten wurden resp. 3 und 2 Fl. gerechnet. Eine Ration bestand aus ½ mailänd. Stahr (ungefähr 6 schwere Pfund) an Hafer oder Gerste, oder ½ Basini

---

hatten nur 4, aber sehr dicke Speichen und keine eigentliche Nabe, indem jene in der Mitte übereinander gelegt und mit einem Loche für den eisernen Achsschenkel versehen waren.

Kastanien, in 20 leichte Pfund Heu, davon 1 Bund 4 bis 5 Portionen enthielt. (Ein Maulthier trug 16 Portionen.)

Als Entschädigung für den Abgang an Mannschaften und Pferden hatte die Republik sich verpflichtet, der Kaiserl. Regierung zu zahlen:

für einen	Musketier . .	34	Gulden.
» »	Dragoner . .	58	»
» »	Husaren . .	24	»
» ein	Dragonerpferd	75	»
» »	Husarenpferd .	45	»

Noch am Tage der Ankunft in Genua fuhren die preußischen Offiziere mit dem Kaiserl. Obersten, Fürsten v. Lichtenstein, auf einem Boote im Hafen umher, und besahen einige der zum Transport der Truppen nach Corsika bestimmten Schiffe. Diese bestanden in folgenden:

	Navi.	Galeeren.	Barken.
für den kommandirenden General	»	2	3
» » General-Feldwachtmeister v. Schmettau . . .	»	1	1
» » General-Feldwachtmeister Prinz v. Culmbach . .	»	1	1
» das Max-Stahremb. Regt., 2 Bataill., ...	4	»	4
» 1 Komp. Dragoner von Pasiani	»	»	2
» 1 Komp. Dragoner von Sachsen-Gotha	»	»	2
» das Harrach'sche Regt., 2 Bataill., ...	2	»	7
Latus	6	4	20

	Navi.	Galeeren.	Barken.
Transport	6	4	20
für das Bevern'sche Regt., 2 Bataill.,	2	»	4
» » Ligneville'sche Bataill.	1	»	4
» » Jung-Daun'sche Regt., 2 Bataill.,	2	»	6
» die Provision	»	»	4
Summa	11	4	38

also überhaupt in 53 Fahrzeugen.

Man fand auch mehrere Volontaire von den Sachsen in Genua, welche der Expedition in Corsika beiwohnen wollten, und zwar:

1) le chevalier de Saxe, natürlicher Sohn des Königs von Polen mit der Fürstin von Teschen.
2) Lieutenant von Reibnitz, als dessen Kavalier, vom Rudoffski'schen Regimente.
3) Oberst v. Löwenthal
4) Kapt. v. Alffendiehl
5) Lieut. v. Wunsflöh
6) » v. Richter
7) » v. Gersdorff

(3–7) vom Löwenthal'schen Regimente.

8) Kapt. v. Wackerbahrt von der zweiten Garde.
9) Lieut. v. Buchner von der Artillerie. Dieser war bereits auf Corsika, hatte schon im vorigen Jahre der Kampagne daselbst beigewohnt, und blieb in der jetzigen, durch eine Kugel getroffen.
10) Lieut. v. Geyer vom Weißenfels'schen Regimente, kehrte als Kapitain aus der Kampagne zurück.

Außerdem schlossen sich noch an:

1) Mr. Spinola, ein genuesischer Nobili, und
2) » Maguard, ein irländischer Edelmann.

Tags zuvor (den 23sten) war der Befehl an die Truppen ergangen, eine genaue Spezifikation der bei ihnen vorhandenen Knechte, Weiber, Kinder, Pferde, Esel und Ochsen einzugeben, um danach die Repartition der nöthigen Transportschiffe machen zu können. Dies beruhete zum Theil darauf, daß kein Kaiserl. Regiment in's Feld rückte, ohne mit Schlachtvieh versehen zu seyn, indem man beim Kochen viel auf Kameradschaften hielt.

Zu den 3 Barken für die Equipage des Prinzen Louis wurden 1 Lieutenant und 40 Mann zur Bedeckung kommandirt.

Die Parole wurde gewöhnlich um 16 Uhr (Mittags 12 Uhr) ausgegeben; der Frührapport geschah um 13 Uhr (Morgens 9 Uhr). Was bei der Kaiserl. Artillerie noch fehlte, sollte durch den Feuerwerker angegeben werden, um es von der Republik verlangen zu können. (Der Kaiserl. Stückhauptmann Loick war nämlich noch nicht angekommen.) Auch sollte derselbe sich von der Republik über Alles quittiren lassen, was aus dem Magazin von Mailand mitgebracht worden.

Den 24. März Nachmittags besichtigte der Prinz Louis die beiden Bataillone von Max-Stahremberg und das Kommando Dragoner in der Vorstadt Pietro d'arona beim Leuchtthurm.

Am 25. März wurde befohlen, daß Max-Stahremberg und die beiden Detaschements von den Dragonern heute ihre Zulage vom Eintritt in das Genuesische bis Ende April auf die Portion 1 Gulden 30 Kr. von dem Kriegskommissario empfangen, und diese 6 Kr. den Leuten nicht zurück behalten werden sollten. Der Gulden betrug in Genua 54 genueser Soldi.

Am 27. März rückten 2 Bataillone v. Bevern und 1 Bataillon v. Ligneville, sowie am 28sten 2 Bataillone v. Harrach in Genua ein.

Am 28. März hatten die 3 Regimenter v. Bevern, Jung-Daun und Ligneville Parade vor dem Prinzen Louis von Würtemberg. Das 1 Bataillon v. Bevern und 1 Grenadier-Kompagnie marschirten dabei in folgender Ordnung; jedoch war dies nicht bei allen Regimentern gleich, weil jedes seine eigenen Exerzitien und Regimentsgebräuche hatte.

0 U.-Off.

. . . . .
. . . . . } Grenadier-Zimmerleute.
. . . . .

0 Kapt.
0 Unter-Lieut.
0 U.-Off.
. . . . 3 Tamb., 1 Pfr.

. . . . 0 U.-Off.
. . . .
. . . .

. . . . 0 U.-Off.
. . . .
. . . .

. . . . 0 U.-Off.
. . . .
. . . .

0 U.-Off.
0 Ob.-Lieut.
0 Wachtmstr.-Lieut. od. Adj.

. . . . . .
. . . . . . } Fourierschützen mit Flinten und Pistolen an der Seite.
. . . . . .

* Brigadier, Prinz Culmbach.
† Oberst.
0 0 2 Kap.
0 0 2 Lieut.
0 0 2 U.=Off.
* * 1 Tamb., 1 Pfr.

Erste Division.

Erster Zug.
U.=Off. 0 - - - - - - - - - 0 U.=Off.
- - - - - - - - -
- - - - - - - - -
- - - - - - - - -

Zweiter Zug.
- - - - - - - - - 0 U.=Off.
- - - - - - - - -
- - - - - - - - -
- - - - - - - - -

Dritter Zug.
- - - - - - - - - 0 U.=Off.
- - - - - - - - -
- - - - - - - - -
- - - - - - - - -

Vierter Zug.
- - - - - - - - - 0 U.=Off.
- - - - - - - - -
- - - - - - - - -
- - - - - - - - -

0 Kapt.
0 Lieut.
0 U.=Off.
0 0 Tamb.

Zweite Division.

Erster Zug.
U.=Off. 0 - - - - - - - - 0 U.=Off.
- - - - - - - -
- - - - - - - -
- - - - - - - -

Zweite Division.

Zweiter Zug.

- - - - - - - - - 0 U.-Off.
- - - - - - - -
- - - - - - - -
- - - - - - - -

0 Kapt.

0 ‡ 0 ‡ 0 ‡ 0 ‡ 0 ‡ 5 Fähnr. u. 5 Führer.

0 * 0 * 0 * 0 * 0 * 5 Korporale, 5 Tamb.

Dritter Zug.

U.-Off. 0 - - - - - - - - 0 U.-Off.
- - - - - - - -
- - - - - - - -
- - - - - - - -

Vierter Zug.

- - - - - - - - - 0 U.-Off.
- - - - - - - -
- - - - - - - -
- - - - - - - -

0 Lieut.

0 U.-Off.

* * Tamb.

Erster Zug.

U.-Off. 0 - - - - - - - - - 0 U.-Off.
- - - - - - - -
- - - - - - - -
- - - - - - - -

Zweiter Zug.

- - - - - - - - - 0 U.-Off.
- - - - - - - -
- - - - - - - -
- - - - - - - -

Dritter Zug.

- - - - - - - - - 0 U.-Off.
- - - - - - - -
- - - - - - - -
- - - - - - - -

Vierter Zug.

. . . . 0 U.-Off.
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

0 U.-Off.
0 Lieut.
0 Kapt.

Wie die Ober- und Unteroffiziere hier angezeichnet stehen, marschirten sie auch hinter einander auf, ohne in die Glieder zu treten.

(Schluß folgt.)

IV.

Ueber das Passiren von Flüssen.

Παρ' δύναμιν δ' οὐκ ἔστι καὶ ἐσσύμενον πολεμίζειν. [1])
Homer.

Flüsse und andere Gewässer, auch Moräste, die das Vorrücken eines Truppentheils hindern, können passirt werden, entweder auf natürlichen oder künstlichen Kommunikationen. — Der nachstehende Aufsatz hat zum Zweck: 1) dieselben möglichst vollständig aufzuzählen, aber nur flüchtig zu skizziren, und dabei 2) eine gedrängte Zusammenstellung der erheblichsten Flußübergänge zu geben, welche Gruppirung aber die Ansprüche, und mit ihnen also auch die Pflichten einer Geschichte derselben ablehnt. Die Wichtigkeit des Gegenstandes fühlt ein Jeder; mit derselben gleichzeitig fühle aber ich auch das Unvermögen einer derselben entsprechenden Bearbeitung, welches freimüthige Geständniß mich Nachsicht mit meiner Leistung und Schonung in ihrer Beurtheilung hoffen läßt. — Die Quellen, die ich zu dieser Bearbeitung benutzte, sind für die Zitate aus den ältern Klassikern

---

1) Ueber die Kraft kann man nicht, wie sehr man auch eifere, kämpfen.

Vierter Zug.

. . . . 0 U.-Off.

. . . .

. . . .

. . . .

0 U.-Off.
0 Lieut.
0 Kapt.

Wie die Ober- und Unteroffiziere hier angezeichnet stehen, marschirten sie auch hinter einander auf, ohne in die Glieder zu treten.

(Schluß folgt.)

IV.

Ueber das Passiren von Flüssen.

Παρ' δύναμιν δ' οὐκ ἔστι καὶ ἐσσύμενον πολεμίζειν. 1)

Homer.

Flüsse und andere Gewässer, auch Moräste, die das Vorrücken eines Truppentheils hindern, können passirt werden, entweder auf natürlichen oder künstlichen Kommunikationen. — Der nachstehende Aufsatz hat zum Zweck: 1) dieselben möglichst vollständig aufzuzählen, aber nur flüchtig zu skizziren, und dabei 2) eine gedrängte Zusammenstellung der erheblichsten Flußübergänge zu geben, welche Gruppirung aber die Ansprüche, und mit ihnen also auch die Pflichten einer Geschichte derselben ablehnt. Die Wichtigkeit des Gegenstandes fühlt ein Jeder; mit derselben gleichzeitig fühle aber ich auch das Unvermögen einer derselben entsprechenden Bearbeitung, welches freimüthige Geständniß mich Nachsicht mit meiner Leistung und Schonung in ihrer Beurtheilung hoffen läßt. — Die Quellen, die ich zu dieser Bearbeitung benutzte, sind für die Zitate aus den ältern Klassikern

1) Ueber die Kraft kann man nicht, wie sehr man auch eifere, kämpfen.

theils diese selbst, theils Lipsius's Poliorzetikon und Stewesh's Kommentarien zum Vegez, — für die Ausgaben aus der mittleren und neueren Zeit: hauptsächlich v. Hoyer's Pontonierkunst, aus der ich viele Details entnommen habe, so wie dessen Werk: „Befestigungskunst und Pionier-Dienst"; ferner: Leitfaden für den praktischen Pontonier von Drieu, übersetzt von v. Echt; Flußübergänge rc. von Haillot, übersetzt von Oettinger rc.; das Handbuch des Pionierdienstes von Oettinger rc., der spectateur militaire von 1837 und précis des guerres de César par Napoléon.

I. Passiren der Flüsse mittelst natürlicher Kommunikation.

a) Furthen. Sie wurden im Alterthum oft, und mit weit mehr Kühnheit benutzt, als in der Folge, denn wenn dieselben nach heutigen Begriffen unpassirbar waren, so hielt man sie in der Frühzeit häufig noch nicht dafür. — Vegez empfiehlt lib. 3, c. 7, bei bedenklichen Fällen Reiterei oberhalb und unterhalb der Furth quer durch den Fluß zu stellen. Jene, damit sie den Strom für das zwischen beiden durchgehende Fußvolk bräche, diese, damit sie die von der Strömung etwa fortgerissenen Mannschaften aufnehmen könne. Dies Verfahren beobachtete Cäsar öfters, namentlich auch bei dem Uebergange über den Ebro, welchen er de bello civili lib. 1, c. 6 genau wie vorstehend beschreibt. — Nach Livius stellte Hannibal beim Passiren des Po statt der Reiter Elephanten oberhalb der Furth auf. — War jedoch die Strömung zu heftig, oder der Fluß zu tief, um dies Mittel anwenden zu können, so wurde in manchen Fällen das Wasser desselben vorher abgeleitet. Vegez räth

sogar dazu, wenn der Fluß in einer Ebene fließt; und ein solch mühseliges Unternehmen, wozu es uns heutzutage an Zeit und Lust gebricht, wo uns aber auch leichtere Mittel zu Gebote stehen, findet man mehrfach in der ältern Kriegführung angewandt. — Es gehört zwar nicht direkt zu dem Gegenstande dieses Aufsatzes, einige Beispiele davon anzugeben, doch möge die kleine Abweichung gestattet werden. Das großartigste davon lieferte Semiramis, die nach Justin, Herodot und nach Frontin lib. 3, c. 7 den Euphrat, der mitten durch Babylon fließt, abstechen ließ, um durch sein trocken gelegtes Flußbett in die Stadt zu dringen. Dasselbe that späterhin Alexander d. Gr. auch. Als Crösus in seinem Feldzuge gegen Cyrus auf Veranlassung des bekannten Orakelspruches über den Halys gehen wollte, theilte er ihn zuvor in 2 Arme, deren einen er im Bogen um sein Lager führte, wonach der andere leicht zu durchwaten war. — Xerxes ließ auf seinem Zuge gegen die Griechen das hohe Vorgebirge Athos durch einen so breiten Graben abstechen, daß zwei Dreiruderer gleichzeitig hindurchfahren konnten, und zwar deshalb, um es nicht umschiffen zu müssen, weil schon eine Flotte seines Vaters an den Klippen gescheitert war, nach Herodot's Ansicht aber aus bloßer despotischer Prahlerei. — Der Konsul Publius Servilius ließ bei der Belagerung von Isaura (Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in Kleinasien) den Fluß, der die Stadt mit Wasser versah, ablenken, und brachte dieselbe dadurch zur Uebergabe. — Cäsar ergriff öfter diese Maaßregel, so unter andern bei Blockirung der Stadt Uxellodunum im Gebiete der cadurcischen Gallier (der spätern Landschaft Quercy in Guienne), die er durch Ableitung des Brun-

in Besatzung lag, und die Stadt vom Kaiserl. General Gallas angegriffen wurde, sah der Oberst-Lieutenant Hesler ein, daß er sich nicht werde behaupten können. Er hielt deshalb den Feind mit Unterhandlungen bis zum Einbruche der Nacht hin, und schwamm dann mit seinem Regiment durch den Neckar, wobei er auch nicht einen Mann verlor. — Im Kriege 1745 schwammen ganze Regimenter österreichischer Husaren bei Höchst und Oppenheim durch den Rhein. (v. H.) — Aus diesen Angaben geht hervor, daß Kavallerie im Nothfall jeden Fluß durchschwimmen, und um so mehr jede Furth passiren kann, wenn der Feind es nicht hindert. Hat derselbe aber das jenseitige Ufer besetzt, so wird das Unternehmen heroisch und leicht verderblich, wie nachstehendes Beispiel lehrt. Der sächsische Oberst Schierstädt setzte 1635 im Oktober mit einem Kavallerie-Korps unweit Lenzen durch die Elbe, trotz der Nähe der Schweden am jenseitigen Ufer. Er wurde von diesen aber in den Fluß zurückgeworfen und verlor dabei viel Mannschaft. (v. H.) Um ein ähnliches Beispiel aus der alten Geschichte anzuführen, so erzählt Cäsar lib. 2, c. 9 de bell. gall.: „Die Feinde (Belgier) wurden fast widerstandslos im Flusse (Axona) angegriffen, und erlitten großen Verlust. Ueber die Leichname der Getödteten aber drangen sie vor, mußten jedoch der Wirkung unserer Geschosse weichen, und die ersten, welche dennoch herüberkamen, wurden von der Reiterei niedergemacht." — Ganz ähnlich lief das Wagestück der Florentiner gegen Castruccio ab. — Als die Preußen 1760 auf dem Marsche von Arensdorf nach Rothwasser die Neiße passiren wollten, bauten sie nur für die Infanterie Laufbrücken, weil sie sich auf die Aussage der Anwohner verließen, daß man bequem durch-

fahren könne. Allein die Kanonen blieben im Treibsande und Schlamme stecken, die Armee mußte warten, bis Brücken für die Artillerie erbaut waren, wodurch der Marsch bis spät in die Nacht verzögert wurde. — Die hieraus zu entnehmende Lehre, die Furthen auch hinsichtlich des Grundes vor dem Passiren zu untersuchen, steht heutzutage bei jedem Artillerie-Unteroffizier als Grundsatz fest. — Eine besondere Art, Furthen zu passiren, ist, daß man die Infanterie von der Kavallerie mit aufnehmen läßt. Sie ist schon sehr alt; die Germanen wandten sie häufig an, auch ließen sie sich wohl an den Schweifen der Pferde mit hinüberziehen. Dies ist jetzt auch noch thunlich, wenn der Reiter das Gewehr und die Patrontasche des Infanteristen dabei trägt, natürlich in dringenden Fällen, z. B. beim Rückzuge eines Detaschements u. dergl. — Der Herzog von Lüneburg ging mit einem Korps Schweden auf diese Weise 1633 durch eine für die Infanterie zu tiefe Furth der Weser, nachdem ihn die Kaiserlichen unter Graf Gronsfeld am Schlagen einer Brücke gehindert hatten, und trieb dadurch den Letzteren in die Flucht. Auch der vom General Gages detaschirte Herzog von Vieuville ging 1745 bei Sola Sicca über den Tessino, indem die Reiter die Infanteristen hinten auf die Pferde nahmen. — Ein interessantes Beispiel, wie genaue Ortskenntniß die Mittel zum Passiren sonst unwegsamer Gewässer an die Hand giebt, ist jenes des Feldmarschalls Lascy. Er ging nämlich 1738 durch das asowische Meer mit einem Korps von 35,000 Mann. Er wollte die Krimm angreifen, der Khan derselben hatte aber die Landzunge verschanzt und mit wenigstens 40,000 Mann besetzt. Die Hitze trocknet aber einen großen Theil dieses Meeres aus, wäh-

6 *

rend zugleich der Ostwind das Wasser zurücktreibt, so daß man fast trockenen Fußes hindurchgehen kann. Als sich dieser Wind nun am 7. Juli erhob, benutzte der Feldmarschall den günstigen Augenblick, stellte alle Truppen am Ufer in eine Linie und kam glücklich hindurch. Bloß einige Wagen, die sich zu lange verweilt hatten, gingen verloren, denn der Wind hörte bald nach dem Uebergange des Heeres wieder auf, und das Wasser strömte mit großem Ungestüm wieder zurück. Hoyer, der im 2ten Bande seiner Pontonier-Wissenschaft diesen Fall so erzählt, daß man glauben möchte, die Truppen seyen trockenen Fußes durch das Bette des Meeres gegangen, zerstört diese Illusion eines Wunders, welches jenes mosaische noch übertreffen würde, dadurch, daß er im 3ten Bande nachberichtet, Lascy habe sich dazu der Flöße bedient, die aus den Balken der spanischen Reiter und aus leeren Wasserfässern gebaut waren.

b) Die zweite natürliche Kommunikation über Flüsse 2c. ist das Eis. Aus der Geschichte der älteren Kriegführung dürfte es schwer halten, Beispiele anzuführen, wo dasselbe zur Passage benutzt worden wäre, weil die Kriege zu jener Zeit während des Winters gewöhnlich unterbrochen, und die Truppen entweder in die Heimath entlassen, oder in Winterquartiere geführt wurden. — Im 17ten Jahrhundert gingen die Kaiserlichen 1635 mit 2000 Reitern, 1000 Dragonern und 2000 Infanteristen über den zugefrornen Rheinstrom, und bemächtigten sich der Stadt Speyer. — Am merkwürdigsten bleibt in diesem Genre Karl X. Gustav's Uebergang über den Belt 1658, um sich Kopenhagens zu bemächtigen; des großen Kurfürsten Verfolgung der Schweden unter Horn über das zugefrorne frische und kurische

Haff auf Schlitten 1679 im Januar, und Pichegrü's Eroberung Hollands 1793. Während der Winterkampagne des polnischen Revolutionskrieges von 1831 bis 32 kommen häufige Beispiele von Passagen über zugefrorne Flüsse vor. — Eine Eisstärke von 6" wird für alle Truppenpassagen für genügend erachtet, selbst für Artillerie, wenn man, um ganz sicher zu gehen, Bohlen in's Geleise legt. — Besondere Eisbahnen vorzubereiten, ist nur bei heftiger Kälte, wo es weniger Zeit in Anspruch nimmt, anwendbar. —

II. Es kommen jetzt die künstlichen oder eigentlichen Flußkommunikationen, die man in unterbrochene und zusammenhängende eintheilt. Die ersteren zerfallen bekanntlich wiederum in Kommunikation durch Strömung, oder fliegende Brücken, mit Giertau oder Spanntau. — Theorie derselben. — Wenn ein schwimmender Körper seine Längenseite der Stromlinie unter einem Winkel bietet, so wird derselbe, wenn er dergestalt befestigt ist, daß er sich nicht nach der Richtung der Stromlinie, wohl aber von einem Ufer zum andern bewegen kann, diese letztere Richtung, und zwar nach der Uferseite hin, nehmen, nach welcher seine Längenseite mit dem Stromfaden einen spitzen Winkel bildet. Diese Bewegung selbst geschieht in fast gerader Linie, wenn der schwimmende Körper an einem quer über den Fluß gespannten Taue, dem Spanntaue, so befestigt ist, daß er frei an demselben entlang gleiten kann; oder sie geschieht in einem Bogen, wenn der schwimmende Körper an einem Ende des Taues befestigt ist, und das andere Ende im Flusse selbst fixirt ist, in welchem letzteren Falle man das Tau ein Giertau nennt. — Die Schnelligkeit der Be-

wegung hängt von dem Winkel ab, den die Längenseite des schwimmenden Körpers mit der Stromlinie macht, und ist bei 45° 44' am größten; bei dem Giertau wird sie aber auch noch von der Länge des letzteren bedingt, weil die bogenförmige Bewegung an demselben ähnlich der des Pendels ist, und die Zeiten der Schwingungen sich also verhalten, umgekehrt wie die Quadratwurzeln aus den Längen des Pendels, oder hier des Giertaues; so daß der Körper sich also schneller bewegen wird, je kürzer dies ist. — Man nimmt bei Flüssen von mittlerer Strömung dasselbe in minimo zu $\frac{5}{7}$ der Flußbreite an; bei hohem Wasser und stärkerer Strömung verlängert man es bis auf $\frac{8}{7}$, um durch die Gewalt des Anprallens am andern Ufer die Landungsbrücke nicht zu beschädigen; und bei reißenden Strömen, z. B. der Donau, muß man $\frac{12}{7}$ der Flußbreite zur Länge des Giertaues nehmen. — Es leuchtet ein, daß dieselbe Kraft, welche durch den Druck auf die Längenseite eines schwimmenden Körpers, Kahns, Prahms oder dergleichen in den beiden angeführten Fällen eine Bewegung desselben von einem Ufer zum andern veranlaßt, durch die gleichzeitige Einwirkung auf dessen schmale Seite dieser Bewegung hindernd entgegentritt, und daß es deshalb vortheilhaft ist, diese Seite so schmal als möglich zu machen, oder dieselbe nach vorwärts in einem Winkel von 45° 44' auslaufen zu lassen, weil alsdann der eine Schenkel desselben in die Richtung der Stromlinie selbst fällt, und der Einwirkung derselben also entzogen wird. — Der schwimmende Körper kann ein Kahn, Ponton, Prahm oder Floß, oder aus mehreren Fahrzeugen zu einer mehr oder minder großen Maschine zusammengestellt seyn, sich auf einem Spanntaue oder an einem Giertaue bewegen:

die Theorie bleibt dieselbe, das Prinzip der fliegenden Brücken. — Ob man Fälle herausspekuliren kann, in denen ein Artillerie-Offizier zum Bau einer fliegenden Brücke, als zum letzten Mittel, seine Geschütze über den Fluß zu schaffen, Zuflucht nehmen müsse, bleibe dahingestellt; sollte jedoch ein solcher eintreten, so wird sich der Offizier auch zu helfen wissen. Er würde im ungünstigsten Verhältnisse doch etwa 2 brauchbare Kähne auftreiben können, würde diese kuppeln, mit hinreichend starken Bohlen belegen, und diese letztern mit Spannlatten rödeln. — Trägt nun eine Maschine aus 2 Pontons circa 6000 Pfund, wiegt der 6Pfünder, vollkommen ausgerüstet (aber unbespannt), mit Protze, Munition, Schanz- und Ladezeug etwa 3854 Pfd., so würden zwei mittlere Handkähne — ganz kleine Nachen pflegen auf Flüssen nicht angewandt zu werden — doch wenigstens die Hälfte von dem tragen, was eine Maschine von 2 Pontons vermag, und also mit dreimaligem Ueberfahren ein ganzes Geschütz mit Bedienung (den ausgerüsteten Mann zu 180 Pfund gerechnet) und Bespannung (das Pferd mit 1000 Pfund veranschlagt) an das jenseitige Ufer schaffen. Die Pferde könnten auch hinüberschwimmen. Das Giertau würde von den Langtauen gemacht; statt des Ankers könnten 1 oder 2 Mühlsteine dienen; auch bedarf man im Nothfalle gar keiner Anker: man kann das obere Ende des Giertaues am Ufer selbst befestigen, wenn nur die Stromlinie an diesem Orte am jenseitigen Ufer geht; denn eine Gleichförmigkeit der Bewegung ist hier gewiß nicht nöthig, und hauptsächlich nur ihretwegen wird der Angelpunkt in die Mitte des Flußbettes verlegt. Die Geschichte liefert im Allgemeinen wenig Beispiele von der Anwendung der fliegenden

Brücken; einmal, weil sie überhaupt nicht häufig in Anwendung gekommen seyn mögen, und 2), weil in ihren Gebrauchsfällen nur kleine Trupps agirten, bei deren Thaten die Geschichte für gewöhnlich nicht verweilen kann. — Einige Beispiele sind im Nachstehenden aus der muthmaßlich größeren Menge ähnlicher hervorgehoben.

a) Mit Spanntau. Der General Santa Cruz giebt in dem 2. Bande S. 322 seiner militairischen und politischen Betrachtungen ein Verfahren an, die Artillerie mittelst einer solchen leicht zu erbauenden fliegenden Brücke über Flüsse zu schaffen. Man bringt ein Spanntau an und läßt sich auf ihm Rollen bewegen, an welche man ein kleines Floß befestigt, welches aus 3 bis 4 Balken besteht, welche durch 6 bis 8 Bohlen verbunden sind, und fügt noch einige leere und gut kalfaterte Pulvertonnen zur Ausgleichung des Gewichts des Geschützes hinzu. Das Ganze wird an Tauen hinübergezogen. Läßt man die Pferde zuerst hinüberschwimmen, so können diese ziehen. — Bernhardin von Mendoza versichert in seinem Werke: Theorie und Praxis des Krieges, Seite 282, dies Verfahren öfter ausgeführt gesehen zu haben.

b) Mit Giertau. Der Prinz Eugen bediente sich in dem Feldzuge 1701 in Italien gegen Catinat einer solchen, um Kavallerie auf das rechte Ufer des Po's zu bringen, bei Gelegenheit seines meisterhaft kombinirten Uebergang über den Fluß Etsch. — 1704 wurde zu Hüningen eine fliegende Brücke erbaut aus zwei großen überbrückten Kähnen. Das obere Ende war an einen Pfeiler von der Gestalt der Eisböcke befestigt, und weil es sehr lang war, von zehn kleinen Tonnen getragen. Die Brücke konnte 135 bis 140 Kavalleristen mit ihren Pferden überführen, und in den beiden Kähnen

selbst noch ein Bataillon von 500 Mann unterbringen. — Auf seiner Rückkehr aus Böhmen mit der französischen und bairischen Armee ließ der Marschall von Sachsen die Donau bei Dickendorf von der Kavallerie auf einer Pfeilerbrücke, die Infanterie aber auf einer aus 4 großen Balken gebildeten fliegenden Brücke passiren. (Geschichte des Marschalls von Sachsen, Th. 1, S. 355.)

Auch Turenne hatte 1672 eine fliegende Brücke auf dem Rheine, an der das Giertau riß, worauf sie mit den darauf befindlichen Schwadronen stromabwärts trieb, und von der unterhalb liegenden Pontonbrücke, welche sie durchbrach, 10 Kähne mit sich führte, woraus die Vorsicht als nothwendig empfohlen ist, beim gleichzeitigen Bau einer fliegenden und einer andern Brücke die erstere stets unterhalb zu placiren. — Bei dem Uebergange der von Jourdan befehligten Sambre- und Maas-Armee über den Rhein, in den ersten Tagen des Septembers 1795, kommt eine in mehrerer Beziehung interessante Anwendung der fliegenden Brücke vor. Um die Verbindung mit der den Oesterreichern entwundenen Insel Neuwied herzustellen, ließ der Artillerie-Kapitain Tirlet oberhalb der Insel bei Moselweiß zwei fliegende Brücken bauen, wovon die erste durch fertige Schwimmer zuerst in den Rhein geleitet und dann verlassen wurde. Man hatte sie statt der Schiffer und Steuerleute mit Strohmännern besetzt, und hoffte den Feind, wenn er die Mystifikation durchschaut haben werde, dadurch zu veranlassen, die in der nächsten Nacht folgende Schiffsbrücke mit Geringschätzung unberücksichtigt ziehen zu lassen. Allein sie wurde von dem Fort Ehrenbreitenstein und allen Batterien des rechten Ufers mit einem lebhaften Feuer empfangen, bedeutend beschädigt und auch die

Lenkseile, an denen man vom linken Ufer sie hielt, daß sie nicht an das gegenüberliegende triebe, bei der einen 3 Mal zerschossen, wodurch sie in Gefahr gerieth, da auch das Steuer bereits fehlte, an das andere Ufer getrieben und von den Oesterreichern genommen zu werden. In diesem kritischen Momente umgürtete sich der Pontonier Morgue mit dem einen Ende eines Seiles, und schwamm trotz des starken Stromes bis zur Brücke, wodurch allein es möglich war, dieselbe zu retten und die Verbindung mit der Insel Neuwied zu eröffnen. Der kühne Schwimmer erhielt dafür den ausgestellten Preis der Tapferkeit [1]). Auch auf der Sieg wurde eine fliegende Brücke in größter Eile errichtet, als der General Marceau den von Kleber erhaltenen Befehl, alle Schiffe auf diesem Flusse zu verbrennen, wenn der größte Theil der Armee die Brücke bei Neuwied passirt haben würde, zu früh ausführte. Die angezündeten Schiffe trieben stromab, steckten die erste, und nachdem diese durchbrochen war, auch die zweite Schiffbrücke in Brand, wodurch die zurückgebliebenen Truppen in große Verlegenheit geriethen, aus der sie jene fliegende Brücke befreite. — Bei dem Rheinübergange der Franzosen unter Marceau bei Kehl den 6. Messidor Jahr IV. (24. Juni 1796) wurden auch fliegende Brücken mit angewandt. —

1) Ein Kaufmann aus Bordeaux hatte aus Patriotismus dem tapfersten Soldaten der Sambre- und Maas-Armee ein Honorar von 25,000 Franks versprochen. — Morgue erhielt ihn vor vielen andern ausgezeichneten Braven aus den Händen seines kommandirenden Generals vor der Front der ganzen Armee. Darauf mußte dieselbe im Parademarsch vor M. vorbeidefiliren, und bei dem dieserhalb gegebenen Festmahle saß er zur Rechten seines Chefs.

Ebenso bei dem folgenden der Rhein- und Mosel-Armee unter Moreau am 1. Floréal Jahr V. (20. April 1797) vor Diersheim, der auch in anderer Rücksicht sehr interessant ist: ferner bei dem Uebergange über die Linth bei Billen. — In mancher Hinsicht können zur Kategorie der fliegenden Brücken auch die schwimmenden Batterien gerechnet werden, die aus den verwandten, schon vor ihnen abgehandelten Kommunikationsmitteln heraus gezogen, und unter einem besondern Artikel zusammengestellt werden sollen.

c) Unterbrochene Kommunikationen durch Zug. — Sie sind nur auf solchen Flüssen anzuwenden, deren Schnelligkeit des Laufs noch nicht 3′ in einer Sekunde beträgt; sie fangen also da an, wo die vorigen aufhören, und bestehen im Allgemeinen aus einem über den Fluß gezogenen Spanntau, an welchem der schwimmende Körper, Kahn, Prahm u. s. w., entlang gleiten kann. Die bewegende Kraft befindet sich auf ihm selbst, indem sich die Uebersetzenden an ihm entlang ziehen. Auch ist wohl an beiden Enden der Fähre ein Tau angebracht, an welchem vom Ufer aus gezogen wird.

d) Unterbrochene Kommunikationen durch Stoß. Hierher gehören bei der gewöhnlichen Art von Fortbewegung durch Segel, Ruder, Stecken rc. alle Arten Wasserfahrzeuge, die in der Reihenfolge nach ihrer häufigeren oder seltneren Anwendung näher, aber ebenfalls nur flüchtig durchgenommen werden sollen.

α) Schiffe und Kähne. Ihre Anwendung zum Uebersetzen über Flüsse und andere Gewässer fällt mit der frühesten Zeit, und wohl auch mit der Veranlassung zu ihrer Erfindung zusammen, und sogar ihr Gebrauch zu zusammenhängenden Kommunikationen, zu Schiffsbrük-

ken reicht bis in das späteste Alterthum zurück, so daß hiernach die Pontonierkunst mit der Kriegsgeschichte selbst ein gleiches Taufzeugniß führte. — Es wäre wohl fast unmöglich, alle Fälle aufzuführen, wo ein Kriegshaufen über einen Fluß hat rudern müssen; eine nutzlose, mühselige Arbeit, deren auch nur eine ansehnliche Masse zusammenzustellen, aus denen keine wesentlich belehrenden Resultate zur Belohnung der angewandten Zeit und Geduld gezogen werden können. — Es genüge also, einzelne interessante Beispiele aus den verschiedenen Zeitaltern anzuführen, bei denen sich das Interesse weniger an das Transportmittel, als an andere dabei vorgekommene Verhältnisse knüpft, und danach solche, wo die Einrichtung des Transportmittels des eben vorliegenden Genres einige Beachtung verdient. — Sprechen wir deshalb zuerst von den gewöhnlichen Kähnen aus Baumstämmen oder Planken, und gehen wir — die Theorie ihrer Konstruktion füglich außer Acht lassend — zu der angedeuteten kurzen Aufzählung einiger Gebrauchsfälle über. — Ohne uns an die Berührung jenes mysteriösen, antedeluvianischen Gebäudes, welches auf dem Gipfel des Ararat auf den Grund lief, zu wagen, um so weniger, da es zu keinem kriegerischen Zwecke diente, ohne auch nur anders als im Vorbeieilen flüchtig auf Jason's heitere Fahrt auf der Argo über den Hellespont zu deuten, begeben wir uns sogleich auf den ersten, leidlich sichern Grund der Geschichte, den uns Diodor von Sizilien andeutet, wenn er im lib. 20 sagt: Semiramis, diese unerreichte Heroine des Alterthums, habe für ihren Kriegszug nach Indien Flußfahrzeuge (ποτάμια πλοῖα — man sieht, Diodor legt hierauf einen Nachdruck) bauen lassen. Darin liegt nun zwar nichts Besonderes, denn sie war auch die

oder der Erste, der seine Eroberungen über die Ufer des begrenzenden Flusses ausdehnte. Das Merkwürdige dabei ist aber, daß diese erbauten Fahrzeuge, wie Diodor weiter erzählt, zum bequemeren Transport auseinander genommen und für den Fall eines Gebrauchs vermittelst angebrachter Haken und Oesen leicht wieder zusammengesetzt werden konnten [1]). Im lib. 3 sagt der angezogene Schriftsteller ferner, sie habe diese Fahrzeuge auf Kameelen transportiren lassen. Ob hierbei nun, wenn schon man eine weitere Ausrüstung derselben mit Tauen ꝛc. anzunehmen seyn möchte, an einen vollkommen organisirten Pontontrain gedacht werden kann, bleibe ganz unbeurtheilt dahin gestellt. — Zusammenhängende Brükken hat sie aber wohl noch nicht mit ihnen gebaut; das war späterer Zeit aufbewahrt, wenn schon sie die Flußequipage sehr kultivirte, und auch eine besondere Anfertigung von Kähnen erfand, die oftmals nachgeahmt worden sind, und die weiter unten angeführt werden sollen. — Die Feldzüge Alexander's d. G. liefern eine Menge interessanter Flußübergänge durch verschiedene Kommunikationsmittel. Um dieselben kurz im Zusammenhange durchzunehmen und somit schon hier diesen Punkt zu erledigen, möge der beabsichtigte chronologische Gang deshalb einstweilen unterbrochen werden. — Nach Arrian lib. 1 kam Alexander 336 v. Ch. an den Ister (Donau), bemächtigte sich einiger byzantinischen langen Kähne, ließ dieselben mit soviel Mannschaft besetzen, als sie fassen konnten, und wandte sich damit gegen eine Insel, auf

1) Man sehe weiter unten dies Verfahren von Napoleon — dem Anscheine nach als eine neue Erfindung von ihm selbst — empfohlen.

die sich die Feinde zurückgezogen hatten, konnte aber dort nicht ankommen. Deshalb stand Alexander von diesem Unternehmen ab und versuchte an einem andern Punkte überzusetzen. Er nahm dazu alle Kähne, die er in der Umgegend auftreiben konnte, und ließ von den Soldaten aus ihren Zelthäuten Schläuche nähen. Aus diesen wurden Flöße gebaut, und auf denselben ging er während der Nacht mit 1500 Reitern und 4000 Mann Fußvolk über den größten Strom Europa's. Im folgenden Frühjahre schifft er seine Armee zu Sestos ein, geht über den Hellespont, landet an der Spitze von 30,000 Mann Fußvolk und 5000 Mann Reiterei in Asien, und sieht sich dem Feinde gegenüber, der sich auf der andern Seite des Granikus aufgestellt hatte. Er entdeckt eine Furth, dringt durch den Fluß, dessen Ufer sehr unzugänglich sind, und schlägt nach einem mörderischen Gefechte den Feind in die Flucht. Nachdem er Klein-Asien und Syrien erobert, das Heer des Darius bei Issus geschlagen, Tyrus belagert und erobert hatte, wendet er nach Inner-Asien um. — Die Perser wollen ihm einen Augenblick den Uebergang über den Euphrat streitig machen, fliehen aber bei Annäherung des macedonischen Haupttreffens, welches den Fluß auf 2 Schiffbrücken passirte. Er setzt darauf ohne Hinderniß über den Tigris, siegt bei Arbela und verfolgt ohne Rast den fliehenden Darius. Alexander verfolgt nunmehr den Bessus, Mörder des Darius, und gelangt an die Ufer des Oxus, eines der breitesten, reißendsten und tiefsten Ströme Asiens nach denen Indiens. Bessus hatte, um die Griechen aufzuhalten, alle Fahrzeuge, die ihm bei dem Uebersetzen auf seiner Flucht gedient, verbrannt. — Es blieb den Griechen also kein Mittel übrig, als

wiederum ihre Zelthäute zu Schläuchen zu nähen, sie mit Stroh und trockenem Reisig zu füllen und aus ihnen Flöße zu bauen. Sie setzten auf diesen in 5 Tagen über, verloren jedoch ziemlich viel Pferde dabei. — Alexander dehnt seine Eroberungen darauf gegen Norden bis an den Sihun aus, stößt dort auf die Scythen, wirft sich der Erste in den Fluß, schwimmt hinüber und bringt ihnen eine Niederlage bei. — Von hier aus wendet er sich gegen den Sind in mehreren Abtheilungen, belagert und erobert Messanga, und setzt mit vieler Schwierigkeit über den Sure, Nebenfluß des Sind. An diesem letzteren angelangt, läßt er an seinem Ufer Bäume fällen, daraus Kähne bauen, und fährt auf diesen stromabwärts bis zu der Schiffsbrücke, die Hephästion, sein Unterfeldherr, hatte bauen lassen. Hier geht er über den Fluß, wendet sich gegen den Hydaspis und führt die auseinander genommenen Kähne mit sich. Die kleineren waren in zwei, die größeren in drei Theile zerlegt worden. Porus erwartete Alexander am anderen Ufer. Dieser aber theilt, um seine Absicht mehr zu verbergen, das Heer in mehrere Haufen, und läßt in seinem Lager ansehnliche Vorräthe sammeln, als wolle er darin überwintern. Inzwischen aber läßt er die Indus-Kähne zusammenbringen und Flöße bauen. In einer Entfernung von 3 bis 4 Meilen vom Lager entdeckt er einen holzreichen Berg und eine das Uebersetzen begünstigende Insel. Nachdem die Vorbereitungsmaaßregeln beendet sind, wird Porus durch Demonstrationen von dem Uebergangspunkte fortgelockt, die ganze griechische Armee setzt sich beim Einbruche der Nacht in Marsch, und ungeachtet eines heftigen Regens beendet sie das Zusammensetzen der Kähne und den Bau der Flöße. Bei Tagesanbruch

läßt Alexander sein Heer auf die erwähnte, mit Holz bestandene Insel übersetzen, und von da aus auf das andere Ufer; allein bald bemerkt er, daß er sich auf einer neuen Insel von bedeutender Größe befinde, und daß ihm noch ein schmaler Kanal zu passiren bleibt, der durch den nächtlichen Regen angeschwellt war. Glücklicher Weise entdeckt man eine Furth, und geht hindurch, die Pferde bis über die Brust, das Fußvolk bis unter die Arme. Während nun Alexander den Sohn des Porus und den Porus selbst schlägt, gehen die anderen Abtheilungen des griechischen Heeres auch über den Hydaspis, trotz der indischen Detaschements, die ihnen gegenüberstehen. Darauf dringen alle Abtheilungen vereint in Indien vor. Sie gehen über den Acesines auf Flößen und Kähnen. Das Bette dieses Flusses ist breit und reißend, und enthält viele Klippen und Felsen, an denen die Kähne scheiterten und zerschellten, während die Flöße, die nicht so tief im Wasser gehen, glücklich hinüberkommen. — Mit leichterer Mühe passirt Alexander den Hydroates und Hyphasis, um ganz Indien zu erobern; aber an den Ufern dieses letzteren Flusses widersetzt sich das Heer seinen Befehlen und Bitten. Er geht also über den Hydroates und Acesines zurück, bis an den Hydaspis. Hier faßt er den riesigen Plan, nach dem Indus (Sind) zu kommen, indem er seine Nebenflüsse hinabfährt, dann auf ihm bis an seine Mündung in's Meer hinabzuschiffen, und seine Flotte dadurch zurückzuführen, daß er an der Küste entlang und dann den Euphrat und Tigris hinauffährt. — Es wird eine Flotte von fast 2000 leichten Fahrzeugen erbaut und an dem Ufer des Hydaspis versammelt. Den 5ten Tag schon kommt sie an den Vereinigungspunkt des Hydaspis und Acesines. Mehrere

rere Kähne stoßen gegeneinander und sinken unter. Nearchus aber führt die Flotte auf das rechte Ufer, und läßt sie da ausbessern, während Alexander den Hydroates passirt und die Barbaren besiegt. Hierbei wird er verwundet, und verwendet die Zeit seiner Heilung, um eine neue Flotte auf dem Hydroates bauen zu lassen, und auf ihr bis auf den Indus hinabzufahren. Als er aber an dem Punkte anlangt, wo sich dieser Fluß in mehrere Arme zertheilt, ehe er sich in's Meer ergießt, fehlt es Alexander an Lootsen, welche ihm den Hauptarm zeigen. Auf diese Weise gezwungen, Halt zu machen, errichtet er einen Stapelplatz und eine Schiffswerfte, um seine Flotte wieder auszubessern, und nachdem dies geschehen und dieselbe wieder mit Lebensmitteln versehen worden, wendet sich Alexander selbst mit einem Theile seines Heeres durch die Steppen, um nach Persien zurück zu gelangen. Die Flotte aber erwartet einen günstigen Wind, und wird von Nearchus glücklich bis in den Tigris zurückgeführt. — Alexander starb darauf zu Babylon, als er eben eine neue Expedition vorbereitete, im 33sten Jahre seines Alters.

Wir finden in diesem kurzen Abrisse seiner Thaten eine Menge von Flußübergängen, und bei ihnen fast alle mögliche Kommunikationsmittel in Anwendung gebracht, wobei noch hervorzuheben ist, daß er diese nicht etwa aus Macedonien bezog, sondern sich dieselben erst an Ort und Stelle selbst verschaffte. — Nehmen wir hiernach den Faden unserer Abhandlung wieder auf, und sehen wir zu, wie die Geschichte ferner noch Beispiele über die Anwendung der oben in Rede stehenden unterbrochenen Kommunikationen, nämlich der Kähne, liefert. — Plutarch erzählt im Leben des Timoleon, daß die Korin-

ther, nachdem sie beim heutigen Reggio in Kalabrien angekommen waren und nach Sizilien übersetzen wollten, dies nicht vermochten wegen der Anwesenheit der karthaginiensischen Flotte. Als diese sich aber endlich entfernte, die Korinther sich also nicht mehr beobachtet sahen, so warfen sie sich, da eine plötzliche Windstille eintrat und die bisher sehr aufgeregte Meerenge sich völlig beruhigte, in die ersten besten Fischerkähne, die sie antrafen, und setzten mit solcher Sicherheit nach Sizilien über, daß sie ihre Pferde, am Zügel führend, nebenher schwimmen ließen. — Die Römer passirten öfter Flüsse auf Kähnen, und Eunajnus beim Suidas berichtet, daß ihre Rekruten in der Anfertigung derselben förmlich, als in einem besonderen Dienstzweige, unterrichtet und geübt wurden. Wenn gleich nun die Römer, wie später anzuführende Beispiele zeigen werden, einen förmlich mobilen Pontontrain bei jeder Legion unterhielten, so sind dennoch die Fälle nicht selten, wo sie zu einer Flußpassage sich die nöthigen Fahrzeuge erst an Ort und Stelle bauten. — Cäsar erzählt, daß, als er nach Britannien habe übersetzen wollen, er von seinen Truppen etwa 600 Schiffe habe bauen lassen; und anderwärts schreibt er an seinen Unterfeldherrn Labienus, er solle von seiner Legion so viel Schiffe — (ausdrücklich naves) bauen lassen, als irgend möglich. — Ehe wir in Bezug auf den vorliegenden Punkt unserer Betrachtungen zum Mittelalter übergehen, müssen wir noch ganz eigenthümlicher Arten von Kähnen gedenken; es sind dies die aus Flechtwerk gefertigten. — Dio führt in seinem Leben des Augustus an, daß Cäsar im Seekriege gegen Sextus Pompejus Schiffe aus Flechtwerk von Weidenruthen habe machen und mit Ochsenhäuten überziehen lassen, nach der

Art, wie es bei den Schilden zu geschehen pflegt. — Aber auch schon von der Semiramis erzählt Diodor, daß sie Kähne aus Schilf habe anfertigen lassen. — Selbst zu Brücken bediente sich Cäsar solcher Kähne aus Flechtwerk, und beschreibt dieselben genauer in lib. 1, c. 54 de bell. civil. bei Gelegenheit des Berichtes über die Passage des Flusses Sicoris in Spanien. Sie waren wiederum von den Soldaten selbst angefertigt, und ihr unterer Theil mit dem Boden bestand aus leichtem Holze, der übrige Rumpf war aber aus Weidenruthen geflochten und mit Häuten überzogen. Dies Verfahren ahmte ihm Salvidienus im Sizilischen Kriege nach, es machte ihm jedoch wegen der starken Strömung der Meerenge weit mehr Schwierigkeit, wie Dio Cassius erwähnt. Der Kaiser Julian führte nach Ammianus Marcellinus in seinem Kriege mit dem Perser-Könige Sapores II. stets leichte Flußfahrzeuge, wie die erwähnten, mit sich, und der Letztere selbst war vollkommen mit einem Pontontrain ausgerüstet, so daß er nach der Niederlage Julian's, 363 n. Ch., zum größten Erstaunen der Römer eine Brücke über den Tigris schlug, der noch dazu aus seinen Ufern getreten war. — In Indien ist es noch heutzutage üblich, Flüsse auf Fahrzeugen von korbähnlichem Geflechte, aus gerissenem Bambusrohre, und mit gelbgegerbtem Leder überzogen, zu passiren. Die Engländer sollen sich derselben öfter in Ostindien bedient haben. Wir kehren hiernach zu den Flußpassagen auf Kähnen im Mittelalter zurück.

Der spanische General Sancho Davila ging 1580 mit seiner Kavallerie über den Duero, indem die Reiter auf Kähnen hinüberfuhren und ihre Pferde an den Zügeln führend nebenher schwimmen ließen. Bei der Bela-

gerung von Magdeburg 1632 sollten 300 Kaiserliche Musketiere die Zollschanze zu Wasser angreifen. Da sie aber den Fluß vorher nicht rekognoszirt hatten, geriethen sie mit den Fahrzeugen auf den Sand, und ein Theil von ihnen ging mit seiner Besatzung zu Grunde. — Den 29. Dezember 1640 passirte der Herzog von Longueville den Rhein, gegenüber von Lorich, etwa 2 Meilen unterhalb Bingen, auf Kähnen. Auf Vorschlag des Obristen Rose ging auch die Kavallerie mittelst derselben über, indem in den sehr kleinen Kähnen 3 Reiter saßen, die ihre Pferde an den Zügeln nachschwimmen ließen. — Im Mittelalter früherer Epochen war die Kunst des passagèren Brückenbaues in Verfall gekommen, weil in Folge des Lehnwesens keine stehenden großen Heere gehalten wurden. — Die kleineren Banden der Raubritter, die wenig ansehnlicheren Söldnerhaufen größerer Vasallen kommen schon ohne künstlichen Brückenbau auf allerlei Kähnen über die Flüsse, die ihre Streifzüge momentan hemmten. Deshalb sind auch in den ersten Perioden des Mittelalters, und auch bis in den niederländischen Befreiungskrieg hinab, der Beispiele von Kahnpassagen eine bedeutende Menge. Es sind aus diesen zwar nicht auf's Gerathewohl, aber auch nicht mit skrupulöser Prüfung ihrer etwa größeren Wichtigkeit, obige angeführt worden, und wir wollen — da die technischen Rücksichten bei dieser Abhandlung mehr unser Augenmerk sind, als die taktischen Uebergänge auf Fahrzeugen, aber für sie nichts besonders Instruktives liefern können — und ebenso auf nur wenige Beispiele der neueren Zeit beschränken. — Als der preußische General Diercke sich 1758 gegen die Oesterreicher zurückziehen mußte, fand er die Brücke über die Elbe bei Meißen,

die er passiren wollte, abgebrannt, und Treibeis hinderte ihn, eine Schiffs- oder Ponton-Brücke zu schlagen. Das ganze Korps ward deshalb auf herbeigebrachten Fahrzeugen übergesetzt, welches jedoch so langsam von Statten ging, daß man die ganze Nacht dazu gebrauchte und am andern Morgen doch noch 1500 Mann zurückblieben, die von den Oesterreichern gefangen genommen wurden. — In demselben Jahre ging auch ein Korps von 7 Bataillonen und 25 Eskadrons unter dem Herzog von Holstein zwischen den Dörfern Lobith und Hevern auf 8 großen Fahrzeugen über den Rhein. Einige hundert Freiwillige, eine Grenadierkompagnie und 40 Husaren wurden unter Anführung des Erbprinzen von Braunschweig und des preußischen Majors v. Beust zuerst in der Nacht übergesetzt, und gegen Mittag des folgenden Tages war das ganze Korps hinüber. Bei dem Rheinübergange Jourdan's im September 1795 kommen Kahnpassagen vor; bei Marceau's am 24. Juni 96 ebenfalls; ingleichen bei dem der Rhein- und Mosel-Armee unter Moreau den 20. April 1797, der in dieser Hinsicht mit zu den interessantesten gehört, noch mehr aber der folgende am 1. Mai ejusd. Um nicht ein ermüdendes Register von ähnlichen Beispielen aufzustellen, wollen wir nur noch auf die von der neuesten Kriegsgeschichte gelieferten flüchtig hindeuten. — Die polnische Revolutionsarmee hatte weder einen Pontontrain, noch Pontoniere, und sah sich deshalb bei den häufigen Flußpassagen während des Krieges 1831 auf den Naturalismus verwiesen. Die Brücken, die sie schlugen, waren meistens auf zusammengerafften Kähnen oder Mauerböcken erbaut, so z. B. die des Generals Dwernicky auf seinem Zuge nach Volhynien über die Weichsel, den Bug

und Styr. Oft setzten sie aber auch auf Kähnen über, und um mehrere aufeinander folgende Beispiele fortzulassen, wollen wir uns blos deren erinnern, die bei Eröffnung des Feldzuges im Frühjahr 1831 stattfanden. Da war es die Brigade Muchowsky, welche am 14. April auf diese Weise bei Jozefow die Weichsel passirte, und nach dem für die Polen unglücklichen Gefechte bei Kazimierz ging der Rest der ganzen Division unter Sierawsky wieder auf dieselbe Art über die Weichsel zurück. Die Kavallerie schwamm hindurch, jedoch mit namhaftem Verluste. — Ein ferneres Mittel zu unterbrochener Kommunikation sind:

β) Flöße. Wir finden sie häufiger zu Brücken als zum bloßen Uebersetzen angewendet. Der Fälle, in denen Alexander sich ihrer bediente, und die Curtius sehr ausführlich beschreibt, ist schon im Obigen gedacht worden. — Auch Hannibal ließ bei seinem Uebergange über die Rhone die Elephanten und einen Theil seiner Kavallerie auf Flößen übersetzen. — Die Gallier gingen unter Brennus auf solchen über den Po und über die meisten Flüsse Italiens. — In der neueren Zeit machte Karl XII. den häufigsten Gebrauch von ihnen. Dahin gehört sein merkwürdiger Uebergang über die Düna 1701 am 9. Juli 4 Uhr Morgens, etwa ¼ Meile unterhalb Riga, im Angesicht der am jenseitigen Ufer verschänzten Russen und Sachsen. Der König von Schweden ließ die ersten Truppen auf Kähnen übersetzen, und die anderen auf 100 vom General Dahlberg erbauten Flößen folgen. Nachdem er die Feinde zurückgetrieben hatte, wurden diese Materialien zum Bau einer Brücke benutzt. — Den 2. November 1708 ging Karl XII. auf Flößen von Bauholz beim Dorfe Mezin, etwas unterhalb des

Städtchens Ignatowka, über die Desna. Die Details darüber sind merkwürdig. Schon seit dem 31. Oktober hatte man den Bau zweier Brücken begonnen, da aber ein starker Frost eintrat, so wurde er unterbrochen. Diese Verzögerung gab den Russen Zeit, das andere Ufer mit Artillerie zu besetzen. Man mußte einen anderen Uebergangspunkt wählen, der, wegen seiner Unzugänglichkeit, diese Flußpassage zu einer der außerordentlichsten machte, die je bewerkstelligt sind. Das Ufer auf schwedischer Seite bildete ein Höhenzug, welcher äußerst steil gegen den Fluß zu abfiel. Nichtsdestoweniger ließ der König nicht nur die Truppen, sondern auch alles Material zum Bau von Flößen den Abhang hinuntergehen. — Die Offiziere und Soldaten glitten also auf dem Hintern hinab, und machten am Fuße des Berges in aller Eile einige Flöße. Sobald sie fertig waren, wurden auf jedem Floße 15 bis 20 Mann übergesetzt, und gegen Abend waren an 600 jenseits. Aber noch denselben Abend griffen 7 Bataillone diese 600 Mann an; man schlug sich 3 Stunden lang; zuletzt ging den Schweden das Pulver aus; sie griffen also die Russen, die sich der Taue, an denen die Flöße lagen, bemächtigen wollten, mit dem Bajonnette an, schlugen sie in die Flucht und brachten sie in Unordnung. Tags darauf ließ Karl XII. 2 Floßbrücken und einige Stunden darauf noch eine dritte strecken. — Nach der Schlacht von Pultawa, 28. Juni 1709, ging ein Theil der geschlagenen Truppen über den Dniepr auf Flößen zurück, die aus Holztheilen und Brettern der Wagen gebildet waren. Theilweise bediente man sich auch herbeigeholter Kähne und Boote. Der Dniepr war an diesem Punkte bei der kleinen Stadt Perowoloczna am Einflusse der Worschkla sehr breit, und man brauchte zu

jeder Hin- und Rückfahrt mindestens eine Stunde. Die Pferde mußten hindurchschwimmen; ein großer Theil wurde aber von dem Strome mit fortgerissen. — Die Flöße, auf welchen Karl XII. mit seiner Armee 1718 den Sund passirte, bestanden aus 5 bis 6 kreuzweis übereinander geschichteten Lagen von Bäumen, und jedes Floß trug 2 18Pfünder und 500 Mann. Diese Flöße konnte man aber eher schwimmende Blockhäuser nennen, denn sie waren mit einer geschlossenen Brustwehr von Baumstämmen versehen, in welcher Scharten für Kleingewehr und Geschütze eingeschnitten waren. — Im September 1793 setzten die Franzosen etwa 3200 Mann auf 3 Flößen bei Hüningen über den Rhein. Von diesen löste sich aber das eine auf, und seine Besatzung ertrank. Das 2te Floß gerieth auf eine Sandbank und blieb sitzen. Die Soldaten wateten nach einem kleinen Werder und wurden von dem Kaiserl. Posten zu Klein-Hüningen gefangen genommen. Das 3te trieb den Rhein hinunter, und seine Besatzung hatte gleiches Schicksal mit der vorigen. — In der neuesten Zeit sind Flöße weniger zum Uebersetzen von Truppen ꝛc. als zum Bau von Brücken angewendet worden, wovon wir weiter unten einige Beispiele aufführen wollen. — Ein ferneres Mittel zu unterbrochener Kommunikation sind:

γ) Schläuche. Ihr Gebrauch zu Flußpassagen gehört, mit sehr wenigen Ausnahmen, fast ausschließlich dem Alterthume an, und deshalb wollen wir sie schon hier vollständig abhandeln, um sie später bei den zusammenhängenden Kommunikationen nicht mehr erörtern, sondern nur namentlich zu erwähnen zu brauchen. — Daß und wie oft sich Alexander ihrer bediente, haben wir schon gesehen; es steht aber anzunehmen, daß ihre An-

wendung nicht von ihm erfunden sey, daß er dieselbe vielmehr von den Scythen gelernt habe. — Bei diesen waren sie schon lange und allgemein üblich, da sie, als meist nomadisirende Völker, wenig andere Mittel besaßen, um von dem Weideplatze an einem Flußufer auf den des jenseitigen zu gelangen, als die Häute ihrer Heerden. — So schreibt Nicetas von ihnen, daß ein Flußübergang keine Schwierigkeit für sie habe. Sie füllen, sagt er, Häute mit Stroh und nähen sie so sicher zusammen, daß auch nicht ein Tröpfchen Wasser einzudringen vermag. Auf einen so gefertigten Schlauch setzen sie sich, lassen ihr Pferd vor sich her schwimmen, und setzen auf diese Weise über den Ister (Donau) und jeden andern Fluß, indem sie sich des Schweifes ihres Pferdes als Segel bedienen. — Wenn Nicetas dies, was er vergaß hinzuzufügen, nicht selbst gesehen hat, wird man es ihm schwerlich glauben; ist er aber Augenzeuge gewesen, so hätte er diese empirische Nautik wohl etwas näher beschreiben können. — Etwas faßlicher ist Xenophon bei dem Berichte über die projektirte Schlauchbrücke über den Tigris. Als wir, schreibt er im 3ten Buche der Anabasis, von den Persern verfolgt, auf unserem Rückzuge an diesen Fluß gekommen waren, erbot sich ein Rhodier zum Bau einer solchen. Gefragt, wie er dies zu bewerkstelligen gedenke, erwiederte er: ich werde etwa 2000 Schläuche gebrauchen, die ich leicht von dem Schlacht- und Zuchtvieh entnehmen kann. Zwei und zwei verbinde ich zusammen, die nöthigen Stricke erhalte ich wohl von ihrer Beschirrung. An die Schläuche hänge ich statt der Anker Steine, bedecke das Ganze mit Reisig und Bohlen und schütte Sand auf. Jeder Schlauch, kann man rechnen, trägt seine 2 Mann, und der Sand hin-

dert das Ausgleiten; so können also 4000 Mann auf einmal übergehen. Der Entwurf würde gelobt, aber nicht ausgeführt, weil am jenseitigen Ufer feindliche Kavallerie erschien. — Cäsar sagt bell. civ. lib. 1, daß es bei den Lusitaniern (Portugiesen) etwas ganz Gewöhnliches sey, auf Schläuchen über Flüsse zu schwimmen, weshalb sie auch fast immer welche bei sich führten. — Auch von den Hispaniern und Arabern erzählt Valturius im 11ten Buche, daß sie auf Ochsenschläuchen, die sie mit Korben und ihren Kleidern bedeckten, über die Flüsse gingen. Livius lib. 30 bestätigt dies. — Florus schreibt, daß Lucull auf einem Schlauche (bei Nacht) mitten durch die feindlichen Schiffe geschwommen sey, indem er mit den Füßen gerudert und gesteuert habe. (de gestis Romanorum lib. 3, c. 5.) Ammian schreibt sogar im 16ten Buche, daß die römischen Soldaten auf ihren (gewölbten) Schilden über Flüsse geschwommen seyen. — Auch Hannibal ließ bei seinem schon erwähnten Rhone-Uebergange nach Livius einen Theil seines spanischen Fußvolkes auf Schläuchen übersetzen, die erst am Uebergangspunkte gefertigt wurden. — Ein ungenannter lateinischer Schriftsteller beschreibt die Schlauchbrücken wie folgt: Die Ochsenhäute, die auf arabische Art (mollitis, eigentlich geweicht, allein es geht aus dem Nachfolgenden hervor, daß sie noch besonders bearbeitet wurden, weshalb wir als bezeichnender sagen wollen:) gegerbt waren, — denn bei den Arabern wird große Sorgfalt auf die Zubereitung verwandt, weil sie auch ihr Trinkwasser darin führen —, die also auf arabische Art zubereiteten Felle werden vorsichtig zu Schläuchen genäht, man macht sie etwa 3½' groß und bläst sie auf, jedoch nicht so stark, daß sie sich ausspannen und dehnen,

sondern daß sie nur eben gefüllt und glatt sind. Auf beiden Enden sind Riemen angenäht, mit denen sie zugeschnürt werden. Zugleich ist auf jedem Ende noch auf der einen Seite ein Riemen, auf der andern eine Schnalle, wodurch sie mit dem nächstfolgenden verbunden werden. Man muß die Schläuche aber noch mit den Kleidern der Uebergehenden bedecken, damit die Nähte der Felle nicht ausreißen. (Stewedh comment. ad Veget. lib. 3, c. 7.) Eine solche Schlauchbrücke nannten die Römer mit einem griechischen Namen: ascogetrum. Solche Schlauchbrücken bauten sie nach Zosimus lib. 3 unter Jovian 303 n. Ch. im Kriege gegen Sapores II. von Persien über den Tigris; Ammianus Marcellinus lib. 25 erzählt dies auch, fügt aber hinzu: es wäre ihm nicht recht geglückt. — In der mittleren und neueren Zeit dürfte es schwierig seyn, Beispiele von der Anwendung von Schläuchen zum vorliegenden Zwecke zu finden. Nur noch auf dem Tigris und Euphrat bedient man sich ihrer. — In der Reisebeschreibung des Thévenot (Band I., Seite 184) wird erzählt, wie der Spectateur militaire anführt, daß die Anwohner auf aus solchen gefertigten Flößen, die sie Kelek nennen, diese Flüsse passiren. Er, der Reisende, sey selbst auf einem solchen Floß auf dem Tigris von Mosul nach Bagdad gefahren, eine Entfernung von etwa 6 Meilen. Dieser Kelek sey aus 260 Schläuchen zusammengesetzt gewesen, welche an 20 Stangen (perches) von gleicher Länge befestigt waren, von denen also jede 13 trug, mit etwa 2 bis $2\frac{1}{2}$' Zwischenraum unter sich. Hierauf waren viele Zweige geschichtet, die den Boden des Flosses bildeten, und an die Stangen angebunden waren. — Die Waaren lagen in der Mitte desselben, und der Bord von $\frac{1}{2}$'

Höhe war von Weidenfaschinen gebildet. — Ein anderweitiges Mittel zu unterbrochener Kommunikation sind:

δ) Tonnen oder Fässer. Es ist einleuchtend, daß man sie anwenden kann, um ein Floß oder einen Prahm aus ihnen zusammenzustellen; da sich aber keine Beispiele gefunden haben, in denen sie ausschließlich dazu gebraucht worden wären, müssen wir sie hier übergehen, um sie bei den zusammenhängenden Kommunikationen wieder aufzunehmen.

ε) Prahmen. In der einfachen Gestalt als Fähre, um Truppen, Proviant, Munition ꝛc. von einem Ufer auf das andere zu bringen, können sie nur bei kleineren Trupps in Anwendung kommen und gekommen seyn, weil es ihrer an einer Stelle gewöhnlich nur einen giebt, indem die Haltung derselben ein Monopol zu seyn pflegt. Die Passage auf solche allein würde deshalb sehr viel Zeit konsumiren, und deshalb, auch weil an ihrer Gebrauchsstelle fast immer Kähne zu haben sind, finden wir wenig Beispiele ihrer Anwendung. Wurden die Fähren aber erst am Uebergangspunkte selbst erbaut, so geschah es in einem größeren Maaßstabe, und dann heißen sie in den desfallsigen Relationen Flöße. Am meisten dienten sie — nicht um blos Truppen ꝛc. über Gewässer zu setzen, wie schon gesagt, sondern um Truppen und Kriegsmaschinen in einem Punkt auf dem Wasser selbst aufstellen zu können, also eigentlich als

ζ) Schwimmende Batterien. In dieser Form ist ihre Anwendung aber durch viele, zum Theil sehr interessante und belehrende Beispiele dargethan, und schon die Altzeit liefert deren in Menge; hier nur einige davon. — Livius schreibt lib. 24, daß Marcellus bei der Belagerung von Syrakus 213 v. Ch. fünfrudrige

Kriegsschiffe mit einander verbunden und überbrückt habe. Er sagt zwar nur 2, von denen die inneren Ruder fortgenommen waren, um sie dicht an einander legen zu können; Plutarch aber, in seinem Marcellus, und Polybius am betreffenden Orte berichtigen diese Angabe und sagen, es seyen 8 gewesen. Mit dieser Maschine fuhr man bis dicht an die Umfassungsmauer; auf dem Vordertheile waren hölzerne Thürme von mehreren Etagen bis zur Höhe der feindlichen Brustwehrkrete errichtet, und zwischen ihnen wurde eine Sturmleiter (in Form einer Treppe) durch Seile und Schiebestangen in die Höhe geschwenkt. — Von der Aehnlichkeit, die man im Augenblicke der Sturmbereitschaft, wenn die Leiter vom Boden der Maschine aus sich gegen die Mauer lehnt, und alle Zugseile angespannt waren, zwischen ihr und einer Harfe fand, nannte man das Ganze Harfen (ἡ σαμβύκη, sambuca), und deshalb sagte Marcellus, als die seinigen vom Archimedes zerstört waren, scherzweise: seine Harfenistinnen seyen sehr übel mit Ohrfeigen empfangen und vom Gast- und Trinkgelage hinausgeworfen worden [1])

Cäsar schloß den Hafen von Brundusium, um dem darin blokirten Pompejus die Zufuhr abzuschneiden, theilweise mit einem Damm, und theilweise mit schwimmenden Kastellen, die auf großen Prahmen erbaut und auf jedem Ende mit einem (hölzernen) Thurme von 2 Etagen versehen waren. Pompejus schickte dagegen gekuppelte Lastschiffe, welche Thürme von 3 Etagen, mit vielerlei Wurfmaschinen besetzt, hatten. Caesar de

1) τὰς σαμβύκας αὐτοῦ ῥαπιζομένας ἐκ πότου μετ' αἰσχύνης ἐκπεπτωκέναι. Plutarch.

bello civ. lib. 1, c. 25 et 26. Aehnliche hatte nach Appian Mithridat bei Cyricus 74 v. Ch. und auch Caesar de bello civ. lib. 3. — Virgil. Aen. 8.; Lucan lib. 4.; Tacit. Annal. lib. 15.; Plin. lib. 32, c. 1.; Dio: Schlacht bei Actium; Appian: Belagerung von Utica in den punischen Kriegen; Ammian. lib. 21; auch (nach Lips. Poliorceticon lib. 1.) Heron von Alexandrien in seinem Werke: von den Kriegsmaschinen und der Feldmeßkunde c. 25, beschreiben dergleichen schwimmende Batterien. — Aus dem Mittelalter, namentlich aus den ersten Perioden, finden wir verhältnißmäßig wenig Beispiele ähnlicher Maaßregeln, weil die betreffenden Schriftsteller meistens, aus Mangel an Kenntniß und Würdigung militairischer Operationen, dieselben mit bequemem Schweigen übergehen. Doch wissen wir vom Alexius Comnenus, daß er um das Jahr 1089 die Stadt Nicäa von der Seite des Sees her durch Manuel Butumites auf flachen, prahmartigen Fahrzeugen angreifen ließ. — Der Herzog Alexander von Parma wandte schwimmende Batterien im niederländischen Befreiungskriege ziemlich häufig an, und bildete die Brustwehren derselben meistens aus Flechtwerk und Wollsäcken. — Bei der Belagerung von Maestricht 1586 griff er mit 3 dergleichen eine verschanzte Maas-Insel an. — Gustav Adolph setzte 1630 auf großen Prahmen, deren jeder 200 Mann und 2 leichte Geschütze trug, nach der Insel Wollin über. — 1631 beabsichtigten die Kaiserlichen einen coup de main auf Crossen und wollten den Bober auf großen, mit Schanzkörben besetzten Prahmen passiren. Die Thätigkeit des Kommandanten, General Leslie, vereitelte aber denselben und brachte 5 die-

ser Fahrzeuge in seine Hände. — Auch 1636 schickte der schwedische Oberst Steen Bielke im März vier bewaffnete Prahmen mit 200 Musketieren, nebst mehreren kleinen Kähnen, die Oder hinauf. Diese Mannschaft setzte sich, mit Hülfe der Besatzung von Greifenhagen und der der Marwitzer Schanze, bei der Pirnaer Brücke fest, und warf daselbst ungeachtet des feindlichen Feuers eine Schanze auf, worauf sie sogleich anfingen, die von den Kaiserlichen gesperrte Oder aufzuräumen, um weiter den Strom hinaufzugehen und der Stadt Garz die Zufuhr abzuschneiden (v. H.). — Bei der Belagerung von Otschakow durch die Russen 1737 führte der Fürst Trubetzkoi einen Theil der schweren Belagerungs-Artillerie nebst vielem Proviant und anderen Kriegsvorräthen den Dniepr hinab auf platten prahmähnlichen Fahrzeugen. — Förmlich schwimmende Batterien wandte bei der Belagerung von Ostende 1744 der General Löwendahl an, um die Stadt auf der überschwemmten Seite attakiren zu können. — Als Genua 1747 von Engländern und Oesterreichern angegriffen ward, brachten die Genueser ein sehr großes plattes Fahrzeug, dessen man sich sonst im Hafen zur Herbeischaffung der Baumaterialien bediente, unter Bedeckung zweier Galeeren nach Sturla, wo es mit einer Brustwehr von Wollsäcken versehen und mit 2 Kanonen und 2 Mörsern besetzt wurde, die durch ein ununterbrochenes Feuer das Ausschiffen des englischen Geschützes im Thal von Sturla verhindern sollten. — (v. H.) — Im Jahre 1759 hatten die Oesterreicher eine schwimmende Batterie auf der Elbe gegen Dresden, 1784 die Franzosen vor Gibraltar, und die Niederländer 1787 eine auf der Armstel gegen die Preußen erbaut,

die aber nicht in Thätigkeit kam. Aus der neuesten Zeit sind mir keine Fälle der Anwendung schwimmender Batterien bekannt; Kanonierbooten kann man diesen Namen nicht füglich geben.

(Schluß folgt.)

V.

Napoleon bei Waterloo.

(Nach Steuben's Bilde.)

Noch einmal soll der Riesenwürfel fallen!
Versunken ist im Meere das Exil,
Nach Frankreich hat die Woge Ihn getragen,
Zum Throne trägt Ihn Frankreich im Triumph.
Die Bourbons flieh'n vor Seines Namens Hauche,
Und wie Magnetenzauber reißt das Glück
Mit Jubelsturm und Ruhmeshuldigungen
Das Volk Ihm zu — der Wurf ist Ihm gelungen!

Der Allmacht Szepter, kaum Ihm erst entwunden,
Zurückerobert ruht's in Seiner Hand;
Der Kaiser und sein Reich sind auferstanden.
Ein Donnerruf reißt aus des Friedens Traum
Die Welt empor und wirft sie in die Waffen;
Es zieht wie Nacht und Wetterleuchten auf,
Und todesschwanger mit der Rache Flammen
Im finstern Kreise ballt die Schlacht zusammen.

Hier wird der Erde schwere Loose schütteln
Des Weltgerichts verhängnißvoller Tag.
Vernichtung ist der Preis, um den sie ringen;
Es wogt der Kampf nicht um gemeinen Sieg;
Europa ficht um Freiheit oder Ketten,
Der Kaiser um des Schicksals letzten Spruch.
Entscheiden muß sich, wer da soll bestehen,
Wer unterliegt, der muß auch untergehen!

Von allen Feinden, die Ihn je umrungen,
Steh'n Die vor Ihm, die Er am tiefsten haßt:
Der Britte, den Er nimmer überwunden;
Der Preuße, der zuerst die Fessel brach.
Und wie der Tiger mit empörtem Grimme
Den Löwen schaut und ihm entgegenstürzt,
So sieht er sich die Doppellager thürmen,
Und schleudert Tod, das Bollwerk zu erstürmen.

Das Glück ist mit Ihm. Thatlos ruht der Britte,
Der Preuße weicht vor der Gigantenkraft.
Der halbe Sieg ist Sein. Mit stolzem Glauben
Verachtet Er den Feind, den Er verläßt;
Dem Britten wendet Er die Macht der Donner
Und des Verderbens Ungewitter zu.
Der Gegner Bund gelang es Ihm zu brechen,
Jetzt hofft er sich an Albion zu rächen.

Die Brandung wühlt an einer ehrnen Mauer,
An Felsen bricht sich heulend der Orkan.
Die Erde bebt in ihres Grundes Vesten;
Die Wuth speit alle Höllenschrecken aus;
Der Tapferkeit Titanenkämpfe rasen —
Der Britte steht und wirft sie kalt zurück;
Der Kaiser mißt des Widerstandes Schranken,
Und zählt die Stunden, bis sie [illegible] wanken.

Und Abend wird's. Die Heldenkräfte weichen,
Des Löwenmuthes Dauer ist erschöpft,
Der Freiheit Donnerantwort will verstummen
Und ihre Phalanx beugt sich der Gewalt.
Eh' diese Sonne sinkt, sind sie geschlagen!
Des Kaisers Wange röthet schon Triumph,
Den Sieg schon sieht Er in den Lüften glänzen,
Der niederschwebt, die Adler zu bekränzen.

Da rollt, der Seinen Abgrund Ihm verhüllte,
Des Waldes dunkler Vorhang sich empor;
Und donnernd von den Höhen England grüßend
Zum Kampfe steigt das Preußenheer herab.
Ihm hat Er nicht ein zweites Heer zu bieten;
Am Britten brach sich Seine Riesenkraft,
Geopfert hat Er sie des Tages Gluthen,
Und strudelnd sieht Er's Sich entgegenfluthen.

Vergebens werfen Seine alten Sieger
Dem Strom entgegen ihre Eisenbrust;
Ungläubig an des Tages Schreckenswendung
Umtrotzen sie das schreitende Geschick.
Umsonst! Es mäht der Tod die Heldenglieder,
Und blutend decken sie das Feld der Schlacht;
Der Damm zerreißt, die Ordnung ist gebrochen,
Die Sonne sinkt — das Schicksal hat gesprochen!

Schon wälzt der Flucht aufstäubende Lawine
Im Wettersturm die Schaaren vor sich her,
Das Grausen peitscht und die Verwirrung wirbelt
Zum Chaos eine eingestürzte Welt.
Der Garde Stolz nur weigert sich zu weichen,
Sie fordert zürnend ihren Untergang,
Und mitten hier im leuchtenden Verderben
Zu Rosse hält der Kaiser, um — zu sterben.

Hier wird der Erde schwere Loose schütteln
Des Weltgerichts verhängnißvoller Tag.
Vernichtung ist der Preis, um den sie ringen;
Es wogt der Kampf nicht um gemeinen Sieg;
Europa ficht um Freiheit oder Ketten,
Der Kaiser um des Schicksals letzten Spruch.
Entscheiden muß sich, wer da soll bestehen,
Wer unterliegt, der muß auch untergehen!

Von allen Feinden, die Ihn je umrungen,
Steh'n Die vor Ihm, die Er am tiefsten haßt:
Der Britte, den Er nimmer überwunden;
Der Preuße, der zuerst die Fessel brach.
Und wie der Tiger mit empörtem Grimme
Den Löwen schaut und ihm entgegenstürzt,
So sieht er sich die Doppellager thürmen,
Und schleudert Tod, das Bollwerk zu erstürmen.

Das Glück ist mit Ihm. Thatlos ruht der Britte,
Der Preuße weicht vor der Gigantenkraft.
Der halbe Sieg ist Sein. Mit stolzem Glauben
Verachtet Er den Feind, den Er verläßt;
Dem Britten wendet Er die Macht der Donner
Und des Verderbens Ungewitter zu.
Der Gegner Bund gelang es Ihm zu brechen,
Jetzt hofft er sich an Albion zu rächen.

Die Brandung wühlt an einer ehrnen Mauer,
An Felsen bricht sich heulend der Orkan,
Die Erde bebt in ihres Grundes Vesten,
Die Wuth speit alle Höllenschrecken aus;
Der Tapferkeit Titanenkämpfe rasen —
Der Britte steht und wirft sie kalt zurück;
Der Kaiser mißt des Widerstandes Schwanken,
Und zählt die Stunden, bis sie [illegible] wanken.

Und Abend wird's. Die Heldenkräfte weichen,
Des Löwenmuthes Dauer ist erschöpft,
Der Freiheit Donnerantwort will verstummen
Und ihre Phalanx beugt sich der Gewalt.
Eh' diese Sonne sinkt, sind sie geschlagen!
Des Kaisers Wange röthet schon Triumph,
Den Sieg schon sieht Er in den Lüften glänzen,
Der niederschwebt, die Adler zu bekränzen.

Da rollt, der Seinen Abgrund Ihm verhüllte,
Des Waldes dunkler Vorhang sich empor;
Und donnernd von den Höhen England grüßend
Zum Kampfe steigt das Preußenheer herab.
Ihm hat Er nicht ein zweites Heer zu bieten;
Am Britten brach sich Seine Riesenkraft,
Geopfert hat Er sie des Tages Gluthen,
Und strudelnd sieht Er's Sich entgegenfluthen.

Vergebens werfen Seine alten Sieger
Dem Strom entgegen ihre Eisenbrust;
Ungläubig an des Tages Schreckenswendung
Umtrotzen sie das schreitende Geschick.
Umsonst! Es mäht der Tod die Heldenglieder,
Und blutend decken sie das Feld der Schlacht;
Der Damm zerreißt, die Ordnung ist gebrochen,
Die Sonne sinkt — das Schicksal hat gesprochen!

Schon wälzt der Flucht aufstäubende Lawine
Im Wettersturm die Schaaren vor sich her,
Das Grausen peitscht und die Verwirrung wirbelt
Zum Chaos eine eingestürzte Welt.
Der Garde Stolz nur weigert sich zu weichen,
Sie fordert zürnend ihren Untergang,
Und mitten hier im leuchtenden Verderben
Zu Rosse hält der Kaiser, um — zu sterben.

Der Hand entfallen ist der Schlachtenzügel,
Sein Ohr ist für des Donners Nähe taub,
Hinbrütend bohren sich die kalten Blicke
Verfinstert in des Pulverdampfes Nacht;
Ein Todesurtheil ruht in Seinen Zügen,
Entgeistert starrt das Marmorangesicht,
Und der Verzweiflung fürchterliche Stille
Umschwebt die Stirn. Es schweigt Gedank' und Wille.

Noch wird vom Kampf der Lüfte Meer zerrissen,
Des Todes Hagel schmettert um Ihn her, —
Er ist in Seiner Seele tiefsten Nächten
Allein mit Seinem richtenden Geschick;
Zermalmt zu Seinen Füßen liegt das Leben,
Und aus der leeren Zukunft gähnt das Nichts.
Da reißt das Schicksal in des Rosses Zügel,
Und weht Ihn weg mit der Vernichtung Flügel.

W. v. Merckel.

I.

Prinz Eugen von Savoyen [1]).

Wer ein ächtes Soldatenherz in der Brust trägt, dem wird es höher schlagen, wenn er den Namen Eugen von Savoyen nennen hört, und daher wird ihm auch ein Rückblick in gedrängter Kürze auf das thatenreiche Leben dieses Helden willkommen seyn.

Von fünf Söhnen des Herzogs Eugen Moritz von Savoyen [2]), vermählt mit Olympia Mancini, einer Nichte des mächtigen Kardinals Mazarin, war Franz Eugen, geboren zu Paris am 18. Oktober 1663, der jüngste, und als solcher — vielleicht auch wegen seiner schwächlichen Leibesbeschaffenheit — nicht zum Soldaten, sondern zum geistlichen Stande bestimmt. Doch

1) Die fleißige Hand des um die Militair-Literatur hochverdienten Oberst-Lieutenants v. Kaußler hat diese mit dem schätzbaren Werke: „das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen" (Freiburg, 1838), bereichert, und der Redaktion dadurch Gelegenheit gegeben, ihren Lesern den gegenwärtigen gedrängten Auszug mittheilen zu können.

2) General-Lieutenant von Frankreich, Gouverneur der Provinz Champagne und General-Oberst sämmtlicher Schweizerregimenter in französischen Diensten.

seine innere Neigung widerstrebte dieser Bestimmung und führte ihn dem Waffenwerke zu, worauf frühzeitig alle seine Studien gerichtet waren. Er wurde, troß seines zarten Körpers, ein kühner Reiter, dabei ein guter Mathematiker und kundiger Ingenieur, was ihm sogar die Achtung des berühmten Vauban erwarb. Allein vergebens bat er den König Ludwig XIV. um eine Anstellung in der französischen Armee, was ihn erbitterte [1]) und zu der Aeußerung veranlaßt haben soll, er werde Frankreich nicht eher wiedersehen, als mit den Waffen in der Hand. Er hat Wort gehalten.

Eugen's sechs erste Feldzüge gegen die Türken (1683 bis 1688).

Schon im Mai 1683 — also erst 19 Jahre alt — war Prinz Eugen Oberst-Lieutenant in der Kaiserlichen Armee und machte seinen ersten Feldzug gegen die Türken unter dem Herzoge Karl von Lothringen, dem Schwager Kaiser Leopold's I. — Während der 60tägigen ruhmvollen Vertheidigung von Wien durch Starhemberg befand sich Prinz Eugen bei der Observationsarmee des Herzogs von Lothringen und wurde von demselben zu vielfachen Nebendiensten gebraucht. Er focht in der blutigen Entsatzungsschlacht (12. September 1683) unter den Augen des ritterlichen Polenkönigs Johann Sobieski [2]), so wie wenige Tage darauf (9.

---

1) Seine Mutter, die Gräfin Olympia, hatte sich den Haß des Königs zugezogen und war aus Frankreich verbannt worden. Dies legte den Grund zu der Erbitterung des jungen Prinzen gegen Ludwig XIV.

2) Brandenburgische Truppen haben an dem Entsatze von Wien selbst keinen Theil genommen; erst am 16.

Oktober) in der siegreichen Schlacht von Parkany. Das verbündete christliche Heer verfolgt die Türken rastlos, die wichtige Festung Gran wird belagert und kapitulirt am 27. Oktober, worauf das Heer in Winterquartiere rückt, die Polen aber wieder in ihr Land zurückkehren.

So unheilvoll der Feldzug 1683 für die Christen begonnen hatte, so glücklich endete er. In der Schlacht bei Wien war Prinz Eugen von Savoyen auf dem äußersten linken Flügel der Kaiserlichen den Generalen Caprara und Ludwig von Baden zugetheilt gewesen. Es war seine Abtheilung, welche die Schlacht begann, die Gegend zwischen dem Leopolds- und Kahlenberge bis über Nußdorf hinaus vom Feinde reinigte, sich dreimal vergebens und mit nicht geringem Verluste in die Engpässe von Heiligenstadt warf, und sie endlich überwältigte. Ebenso thätig war er mit dem Styrum'schen Dragoner-Regiment und den Kürassieren von Dünnewald, um die Verbindung mit den Polen herzustellen und zur Erstürmung der großen türkischen Batterie durch die Sachsen kräftig mitzuwirken. — Auch an den späteren Ereignissen dieses Feldzuges nahm er im Gefolge des Herzogs von Lothringen ehrenvollen Antheil. Die ausgezeichnete Erwähnung, welche dieser Feldherr in seinem Berichte an den Kaiser von der Einsicht und Tapferkeit des zwanzigjährigen Jünglings machte, hatte die Folge, daß ihn Leopold I. am 12. Dezember 1683 zum Obersten und Inhaber des erledigten Kuffstein'schen Dragonerregiments ernannte. Noch auf den heutigen

---

September trafen 3000 Mann derselben zur Verstärkung des polnischen Heeres ein.

Tag führt dieses Regiment den Namen Eugen von Savoyen, zum Andenken an dessen Großthaten.

Der Feldzug von 1684 fand beide Partheien — Sultan Mohamed IV. und Kaiser Leopold I. — auf's thätigste gerüstet. An der Befestigung von Wien ward durch 2000 Mann unablässig gearbeitet, der größere Theil der ungarischen Rebellen unterwarf sich dem Kaiser, und der Traktat vom 31. März 1684 machte das damals mächtige Venedig zum Verbündeten Oesterreichs und Polens gegen die Türken.

Der Herzog von Lothringen übernahm auch in diesem Feldzuge den Oberbefehl über das Kaiserliche Heer in Ungarn. Am 18. Juni kapitulirt die türkische Besatzung in Wissegrad, am 27sten werden die Türken entscheidend geschlagen und Waitzen ergiebt sich den Siegern. Das wichtige Pesth wird von den Türken am 30sten verlassen, am 2. Juli von Ofen aus lebhaft von ihnen beschossen, das die Kaiserlichen vom 14ten ab förmlich belagern und einen Entsatzversuch kräftig zurückweisen.

An der langwierigen Belagerung von Ofen nahm Prinz Eugen thätigen Antheil, und wurde am 28. Juli, als er mit dem Fürsten von Salm die Laufgräben visitirte, durch eine Flintenkugel leicht in den Arm verwundet. Mehrere lebhafte Ausfälle der Türken und ein im September eingetretenes anhaltendes Regenwetter erschweren den ohnehin langsamen Vorschritt der Belagerung, und diese muß endlich nach dreimonatlichen vergeblichen Anstrengungen und namhaften Verlusten kaiserlicherseits aufgehoben werden (1. November). In der zu späten Eröffnung des Feldzuges, in der Uneinigkeit unter den

Generalen, dem Ungeschick oder dem Mangel an tüchtigen Ingenieuren und Mineuren, vielleicht auch in einer gegen den Herzog von Lothringen entbrannten Eifersucht der übrigen Befehlshaber, dürften die Ursachen zu den Unfällen von Ofen hauptsächlich gesucht werden müssen, welche durch die in Oberungarn und Slavonien errungenen Vortheile nicht aufgewogen werden konnten. Auch Waitzen ging noch im Winter 1684 wieder an die Türken verloren.

Prinz Eugen brachte den Winter in Wien zu und fand am kaiserlichen Hofe die günstigste Aufnahme. Sein Dragonerregiment überwinterte in Schlesien.

Am 15. August 1684 war zu Regensburg ein 20jähriger Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Frankreich zu Stande gekommen, was Kaiser Leopold I. in den Stand setzte, den Krieg gegen den Erbfeind der Christenheit mit um so größerem Nachdruck fortzusetzen und Ungarn von innern und äußern Feinden zu befreien. Zu den ersteren gehörte vornehmlich der bekannte Tököly mit seinem zahlreichen Anhange von sogenannten Mißvergnügten.

Dem neuen Feldzuge gingen bedeutende Zurüstungen voran. Von den drei zahlreichen Armeen, welche Oesterreich im Jahre 1685 in's Feld stellte, befehligte wieder der Herzog von Lothringen die (stärkste) in Ungarn, und unter ihm Prinz Eugen sein Dragonerregiment.

Die Oesterreicher belagern Neuhäusel, die Türken Gran, das jedoch vom Herzoge entsetzt wird. Den 18. August erobert Graf Caprara Neuhäusel mit Sturm, und bemächtigt sich am 4. November der Stadt Kaschau, womit der Feldzug endete. Prinz Ludwig von Ba-

den, unter dessen Augen sich Eugen von Savoyen bei jeder Veranlassung, besonders aber in der Schlacht vor Gran ausgezeichnet hatte, stellte ihn dem Kaiser Leopold mit den Worten vor: „Sire, dieser junge Mann scheint Alles zu vereinigen, um dereinst einer der größten Feldherren zu werden.“ Acht Jahre früher hatte der Herzog von Lothringen sich auf gleiche Weise über den Prinzen Ludwig von Baden geäußert, und ebenso Türenne die künftige Heldengröße des jungen Churchill vorausgesagt.

Der Feldzug von 1686 glich einem wahren Kreuzzuge, an welchem Freiwillige aus allen Ländern, Spanier, Engländer, Italiener, Franzosen und Deutsche aus den angesehensten Häusern und den niedersten Ständen, Theil nahmen. Der wichtigste Akt in diesem Feldzuge war die Belagerung von Ofen, bei welcher auch 8000 Brandenburger unter dem General v. Schöning mit Auszeichnung thätig waren. Die Vertheidigung gehört zu einer der hartnäckigsten. In dem allgemeinen Sturme am 27. Juli verdankte der Herzog von Lothringen es nur der persönlichen Tapferkeit des Prinzen Ludwig, von Baden und Eugen's von Savoyen, daß die Stürmenden bei der verzweiflungsvollen Gegenwehr der Türken nicht zur wilden Flucht hingerissen wurden. Neue Truppen heranführend, gelang es beiden Prinzen, das große Rondeel — eines der bedeutendsten Außenwerke — zu nehmen und auch zu behaupten.

Bei einem zweiten, am 2. September unternommenen Hauptsturme, der auch den Fall von Ofen herbeiführte, deckte Prinz Eugen das Lager und die Stürmenden gegen etwaige Angriffe des dicht bei Ofen auf-

gestellten türkischen Entsatzheeres. Wir sehen hier den Helden zum erstenmale als Befehlshaber einer größeren selbstständigen Abtheilung. Auch an der Eroberung von Fünfkirchen (11. Oktober) nahm der Prinz thätigen Antheil, indem er an der Spitze seiner abgesessenen Dragoner die von den weichenden Türken in Brand gesteckte Stadt zum großen Theil rettete.

Den auf diesen Feldzug folgenden Winter brachte Prinz Eugen in Venedig zu, wo man ihn und die übrigen Helden des Türkenkrieges mit unglaublicher Pracht empfing. Seine Biographen rühmen seine Standhaftigkeit gegen die Verführungskünste der schönen Venetianerinnen, und der Prinz von Ligne legt ihm die Worte in den Mund: „Ich habe in Venedig mehr unternehmende Frauen als Generale gesehen."

Im Feldzuge von 1687 wurde Prinz Eugen mit seinem Dragonerregimente unter die Befehle des Kurfürsten von Baiern gestellt, dessen Korps sich bei Szolnok sammelte. Mit seinem und noch einigen Kavallerie-Regimentern deckte er den gewagten Rückzug der Kaiserlichen von Essegg (20. Juli), und focht in der Schlacht von Mohacs, auch am Berge Harsan genannt (12. August), mit großer Auszeichnung. Mit nur wenigen Regimentern Reiterei verfolgte er die geschlagenen Türken lebhaft, stieß dabei auf ihr verschanztes Lager, ließ seine Dragoner absitzen und führte sie mit dem Degen in der Faust zum Sturm über den Graben. Zur Anerkennung seines ausgezeichneten Benehmens in dieser Schlacht wurde der Prinz mit der Siegesbotschaft nach Wien gesendet, und in dem eigenhändigen Berichte des Herzogs und des Kurfürsten war ausdrücklich bemerkt,

Prinz Eugen habe durch seinen tapfern Angriff die Niederlage der Ungläubigen begonnen, und sey der Erste gewesen, der in ihre Verschanzungen gedrungen wäre. Der Kaiser schenkte dafür dem Prinzen sein reich mit Diamanten besetztes Bild, und gab ihm die Versicherung, bei nächster Gelegenheit seiner zu gedenken.

Aber auch beim Heere hatte er durch sein offenes und bescheidenes Wesen die Zuneigung Aller sich erworben, eine Zuneignng, die sich später bis zur Begeisterung steigerte.

Das Jahr 1688 sieht Mohamed IV. nach 39jähriger Schattenregierung durch offene Empörung abgesetzt und seinen Sohn Suleyman II. auf dem türkischen Thron. Die Zerwürfnisse im Innern des Reichs berechtigten österreichischerseits zu großen Erwartungen. Aber auch im Kaiserheere fehlte es nicht an Uneinigkeit unter den höheren Führern; der Herzog von Lothringen ist erkrankt, und erst nach langer Weigerung übernimmt der Kurfürst Maximilian von Baiern den Oberbefehl. Darüber verstrich die beste Jahreszeit zur Eröffnung des Feldzuges.

Prinz Eugen von Savoyen wurde vom Kaiser zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, eine Auszeichnung, welche bei einem 25jährigen Jüngling, selbst für einen Prinzen, in damaliger Zeit etwas Ungewöhnliches war. — Während die Hauptoperation sich gegen Belgrad richtete, mußte Eugen dem Prinzen Ludwig von Baden 4000 Mann-Verstärkung zuführen, kehrte aber nach vollzogenem Auftrage für seine Person vor Belgrad wieder zurück (im August).

Der Belagerung, welche in der Kriegsgeschichte Epoche macht, wohnte Prinz Eugen von Anfang bis zu Ende bei, wurde am 30. August durch eine Musketenkugel am Knie verwundet, und mußte während des Sturmes am 6. September — kaum noch von seiner Verwundung geheilt — im Gefolge des Kurfürsten sich aufhalten, um dahin gesendet zu werden, wo der Widerstand am heftigsten sich zeigen würde. So groß war das Vertrauen in den ritterlichen Geist und die Thatkraft des jungen Helden! Der Moment blieb nicht aus. Der Kampf auf der Bresche wogte zweifelhaft, da stellte sich, gefolgt von Eugen, der Kurfürst mit gezogenem Degen an die Spitze der Truppen, unter dem Ausrufe: „Kinder, folgt meinem Beispiele, hier gilt es zu siegen oder zu sterben!" — Prinz Eugen, dem ein Janitschar den Helm spaltete, stieß diesen nieder, und war mit unter den Ersten, welche den hinter der Bresche gezogenen Graben überschritten. Der Kurfürst selbst ward durch einen Pfeilschuß im Gesicht verwundet.

Die Eroberung von Belgrad beschloß den Feldzug 1688 in Ungarn, und entzündete zugleich einen neuen Krieg, den Krieg Frankreichs gegen Oesterreich, da Ludwig's XIV. Eifersucht nicht länger den Ruhm der Kaiserlichen Waffen zu ertragen vermochte. Die Kriegserklärung erfolgte am 24. September 1688, und machte dadurch den Prinzen Eugen zum offenen Feinde Frankreichs, nachdem sechs Feldzüge gegen die Türken den festen Grundstein zu seiner künftigen Heldengröße gelegt hatten.

Die Feldzüge in Deutschland und Oberitalien (1689 bis 91).

Die Entblößung des deutschen Reichs von Truppen, und die Beschäftigung des Kaiserlichen Heeres in Ungarn hatten den Franzosen volle Gelegenheit gegeben, den Rhein zu überschreiten, die festen Plätze Philippsburg und Mainz zu nehmen und sich in Franken und Schwaben auszubreiten (Oktober 1688).

Das kaiserliche Manifest vom 3. April 1689 erklärt den König von Frankreich als einen Reichsfeind. Ganz Deutschland, die Generalstaaten, England, Spanien und Dänemark treten unter die Waffen, aber die Seele des großen, gegen Frankreich gerichteten Bundes ist Wilhelm von Oranien, Statthalter der Niederlande und 1688 durch die Protestanten in England zum Könige dieses mächtigen Reiches erwählt.

Auf den Rath seines Kriegsministers Louvois läßt Ludwig XIV. noch im Winter 1688 die Pfalz auf beiden Ufern des Rheins in eine Wüste verwandeln; allein der Rächer blieb nicht aus!

Der Herzog von Lothringen übernimmt nach seiner Genesung den Oberbefehl über die Kaiserliche Rheinarmee; seine nächste Aufgabe ist, Mainz, das wichtige Mainz, zurückzuerobern, während der Kurfürst von Brandenburg mit 25,000 Mann die Franzosen aus den kurkölnischen Ländern vertreiben soll. Mainz wird zwar nach 50tägiger Belagerung erobert (8. September), wobei Prinz Eugen abermals durch eine Flintenkugel am Haupte verwundet ward, auch Bonn fiel durch Sturm in die Hände der Verbündeten (14. Ok

tober), allein das sind auch die beiden einzigen Ereignisse von Bedeutung, welche dieser Feldzug zu melden hat.

Bis dahin haben wir den Prinzen Eugen nur als Soldat handelnd gesehen, jetzt aber nimmt Leopold I. auch seine diplomatische Fähigkeit in Anspruch und sendet ihn nach Turin, um seinen Vetter, den Herzog Viktor Amadeus von Savoyen, zu vermögen, dem Bunde gegen Frankreich beizutreten. Nur mit Widerwillen unterzog sich der Prinz diesem Auftrage, weil er sich dadurch für eine Zeitlang vom Kriegsschauplatz entfernt sah, auch widerstrebte sein offener, gerader Sinn den Künsten der Diplomatik. „Für einen politischen Unterhändler" — so schrieb er unterm 12. Januar 1689 aus Ofen an den Grafen Sinzendorf — „taugt weder mein Gesicht, noch meine Denkungsart; ich kenne nur den Degen." Doch sein Weigern half ihm nichts, und gegen die eigene bescheidene Meinung seiner selbst, gelang es ihm, den eben so listigen als verstellungsfähigen Herzog von Savoyen für das Interesse des Kaisers zu gewinnen, so daß am 4. Juni 1690 ein förmlicher Vertrag zwischen Beiden in Venedig abgeschlossen wurde.

Im Juli 1690 hatte Herzog Viktor bei Turin ein Heer von 18,000 Mann zusammengebracht, und von Seiten Oesterreichs waren ihm noch 7000 Mann Kaiserlicher Truppen unter dem Prinzen Eugen versprochen. Frankreich konnte dagegen für den Krieg in Savoyen nur 12,000 Mann verwenden, allein ihr kriegserfahrner Führer, der berühmte Catinat, wog allein ein Heer auf, und der jugendliche Herzog Viktor Amadeus, ränkesüchtig und mehr auf dem Felde der Intrigue als

dem der Waffen geübt, war ihm als Feldherr in keiner Beziehung gewachsen. Alle Verhältnisse wohlerwogen, gehörte die Aufgabe, welche dem Prinzen Eugen in Italien zu Theil ward, offenbar zu den schwierigsten.

Catinat eröffnete den Feldzug damit, das Land durch einen Streifzug zu verheeren, um den Herzog Viktor auf ein ungünstiges Terrain zu locken und ihm dann eine Schlacht zu liefern.

Prinz Eugen hatte unterdessen zu Wien den Abmarsch des Kaiserlichen Hülfskorps nach Italien möglichst beschleunigt. Er selbst, vor Begierde brennend, sich mit den Truppen Ludwig's XIV., der seinen Dienst so schnöde zurückgewiesen hatte, zu messen, war seinem Korps vorangeeilt, und im Lager von Villa Franca eben eingetroffen, als der Herzog Viktor im Begriff stand, den Franzosen eine Schlacht zu liefern. Vergebens widerrieth Eugen, bei der Ungeübtheit der Truppen im Vergleich zu Catinat's alten erprobten Soldaten, die Schlacht; der Herzog wollte den Verwüstungen des Landes durch einen Hauptschlag Einhalt thun. Der Erfolg hat des Prinzen Eugen weise Voraussicht gerechtfertigt, der Herzog wurde bei Staffarda geschlagen (18. Aug.), und der Prinz deckte mit einem Theile der Reiterei den schwierigen Rückzug. Während der Schlacht selbst, die von Morgens 11 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr dauerte, hatte Prinz Eugen die Reiterei des linken Flügels geführt, und hier den Franzosen den hartnäckigsten Widerstand geleistet. Seinen umsichtigen Anordnungen schreiben selbst französische Schriftsteller es zu, daß der Rückzug nicht in eine Flucht ausartete. Er ward in dieser Schlacht abermals durch eine matte Kugel leicht verwundet.

Anfangs September trafen 2 Kaiserliche Infanterie- und 2 Reiterregimenter — unter den letzteren auch das Dragonerregiment des Prinzen Eugen — zusammen 7000 Mann, sowie 6000 Mann spanische und italienische Verstärkungstruppen ein, so daß das Heer des Herzogs von Savoyen, trotz des ansehnlichen Verlustes bei Staffarda, wieder bis auf 22,000 Mann heranwuchs.

Die Mordbrennereien der Franzosen in Piemont dauerten fort. Prinz Eugen schlug eine Abtheilung bei Marsaglia auf's Haupt (September), doch fiel das Fort Susa in französische Hände, womit der Feldzug von 1690 sich endete. Die französische Armee vermochte in dem verwüsteten Lande nicht zu subsistiren und mußte für den Winter nach Grenoble und in die Dauphiné zurückgezogen werden. Das Korps des Prinzen Eugen brachte den Winter in der Grafschaft Montferrat zu, nachdem der Prinz den französisch gesinnten Herzog von Mantua zu wiederholten Malen geschlagen und die widerspenstige Grafschaft mit Kriegssteuern belegt hatte. Für seine Person begab sich Prinz Eugen an den Hof zu Turin.

In den Niederlanden waren die Verbündeten unter dem Fürsten von Waldeck bei Fleurus durch den Marschall von Luxemburg geschlagen worden (1. Juli), und auch in Ungarn hatten sie namhafte Verluste erlitten, unter denen der von Belgrad der empfindlichste war (8. Oktober), empfindlicher noch für die gute Sache war aber der Tod des Herzogs Karl von Lothringen (18. April). Prinz Eugen schrieb darüber unterm 7. Mai: „Der Anfang meines Schicksals ist ganz dem seinigen gleich. Wir beide, von unserem Vaterlande

verkannt, vertrieben, verachtet, fanden in einem guten Lande einen eben so guten Fürsten, der uns aufnahm und uns Gelegenheit gab, dem neuen Vaterlande nützlich zu seyn. Seine Laufbahn war glänzend und groß, er selbst ein Beispiel der Tugend, der Ehre und des Heldenmuthes. Noch im Grabe danke ich ihm, daß er sich die Mühe nahm, mein Vater, mein Lehrer und bester Freund zu seyn."

Im Anfange 1691 wurde Prinz Eugen nach Wien berufen. Seine Talente, sein fester Muth, die richtige Beurtheilung, mit welcher er die Schlacht von Staffarda widerrieth und überhaupt Catinat gewürdigt hatte, erwarben ihm die Achtung und das Zutrauen des Kaisers, so daß er zu allen Konferenzen über die Angelegenheiten in Italien gezogen wurde. Mit siegender Beredsamkeit bewies Eugen die dringende Nothwendigkeit, mehr Truppen nach Italien zu schicken, und Leopold I. bewilligte 20,000 Mann für den nächsten Feldzug. Auch Holland und England wurden vermocht, nicht bloß Subsidien, sondern auch Truppen beizusteuern.

Anfangs April 1691 kehrte Eugen nach Italien zurück. Die Franzosen hatten durch Eroberung mehrerer fester Plätze bereits große Fortschritte gemacht. Der erschreckte Herzog von Savoyen fürchtete Alles für seine Hauptstadt, eilte schleunigst nach Turin, ernannte Eugen zum Gouverneur, den Marquis Parella zum Kommandanten, und ließ die schadhaften Werke schleunigst herstellen, während er gleichzeitig ein geheimes Verständniß mit dem französischen Hofe eröffnete und unterhielt.

Eugen's scharfer Blick durchschaute bald die zweideutigen Pläne seines ränkevollen Vetters, und er berichtete darüber an den Wiener Hof. Mittlerweile belagern die Franzosen die Festung Coni vergeblich, Prinz Eugen eilt zu deren Entsatz und verleitet durch eine Kriegslist den schwachen General Bulonde zur übereilten Aufhebung der Belagerung (28. Juni). Bei Sambriasco wurde Eugen mit der französischen Arrieregarde handgemein und gerieth hier persönlich so in's Gedränge, daß er nur einem Dragoner seines Regiments die Rettung seines Lebens verdankte.

Im August langten die Verstärkungen an, so daß das Heer der Verbündeten in Oberitalien bis nahe an 50,000 Mann heranwuchs, und man bereitete sich zu größeren Operationen vor. Der Marsch ging auf Carignano. Bei einer Rekognoszirung gerieth Prinz Eugen in die Gefahr, erschossen zu werden, doch die Vorsehung hatte sein Leben zu noch größeren Thaten aufgespart. Man beschloß die Belagerung von Carmagnola, und Prinz Eugen eilte mit 2000 Reitern zur Berennung des Platzes voraus. Am 30. September wurden die Laufgräben eröffnet, und schon am 8. Oktober kapitulirt die Besatzung. Catinat zog sich zwischen die Gruppe der festen Plätze Susa, Exiles und Fenestrenelle. Die starke Festung Pignerol war noch in französischen Händen. Beide Theile bezogen die Winterquartiere, und Prinz Eugen reiste im November zur Berichterstattung nach Wien.

Der Feldzug von 1691 hatte, im Vergleich zu den Mitteln, für die Verbündeten ein höchst unbedeutendes Resultat gegeben, den Ruf unsers Helden durch sein klu-

ges und tapferes Benehmen aber so gesteigert, daß die Eifersucht des Herzogs Viktor Amadeus dadurch rege ward.

Die Feldzüge in Frankreich und Oberitalien (1692 bis 93).

Noch im Winter war Montmélian durch die Franzosen erobert worden, Herzog Viktor Amadeus konnte dadurch leicht in seiner Treue gegen die Verbündeten erschüttert werden, und Prinz Eugen mußte auf Befehl des Kaisers eiligst nach Turin zurückkehren, um jeden Schritt des Herzogs von Savoyen zu überwachen und einem möglichen Abfall vorzubeugen. Es war die höchste Zeit gewesen. Des Prinzen kluges Benehmen erhielt dem Bunde ein wichtiges Mitglied, und um dem Herzoge zu schmeicheln, ernannte Leopold I. denselben zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen in Italien.

In einem Kriegsrathe über die nächsten Operationen des neuen Feldzuges trat Prinz Eugen mit dem kühnen und großen Entwurfe hervor, das bisherige defensive Verfahren aufzugeben, dafür in die Dauphiné einzudringen und dadurch den Krieg wie durch Zauberschlag in das Innere von Frankreich zu tragen. Unterstützt durch seinen glühenden Haß gegen Ludwig XIV. siegte Eugen's Beredsamkeit über den Zweifelmuth aller Mitglieder des Kriegsraths, und sein kühner Vorschlag wurde angenommen.

Mit etwa 29,000 Mann in 3 Kolonnen brach der Herzog von Savoyen über die Alpen in Frankreich ein (20. Juli 1692), und Prinz Eugen führte dabei die Avantgarde der mittleren Kolonne über den Col de

Lon-

Longet. Nach mehrtägiger Beschießung macht er sich Meister von Fort Guillestre, überschreitet bei St. Clement die Durance, aber die starke Bergfestung Embrun muß förmlich belagert werden und leistet tapfern Widerstand. Prinz Eugen versieht mit gewohnter Thätigkeit den gefahrvollen Dienst in den Laufgräben, und wird — nun schon zum fünften Male — durch eine Kontusion an der Schulter verwundet. Am 15. August kapitulirt Embrun nach 9tägiger Belagerung. Schon am 19. August sehen wir den heldenmüthigen Eugen wieder an der Spitze der Avantgarde; das Städtchen Gap wird in Asche gelegt und das ganze Land zur Wiedervergeltung der in Piemont verübten Gräuelthaten verwüstet. Aber das Heer entzog sich dadurch selbst die Mittel zur Subsistenz, und mußte schon am 16. September — zwar mit reicher Beute beladen — seinen Rückzug nach den Ebenen Piemonts wieder antreten. Nur Barcelonetta, am westlichen Fuß der Seealpen, wurde von den Verbündeten noch besetzt gehalten. Prinz Eugen hatte sein früher gegebenes Wort: Nur mit den Waffen in der Hand nach Frankreich zurückzukehren, gelöst, und erhielt zur Belohnung seines unermüdlichen Eifers für das österreichische Kaiserhaus von dem Könige von Spanien den Orden des goldenen Vließes. Einige Monate später (25. Mai 1693) ernannte ihn Leopold I. zum Feldmarschall, in einem Alter von 30 Jahren. — Er hatte dringend darauf angetragen, sich Briançon's zu bemächtigen, um festen Fuß im feindlichen Lande zu fassen, aber vergeblich, und hierin liegt auch der Grund zu den unbedeutenden Resultaten dieses mit so großen Erwartungen begonnenen Feldzuges.

Prinz Eugen reiste wieder nach Wien, um die

ferneren Befehle des Kaisers einzuholen. Wie richtig er den Krieg, den zweideutigen Charakter des Herzogs Viktor und die Politik Frankreichs beurtheilte, geht aus mehreren seiner Briefe an den General Caprara hervor. Unter andern sagt er darin: „Die Eigenschaft des französischen Nationalcharakters bringt es mit sich, kein Mittel unbenutzt zu lassen, das zum Zweck dienen kann; sie würden Christum den Herrn heute noch einmal kreuzigen, wenn sie dadurch Meister einer einzigen piemontesischen Festung werden könnten." Dieses Postulat ist hundert Jahre später fast auf Tag und Stunde beinahe buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Den 26. Juli schließen die Verbündeten Pignerol ein, bemeistern sich nach 15 Tagen des Forts Brigitta und beschießen vom 20. September bis 1. Oktober die Zitadelle aus 80 Rohrgeschützen und 15 Mörsern vergeblich. Catinat rückt von Susa her zum Entsatz heran, der Herzog von Savoyen will Pignerol bloß blokirt halten und in die Dauphiné einfallen, aber Prinz Eugen widerräth dieses unkluge Verfahren auf das Nachdrücklichste, und besteht darauf, Catinat das Debouschiren aus dem Thal von Susa zu verwehren. Vergebens! Der Herzog beharrt bei seinem Eigensinn, und Catinat breitet sich am 2. Oktober in der Ebene aus, wodurch Turin bedroht wird. So blieb denn nichts übrig, als die Schlacht. Sie fand den 4. Oktober 1693 bei Marsaglia, 3 Meilen südwestlich von Turin, Statt.

Prinz Eugen, der im Zentrum kommandirte, that Wunder der Tapferkeit, vermochte aber nicht, den Schlag zu verhindern. Er hatte den Herzog dringend ersucht, eine wichtige, auf dem linken Flügel liegende Höhe zu besetzen, und der Nichtbefolgung dieses Rathes schreibt

man hauptsächlich den Verlust der Schlacht bei. Die Verbündeten wichen bis Turin zurück, wo sie drei Tage Zeit brauchten, sich wieder zu sammeln.

In Flandern hatte Marschall von Luxemburg bei Neerwinden abermals einen Sieg über die Verbündeten erfochten (29. Juli).

Die Feldzüge in Oberitalien (1694 bis 96).

Immer zweideutiger wurde das Benehmen des Herzogs von Savoyen. Man wußte, daß er in fortgesetzten Unterhandlungen mit Frankreich stand, Prinz Eugen hatte dies an den Kaiser berichtet, ja in seiner offenen Weise sogar dem Herzoge selbst Vorwürfe gemacht, war aber nicht vermögend, den Abfall desselben zu verhindern. Zwar wurde der Krieg scheinbar noch fortgesetzt, das wieder verloren gegangene Fort St. Giorgio bei Casale noch einmal erobert (28. August); Casale selbst — auf dessen förmlicher Belagerung Prinz Eugen bestand — bloß blokirt, einige Hin- und Hermärsche in der Ebene vor Susa unternommen; aber der rechte Ernst fehlte, und am 3. Oktober 1694 bezog die Armee ihre Winterquartiere. Prinz Eugen schrieb darüber unterm 12. September: „Man hat mir zwar die Ehre erzeigt, mich zum Kommandirenden en chef in Italien zu ernennen, aber bei dieser Ehre wird es auch bleiben, denn mir sind die Hände wie einem Gefangenen gebunden."

Nur die Waldenser meinten es ehrlich, und dies kräftige Gebirgsvolk setzte den kleinen Krieg den ganzen Winter hindurch fort. Prinz Eugen sagte von ihnen: „Die Landesvertheidigung der Waldenser ist ein Meisterstück, selbst in der Kriegskunst."

Unterm 29. April 1695 kam es zu einem förmlichen, aber geheimen Vertrage zwischen Ludwig XIV. und dem Herzoge von Savoyen. — Die Festung Casale wurde im Juni belagert und von den Franzosen unter der Bedingung, die Werke zu schleifen, übergeben. So war es im Geheimen stipulirt worden. Prinz Eugen, der Casale zu einem Waffenplatz machen wollte, widersetzte sich dieser Bedingung, fand aber kein Gehör. So drang er wenigstens auf die Belagerung von Pignerol, was zwar scheinbar angenommen, aber so in die Länge gezogen ward, bis abermals der Winter darüber herankam. In gerechter Entrüstung über den Verrath des Herzogs von Savoyen schrieb Eugen unterm 2. November 1695: „Unsere Anstrengungen, unser Ruhm und unsere besten Absichten sind in den Schmelztiegel geworfen worden; die Franzosen haben die Demolirung von Casale für eine halbe Million Livres vom Herzoge erkauft.“ — Leider legte der Wiener Hof bei weitem nicht Werth genug auf die gründlichen Berichte des klugen, hellsehenden Prinzen, bis Leopold I. zu seinem eigenen Schaden und viel zu spät es einsah. Unterm 12. Juni 1696 sagte Prinz Eugen den offenen Abfall des Herzogs von Savoyen mit voller Bestimmtheit voraus, erklärte dessen Vertheidigungsanstalten in Turin geradezu für eine Komödie, wofür die Franzosen ihn bezahlten, und schloß mit den denkwürdigen Worten des Herzogs von Lothringen: „Die Kabinette können im Zuvorkommen nicht schnell genug seyn. Verargt man es doch dem Soldaten, wenn er das, was er morgen thun muß, nicht heute noch vollbringt.“

Alle diese Warnungen blieben fruchtlos. So schloß denn der Herzog von Savoyen am 12. Juli einen

Waffenstillstand mit Catinat, und nahm das Patent eines Obergenerals der vereinten französisch-savoyischen Armee von Ludwig XIV. an. Prinz Eugen, im Innersten empört, gab ihm darüber seine höchste Entrüstung schriftlich zu erkennen. Ludwig XIV. ließ zu gleicher Zeit dem Prinzen unter sehr vortheilhaften Bedingungen den Antrag machen, in französische Dienste zu treten, ein Antrag, den, wie sich erwarten ließ, Eugen ablehnte, und obenein auf ziemlich trockne, lakonische Weise.

Um die kaiserlichen Truppen nicht zu kompromittiren, führte Prinz Eugen sie Anfangs September in das Mailändische, behielt aber die Festung Valenza besetzt.

Auf wiederholten Antrag des Herzogs von Savoyen nahm der Wiener Hof die angebotene Neutralität Italiens an; am 15. Oktober 1696 traten die französischen Truppen ihren Abzug über die Alpen an, und die verbündeten den ihrigen durch Tyrol nach Deutschland. Prinz Eugen aber eilte nach Wien. Ueber die Versäumnisse, welche der Wiener Hof in dieser ganzen verderblichen Angelegenheit sich hatte zu Schulden kommen lassen, äußerte der Prinz in vertraulicher Mittheilung an den Grafen Kaunitz: „Ich weiß, man ist in Wien immer gewöhnt, über Alles zweimal zu schlafen, während unsere Feinde sich nicht niederlegen, ehe sie ihre Absicht erreicht haben."

Die Feldzüge gegen die Türken (1697 bis 98).

Der Stern des kriegerischen Ruhmes, der für den Prinzen Eugen in Italien untergegangen war, sollte in Ungarn desto strahlender über ihm aufgehen. Mit Auszeichnung vom Kaiser Leopold I. in Wien empfan-

gen, ertheilte ihm der Monarch die erledigte Stelle eines Obergenerals in Ungarn [1]). Des Kaisers ganze Hoffnung ruhte dabei auf Eugen's Feldherrntalent und geistiger Kraft, welcher in Sultan Mustapha II. einen würdigen Gegner finden sollte. Dreizehn auf einander folgende Feldzüge unter den verschiedensten Verhältnissen waren dem aufstrebenden Genie des heldenmüthigen Prinzen eben so viele Lehrjahre gewesen, und der Augenblick der Probe in selbstständiger, unabhängiger Stellung war nunmehr für ihn gekommen. Schon der nächste Feldzug bewährte den Meister, der glänzendste Erfolg rechtfertigte des Kaisers Wahl, ja er übertraf sogar seine kühnsten Erwartungen.

Prinz Eugen's erste Bemühungen waren dahin gerichtet, das kaiserliche Heer in Ungarn zu verstärken und auf nahe an 50,000 Mann zu bringen. Sodann untersuchte er den Zustand der Festungen, unternahm in Person eine Rekognoszirung der feindlichen Hauptarmee bei Belgrad, und konzentrirte seine Armee bei Kovil (16. August). Mit der größten Thätigkeit überwachte er alle Bewegungen und Maaßregeln des Feindes, und vereitelte durch einen kühnen Marsch (7. September) dessen Unternehmung auf Peterwardein.

Nach mehreren Hin- und Hermärschen beschloß Prinz Eugen, die bei Zenta an der Theiß verschanzten Türken anzugreifen, bevor sie noch auf das linke Ufer übergehen und nach Temeswar abmarschiren konnte. So entstand die berühmte Schlacht von Zenta (11. September 1697), deren Resultate an das Unglaubliche streifen,

1) Durch die Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum Könige von Polen war diese hohe Stelle erledigt worden.

und wobei, nächst den Anordnungen von oben, auch dem entschlossenen Benehmen des Generals Rabutin der Preis gebührt. Ein merkwürdiger Umstand darf dabei nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Wie jeder große und ungewöhnliche Mensch, hatte auch Prinz Eugen seine Feinde. „Hüten Sie sich vor dem gefährlichen A. B. C. (Auersberg, Baden, Caprara)“, hatte Graf Sinzendorf vor des Prinzen Abreise von Wien zu ihm gesagt, und dieser Warnung erinnerte er sich, als in dem Augenblicke, da die Schlacht beginnen sollte, ein Kourier aus Wien ihm eine kaiserliche Depesche überbrachte. Er ersuchte den Kourier, die Depesche einstweilen noch zu behalten, indem er keine Zeit hätte, sie zu lesen. Sie enthielt, was er vorausgesehen hatte, nämlich den bestimmten Befehl, jedes entscheidende Treffen zu vermeiden. Dieser aktenmäßig erwiesene Vorfall wird hinreichen, den außerordentlichen Scharfsinn, aber auch zugleich die Geistesstärke des Helden zu beweisen. Ohne Beides wäre die Schlacht von Zenta ungeschlagen geblieben, und die Christenheit würde um einen der glänzendsten Siege über den Halbmond ärmer seyn.

Noch ist als ein historisches Zusammentreffen zu merken, daß am 12. September, dem Tage nach der Schlacht, vor 14 Jahren der Prinz als kaum zwanzigjähriger Jüngling in dem Siege bei Wien die ersten Waffen gegen die Türken als Freiwilliger getragen hatte.

Nach der Schlacht von Zenta beabsichtigte Eugen die Eroberung von Temeswar, was aber der schlechten Witterung wegen unterbleiben mußte. Ein Einfall in Bosnien und mehrere kleine, aber glückliche Unternehmungen beschlossen diesen glänzenden Feldzug. Eugen

eilte zur Berichterstattung nach Wien. Seine Reise glich einem Triumphzuge. Von diesem Augenblicke an war er der Mann des Volkes und der Held des Jahrhunderts.

Statt der Belohnung für seine ausgezeichneten Thaten ließ ihn Leopold I. verhaften, und seine Feinde drangen darauf, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Doch nur 24 Stunden genossen sie ihren Triumph. Der Kaiser sah seinen Fehler ein und verwarf mit Unwillen jeden ferneren feindlichen Schritt mit den Worten: „Da sey Gott für, daß ich den Mann als einen Verbrecher verfolge, den mir der Himmel als Retter aus der Bedrängniß zugesendet hat." Eugen dachte zu edel, um an seinem Hauptfeinde Caprara jemals Rache zu nehmen, doch ließ er sich die bittere Erfahrung zur Warnung dienen und vom Kaiser unbeschränkte Vollmacht zum Handeln für den nächsten Feldzug geben, der Ausgang möge seyn welcher er wolle.

Der Frieden zu Ryswik (21. September 1697) gestattete dem Kaiser, das Heer in Ungarn beträchtlich zu verstärken.

Nach fruchtlosen Versuchen, die Türken aus ihrem festen Lager bei Semendria zu locken, verstrich der Feldzug von 1698 ohne bemerkenswerthe Ereignisse. Am 19. Oktober hatten Friedensunterhandlungen in Carlowitz begonnen, am 2. November wurde ein förmlicher Kongreß eröffnet, und nach 36 Konferenzen kam der Friede am 26. Januar 1699 wirklich zu Stande.

Der spanische Erbfolgekrieg. — Erster Feldzug in Italien (1701).

In den ziemlich verwickelten Verhandlungen, welche dem Ausbruche dieses Krieges vorangingen, zeigte Prinz Eugen eine tiefe Kenntniß der Politik und einen überaus klaren und scharfen Verstand. Seine in diese Periode fallende Korrespondenz ist von großem Interesse; doch kann hier, ohne weitläufig zu seyn, nicht füglich darin eingegangen werden, da uns des Prinzen Leben als Soldat und Feldherr näher liegt.

Ludwig XIV. suchte seinen Ansprüchen auf den erledigten spanischen Thron zu Gunsten seines Enkels Philipp von Anjou durch drei Armeen Nachdruck zu geben, die eine am Rhein, die zweite in den spanischen Niederlanden, die dritte unter Catinat in Italien. Zu der letzteren stießen noch 10,000 Mann savoyische Truppen, und Herzog Viktor Amadeus erhielt den Oberbefehl darüber, Prinz Eugen dagegen, den des kaiserlichen für Italien bestimmten Heeres, genoß also wenigstens den Vortheil, sein Terrain und die Persönlichkeit seines treulosen Gegners zu kennen, besaß überdies das volle Vertrauen seiner Truppen, und diese waren kampf- und sieggewohnte, erprobte Soldaten.

Da fast alle kleineren italienischen Fürsten mit Frankreich im Bunde standen, so war auch die ganze Lombardei mit verbündeten Truppen besetzt, und Eugen gezwungen, die Zugänge von Tyrol aus durch die Gewalt der Waffen sich zu öffnen (Ende Mai). Bei dem damaligen Mangel an brauchbaren Straßen über die trientinischen Alpen waren die Schwierigkeiten unermeßlich und

bei weitem größer, als bei den später berühmt gewordenen Alpenzügen Napoleon's und seiner Generale.

Eugen's Einleitung seiner ersten Operationen ist meisterhaft zu nennen und täuschte den Gegner auf das Vollkommenste. Durch einen kühnen und beschwerlichen Nachtmarsch versetzt er sich auf das rechte Ufer der Etsch, schlägt die Franzosen bei Carpi, 3 Stunden unterhalb Legnago (9. Juli), Catinat fällt in Ungnade und wird durch den unfähigen Marschall Villeroi im Kommando ersetzt; Eugen überschreitet den Mincio im Angesicht des Feindes (28. Juli), läßt Castiglione nehmen, geht bei Beghizzuolo über die Chiesa (9. August) und rückt an den Oglio (30. August). Die unerträgliche Hitze der Jahreszeit machte ein schnelleres Vorrücken unmöglich.

Marschall Villeroi langte mit großen Offensivgedanken bei der Armee an und überschritt den Oglio mit der pomphaften Ankündigung, den Prinzen Eugen durch einen Hauptschlag aus Italien zu vertreiben. Der Prinz erwartete ihn in einer festen Defensivstellung bei Chiari, wobei es bemerkenswerth ist, daß die Kaiserlichen eine geschickte Häuservertheidigung der einzelnen zahlreichen Casinen organisirt hatten, schlug den ohnehin schlecht geleiteten Angriff mit Verlust zurück (1. September), behauptete seine vortheilhafte Stellung, und that den Verbündeten durch einen äußerst thätig geführten kleinen Krieg empfindlichen Schaden. Noch am 3. Dezember läßt Eugen das Städtchen Canete am Oglio nebst Fort Rocca nehmen, das linke Ufer des Oglio bis zu dessen Mündung in den Po vom Feinde säubern, ihn am 10. Dezember aus Borgoforte vertreiben, Guastalla nehmen und hierauf sein Heer die Winterquartiere im Mantuanischen beziehen. Auch diese Quartiervertheilung ist

meisterhaft und verdient studirt zu werden. Ueberhaupt gehört der Feldzug von 1701 zu einem der lehrreichsten; Eugen's Charaktergröße als Feldherr bewies sich aber hauptsächlich durch die Nichtbeachtung der venetianischen Neutralität, ohne Rücksicht auf mögliche Verantwortlichkeit. Hätte er sich nicht darüber hinweggesetzt, so würde es ihm ganz unmöglich gewesen seyn, sich in Oberitalien zu behaupten.

Um ihre Bewunderung auch durch ein äußeres Zeichen an den Tag zu legen, ließen die Zeitgenossen zwei Medaillen zur Verherrlichung von Eugen's Ruhm prägen.

Zweiter Feldzug in Italien (1702).

Noch am 7. September 1701 brachte König Wilhelm III. von England die sogenannte große Allianz gegen Frankreich zu Stande, und König Friedrich I. von Preußen war der erste deutsche Fürst, der sich ihr anschloß.

Dem Prinzen Eugen fiel die große Aufgabe zu, die Feinde aus Mailand — das als deutsches Reichslehn betrachtet ward — zu vertreiben, und den Herzog von Savoyen, der es schon im vorigen Feldzuge nicht mehr aufrichtig mit Frankreich gemeint hatte, zu seiner Pflicht gegen den Kaiser zurückzuführen.

Eugen hatte selbst im Winter dem Feinde weder Rast noch Ruhe gegönnt und den kleinen Krieg mit Eifer und Glück fortgesetzt, Mantua eng eingeschlossen, und Anfangs Jänner sein Hauptquartier nach Luzzara (am Po) verlegt. Sein Ueberfall von Cremona (1. Februar), obgwar nur zur Hälfte gelungen, gehört unter die merkwürdigsten Waffenthaten und hat großes Inter-

esse für das Studium der Ueberfälle. Marschall Villeroi gerieth dabei in Kaiserliche Gefangenschaft, und der eben so berühmte als berüchtigte Herzog von Vendôme erhielt das Kommando.

Es gelang demselben, die Zugänge zu Mantua von der Nordseite zu öffnen, die Franzosen erobern Castiglione delle Stieviere (1. Juni), wodurch die Kaiserlichen die Zufuhren vom Garda-See verlieren, überfallen St. Vittoria, unweit Guastalla (26. Juli), nöthigen Eugen durch geschickte Manöver, die Blokade von Mantua aufzuheben (2. August), aber dieser konzentrirt sein Heer am rechten Po-Ufer bei Sailetto und beschließt die Schlacht.

Die Schlacht von Luzzara (15. August) führte zu keiner Entscheidung. Am 12. September verloren die Kaiserlichen Guastalla, am 14. November auch Borgoforte; die Gefangenen werden ausgewechselt, wobei auch Marschall Villeroi seine Freiheit erhielt; Entscheidendes fällt in diesem Feldzuge nicht mehr vor, und beide Theile beziehen auf kurze Zeit Winterquartiere.

Prinz Eugen war in diesem Feldzuge überall der Schwächere gewesen, und nur durch geschickte Manöver und rastlose Thätigkeit konnte es ihm gelingen, sich in Italien zu behaupten.

Im Jahre 1703 sehen wir den Prinzen Eugen als Kriegsmann und Staatsmann zugleich im offenen Kampfe gegen die Intrigue und die Kabale.

Er beginnt damit, den Kaiser über die Mißbräuche aufzuklären, welche in der höheren Leitung des Kriegswesens sich eingeschlichen hatten, und als seine Vorstellungen fruchtlos blieben, reicht er seine Entlassung ein, welche Leopold I. aber nicht annimmt, vielmehr ihn

zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernennt. Seine ersten und rastlosesten Bemühungen gingen dahin, den zerrütteten Finanzzustand des Staats auf besseren Fuß zu bringen; allein den wichtigsten Dienst leistete er dem Kaiser dadurch, daß er den Herzog von Savoyen vermochte, dem französisch-spanischen Bündnisse zu entsagen und zur Parthei des Kaisers zurückzutreten (3. Oktober). Die Leitung des Krieges in Italien behielt aber Eugen persönlich sich vor, denn er kannte den wankelmüthigen Charakter seines treulosen Vetters und traute ihm nicht.

In der Eigenschaft eines Kriegsministers entwikkelte Prinz Eugen alle erdenkliche Thätigkeit, um die Kaiserlichen Truppen am Rhein, in den Erbstaaten und Italien im schlagfertigen Zustande zu erhalten und für ihre regelmäßige Verpflegung und Bekleidung, sowie für die Belohnung der verdientesten Offiziere Sorge zu tragen.

Die reißenden Fortschritte, welche die Rebellen in Ungarn unter Rakoczy gemacht hatten, und wodurch später sogar Wien bedroht ward, veranlaßten den Prinzen Eugen, Ende 1703 selbst nach Preßburg zu gehen und dort zweckdienliche Anstalten zu treffen.

Der Feldzug von 1704 in Deutschland.

Auf allen Seiten von Feinden umgeben, befand sich Oesterreich am Anfange des Jahres 1704 am Rande eines Abgrundes, am Vorabend eines Schlages, der sein Schicksal auf immer entscheiden mußte. Doch wie im bürgerlichen, so auch im Staatsleben ist oft die Hülfe am nächsten, wenn die Noth am größten scheint. Den Plan zur Rettung Deutschlands aus seiner gefahrvollen Lage faßten zwei Männer, die größten ihres Jahrhun-

derts: Marlborough und Eugen, und der Anstoß dazu scheint von Eugen ausgegangen zu seyn. Unermeßliche Schwierigkeiten thürmten sich der Ausführung ihres großen Planes entgegen; aber darin besteht ja eben die wahre menschliche Größe, daß sie auch dann noch muthig nach dem Ziele ringt, wenn Menschen gewöhnlichen Gepräges, in kleinmüthige Hülfslosigkeit versunken, längst an jeder Hoffnung verzweifelt haben.

Niemand, außer Marlborough und Eugen, kannte den ganzen Umfang des großen Plans, selbst nicht die Gebieterin des Ersteren, die Königin Anna von England. Es handelte sich um nichts Geringeres, als, wider alle Absicht, die kombinirten Holländer und Engländer mit den Kaiserlichen zu vereinigen, und sich des Hauptfeindes in Schwaben durch einen Gewaltschlag zu entledigen. Die Verantwortlichkeit, welche Marlborough dadurch auf sein Haupt lud, geht über alle gewöhnliche Fassungskraft des menschlichen Verstandes.

Noch Anfangs Mai befand sich Marlborugh an den Grenzen von Holland, schon am 26sten führt er sein Heer bei Koblenz über die Mosel und den Rhein, und gönnt ihm am 29sten bei Cassel, Mainz gegenüber, den ersten Ruhetag. Schon am 3. Juni erreicht er den Neckar bei Ladenburg, vergebens suchten die französischen Generale diese befremdende Bewegung zu deuten, am 8. Juni steht er schon bei Heilbronn, und am 10ten findet die berühmte Zusammenkunft Marlborough's mit Eugen in Mandelsheim Statt, wohin Eugen auf einem weiten Ummege, um den feindlichen Streifpartheien zu entgehen, sich begeben hatte. Hier sahen sich beide große Feldherren zum erstenmale von Angesicht zu Angesicht.

Marlborough's erste Waffenthat in Deutschland

war die Erstürmung des Schellenberges bei Donauwerth (2. Juli), wo ein französisch-baierisches Korps unter dem General Arco total geschlagen wurde. Den 16. Juli ergiebt sich das feste Städtchen Rain (am Lech), und schon sieht der Kurfürst von Baiern seine Hauptstadt bedroht, als der Marschall Tallard ihm französische Hülfstruppen zuführt, welche am 5. August sich bei Augsburg mit den Baiern vereinigen.

Prinz Eugen hatte mittlerweile die Angelegenheiten am Rhein in der Stollhofer Linie geordnet, brach am 18. Juli mit 16,000 Mann von dort auf, eilte in Gewaltmärschen an die Donau, und traf am 3. August in der Ebene von Höchstedt ein, worauf die Vereinigung mit Marlborough erfolgte.

Den 13. August fand die berühmte Schlacht von Höchstedt Statt. Der Entschluß dazu fällt einzig und allein der moralischen Größe beider Feldherren anheim, denn die Generale wollten lieber Ulm belagern, als dem überlegenen Feinde im offenen Felde entgegentreten; allein Marlborough erwiederte mit brittischem Lakonismus: „Ich bin nicht nach Deutschland gekommen, um Festungen einzunehmen, sondern den Feind zu schlagen. Ist dies geschehen, so laufen uns die Festungen nicht davon.“

Wie hartnäckig in dieser Schlacht von beiden Seiten gefochten wurde, ist bekannt, ebenso, daß die Preußen unter dem Fürsten von Anhalt-Dessau einen rühmlichen Antheil am Siege hatten. Die französisch-baiersche Armee wurde im Zentrum gesprengt, der Marschall Tallard gefangen. Prinz Eugen entwickelte auch in dieser Schlacht große Talente und eine hohe persönliche Tapferkeit. Er schoß mit eigner Hand mehrere kai-

serliche Kürassiere vom Pferde, um das Zurückweichen der Uebrigen zu verhindern. — Die nächste Folge der Schlacht war der Rückzug des französisch-baierschen Heeres bis über den Rhein. Das ganze deutsche Reich war vom Feinde befreit. Am 11. September fiel Ulm, und am 25. November Landau nach 69tägiger Belagerung.

Nach Marlborough's Abmarsch nach der Mosel führte Prinz Eugen den Oberbefehl am Rhein.

Die Feldzüge in Italien (1705 bis 6).

Nur der Energie des Prinzen Eugen muß es gedankt werden, daß österreichischerseits ein entscheidender Schritt geschah, den Herzog von Savoyen aus seiner höchst bedrängten Lage in Italien zu befreien. Der Prinz erhielt dort abermals den Oberbefehl mit unumschränkter Vollmacht, und auf seine dringenden Vorstellungen ein dem Zweck entsprechendes Heer. Die Franzosen unter Vendôme hatten reißende Fortschritte in Piemont gemacht, und mit Ausnahme von Turin befanden sich fast alle festen Plätze in ihren Händen.

Am 5. Mai 1705 stirbt Kaiser Leopold I., und Joseph I., ein junger, feuriger, hochherziger Fürst, der den großen Eugen aufrichtig liebte, ward sein Nachfolger.

Den 27. Mai vereinigte Prinz Eugen sein Korps am Garda-See. Ein preußisches Hülfskorps von 8000 Mann unter dem Fürsten von Anhalt-Dessau legte ein neues und in jeder Beziehung achtbares Gewicht in die Schaale; dennoch blieben die Franzosen den Verbündeten bei weitem überlegen.

Mär-

Märsche und Manöver füllten den ersten Theil des Feldzuges, bis Eugen durch einen Sturm auf den Brückenkopf von Castano (16. August) den Uebergang über die reißende Adda zu erzwingen versuchte, was fehlschlug. Er selbst wurde in diesem blutigen Treffen zweimal verwundet, und der tapfere Fürst von Anhalt-Dessau ebenfalls.

Trotz der thätigsten Bemühungen Eugen's gelang es ihm in diesem Feldzuge nicht, seine Vereinigung mit dem Herzoge von Savoyen zu bewerkstelligen. Vendôme, überall der Stärkere, wußte selbst die besten Dispositionen Eugen's durch Wachsamkeit und gute Manöver zu vereiteln.

Die Pläne, welche Prinz Eugen zur Fortsetzung des Krieges im Allgemeinen, und für Italien im Besonderen entwarf, sind wahre Meisterstücke der Diplomatik und der Kriegskunst, aber leider scheiterten sie an fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche an jeder Koalition vermöge der verschiedenartigen Interessen haften. Mangel an Geld und gänzliche Erschöpfung Oesterreichs legten jedem großartigen Entwurfe unbezwingbare Fesseln an. Mit der größten Mühe und durch Marlborough's rastlose Thätigkeit erlangte endlich Prinz Eugen wenigstens einen Theil der geforderten Verstärkungen.

Am 19. April (1706) erlitten die Kaiserlichen unter dem dänischen General Reventlau einen empfindlichen Verlust bei Calcinato; Eugen ist genöthigt, in das Veronesische zurückzuweichen (24. April), überschreitet jedoch, ohne die letzten Verstärkungen abzuwarten, die Etsch offensiv (14. Juli), geht sodann über den Po

(18. Juli), und steht schon am 21sten völlig konzentrirt bei Sta. Bianca am Tanaro. Um diese Zeit ward der Marschall Vendôme, des Prinzen gefährlichster Gegner, nach den Niederlanden abgerufen, um den unfähigen Villeroi, der die Schlacht von Ramillies gegen Marlborough verloren hatte (23. Mai), zu ersetzen, und der Herzog von Orleans übernahm den Befehl über die französischen Truppen am Po.

Prinz Eugen verfolgte seine Vortheile, läßt Carpi belagern und nehmen (5. August), und ebenso Reggio (14. August), worauf er gegen Parma vorrückt, während der Herzog von Orleans bei Cremona auf das linke Ufer des Po's zurückgeht. Unaufhaltsam verfolgt Eugen seinen Marsch zum Entsatz von Turin, das vom Herzog von Lafeuillade seit dem 2. Juni hartnäckig belagert und von dem kaiserlichen General, Grafen Daun, ebenso hartnäckig vertheidigt ward. Er versicherte sich des wichtigen Defilees von Stradella jenseits Piacenza (19. August), erreichte am 24sten Voghera mit der Reiterei, und gönnte hier seinen erschöpften Truppen den ersten Rasttag. Aber schon am 28sten erreichten die Kaiserlichen die piemontesische Grenze bei Isola, und am 1. September fand die Vereinigung mit dem Herzog von Savoyen bei Villa Stellone Statt. Mit dieser Vereinigung hatte Eugen seinen großen Zweck erreicht und in 16 Tagen 69 Wegestunden (40 Meilen) in der heißesten Jahreszeit zurückgelegt; der letzte Marsch vom Tanaro bis Villa Stellone hatte allein 11½ Wegestunden betragen.

Der Herzog von Orleans machte keinen Versuch, das kaiserliche Heer in seinem Marsche aufzuhalten, ging in Eilmärschen, und wobei die Infanterie auf Wagen

fortgeschafft wurde, bei Valenza über den Po, und traf am 28. August vor Turin ein.

Die Belagerung war bis dahin auf das Unverständigste und ganz gegen den Rath des weisen Vauban geführt worden. Am 26. August war endlich eine Bresche zu Stande gekommen, ein dreimaliger wüthender Sturm am 27sten aber abgeschlagen, und ebenso ein vierter am 29sten. Die Details dieser und der folgenden Tage sind höchst lehrreich.

Prinz Eugen führte sein Heer am 4. September über den Po, ließ am 5ten einen starken, dem Belagerungsheer zugeführten Transport aufheben, und bestimmte den 7ten zur Schlacht.

Die Disposition dazu ist durch ihre Einfachheit merkwürdig, ohne den eigentlichen Angriffspunkt auszusprechen. Der Kampf dauerte bis spät Abends des 7ten, die Franzosen leisteten tapfere Gegenwehr, wurden aber vollständig geschlagen, der Herzog von Orleans schwer verwundet. Die Preußen unter dem Fürsten von Anhalt machten den ersten Angriff auf den rechten Flügel der feindlichen Linie hart an der Dora [1]). Während der Schlacht setzten die französischen Breschbatterien ihr Feuer ununterbrochen fort, und stellten es erst ein, als die Niederlage ihres Heeres entschieden war. Die Geschütze zu retten, war indessen nicht mehr möglich. Mit einem Theile der Besatzung hatte Graf Daun einen Ausfall gemacht, und dem Prinzen Eugen dadurch die

---

1) In seinem Bericht an den Kaiser sagt Eugen, der Prinz von Anhalt-Dessau habe in der Schlacht von Turin abermals Wunder gewirkt, und die Preußen hätten an Muth und vorzüglich an Ordnung die übrigen Truppen weit übertroffen.

Hand geboten. Die Franzosen verloren 40 Feld- und 173 Belagerungsgeschütze. Ihr Rückzug ging wider alles Erwarten auf Pignerol, worüber Eugen ausgerufen haben soll: „Jetzt ist Italien unser!" — Das Andenken an den glorreichen Entsatz von Turin wird bis auf den heutigen Tag daselbst gefeiert, und der Name Eugen lebt fort in dem Munde des Volks.

Nach der Niederlage vor Turin mußten die Franzosen auf die Beschützung ihrer eigenen Provinzen bedacht seyn, und für die Verbündeten bestätigte sich die ewig alte Wahrheit, daß es im Kriege keine, auch noch so schlimme Lage giebt, aus der eine gewonnene Schlacht uns nicht retten könnte.

Prinz Eugen benutzte seinen Sieg auf das kräftigste, brachte einen festen Platz nach dem andern in seine Gewalt, unterwarf Mailand und Pavia, eroberte Tortona und Alessandria (22. Oktober), und machte sich auf diese Weise zum Meister von ganz Oberitalien. Dieser glorreiche Feldzug hatte bis in die Mitte des Dezembers gedauert, und jetzt erst verlegte Eugen sein siegreiches Heer in Winterquartiere. Von ihren zahlreichen Eroberungen behielten die Franzosen nichts, als die Zitadelle von Mailand [1]) und einige wenige noch unbezwungene Plätze. Im Ganzen waren nicht weniger als dreiundzwanzig feste Plätze nach der Schlacht von Turin von den Verbündeten erobert worden. — Den 11. März 1707 kam endlich ein Vertrag zu Stande, nach

1) Der spanische General, Marquis von Floriba, vertheidigte dies unbedeutende Kastell auf das ruhmvollste, und räumte es erst am 11. März 1707 auf Befehl König Ludwigs XIV.

welchem die französischen Truppen Italien vollständig räumten, und Kaiser Joseph bezeigte dem Prinzen Eugen dadurch seine Dankbarkeit, daß er ihn zum General-Gouverneur des Herzogthums Mailand ernannte. Sein Ruhm hatte den höchsten Gipfel erreicht.

Haben wir bis jetzt den Prinzen Eugen in seiner Größe und Charakterstärke als Feldherr und Staatsmann bewundert, so reißt seine Mäßigung zu gleicher Bewunderung uns hin. — Nach dem Tode des Markgrafen Ludwig von Baden ernannte ihn Joseph I. zu Seinem Generallieutenant und Reichsfeldmarschall, und übertrug ihm das Reichskommando in Deutschland. Er aber lehnte dies Kommando ab, weil er der guten Sache zu schaden fürchtete, wenn er, als Ausländer, einen Posten annähme, den die Stände unbedingt lieber in den Händen eines deutschen Fürsten sehen würden, als in den seinigen, und so ward auf Marlborough's Vorschlag der thatkräftige Kurfürst von Hanover mit dieser wichtigen Stelle bekleidet. Allein die Bescheidenheit des Helden sollte eine noch schärfere Probe bestehen. Der Czaar von Moskau läßt ihm die von König August niedergelegte Krone von Polen anbieten, doch auch dieser gefährlichen Lockung widersteht seine treue Anhänglichkeit an die wahren Interessen des Kaiserhofes; er schlägt einen Szepter aus, und begnügt sich mit dem Kommandostabe in Italien.

(Schluß folgt.)

II.

Militairische Denkwürdigkeiten einer Reise von Berlin nach der Insel Corsika, im Jahre 1732.

(Von L. v. Malinowsky I., Prem.-Lieut. der Artillerie.)

(Schluß.)

Am 29. März erfolgte der Befehl, auf 8 Tage Fourage auf die Schiffe zu empfangen. Zur Portion wurden täglich auf den Schiffen gerechnet: 18 Unzen Zwieback, 6 Unzen Fleisch (oder 3 Unzen Speck und 3 Unzen Käse), 3 Unzen Reis und 1 genues. Ancola Wein; Oel, Salz und Holz nach Nothdurft.

Am 31. März wurde bekannt gemacht, daß die Regimenter von Stund an, da sie in See gingen, die Naturalien gratis erhalten würden. Vor drei Wochen waren 5 spanische Kriegsschiffe in den Hafen von Genua eingelaufen, welches zu allerhand Muthmaßungen Veranlassung gab. Allein da am 28sten d. ebenso viel englische Kriegsschiffe einliefen, segelten jene ab, doch langten an deren Stelle 4 spanische Galeeren an, welche den

Don Carlos aus Spanien nach Livorno gebracht hatten. Heute ging auch der Oberst Colmenero mit wichtigen Kommissionen vom Prinzen Louis nach Mailand ab.

Den 1. April. Nach den von Holtzmann eingezogenen Nachrichten hatte ein Kaiserl. Infanterie-Regiment folgenden Etat:

A. Großer Stab.

1 Oberst.
1 Oberst-Lieutenant.
1 Major.

B. Kleiner Stab.

1 Quartiermeister.
1 Auditeur und Sekretair.
1 Kapellan oder Regimentsprediger.
1 Wachtmeister-Lieutenant oder Adjutant.
1 Proviantmeister.
1 Wagenmeister.
1 Regiments-Feldscheer.
12 Feldscheerergesellen.
1 Profoß mit den Seinigen, worunter der Henker und Steckenknecht.

C. Ferner:

2 Grenadier- und 15 Füsilier-Kompagnien.
Eine Grenadier-Kompagnie bestand aus:
1 Kapitain.
1 Ob.-Lieutenant.
1 Unt.-Lieutenant.
1 Feldwebel.
1 Fourier.
4 Korporals.
Latus 9 Köpfe.

Transport 9 Köpfe.
4 Spielleute, nämlich 2 Tamb. und 2 Pfeifer.
2 Fourierschützen.
85 Gemeinen.
100 Köpfe.

Eine Füsilier-Kompagnie:
1 Kapitain.
1 Lieutenant.
1 Fähnrich.
1 Feldwebel.
1 Fourier.
1 Führer oder Gefreiter-Korporal.
6 Korporale.
4 Tamboure.
2 Fourierschützen.
12 Gefreiten.
110 Gemeine, worunter 2 Zimmerleute.
140 Köpfe.

Die Verpflegung dieser Militairpersonen war in nachstehender Art bestimmt.

Ein Grenadier sollte monatlich haben 5 Gulden; es blieben aber stehen 2½ Gulden für Receptur, welche von jeder Portion (im Allgemeinen auf 4 Gulden gerechnet) mit 3 Kaisergroschen oder 9 Krzr. genommen wurde, für große und kleine Montirung, für Brodt (monatlich zu 16 gGr. angeschlagen, doch nach Art der Quartiere und nach der Güte bald mehr, bald weniger, zuweilen auch wohl gar nicht bezahlt) und 3 Kr. oder 1 Kaisergroschen für den Regiments-Feldscheer. Es bekam also ein Kaiserl. Grenadier baar 2½ Gulden und Brodt, welches letztere aber, wie schon gesagt, von dem stehengebliebenen Gelde bezahlt wurde. Dieses Geld mußte, wenn

ein Kerl seinen Abschied bekam (außerdem aber nicht) berechnet werden, und der Ueberschuß wurde ihm, wenn er ein Ausländer war, baar ausgezahlt. Auch ein Einheimischer erhielt diesen Ueberschuß, wenn die Obrigkeit seiner Heimath ihm bescheinigte, daß er daselbst ansäßig sey. Im entgegengesetzten Falle aber wurde dieses Geld an das große Hospital zu Pesth geschickt, und der abgedankte Soldat zu seiner Unterhaltung dahin verwiesen. Beim Tode eines Gemeinen, im Falle er weder Weib noch Kind hinterließ, war der Kaiser sein Erbe.

Ein Füsilier oder Musketier sollte monatlich haben 1 Portion oder 4 Gulden, wovon 2 Gulden zur Bestreitung der vorerwähnten Unkosten stehen blieben. Er erhielt daher baar 2 Gulden.

Ein Gefreiter in gleicher Art 1½ Portionen = 6 Gulden.

Ein Fourierschütz ebenso viel.

Ein Tambour oder Pfeifer gleichfalls.

Ein Korporal und Führer 8 Gulden (2 Portionen).

Ein Fourier 2 Portionen und 1 Ration. Letztere rechnete man im Sommer 3, im Winter 4 Gulden; doch änderte sich dies nach Unterschied der Quartiere und Länder. Denn da Alles in natura geliefert werden mußte, konnte manchmal eine Ration bis auf 1 Pistole ausgebracht werden.

Ein Feldwebel bekam 3 Portionen.

Ein Fähnrich und Unter-Lieutenant 4 Portionen und 2 Rationen.

Ein Lieutenant 5 Portionen und 2 Rationen.

Ein Kapitain 15 Portionen und 3 Rationen.

Ein Oberst empfing monatlich 50 Portionen und

13 Rationen als Oberst, und als Kapitain 15 Portionen und 3 Rationen; ferner von jeder Porion beim Regiment 2 Kaisergroschen oder 9 Krzr. Receptur. Von der Montirung machte er seine Zugänge. Von jedem Stück Rindvieh, welches beim Regimente geschlachtet wurde, kam ihm 1 Thaler zu. Jeder Marketender mußte ihm monatlich im Felde 12, in Garnison 6 Gulden entrichten.

(Die Verpflegung des Oberst-Lieutenants ist nicht angegeben.)

Ein Major erhielt monatlich in seiner Charge 4 (?) Portionen und 6 Rationen, und als Kapitain 15 Portionen und 3 Rationen. Die Marketender mußten im Felde monatlich 4, in Garnison 2 Gulden an ihn entrichten. Von jedem Stück Vieh, das beim Regimente geschlachtet wurde, erhielt er die J(Z?)ungen.

Ein Quartiermeister erhielt 4 Portionen und 4 Rationen, außer was er sich in den Quartieren machen konnte.

Ein Auditeur 2½ Portionen als Auditeur, 2½ Portionen als Sekretair, und überhaupt 4 Rationen.

Ein Kapellan 2½ Portionen und 2 Rationen.

Ein Wachtmeister-Lieutenant oder Adjutant, welcher ein alter tüchtiger Unteroffizier zu seyn pflegte, 2½ Portionen und 2 Rationen. Außerdem von jedem Marketender, sowohl im Felde als in Garnison 12 gGr. Wenn ein Offizier Hausarrest erhielt, so mußte derselbe an jenen eine Strafe bezahlen, und zwar der Kapitain 1 Dukaten, der Lieutenant 2 Gulden, der Fähnrich 1 Thaler. Von jedem Stück Vieh, was beim Regimente geschlachtet wurde, stand ihm 1 Pfd. Fleisch zu.

Ein Proviantmeister erhielt 2 Portionen und 1 Ration.

Ein Wagenmeister ebenso.

Ein Regiments-Feldscheer 3 Portionen und 2 Rationen. Ueberdies erhielt er eine Zulage vom Oberst, sowie alle Kuren von Galanterie-Krankheiten ihm mit 10 bis 12 Gulden honorirt werden mußten.

Ein Feldscheergesell 3 Portionen.

Ein Profoß oder der Vater (konnte auch zum Offizier avanciren) erhielt 4 Portionen und 3 Rationen. Davon mußte er dem Henker und Steckenknecht lohnen, jedem 1 Portion, und dem Henker außerdem 1 Ration. Von jedem Unteroffizier oder Gemeinen, wenn dieser in Arrest kam, erhielt er 15 Kreuzer. Hiervon mußte aber der Profoß alle Eisen halten, und Ruthen schneiden lassen. —

Ein Kavallerie-Regiment zählte 1000 Köpfe in 10 Kompagnien, à 100 Mann. Unter letzteren befanden sich 1 Kapitain, 1 Lieutenant, 1 Kornet und 6 Unteroffiziere.

Bei jedem Regimente Dragoner befand sich 1 Kompagnie Grenadiere, und bei einem Regimente Reiter oder Kürassiere eine Kompagnie Carabiniers. —

Nachdem die letzten 8 Tage mit den Zurüstungen der Truppen zu der bevorstehenden Expedition, besonders hinsichtlich der Verpflegung, und mit dem Einschiffen vergangen waren, ging

Am 2. April der erste Transport nach Calvi unter Segel. Bei diesem befanden sich auch unser Kapitain Meerkatz und der Lieutenant Holzmann. Das Schiff, auf dem sie sich befanden, war ein genuesisches Kriegsschiff, hieß el Conceptione, ward vom Major v. Arenswald befehligt und führte 10 Kanonen. Das andere ward von dem Kapitain Grafen v. Eth befehligt, und auf diesem befanden sich der Lieutenant und der Fähnrich Naumeister. Mit diesem Transport wurden die bei-

den Max=Stahrenbergischen Bataillone, die beiden Dragoner=Detaschements und ein Theil der Bagage vom Prinzen Louis, auf 15 Fahrzeugen nach Korsika übergeschifft. Die Schiffe waren auf 8 Tage mit Provision versehen, und jeder Soldat hatte 33 Patronen bei sich.

Am 3. April hatten die Schiffe fast gar keinen Wind, und noch dazu kontraire Luft. In der Nacht strich nicht weit davon ein türkischer Korsar (wie die Schiffer glaubten) vorüber, welcher wohl anfänglich auf el Conceptione Absichten gehabt haben mochte, allein sich auf das Eiligste davon machte, als er statt einer leichten Prise ein wohlbesetztes Kriegsschiff, und in der Nähe noch ein zweites gewahr wurde.

Am 4. April war der Wind auch noch nicht günstig. In der Nacht entstand eine Kühlung, die bei den Meisten, die neue Seefahrer waren, ein starkes Erbrechen zur Folge hatte. Der Wind wurde kontrair, wendete sich aber kurz darauf, und verwandelte sich in einen frischen Nordwind.

Desselben Tages frühe war der Prinz Culmbach nebst den 5 Bataillonen Bewern, Jung=Daun und Ligneville von Genua unter Segel gegangen. Dem Jung=Daun'schen Regimente waren von den preußischen Offizieren Ripp, Dossow, Grumbkow und Lüderitz attachirt. Der Prinz v. Culmbach aber hatte auf seiner Galeere den größten Theil der sächsischen Volontaire, außer dem Chevalier de Saxe und dem Lieut. v. Reibnitz, die bei dem Prinzen Louis blieben.

Am 5. April Nachmittags um 3 Uhr lief der erste Transport mit gutem Winde in den Hafen zu Calvi glücklich ein, und legte sich daselbst vor Anker. Unsere Reisenden hatten nunmehr von Berlin einen Weg von

202½ Meilen zurückgelegt. Gleich nach ihrer Ankunft gingen sie an das Land, und wurden von dem Major v. Arenswald dem schon hier anwesenden Oberst Drvins, sowie dem Oberst-Lieutenant Grafen Braun vorgestellt. Ein Bataillon v. Neilan kantonirte in der Vorstadt zu Calvi, und 1 Bataillon v. Palffi nebst 100 Husaren kampirten dicht dabei auf dem Felde. Calvi, auf einem in die See hineinragenden und vortheilhaft liegenden Felsen erbaut, befand sich in einem ziemlich guten Fortifikationszustande, hatte 6 große und 1 kleines glattes Bollwerk, einen runden Thurm, der den Hafen mit bestrich und mit der Festung in Verbindung stand. Es befanden sich 48 metallene 4- bis 36pfündige Kanonen auf den Wällen, sowie ein etwa 100pfündiger Mortier in einer ungeschickten Klotzlaffete.

Die Festung hatte ein Thor nach der Vorstadt hin, und eins nach der Seeseite, damit die Zufuhr zu Wasser nicht gehemmt werden konnte, wenn die Stadt von der Landseite eingeschlossen würde. Die Vorstadt hatte eine mit Schießlöchern versehene, jedoch während der früheren Insurrektionen ruinirte Mauer. Jene war schlecht und wenig bebaut. Ueber dem Landthore der Festung befand sich die Inschrift: „Calvi semper fidelis civitas", zum Andenken, weil diese Stadt den Genuesern bei den vielfältigen Revolten auf der Insel stets getreu geblieben war. Jedoch hatte man guten Grund, zu glauben, daß die beständig darin liegende starke genuesische Besatzung sie wider ihren Willen zu einer getreuen Stadt mochte gemacht haben. Damals lagen 4 nicht ganz komplette Kompagnien daselbst.

Bei einer jeden Schildwache auf den Wällen hing eine Glocke, welche nach der Reihe rund um die Festung

herum von den Posten angestoßen wurden, wenn der wachthabende Offizier dazu ein Zeichen gab, um sich von der Wachsamkeit der Schildwachen zu überzeugen.

Bemerkenswerth schien unsern Artilleristen auch, daß die Setzkolben bei den Kanonen an dem einen Ende mit einem Dammzieher versehen waren, der nicht abgeschraubt werden konnte.

An diesem Tage (d. 5ten) Morgens um 11 Uhr war auch der Prinz Louis v. Würtemberg auf 2 Galeeren und 3 Barken nebst den beiden Bataillonen v. Harrach von Genua nach Fiorenza unter Segel gegangen. Bei diesem dritten Transport befanden sich von den preussischen Volontairen der Major v. Kleist, der Kapitain v. Polenz und die Lieutenants Graf v. Wartensleben und v. Massow; außerdem der Chevalier de Saxe, Lieutenant v. Reibnitz, der Irländer Maguard und der Genueser Spinola.

Da wir die militairischen Operationen gegen die Insurrektion besonders abgehandelt haben, so erwähnen wir im Folgenden nur dasjenige, was sich nicht unmittelbar auf jene bezieht.

Am 6. April ward mit anbrechendem Tage, wie allezeit geschehen, auf dem Schiffe Reveille geschlagen; die Fouriere und Fourierschützen wurden dann auf einem Boote vorausgeschickt, um auf dem Lagerplatze, der ihnen gestern angewiesen worden, die Kompagniegassen abzustecken, und sodann die Mannschaften auf Böten, Pinken und Felucken, wobei stets ein Offizier oder Unteroffizier blieb, an's Land gesetzt; die Grenadiere zuerst. Diese formirten sich ein Paar hundert Schritte vom Ufer, und dann erst erfolgte das Aussetzen der Bataillone. Nach-

dem sich einige hundert Musketiere am Lande befanden, ging der Major nebst den Fahnen auch hinüber. Letztere wurden durch eine Eskorte von etwa 40 Mann vom Ufer nach dem Platze, wo die Bataillone sich formiren sollten, begleitet. Nach stattgefundenem Debarkiren sämmtlicher Mannschaften erfolgte der Abmarsch nach dem Lager. Hier angelangt und in Linie aufmarschirt, kommandirte der Major: „Das Gewehr beim Fuß"; es ward durch einen Tambour vor dem 1sten und 2ten Bataillon dreimal zur Betstunde gelockt, und darauf von den Mannschaften still ein Gebet gesprochen.

Dann ließ der Major präsentiren; die Fahnen wurden durch die Fahnenwacht: 1 Fähnrich (stets), 2 Tamboure, 4 Unteroffiziere und 20 Musketiere, nach der Intervalle des Regiments gebracht, 3 Tamboure hinter den Fahnen schlugen Trupp, die beiden Bataillone aber präsentirten und schlugen Marsch. Als die Fahnen bei der Intervalle auf einem Kreuz zusammengesetzt, und eine Fahne zur Fahnenwacht davor gesteckt war, ließ der Major schultern, die Kompagnien (welche im Bataillon nach ihrem Range standen, und niemals durcheinander rangirt wurden) halb Rechtsum, halb Linksum machen. Auf das Kommando: „Marschirt in eure Kompagniegassen!" rückten die Rotten vom rechten und linken Flügel von jeder Kompagnie in ihre Kompagniegassen ein, und die andern Rotten folgten ihnen nach. Nach dem Einrücken jeder Kompagnie in zwei Gliedern erfolgte das Kommando: „Front!" worauf ein Glied durch Rechtsum, das andere durch Linksum Front gegeneinander machten.

Auf das Kommando: „3 Schritt vorwärts avancirt!" (welches die Breite der Zelte gab) ward

das Gewehr beim Fuß genommen und gestreckt, worauf die Leute sogleich die Zelte aufschlugen.

Da gerade Sonntag war, wurde nach Beendigung dieses Geschäfts zur Messe geschlagen, nämlich dreimal gelockt, dann die Mannschaft in Linie aufgestellt, durch einen Offizier und sämmtliche Unteroffiziere, welche letztere ihr Kurzgewehr mitnehmen mußten, vor des Kommandeurs Zelt zur Messe geführt, und daselbst der Gottesdienst gehalten. Hieran mußten auch sämmtliche protestantische Soldaten Theil nehmen, nur den Offizieren dieser Konfession erlaubte man unter der Hand davon zurückzubleiben.

Indem der Geistliche das Venerabile herumdrehte, ward durch einen bei ihm stehenden Tambour ein Zeichen gegeben, worauf die ganze Kirchenparade auf die Knie niederfiel. Die Fahnenwacht präsentirte das Gewehr, und ließ sich dabei auf ein Knie nieder. Nach Beendigung der Messe ward durch den Tambour abgeschlagen.

Außerdem pflegten alle Bataillone beim Beziehen eines neuen Lagers, und alle Wachten beim Aufziehen ihr Gebet zu verrichten; demnächst aber noch Morgens nach der Reveille, zu Mittage und kurz vor dem Zapfenstreich.

Nachmittags kam ein Offizier mit 92 Rekruten für das Franz Palffi'sche Bataillon an.

Abends 6 Uhr (deutscher Zeitrechnung) wurde bei dem Obersten Devins die Parole ausgegeben. Der Zapfenstreich ward von allen Tambouren rund um das Bataillon geschlagen. Kurz vor der Parole und gleich nach dem Zapfenstreich wurden die Leute in den Kompagniegassen verlesen. Kurz vor dem Zapfenstreich rückte 1 Lieutenant mit 4 Unteroffizieren, 4 Gefreiten und 40 Mann zum Piquet 100 Schritt vor die Front des Re-

gi-

giments, detaschirte dann 1 Unteroffizier, 1 Gefreiten und 12 Mann hinter das Lager, und an einem Flügel desselben an drei Orte 1 Gefreiten mit 3 Mann. Während der Nacht hatte jeder Kapitain von seiner Kompagnie 1 Gefreiten und 3 Mann zur Wacht bei seinem Zelte; der Major 1 Unteroffizier und 7 Mann, der Oberst-Lieutenant und Oberst noch mehr. Die Wachten für die Stabsoffiziere, welche auch am Tage blieben, wurden nicht von den Kompagnien, sondern von den Bataillonen gegeben. Zu Mitternacht ging ein Unteroffizier nebst den schlagenden Tambours und ein paar Mann um das Bataillon, die Schaarwacht. Die Reveille ward mit anbrechendem Tage von allen Tambours um das Regiment geschlagen, worauf wieder das Verlesen der Leute erfolgte.

Am vorigen Abend war noch 1 Offizier mit 50 Kaiserl. Husaren von Ajazzio angelangt.

Das Lager von dem Max-Stahremberg'schen Regimente, welches in Korsika nur die Stärke von 1 Grenadier- und 8 Musketier-Kompagnien hatte, war folgendermaßen ausgesteckt.

0 Schildwacht.

Fahnenwacht ohne Zelt.

0

. 0

. . . . .

. . . . . .

. . .

‡ Fahne bei der Wacht.

‡ ‡ ‡ Fahnen des Regiments.

* * * * * * * * * * Trommeln des ganzen Regts.

Regiments-Linien.

0 Schildw. — 0 Schildw.

12 Zelte.

Fähnr. 0

Major Arenswald.

Lt. 0
F. 0

Graf Stahremberg.

Lt. 0
F. 0

Graf Brandeis.

Lt. 0
F. 0

Graf Bresing.

Lt. 0

Bataillonsintervalle,
15 Schritt breit.

F. 0

Graf Eth.

Lt. 0
F. 0

Capt. v. Vinanco.

Lt. 0
F. 0

Graf Sala.

Lt. 0
F. 0

Leib-Kompagnie
Chaumberg.

Lt. 0
F. 0

Grenadiere Ligeritz.

Lt. 0

Maj. 0

Capt. 0

S. 0 (Graf Brandeis)

S. 0 (Graf Bresing)

S. 0 (Graf Eth)

S. 0 (Graf Sala)

S. 0 (Leib-Kompagnie)

S. 0 (Grenadiere)

Oberst Colmenero.
0 + 0

Adjut. Kapellan. Reg.-Feldsch.
0 0 0

Marketender.
0 0 0

0 0 0 0 0

Die Breite der Kompagniegassen war gleich der Breite der Kompagniefront.

Am 7. April, eine Stunde vor Tagesanbruch, langte der Prinz von Culmbach mit dem zweiten Transport der Truppen zu Calvi, und Nachmittags 3 Uhr der Prinz Louis von Würtemberg mit dem dritten Transporte auf der andern Seite der Insel zu Fiorenza an. Die Wachten wurden vermehrt und verstärkt; das Neilan'sche Bataillon erhielt den Befehl, gleichfalls in's Lager zu rücken. Der Prinz von Würtemberg besichtigte die Truppen zu Fiorenza und rekognoszirte das Terrain.

Am 8. April kamen über 30 mit Maulthieren und Proviant beladene Schiffe, desgleichen 5 Bataillone v. Bewern, Jung-Daun und Ligneville in dem Hafen zu Calvi an, und wurden sogleich debarkirt.

Eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung war eine unter den kaiserlichen Truppen grassirende Krankheit, die man früher in Sizilien zum ersten Male wahrgenommen hatte, und den Nachtnebel nannte. Die Patienten konnten bei Nacht nicht das Allergeringste, bei Tage aber Alles sehen. Man gebrauchte dagegen Bähungen von gekochter Ochsenleber.

Zum morgenden Tage erhielten Befehl, sich zum Ausrücken in Bereitschaft zu halten: 1 Major mit 300 Mann und den zugehörigen Ober- und Unteroffizieren; und außerdem 1 Rittmeister, 1 Lieutenant und 60 Husaren. Die Mannschaften sollten ihre Röcke zurücklassen, aber hinlänglich mit Munition und auf 1 Tag Brod versehen seyn, um 14½ Uhr bei der Kavallerie-Feldwacht stehen, und daselbst weitere Befehle erwarten. Ebenso sollten auch noch 100 Grenadiere ausrücken.

Allem Anscheine nach beabsichtigte der Prinz von

Culmbach mit diesen Truppen eine Rekognoszirung; weil aber am andern Morgen der Prinz von Würtemberg zu Calvi ankam, so blieb das Kommando zurück.

Letzterer war zuvor unter Eskorte von 1 Lieutenant und 30 Husaren von Fiorenza nach Bastia gegangen, hatte daselbst die bisher unter dem Kommando des Obersten v. Wachtendonk gestandenen 4 Bataillone Livinzstein, Culmbach, Walsegg und Wachtendonk nebst etwa 150 Husaren gemustert, war darauf noch an demselben Tage nach Fiorenza zurückgekehrt, und langte darauf

am 9. April früh zu Calvi an, wo er von der Festung mit 30 Kanonenschüssen begrüßt wurde, welche die Insurgenten auf einem wüsten Thurme, Namens Caldana, auf der andern Seite des Hafens durch einige Musketenschüsse erwiederten.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche der Berichterstatter in dem Artillerie-Parke wahrnahm, erwähnen wir folgende.

Eine Nothbettung für kleine Mörser, 6 Fuß lang, 4 Fuß breit aus 8 gitterförmig zusammengefügten $2\frac{1}{2}$zölligen Bohlen bestehend. Eine Trage, worauf die Mörser angebunden und durch Maulthiere getragen wurden, $15\frac{1}{2}$' lang, 2' 9" breit, die beiden Tragebäume durch 2 Schwingen mit einander verbunden. Sturmleitern, 14' lang, bestehend aus einem 5" starken Balken mit durchgezogenen Sprossen, das obere Ende mit 2 Seilen, das untere mit einer eisernen Spitze versehen. Sturmleitern in gewöhnlicher Form, doch mit einer Vorrichtung, zwei mit einander schnell zu verbinden, so daß sie dann eine Länge von 25' hatten.

Die preußischen Volontaire mußten heute, nachdem

sie einige Tage bei den kaiserlichen Truppen kampirt hatten, auf Befehl des Majors v. Kleist nach der calvi'schen Vorstadt quartieren.

Der Oberst Devins ward heute gleich nach der Ankunft des Prinzen Louis (vermuthlich wegen seines verwerflichen Verfahrens gegen die Insurgenten und der Verbrennung eines französischen Schiffes) mit Stubenarrest belegt, und am folgenden Tage nach einem dicht beim Lager liegenden wüsten Kloster abgeführt.

Um dem Leser einen Blick in den Lagerdienst zu gewähren, theilen wir beispielsweise den Parolebefehl vom 9. April mit:

„Parole: St. Joseph und Calvi.

Täglich Piquet soll gehalten werden 1 Oberster, 1 Obrist-Lieutenant, 1 Oberst-Wachtmeister als de jours. Max, Bewern und Jung-Daun, jedes 1 Capitain, 1 Subaltern und 100 Mann; Neilan, Ligneville und Palffi, jedes Bataillon 1 Offizier und 75 Mann, überhaupt aber von diesen 3 letzteren Bataillons 2 Capitains. Wenn Alarm wird, rückt das Piquet vor die Front, und erwartet weitere Ordre vom Obersten de jours. Von der Cavalerie, 1 Rittmeister, 1 Offizier mit 60 Pferden allezeit gesattelt. Dieses Piquet soll allezeit parat seyn, damit, wenn geschwinde ein Commando commandirt wird, es ausrücken und hernach dessen Stelle ersetzt werden kann.

Auf die Lagerwacht wird 1 Wachtmeister, 1 Corporal mit 24 Pferden commandirt. Zum Printzen Culmbach wird von jedem Flügel 1 Korporal, und von jedem Regiment 1 Gefreiter zur Ordonance commandirt. Täglich soll ein Wachtmeister-Lieutenant die Wachtparade abtheilen.

Vor die Volontairs, als Obristen v. Löwenthal, Obrist-Wachtmeister von denen Preußen, Commissairs und Cantzeley soll jedem ein Gefreiter mit 3 Mann zur Wache gegeben werden.

1 Unteroffizier mit 6 Zimmerleuthen sollen morgen in's Magazin kommen um Holtz zu hacken. Täglich sollen sie 1 Pfd. haben.

Der Capitain Meerkatz nebst Lieut. Ripp von der Artillerie von denen Preußen soll morgen mit dem Corsarn nach St. Fiorenza zu dem Schmettauischen Corpo gehen.

Als Adjutanten beim Printzen Louis dienen folgende Capitains, Graff Zober, Graff Lamberg, Marquis Novati und Capitain Gerhard, bei diesem letzteren wird alles gemeldet, welcher auch die Detaille halten soll.

Der Haubtmann v. Schmettau thut General Quartier Meister Dienste, hat bei sich die beiden Lieutenants Buchnern und Geyern von denen Sachsen.

Die Leuthe sollen sich vor einem gewißen Holtze hier hüten, bella donna genannt, und weder damit kochen noch sonsten zu was gebrauchen.

Die Regimenter sollen ihre Pferde campiren laßen. Neilan und Palffi sollen ihre Equipage ins Lager bringen damit die Häuser leer werden. Niemand soll sich unterstehen vor die Vorposten außer dem Lager zu gehen bei hoher Straffe. Die Regimenter sollen ihre auf 8 Tage zu Genua empfangene Fourage von denen Schiffen nehmen."

Am 10. April langte der Ueberrest vom Ligneville'schen Bataillon, welcher mit den Fahnen auf der See vom Winde verschlagen gewesen, im Lager an. Da

heute der grüne Donnerstag war, so zogen die Kaiserlichen mit gedämpfter Trommel und verkehrt unter dem linken Arm getragenem Gewehr auf die Wache, ließen auch ebenso abtruppen. Die Schildwachen hatten die Mündung des Gewehrs an die Erde gesetzt und den Kolben oben, wie denn überhaupt die Schildwachen stets das Gewehr beim Fuß und kein Bajonnet darauf hatten, auch das Gewehr vom Fuß präsentirten. Diese Trauer währte bis zum Anfange des Osterfestes, und während dieser Zeit durfte in ganz Italien keine Uhr schlagen und keine Glocke läuten, auch waren die Altäre entkleidet.

Es ward heute befohlen, die Leute von Bewern, Neilan, Ligneville und Palffi im Zielschießen, jeden mit 3 bis 4 Schuß, zu üben, und die besten Schützen zu notiren.

Sehr bemerkenswerth ist aber der heute gleichfalls gegebene Befehl: daß die Bataillone künftig drei Mann hoch gestellt werden sollten.

Bei hoher Strafe ward verboten, das Vieh im Getreide weiden zu lassen.

Am 12. April wurde der bei der gestrigen Rekognoszirung gegen Celenzana gebliebene Oberst-Lieutenant Rippel, sowie der gleichfalls daselbst gebliebene Volontair de Maguard in einer Kapelle bei Calvi beigesetzt und nach Soldatengebrauch drei Mal befeuert. Die Leichenparade bestand aus 1 Lieut., 1 Feldwebel, 5 Korporalen, 2 Tambouren und 47 Musketieren. Die Offiziere folgten den Leichen.

Am 13ten wurde bekannt gemacht, daß ein Schiff nach Genua gehen würde, damit die Offiziere, welche schreiben wollten, Briefe mitschicken könnten.

Die Jagdliebhaber, welche Lust hätten zu jagen, sollten sich zu 8 bis 10 vereinigen und einen Paß erhalten, damit sie von den Rebellen nicht aufgehoben würden.

Das Würfelspiel wurde unter den Soldaten sehr stark getrieben und war eine ganz erlaubte Sache. Auch in dem Hauptquartiere spielte man sehr stark.

Sonderbarer Weise gestattete man den Soldaten auch, wo und wann sie wollten ihr Gewehr abzufeuern; daher denn auch im Lager ein fortwährendes Schießen gehört wurde! Dies hatte indessen so sehr überhand genommen, daß das eigenmächtige Schießen im Lager am 14ten d. verboten wurde. Wenn dagegen Leute ihr Gewehr losschießen wollten, so sollten mehrere derselben dies unter Aufsicht eines Unteroffiziers außerhalb des Lagers thun. Nach dem Zapfenstreich sollte aber kein Schuß mehr geschehen. Das Bataillon Ligneville sollte für jeden Mann 6 Schuß zum Scheibenschießen empfangen.

Am 17. April liefen 3 sardinische oder piemontesische Galeeren und 8 Transportschiffe, welche nach Sardinien 1500 Mann zur Verstärkung bringen sollten, wegen des stürmischen Wetters in den Hafen von Calvi ein. Man glaubte nämlich auf dieser Insel von Seiten Spaniens nicht sicher zu seyn. Die Schiffe setzten am 20sten ihren Weg fort.

Das Vieh bei dem Korps des Prinzen Louis wurde täglich unter Bedeckung von 1 Kapitain, 1 Lieutenant und 100 Mann Infanterie nebst 1 Korporal und 8 Husaren auf die Weide geschickt.

Am 1. Mai ward der Lieutenant Graf de la Tour vom Ligneville'schen Bataillon, als er sich von seiner

Postirung zu weit auf der Jagd entfernt hatte, nebst einem Musketier von den in den Bergen lauernden Bauern durch einen Schuß verwundet.

Am 4. Mai fand der sächs. Artillerie-Lieutenant Buchner vor dem Lager des Obersten Wachtendonk, als er mit dem Aufnehmen der umliegenden Gegend beschäftigt war, durch einen herangeschlichenen Rebellen seinen Tod. Er ward in der Kirche la Valle di Rustino beigesetzt, und durch 1 Lieutenant und 60 Mann nach Kriegsgebrauch beschossen.

Am 12. Mai stattete der Prinz von Würtemberg dem zu Corte angekommenen genuesischen General-Kommissarius Marquis Riverola (der, wie es hieß, sich krank stellte, um die erste Visite zu haben) einen Besuch ab. Derselbe erhielt täglich eine Ehrenwache von einer Grenadier-Kompagnie, und die Parole durch einen Oberst.

In Corte wurden Backöfen für die Truppen erbaut. Ein solcher Ofen war 14′ lang, 13½′ breit, ¼ der Breite hoch, und erforderte 3000 Backsteine. Man konnte in demselben mit einem Male 100 bis 120 Schoß Brod oder 400 Portionen backen. In 24 Stunden ward 5 Mal gebacken. 1 Rubi à 25 Pfd. Mehl gab 12 Portionen oder 6 Brodte.

Am 13. Mai Nachmittags kam der Oberst v. Wachtendonk in Corte an, und meldete dem Prinzen von Würtemberg, daß sein Major Balthasar sich aus Melancholie erschossen habe, jedoch nicht gleich gestorben sey. Derselbe hatte vorher an einer hitzigen Krankheit gelitten, und sich nun 2 Pistolenschüsse gegeben, wovon der erste in den Leib ihm noch so viel Kraft ließ, einen zweiten gegen den Kopf zu thun. Erst am 4ten Tage da-

nach verschied er, worauf er mit allen Ehren im Kloster St. Francesco di Merosalia beigesetzt wurde.

Im Leichenzuge gingen voran 8 Mönche, darauf folgte die Leiche von 2 Maulthieren getragen und von 8 Feldwebeln begleitet, die auch nachher die Leiche in die Gruft senkten. Auf dem Sarge lagen die Schärpe, der Degen, der Stock und die Stiefel mit Sporen. Hinter der Leiche folgten 2 Fahnen mit 2 Kapitainen, 4 Offizieren und 200 Mann, und hinter diesen das Offizierkorps.

Sonst war es auch gebräuchlich, daß des Verstorbenen eigene Kompagnie nebst einer andern mitfolgen mußte; allein dies geschah für dieses Mal wegen Schwäche der Kompagnien nicht.

Am 14. Mai kam es zwischen dem Kaiserlichen General-Feldwachtmeister Baron v. Schmettau und dem kursächsischen Oberst v. Löwenthal zu einer recht anstößigen Rauferei, weil Letzterer von Ersterem etwas Unwahres an seinen Hof berichtet haben sollte.

Sie befanden sich heute Beide im Gefolge des Prinzen Louis von Würtemberg auf einer Rekognoszirung in der Gegend von Ponte Bozio, und blieben, als sie vor die Außenposten gekommen waren, etwas zurück, um ihre Sache mit dem Degen auszumachen. Nach dem ersten Gange, wobei der Oberst v. Löwenthal in den Rücken gestochen wurde [1]), wollte der anwesende Chevalier de Saxe die streitenden Partheien vergleichen,

---

1) Nach einer andern Nachricht soll diesen Stich der General v. Schmettau erhalten haben, und der Oberst v. Löwenthal dagegen in der Seite verwundet worden seyn.

allein hierbei kam es zu neuen Beleidigungen, so daß der Chevalier sich zurückzog, und jene einander abermals wie die Bären anfielen. Der Oberst entwand dem General den Degen, und nun wurden Beide handgemein und balgten sich endlich an der Erde herum.

Es gelang dem Chevalier hiernach zwar, jene auseinander und eine Versöhnung zu Stande zu bringen, allein man zweifelte daran, daß die Sache hiermit abgethan seyn würde; denn unter den kaiserlichen Offizieren war die Veranlassung zu jenem Handel ruchbar geworden, der Oberst v. Wachtendonk verlangte den Verfasser jenes Berichtes zu wissen, und schimpfte öffentlich bei der Parole auf denselben, worauf der General v. Schmettau erklärte, daß es der Oberst v. Löwenthal sey.

Am 22. Mai. Auszug aus dem Bericht des Majors v. Kleist an den König Friedrich Wilhelm I.

„Ew. Königl. Majestät Allergnädigstes Schreiben vom 30. April habe erst heute (den 22. Mai) erhalten. Wir haben uns alle Mühe gegeben, große Leute in diesem Lande zu finden, wie denn der Prinz selber die Ordre, selbige zu suchen, gegeben; allein da die hiesige Art Leute klein, wie denn auch alles wilde und zahme Vieh kleiner, wie sonst anderwärtig, haben wir bis hierher nichts gefunden. Die zwei größten Kerls wurden Major v. Kleist präsentirt; sie haben nur etwas über 9 Zoll.

Bei der kaiserlichen Armee werden etwa 4 Mann seyn, so in's erste Glied bei dem zweiten Bataillon stehen können, einer von Palffi kommt in's zweite Glied von meiner Compagnie. Die Capitains dürfen aber ihre Leute ohne Vorbewußt des Commissariats und ihrer Obersten nicht weggeben, und die Zeit ist zu kurz gewe-

sen, daß sie die Antwort wieder haben können. In Italien haben wir Werber angenommen, die uns bei der Rückreise etliche große Kerl zeigen sollen.

Von der Ordre und dem Dienst in den kaiserlichen Truppen habe Ihro Königl. Majestät bis hierher nichts schreiben dürfen, denn seit dem Lärmen wegen Löwenthal's Relation man uns hier als Kundschafter hält, und weil die Briefe an die Feld-Kanzlei müssen gegeben werden, ist nicht zu zweifeln, daß sie gelesen werden.

Der Fond von diesem Dienst ist gut, allein er wird ziemlich cavalierement tractirt; doch ein Regiment vor das andere. Im Marsch haben die Leute so viel Freiheit, daß nicht zu glauben. Bei meiner Zurückkunft werde die Gnade haben, Ew. K. Maj. von Allem fideliter Rapport zu geben.

Von denen genuesischen Truppen habe Nichts gesehen, als die Wachten in Genua, und die Garnison in Bastia. Die Mannschaft-Ordre und der Dienst ist bei ihnen wie bei Stadtsoldaten; sie haben keine Chefs, sondern Inspectores, so nichts gelernt, als bei den Dames an der Portchaise zu laufen."

Am 24. Mai traten die preußischen Volontaire, da der Krieg vorüber war, ihre Rückreise an, und gelangten, nachdem sie sich zu Pietre Corte von dem Prinzen Louis von Würtemberg verabschiedet hatten, durch recht schlechte und gefährliche Wege zunächst nach dem Kloster Francesco Alessani, wo sie den General v. Schmettau und das Bataillon v. Walsegg bei dem Kloster kampirend antrafen.

Am 25sten setzten sie ihren Weg durch das Gebirge nach Silva regia fort. Die Bagage, welche gestern durch 4 Husaren eskortirt worden war, wurde heute durch

einige Musketiere von den längs des Weges hin und wieder postirt stehenden Kommando's von Bataillon zu Bataillon konvoyrt, bis sie am 26sten über Vescovado in Bastia anlangten. Diese schöne und volkreiche Stadt hatte ein festes Schloß mit 6, jedoch sehr unregelmäßigen Bastionen.

Auf der ganzen Insel waren die Wege höchst gefährlich und schlecht, so daß es auch nirgends einen Wagen gab, sondern alle Lasten durch Maulthiere fortgeschafft werden mußten. Indessen hatte der beendigte Krieg unter seinen mancherlei Uebeln für die Kultur der Insel andererseits auch manchen segensreichen Einfluß, wovon der zunächst in die Augen fallende in der Verbesserung der Landstraßen bestand. Denn um in den Gebirgen fortkommen zu können, waren die Truppen genöthigt gewesen, die Wege, und ganz besonders solche Stellen, die bisher für alle Passage ein wesentliches Hinderniß abgaben, selbst praktikabel zu machen. Was also die angeborene Trägheit der Korsen nicht zu unternehmen gewagt hatte, durfte jetzt, nachdem ein so guter Anfang gemacht, und die größten Schwierigkeiten überwunden waren, nur vollendet werden, und unberechenbare Vortheile boten sich den Insulanern von allen Seiten dar.

Am 27. Mai kam es in Bastia zwischen dem kaiserlichen Oberst v. Wachtendonk, der dazu gestern expreß hier angekommen war, und dem sächsischen Oberst v. Löwenthal in der alten Angelegenheit nochmals zum Duell, obgleich der Letztere verschiedentlich öffentlich erklärt hatte, nicht der Verfasser jenes Berichtes zu seyn. Der Oberst v. Wachtendonk ward dabei in den linken Arm verwundet.

Zwischen dem General v. Schmettau und dem

Obersten v. Löwenthal hatte übrigens eine gänzliche Versöhnung stattgefunden.

Abends schifften sich die Reisenden mit den gleichfalls angekommenen sächsischen Volontairen im Hafen zu Bastia in eine von der Republik gegebene Tartane ein, und kamen am 29sten glücklich in Genua an.

Auf der Tartane bemerkte man auch eine kleine Art von Kanonen, welche mit Kammern, von hinten geladen, und auf Gabeln, worin die Schildzapfen lagen, gedreht wurden.

Am 30. Mai trennten sich die Preußen von den Sachsen, welche sich nach Venedig wandten, und setzten ihre Reise über Campe murone nach Votaggio fort.

Am 31. Mai berührten sie den genuesischen Paß Gavi, 5 Miglien von Votaggio. Die am rechten Ufer des Lemmo gelegene Stadt war durch eine befestigte Mauer mit den auf dem Berge liegenden Festungswerken in Verbindung gesetzt.

Von da gelangte man nach Novi, Tortona und Voghera.

Am 1. Juni über Broin nach Pavia. In letzterem Orte hatte die kaiserliche Artillerie ihr größtes Magazin in Italien, sowie hier auch eine Geschützgießerei und Artillerie-Werkstätten waren. Die Befestigung befand sich indeß in einem schlechten Zustande.

Am 2. Juni nach Mailand. Hatte eine schöne Zitadelle mit einem großen Arsenal; Sitz des Gouverneurs der Stadt und des ganzen Herzogthums, Grafen v. Daun.

Am 3. Juni nach Lodi, Festung mit 2 Bataillonen Garnison unter Befehl des Obersten Neilan.

Am 4. u. 5. Juni wurde die Reise über Crema, Socina, Jorsi vecchia, Brescia, Dilanzano nach Caval-

castella fortgesetzt, und am 6ten von Dulce an die auf der Hinreise genommene Tour eingeschlagen.

Am 22. Juni langte man zu Potsdam an, woselbst der König am 24sten eintraf, dem Kommando eine Audienz ertheilte und dasselbe zur Tafel zog.

Zwei Tage darauf gingen die Offiziere zu ihren Regimentern zurück.

III. Ueber

III.

Ueber das Passiren von Flüssen.

(Schluß.)

Nachdem wir hiermit die unterbrochenen Kommunikationen so vollständig abgehandelt haben, als die gebotenen Hülfsmittel es möglich machten, gehen wir nun zum 2ten Theil unseres Thema's über, nämlich

II., zu den zusammenhängenden Kommunikationen, Brücken.

Es kann auch hier nicht im Zwecke dieses anspruchslosen Aufsatzes liegen, auf die Wichtigkeit derselben in der Kriegführung hinzudeuten, noch über die vorbereitenden Manövers, über Lokalität und Ausführung ihres Baues zu sprechen, was alles doch nur ein verdienstloses Exzerpt und Plagiat aus betreffenden Werken seyn würde; noch endlich eine historische Abhandlung über sie zu liefern; sondern — die Wiederholung möge nicht für überflüssig erklärt werden — eine möglichst erschöpfende Aufzählung dieser Kommunikationen und eine mit historischen Beispielen erweiterte Skizzirung derselben. — Zur Bestimmung der Reihenfolge wollen wir die Brücken eintheilen: 1) in solche mit schwimmenden, und 2) in solche

mit feststehenden Unterlagen, und in dieser Klassifikation die einzelnen Arten wiederum nach der Häufigkeit ihres Gebrauchs graduiren.

a) Die Schiffsbrücken. — Es ist schon früher bemerkt worden, daß Semiramis auf ihrem Kriegszuge gegen Indien einen förmlichen Pontontrain auf Kameelen mit sich führte, dessen einzelne Kähne, des bequemeren Transportes wegen, in Stücke zerlegt werden konnten. — Nach ihr ist es zuerst wieder Darius Hystaspis, von dem die Geschichte den Bau einer Brücke mittheilt. Auf seinem Zuge gegen die Scythen 513 v. Ch. ließ er durch Mandrokles von Samos eine Brücke auf 600 zusammengebrachten Schiffen über den Bosporus bauen, und war mit der Ausführung seines Befehls so zufrieden, daß er, nach Herodot, lib. 4, c. 87, zwei Säulen an dem Ufer errichten, und auf ihnen in assyrischer und griechischer Sprache die Namen und Anzahl seiner Kriegsvölker (700,000) eingraben ließ [1]). — Nach ihm ließ Xerxes eine Brücke über den Hellespont bauen, Abydos gegenüber. Ein Sturmwind aber zerstörte sie, und Xerxes ließ dafür dem Hellespont 300 Hiebe ge-

1) Diese Säulen brachten später die Byzantier in ihre Stadt und bauten einen Altar aus ihnen, der Artemis Orthosia geweiht. . . . Darauf beschenkte Dareios den M. mit allen möglichen Schätzen, und dieser ließ ein Gemälde machen, worauf die Brücke zu sehen war: D. saß auf dem Throne und das Heer zog hinüber. Er weihte dies Gemälde dem Tempel der Here (Juno) mit folgender Unterschrift:

Dieses Denkmal weihte der Here Mandrokles,
Welcher des Bosporus fischreiche Fluth überbrücket;
Selbst gewann er den Kranz, und den Samiern Nachruhm,
Weil er den Herzenswunsch König Dareios erfüllt.

Herodot a. a. O.

ben, ein Paar Sklavenketten in ihn versenken, ihn durch Henker brandmarken, und ihm eine Strafrede halten (Herod. l. 7, c. 35), denen aber, die den Bau geleitet hatten, die Köpfe abschneiden. Danach mußte die Brücke abermals gebaut werden, und das dabei beobachtete Verfahren beschreibt Herodot ziemlich speziell a. a. O. Im Allgemeinen war es folgendes: man spannte mittelst Winden Taue, die theils von Flachs, theils von Bast (Byblos) gefertigt waren, quer über den Hellespont, und ließ sie von 360 Schiffen tragen. Ueber diese Taue wurden Bohlen und Streckbalken gelegt, mit Erde bedeckt und mit einem Geländer versehen. Vor dieser Brücke lagen noch 300 andere Schiffe keilförmig gegen die Fluth, um deren Strömung zu brechen. — Der Schiffsbrücken Alexander's d. Gr. über den Euphrat nach der Schlacht bei Issus und nach der Eroberung von Tyrus ist im Obigen schon gedacht worden. Auch ist bereits von den Römern erwähnt, daß sie einen ausgerüsteten Brückenzug jeder Legion zugetheilt hatten, deren Fahrzeuge aus einzelnen starken Baumstämmen (durch Ausbrennen) gefertigt waren (... ex singulis trabibus excavatas ..) und monoxyloi hießen. — Früher hatten sich die römischen Soldaten die Fahrzeuge am Uebergangspunkte erst bauen müssen. — So passirte Cäsar, als er die auswandernden Helvetier verfolgte, die Aar, indem er in einem Tage eine Brücke vorbereiten und schlagen ließ, was jene mit Mühe und Noth in 20 Tagen mittelst Flößen und Kähnen zu Stande gebracht hatten. (Caes. de bell. gall. lib. 1, c. 12.) — Auf ähnliche Art baute er über einen Sumpf, der sein Lager von dem der Gallier trennte, mit solcher Schnelligkeit eine Brücke, daß er die Feinde überrumpelte. — Der

Pontonbrücken bediente sich Pompejus, als er, nach der völligen Besiegung Mithridat's, Königs von Pontus, 66 v. Ch., über den Euphrat ging. (Florus lib. 3, c. 5.) Caligula ließ im Meerbusen von Neapel über die Bucht zwischen Puzzuolo und Bajä eine große Schiffbrücke schlagen, aus Nachäffung der Thaten Xerxes und Alexander's, die er überbieten wollte, und doch nur verzerrte. — Die Brückendecke war, ähnlich der via Appia, mit Steinen belegt; es befanden sich Springbrunnen mit süßem Wasser und große Säle mit freiem Büffet auf der Brücke, und das Ganze diente während zweier Tage dazu, daß der Kaiser zwischen den als Spalier aufgestellten Truppen voll Stolz und Selbstgefühl über dieselbe ging. Nach Herodian passirte der Kaiser Alexander Severus auf einer eben solchen den Rhein, 235 n. Ch. —

Eunapius beschreibt beim Suidas das Verfahren der Römer beim Brückenbau folgends: Die Fahrzeuge werden etwas unterhalb der Uebergangsstelle stationirt; auf ein gegebenes Zeichen fährt ein Schiff an das diesseitige und eines an das jenseitige Ufer, lassen an dem bestimmten Punkte statt der Anker Körbe voll Steine an langen Tauen hinab, und bedecken sogleich das Fahrzeug mit Bohlen und Balken, die jedes in hinreichender Menge mit sich führt. Zugleich wird auch die Auf- und Abfahrt erbaut. Darauf folgt ein Schiff nach dem andern dazwischen, bis die Brücke vollendet ist; jenes, dem feindlichen Ufer nächste, ist aber mit einem Thurme, und dieser mit Katapulten und Pfeilschützen besetzt. — Ebenso und noch etwas ausführlicher beschreibt Arrian lib. 5 den Brückenbau der Römer mit der Schlußbemerkung: obwohl viel Eile und Lärm dabei vorkommt, so

fehlt es doch nicht an Ordnung und Anstand. Wir heben aus diesem Zitate nur das zur Beachtung hervor, daß die Römer, was auch von andern Schriftstellern bestätigt wird, ihre Schiffbrücken durch Steinkörbe verankerten, die gewöhnlich eine konische Form hatten. — Bei dem ferneren flüchtigen Durchnehmen des Alterthums berühren wir es nochmals, daß Sapores II., König von Persien, über den Tigris eine Brücke aus Schiffen von Flechtwerk bauen ließ, als er den römischen Kaiser Julian Apostata auf dessen Rückzug nach der Schlacht bei Ktesiphon, 363 n. Ch. verfolgte. — Um 1089 ließ der griechische Kaiser Alexius Komnenus durch seinen Kriegs-Obersten Antonius zum Oeftern Schiffbrücken schlagen. — Von nun an werden die Beispiele der Anwendung dieser Brücken immer seltener. Zwar wissen wir noch vom Kaiser Friedrich I., daß er auf seinem Römerzuge, einem alten Herkommen gemäß, nicht durch die Stadt Verona, sondern außerhalb derselben auf einer Schiffbrücke über die Etsch ging; im folgenden Zeitraume aber bis in das Mittelalter hinein verlieren sich fast alle Spuren von dem Gebrauche derselben, und zwar aus den schon früher angedeuteten Gründen, weil in jener Periode des Faustrechts mit seinen zahllosen Fehden keine großen Armeen aufgestellt wurden, die kleinen Streithaufen aber leicht Mittel fanden, auch ohne Brücken über jeden Fluß zu setzen ꝛc. ꝛc. In dem niederländischen Befreiungskriege bricht aber gleichsam eine neue Aera für die Schiff- und jede andere Art von Kriegsbrücken an, da in jenem wasserreichen Lande dieselben fast bei den meisten Operationen unentbehrlich sind. So schlugen die Spanier 1579 eine Schiffbrücke über die stark angeschwollene Röhr. Herzog Alexander von Parma

ließ durch seine Kriegsbaumeister Plato und Barozzio eine Schiffbrücke über die Maas bei der Belagerung von Gent schlagen. — 1586 hatte derselbe Feldherr bei der Belagerung von Venloo eine Brücke von 35 Schiffen über die Maas, und Spinola 1605 eine 532 Schritt lange über den Rhein gebaut, viele andere zu übergehen. — Im nun folgenden 30jährigen Kriege finden wir sehr häufige Anwendungen dieser und anderer Brücken, weil die großen Kriegsheere desselben die Flüsse nicht gut anders als auf ihnen passiren konnten. Seit der fast allgemeinen Einführung stehender Pontonierkorps sind so viele Schiff- und Pontonbrücken geschlagen, daß man von nun an weit weniger auf die Technik, als auf die Taktik dabei sehen muß, die dieser Kompilation aber fern liegt. Es würde weiter keinen Gewinn bringen, wollten wir hier ein Register der seit dem 30jährigen Kriege geschlagenen Schiffbrücken geben; man findet die Fälle vollständig geordnet in Hoyer's Pontonierwissenschaft, Th. 1, Kap. 1, S. 8. — Napoleon's Uebergang über die Donau bei der Insel Lobau 1809 war auf fast allen Arten der üblichsten Brücken bewerkstelligt; man hat deshalb — weil man sich nicht gestattete, mehrere Beispiele von Flußpassagen aus der Neuzeit näher anzuführen — aus mehreren Gründen gerade diesen dazu gewählt, wird ihn aber erst weiter unten anhängen. Wir brechen also den in Rede stehenden Artikel mit der äußerst flüchtig entworfenen Skizze hier ab; eine erschöpfende Abhandlung liegt ja außer unserem Plan, und würde, statt eines §. in einem kurzen Aufsatze, allein schon ein ziemlich voluminöses Werk für sich erfordern. Jedoch müssen wir noch jener Schiffbrücken gedenken, die in mehr oder minder große Theile, Maschinen zerlegt, einen Fluß

(für den sie gewöhnlich ausschließlich bestimmt sind) auf oder nieder bis zur Uebergangsstelle fahren, oder die an dem diesseitigen Ufer entlang fertig gebaut und dann mittelst einer Schwenkung bis zum andern gebracht werden. Ein Beispiel der ersteren Art gab schon Gustav Adolph, der 1631 eine Schiffbrücke von Tangermünde nach Werben hinunter, sowie Herzog Bernhard von Weimar, der im November 1634 eine den Rhein hinauffahren ließ, ähnlich Turenne 1672 und 1673; die Preußen in der Kampagne in den Niederlanden 1787, und Napoleon bei der Insel Lobau. Wir werden in der Beschreibung dieses Uebergangs sein eigenes Urtheil über diese Form von Schiffbrücken anführen. — Eine fernere Art von Brücken auf schwimmenden Unterlagen sind:

b) Floß- und Prahmbrücken. Die Flöße wurden im Alterthume weniger als Fahrzeuge, denn zu Brükken angewandt. Die Fälle, wo sich Alexander ihrer bediente, sind schon oben angeführt. Prahmbrücken kommen in diesem Zeitalter (meines Wissens) nicht vor. — Im Jahre 1579 ließ Alexander Farnese, Statthalter Philipp's II. der Niederlande, eine Floßbrücke über die Maas schlagen, über die er seine ganze Armee gegen den Feind führte. Dasselbe Jahr setzte er auch vor Mastricht die Belagerungsarbeiten oberhalb und unterhalb der Stadt durch eine Floßbrücke in Verbindung. Das Nämliche that Graf Wilhelm von Nassau bei der Belagerung von Zytphen über die Yssel. — 1620 ging Graf Solms auf einer Floßbrücke über den Main; 1630 ließ der schwedische Oberst Kniephausen bei der Belagerung des Schlosses Wolgast auf einer Floßbrücke eine geblendete Gallerie über die Oder bauen; 1631 ging Gustav Adolph über die Warthe; 1636 die Kaiserli-

chen unweit Halle über die Saale; 1673 im Oktober Turenne auf einer Prahmbrücke bei Ladenburg über den Rhein; am 14. August 1777 das Korps des Generals Bourgoine über den Hudson; 1787 passirten die Preußen auf einer Floßbrücke in Holland die Amstel bei dem Dorfe Frauenacker, und die Armee von Italien 1796 die Etsch gegenüber von Roveredo. Im Feldzuge von 1805 baute man eine bei Ulm und in der Nähe von Wien über die Donau; 1807 eine von besonderer Festigkeit zwischen Danzig und Weichselmünde; die Armee von Italien eine bei Borgo-Forte über den Po, der Marschall Viktor 1809 eine über den Tajo, und Napoleon über die Donau, und im russischen Feldzuge über die meisten Flüsse; 1814 die Franzosen über die Seine bei Fontainebleau.

c) Faßbrücken. Alle Ortschaften, wo viele Brennereien, Brauereien sind, oder starker Weinbau betrieben wird, bieten in leeren Tonnen, die man dort gewiß in zureichender Menge findet, ein leichtes; wenn auch nicht sehr empfehlenswerthes Material zum Bau einer Brücke dar. Schon das Alterthum liefert uns Beispiele hiervon. So besingt Lucan im lib. 3. eine Tonnenbrücke, und Herodian schreibt lib. 8., daß der römische Kaiser Maximin Thrax bei der Belagerung von Aquileja, woselbst er bekanntlich 238 n. Ch. von seinen Soldaten ermordet wurde, sich einer solchen über den Fluß bedient habe. Die leeren Fässer ließ er durch Ankerweiden verankern, oben mit Reisig bedecken und Erde aufschütten. Auch Vegez erwähnt lib. 3, c. 7 der Tonnenbrücken. — Karl der Kühne von Burgund ging 1465 auf einer Faßbrücke bei Moret über die Seine, und 1569 bedienten sich die Franzosen ihrer bei der Belagerung von Poitiers. — Die Russen, die in ihren Kriegszügen gegen

die Türken und Tartaren wegen der vielen unwegsamen Steppen genöthigt sind, Trinkwasser in großen Fässern mitzuführen, haben die Tonnenbrücken öfter angewandt; so in dem Feldzuge des Generals Münnich in der Ukraine 1736 und auch in den folgenden Kampagnen über den Bug, Pruth und andere Flüsse.

d) Schlauchbrücken. Sie sind schon in dem ersten Theile dieser Abhandlung bei den unterbrochenen Kommunikationen durchgenommen worden, und werden hier bloß der Vollständigkeit wegen wieder namentlich aufgeführt.

e) Eine eigenthümliche Art von Brücken sind die von dem spanischen Artillerie-General Don Louis di Velasco mehrmals in Flandern angewandten, von Morla beschriebenen. Sie bestanden aus starkem Zwillich oder Segeltuch, welches mit Tauen eingefaßt und von sehr leichten, kurzen und breiten Kähnen getragen wurde. Die Kähne waren durch schwache Balken verbunden, auf denen auch das Segeltuch angespannt war. Die Konstruktion genügte vollkommen, um Infanterie zu tragen. Die Russen bedienten sich öfters Pontons, deren leichtes hölzernes Gerippe mit getheerter Leinwand umzogen war. Sie sollen noch jetzt bei der russischen Armee mitgeführt werden, und 1814 gingen die Alliirten auf einer aus ihnen erbauten Brücke über den Rhein [1]).

2. Brücken auf feststehenden Unterlagen.

a) Bock- oder Pfeilerbrücken. Aus der Altzeit sind verhältnißmäßig wenige Beispiele ihrer Anwendung bekannt; das großartigste derselben ist Cäsar's

1) Auch theilweise Blücher 1813 über die Elbe bei Wartenburg. D. R.

Bockbrücke über den Rhein, 55 v. Ch., das Detail derselben kann, als allgemein bekannt, hier füglich übergangen werden; jedoch dürfte es nicht uninteressant seyn, Napoleon's Beurtheilung darüber zu hören und seine eigene Beschreibung des Uebergangs über die Donau bei der Insel Lobau mit anzuknüpfen. — „Plutarch“ sagt er (chapitre 4, observation 2.), „rühmt seine (Cäsar's) Rheinbrücke, die ihm als ein Wunderwerk erscheint; es ist aber ein Unternehmen, welches nichts Außerordentliches hat, und welches jede heutige Armee mit derselben Leichtigkeit ausführen würde. — Er wollte nicht auf einer Schiffbrücke übergehen, weil er von den Galliern Hinterlist besorgte, und eine solche Brücke leicht hätte auseinander gehen können. Er baute also eine auf Pfahlwerk in 10 Tagen; er konnte es in weniger Zeit thun. Der Rhein ist bei Köln 300 Toisen breit; es war in der Jahreszeit, wo er am seichtesten ist, muthmaßlich war er nur 250 breit. Diese Brücke konnte 50 Joche heben, was, 5 Ständer auf's Joch gerechnet, 250 Ständer (pilotis) beträgt, mit 6 Rammgerüsten (sonnettes); in 6 Tagen konnte er sie eingesenkt haben; es ist dies das schwierigste Geschäft dabei; das Auflegen der Holme und die Ausführung des Belags können gleichzeitig vollendet werden; es ist eine weit leichtere Arbeit. Anstatt die 5 Ständer so zu stellen, wie er gethan, wäre es vorzuziehen gewesen, sie in der Reihe nebeneinander mit 3 Fuß [1]) Zwischenraum zu stellen, und sie alle mit einem einzigen Holme von 18 bis 20' Länge zu verbinden. Diese Art hat den Vorzug, daß, wenn ein Ständer fortgerissen wird, die vier anderen noch widerstehen

1) Französische.

und das Joch tragen. — So machte es der Ingenieur Graf Bertrand 1809 auf der Donau, 2 Lieues unterhalb Wien. Die Donau ist ein ganz anderer Strom als der Rhein. Dieser Hauptfluß Europa's ist fast 500 Toisen breit und 28′ tief. Der Rhein bei Köln hatte in dem Augenblicke, als Cäsar ihn passirte, kaum 15′ Tiefe. Der französische Ingenieur bauete 3 Pfahlbrücken, versenkte dazu 2400 Ständer in 20 Tagen. Die Donau wird der Insel Lobau gegenüber noch von einer kleineren Insel getheilt. Der nächste Arm war 275 Toisen, die Insel 50, der folgende Arm 175 Toisen, das Ganze 500 Toisen breit. Die Hauptstromlinie ging in dem kleineren Arme des linken Ufers. — Man errichtete in dem größeren Arme 45 Joche 6 Toisen unter sich entfernt; jedes Joch, gebildet von 6 überholmten Pfählen, war 20 Fuß lang; die Pfähle waren 10 Fuß in den Grund versenkt, und ragten 6 Fuß über den Wasserspiegel hervor; sie waren 30 bis 36 Fuß lang; vier kleine Rammgerüste genügten, um diese Arbeit in 10 Tagen zu vollenden; jede Ramme wurde von einem Kahne getragen; der Rammbock wog 600 Pfund. Die Holme waren durch eiserne, 18″ starke Bolzen und Klammern verbunden. Die Querbalken und Strebebalken (les croix de St. André) waren verschränkt (entaillées) (überblattet?) und festgenagelt. Mehr Schwierigkeiten bot der kleinere Arm; die Strömung war äußerst reißend, sie riß jeden Pfahl in Zeit von einer Stunde fort, wenn er allein blieb, man mußte ihn also an den Kahn der Ramme befestigen, sobald er versenkt war, bis auch der zweite Pfahl eingetrieben war, und man sie mit einander verbunden hatte; auch hatte man viele Mühe, den Pfahl bis auf den Grund zu bringen; sobald er aber in den Boden griff, und man

ihn einzutreiben begann, wurde er mit solcher Heftigkeit (vom Wasser) bewegt (agité), daß er den Kahn entzündete (qu'il mettait le feu au bateau). Es wäre unmöglich gewesen, die Pfähle in der Mitte des kleineren Flußarmes mit einem gewöhnlichen Rammbären einzutreiben. Der Ingenieur entnahm aus Wien Rammgerüste, die auf 2 Kähnen erbaut waren und bei der großen Brücke dieser Stadt gebraucht wurden. Hätte man sich dieser Rammbären von Hause aus bedient, so wäre die Brücke über den kleineren Arm gleichzeitig mit der über den größeren in 10 Tagen vollendet geworden. Die Brückensohle wurde mit starken Balken belegt, um die durch die Heftigkeit des Stromes bewirkte Erschütterung zu vermindern. — Zur Zeit, als man diese Brücke baute, war's im Juni, der geschmolzene Schnee hatte die Donau um 10 bis 12 Fuß angeschwellt; einen Monat später würde der Bau der Brücke leichter gewesen seyn.

Während derselben 20 Tage bauete der General Bertrand 30 Toisen oberhalb ein Pfahlwerk (estacade), welches er mit Holmen krönte, auf die er eine Decke legte, was eine zweite Brücke von 8 Fuß Breite für die Infanterie und Kavallerie gab. Die Pfeiler bestanden nur aus 3 Pfählen. Endlich bildete er 600 Toisen oberhalb ein Pfahlwerk aus einer doppelten Reihe von Pfählen auf eine Länge von 800 Toisen, welches die beiden Brücken beschützte. Außerdem bauete er noch zwei Pfahlbrücken von 50 Toisen über einen kleinen Arm, der die Insel Lobau durchschneidet, und eine von 60 Toisen von der Insel nach dem linken Flußufer. Die Insel Lobau war 1800 Toisen breit. — Die Arbeit an diesen Brücken ist wenigstens um 10mal bedeutender, als die Cäsar's, dennoch wurde sie in 20 Tagen, vom Augenblicke des

Befehls an, vollendet. Mit einigen Rammen mehr hätte sie in weniger als 10 Tagen ausgeführt seyn können. Cäsar's wurde in 10 Tagen vollendet, von dem Momente an gerechnet, wo das Material an der Baustelle angekommen war. Man brauchte zu diesen Donaubrücken 900 Balken von 45 bis 50 Fuß Länge auf 2 Fuß in's Gevierte; 2500 Balken von 35 bis 40 Fuß auf 15 bis 20 Zoll in's Gevierte, und 9000 Bohlen von 36 Fuß Länge, 9 Zoll Breite und 2 Zoll Dicke. — Napoleon ließ außerdem noch eine 80 Toisen lange Schiffbrücke aus dem Ganzen (? — d'une seule pièce) machen. Die Pontoniere der Artillerie brauchten dazu 22 Pontons, sie wählten einen Arm des Flusses, der durch eine Insel (Alexander-Insel) gedeckt war. Diese 22 Pontons verbanden sie durch Streckbalken (poutrelles), darauf kam die Brückensohle, und in der Nacht des Angriffs schwamm diese Brücke längs des französischen Ufers hinab, wurde an dem einen Ende festgemacht, und führte ihre Schwenkung in wenigen Minuten aus; darauf ward sie am andern Ufer befestigt. Die Infanteriekolonnen gingen sofort im Sturmschritt über, zum großen Erstaunen und zur großen Ueberraschung des Feindes, der noch an zwei Stunden vor sich zu haben gerechnet hatte.

[1]) Die Brücken aus dem Ganzen (aus einem Stücke) müssen noch vervollkommnet werden. Es ist

---

1) Das nun Folgende gehört zwar nicht mehr zu der Beschreibung des Uebergangs über die Donau, aber als Ansichten und Aussprüche Napoleon's hat es gewiß das höchste Interesse. — Die Kommentare zum Cäsar sind nicht in jedes Offiziers Händen, und es ist dem Schreiber dieses nicht bekannt, daß die von ihm hier hervorgehobene Stelle irgend

nicht nothwendig, einen Arm des Flusses inne zu haben; beim Einbruch der Nacht können die Haquets an das Ufer fahren und die Pontons auf einer schrägen Stelle abladen; in zwei Stunden kann eine Kompagnie Pontoniere die Brücke vollenden, ohne weder Hammer noch Nägel anzuwenden, bloß mit Schrauben. Dann wird die Brücke durch die gleichzeitige Kraftanstrengung von 400 bis 500 Mann auf das Wasser geworfen, sofort an das jenseitige Ufer geschwenkt und in demselben Augenblick muß auch die Infanterie in Masse übergehen.

Kann man eine Brücke aus dem Ganzen (aus einem Stücke) über Ströme werfen, wie der große Arm des Rheins und der Donau, aus Pontons, die 1500 Pfund [1]) wiegen. Wenn es möglich ist, wie man Grund hat zu glauben, so müßte man die Brücke längs des Ufers auf dem Wasser bauen, ebenfalls während der Nacht, weil, da der Strom mehr als 200 Toisen breit ist, der am jenseitigen Ufer stehende Feind es nicht wahrnehmen kann. Die Erfahrung wird lehren, ob es nothwendig ist, der Brücke bei ihrer Bewegung durch 3 oder 4 vor Anker liegende Kähne Gegengehalt zu geben, um zu verhindern, daß sie in dem Augenblicke, wo sie in ihrer Schwenkung an das andere Ufer stößt, breche: oder, wenn man glaubt, daß dies nicht nöthig, und daß die Verbindung an und für sich stark genug sey, um dem Stoße zu widerstehen; so kann, wenn man nur später noch einige Anker wirft, um dem Andrange der Strömung gegen die Mitte entgegenzuwirken, von acht Uhr

---

anderswo aufgenommen wäre, weshalb er dieselbe, nach einigem Bedenken, mit aufgeführt hat.

1) Französische.

Abends bis Mitternacht der Uebergang über den Fluß vorbereitet seyn. Welches Resultat! —

Große Schiffsfahrzeuge sind mehr als andere zum Bau provisorischer Brücken über große Flüsse im Rücken einer Armee geeignet; weil diejenigen, die man im Lande selbst entnimmt, gewöhnlich sehr groß und höchst brauchbar sind; dahingegen sind die Pontons für Brücken, die man, dem Feinde gegenüber, über einen Fluß wirft, zu gebrechlich, sie sind Zufälligkeiten sehr ausgesetzt, sie ziehen leicht Wasser, entweder weil sie spack geworden, oder von Kartätsch- oder Paßkugeln getroffen worden sind, und sie werden untergetaucht, wenn die Last, die über sie wegzieht, zu ansehnlich ist, sey's durch einen eiligen Marsch der Infanterie, oder durch das Aneinanderkommen mehrerer schwerer Geschütze an einer Stelle; endlich werden sie auf Haquets fortgeschafft, welche von allen Artilleriefahrzeugen die allerunbequemsten und schwerfälligsten sind, weil das kleinste von diesen 18 Fuß, das Ponton hingegen gewöhnlich bis 30 Fuß Länge hat, woraus der Uebelstand entspringt, daß 1) sie niemals den Späherblicken der Spione und Aufpasser entgehen, während von allen Artilleriewagen doch gerade sie es sind, die dem Bemerken des Feindes zu entziehen wichtig ist; 2) da sie mit großer Geräuschlosigkeit an das Flußufer fahren müssen, um sich dem Feinde am andern Ufer nicht zu verrathen, so finden sie die größten Schwierigkeiten, weil in der Nähe der Flüsse häufig Moräste, Lachen oder Deiche sind. Es möchte daher, um allen diesen Uebelständen zu entgehen, zweckmäßig erscheinen, das Ponton in vier Fächer (Kasten — boné) zu theilen, jedes von 8 bis 9 Fuß Länge, die zusammen das Tragvermögen eines Pontons, zum Passiren großer Flüsse, haben würden, und

die man unter sich durch Haken vereinigen würde, woraus der Vortheil erwüchse, daß 1) solcher Kasten (boué) nur 500 bis 600 Pfd. wiegen, und also sehr hantierlich seyn würde, 2) daß sie auf jeder Art von Wagen, die ein Beobachter von andern Artillerie-Wagen nicht zu unterscheiden vermöchte, fortgeschafft werden könnten, 3) daß man, da das Ponton (la pile — Unterzug?) nunmehr aus 2, 3 oder 4 Kasten zusammengesetzt ist, ohne seine Dienstfähigkeit zu unterbrechen, einen davon entnehmen könnte, um ihn auszubessern; man brauchte das Ponton (pile) auch nur aus 2 oder 3 Kasten zusammenzusetzen, wenn man keine hinreichende Anzahl davon hätte, um es auf 4 zu ergänzen. Diese Kasten können immer um einige Zoll unters Wasser sinken, ohne daß die Brücke die mindeste Gefahr läuft. Die 4 Kasten, die also ein Ponton ausmachen, würden nur die Hälfte des Tragevermögens des Pontons haben; denn bei den 155 Kubikfuß eines Pontons werden 76 Kubikfuß desselben für den aus dem Wasser hervorragenden Theil gerechnet, der nie untergetaucht werden darf, damit man gegen unvorhergesehene Fälle gesichert bleibt. Also würden 4 Kasten von Kupfer oder Holz bessere Dienste leisten, als das Ponton von 155 Kubikfuß selbst. —

Der Kubikfuß Korkeiche wiegt 16 Pfd., Wasser 70 Pfd.; jeder Kubikfuß Kork kann also 54 Pfd. tragen. Ein Ponton, welches von Kork und ganz massiv wäre, würde 1600 Pfd. wiegen, 100 Kubikfuß groß seyn, und 5400 Pfund tragen können; rechnet man 1000 Pfd. für das Gewicht der Brückensohle, gebildet aus Streckbalken und Bohlen, ab, so blieben doch noch 4400 Pfd. (Tragvermögen), was hinreichend ist für den Uebergang der

Kriegs-

Kriegsfahrzeuge. Theilte man dies Kork-Ponton in 4 Kasten (boués), jeden zu 25 Kubikfuß, so würde es 400 Pfd. wiegen und 1350 Pfd. tragen. Welche Vortheile würde eine aus ihnen gebaute Brücke nicht bieten? — Das Anprallen fremder Körper, der Wechsel der Witterung und das Geschützfeuer würden sie nie zum Sinken bringen, sie würde den wahren Charakter einer Kriegsmaschine haben, Dauer, Verläßlichkeit (solidité), Einfachheit. Bei einer so zusammengesetzten Brücke könnten nach Umständen die Unterzüge (pile), je nach der vorhandenen Anzahl, der Breite des Flusses oder des Bedürfnisses an Tragfähigkeit aus 1, 2, 3, 4, 5 oder selbst 6 Kasten bestehen. Die Wagen, welche diese Kasten führen, brauchten nicht mehr dicht an's Flußufer zu fahren, die Kasten könnten von den Leuten leicht auf den Armen eine Strecke von 100 oder 200 Toisen getragen werden.

Die Orientalen bedienen sich der Bockfelle, um Flüsse zu passiren. Ein Schlauch enthält 9 Kubikfuß, und hat 36 Geviertfuß von Fellen zur Oberfläche, die 18 Pfd. wiegen, 10 Schläuche wiegen 180 Pfd.; demnach könnte ein einziger Wagen eine genügende Anzahl für 10 Unterzüge (piles), also für eine Brücke über einen 30 Toisen breiten Fluß, fortschaffen. Man könnte die Wandelbarkeit dieser Schläuche, daß sie leicht platzen, als Einwurf aufstellen; die Antwort liegt aber in der Konstruktion der Unterzüge, die, wenn sie aus 10 Schläuchen bestehen, wenig zu befürchten geben.

Zwölf Pfund Kork geben einen Gürtel, der, unter den Armen (aisselles) befestigt, einen Mann über dem Wasser hält, so daß er sein Gewehr gebrauchen kann. Einige solcher Gürtel mit einer gleichen Anzahl Korksoh-

len und Beinkleider von wasserdichter Leinwand wären eigentlich für jede Pontonier-Kompagnie nothwendig, damit sie Kähne holen können, und mehr Zuversicht erhalten, wenn sie beim Brückenbau im Wasser arbeiten.

Ein Gürtel von Bockfell, aus 6 Abtheilungen bestehend, und im Ganzen einen Kubikfuß Luft enthaltend, hält, unter den Armen befestigt, einen Mann über dem Wasser und wiegt nur ein halbes Pfund. Die Trennung in 6 Abtheilungen hat den Vortheil, daß, wenn 1, 2 oder selbst 3 platzen, die 3 andern genügen, um den Mann schwimmend zu halten. Dergleichen Gürtel, die kein Hinderniß verursachen und ohne Gewicht sind, wären, ebenso wie Korksohlen und Beinkleider von wasserdichter Leinwand, von sehr gutem Nutzen, wenn man sie unter Umständen an Tirailleure vertheilte, damit sie auf Teichen, Flußarmen oder Wassergräben manövrirten, und eine gewisse Anzahl davon müßte jeder Infanterie-Kompagnie geliefert werden. Es ist überhaupt nothwendig, eine große Anzahl guter Schwimmer bei jeder Kompagnie und Eskadron zu haben." —

Nach Beendigung dieser „Observation" Napoleon's, durch die wir, zu Gunsten der Parallele, die er selber zwischen sich und Cäsar zieht, den Faden unserer historischen Aufzählung merkwürdiger Bockbrücken antizipirt haben, kehren wir auf den Abweichungspunkt zurück. — Außer Cäsar's Rheinbrücke bietet uns die Altzeit keine von wesentlicher Bedeutung dieses Genre's. Scipio's Sperrung des Duero durch ein Pfahlwerk bei der Belagerung von Numantia war keine eigentliche Brücke, sondern glich mehr spanischen Reitern im Großen.

Das Mittelalter ist etwas reicher an Beispielen dieser Art von Brücken. Karl der Große baute bei

Mainz eine Pfahlbrücke über den Rhein, die ihm viel Mühe und 10 Jahre Zeit gekostet haben soll; und höchst interessant in mehrfacher Beziehung ist jene des Herzogs von Parma bei der Belagerung von Antwerpen. Um den Belagerten jede Kommunikation abzuschneiden, hielt er es für nothwendig, die Schelde durch eine Brücke unterhalb der Stadt zu sperren; er führte dies auch aus, trotz dem, daß der Strom 2400 Fuß breit, gegen 60 Fuß tief war, und die Fluth außerdem noch an 12 Fuß stieg. — Mit zuletzt 70 Fuß langen eingerammten Balken baute er eine Pfahlbrücke von beiden Ufern zugleich, bis auf eine 1250 Fuß breite Lücke in der Mitte des Stromes, wo derselbe zu tief wurde; diese wollte er durch 22 Schiffe zulegen. Er ließ dieselben von dem eben eroberten Gent kommen und bis Rüpelmonde die Schelde hinabfahren. Bei Borcht gingen sie durch den von den Niederländern durchstochenen Scheldedamm über die unter Wasser gesetzten Felder bis Antwerpen. — Allein diese Schiffe genügten noch nicht, auch fehlte manches andere Material; auf dem oben bezeichneten Wege konnte man Nichts mehr erhalten, da die Niederländer bei dem Deichdurchbruch ein Fort angelegt hatten, um ähnlichen Fällen vorzubeugen. Deshalb nun ließ Parma den Kanal von Steeken bis Calor, wo er wieder in die Schelde mündete, graben, um auf ihm die Brückenschiffe rc. kommen zu lassen.

Gustav Adolph ging 1631 im Angesicht des Feindes und trotz dessen Kreuzfeuer aus zahlreichen Batterien auf einer Bockbrücke über den Lech. Das höchst ungleiche Flußbette verzögerte noch dazu den Bau der Böcke, da an einem und demselben die Pfähle oft um einen Fuß verschieden lang gemacht werden mußten. Ein starker Rauch, der aus angezündetem grünen Holze entwik-

keit wurde, verbarg einigermaßen den wahren Uebergangs- punkt. — 1792 ließ der französische General Anselme bei St. Laurent eine Pfahlbrücke über den 1950' breiten Var schlagen; und 1799 gingen die Franzosen auf einer Bockbrücke bei Azmoos über den Rhein. — Eblé's Brückenbau über die Beresina ist so allgemein bekannt, daß es, in der Aufzählung merkwürdiger Beispiele dieser Art, genügt, durch namentliche Aufführung desselben den betreffenden Artikel dieses Abrisses zu vervollständigen, und an ihn nur zu erinnern. Ein Gleiches gilt theilweise von den Bockbrücken, die in dem russischen Feldzuge 1812 über die Dwina, bei Surai, die mit wenigen Hülfsmitteln bei einer Wassertiefe von 5' und einer Länge von 185' in 8 Stunden beendet war, und über die Moskwa gebaut wurden. Das nöthige Holz zu den Brükken entnahm man meistentheils von den elenden Bauerhütten, die an den Ufern zerstreut lagen; und bei der letztern, wo nur eine einzige Kabache in der Nähe war, von der man nur wenige hinreichend starke Holztheile erhielt, fand man nach vielem Umhersuchen einige versenkte Flöße, die mehrfach auf einander gestapelt waren, um auf den Grund zu gehen.

b) Wagenbrücken (Rollbrücken). Sie können nur bei schmalen und nicht über 5' tiefen Flüssen angewendet werden. Die Achsen dienen statt der Böcke, und man kann mit einem solchen etwa 45' überbrücken; ist der Fluß breiter, so müssen mehr Wagen genommen werden. — Die Engländer bedienten sich 1809 in Holland dergleichen Brücken, wozu sie, statt der Wagen, eigends zugerichtete zweirädrige Karren mit sich führten. — Im April 1823 ging ein Theil des 4ten Korps der fran-

zösischen Armee in Spanien auf einer Wagenbrücke bei Crespia über die Fluvia.

c) Schanzkorbbrücken. Es giebt bekanntlich 2 Arten, sie zu bauen, indem entweder die leeren Körbe nebeneinander in der Richtung des Stromes, und bis zur erforderlichen Höhe übereinander gelegt, und oben zur Bildung der Brückensohle mit Strauch ausgeglichen werden; oder indem man die Körbe (von 3 bis 4' Durchmesser) mit Zwischenräumen nebeneinander, und zur erforderlichen Breite der Brücke hintereinander senkrecht in den Fluß stellt, einen Pfahl in die Mitte schlägt, den Schanzkorb mit Erde, Strauch rc. ausfüllt, oben durch einen Kranz mit dem Pfahle verbindet, und darauf die Brückendecke legt. — Im Jahre 1793 hatten die Kaiserlichen eine Schanzkorbbrücke über die Inundation der Sau bis an das Ufer derselben geschlagen. Eine Schiffbrücke führte über den Fluß selbst.

d) Brettstapelbrücken. Bei seichten, nicht über 3 bis 4' tiefen Flüssen kann man die Unterzüge auch aus einer entsprechenden Anzahl aufeinandergeschichteter, miteinander festverbundener Bretter, sogenannter Brettstapel, bilden. — Beispiele der Anwendung liegen nicht vor. — Hiermit schließt sich dieser Abschnitt von den Brücken auf festen Unterlagen, und es bleibt nur noch der folgende anzuführen übrig, der eine eigene Kategorie bildet, nämlich:

III. Hängende Brücken, Seil- und Kettenbrücken.

Die letzteren dürften schwerlich als eigenthümliche Kriegsbrücken gelten; wir beschäftigen uns deshalb nur

mit den ersteren. — Von diesen giebt es zwei Arten, nämlich 1) solche, bei denen die Brückensohle blos von Tauen, die quer über den Fluß rc. gespannt sind, getragen wird, und 2) solche, wo diese Taue noch durch Widerstandsböcke, die im Fluß stehen, getragen und von anderen Tauen, die in einiger Höhe über ihnen gespannt sind, gehalten werden. — Diese letztere Gattung soll aber zu umständlich, und deshalb weniger anwendbar, wenngleich im Ganzen solider als die andere, seyn [1]). — Die Anwendung, der ersteren Art namentlich, von Seilbrücken, ist schon sehr alt; in vielen Gegenden Süd-Amerika's, Ostindiens und China's soll man sie bereits vorgefunden haben. — Im Hugenottenkriege ließ der Admiral Coligny 1569 eine Seilbrücke bei Poitiers über den Clain werfen. — Bei der Belagerung von Villemur 1592 hatte der Herzog von Joyeuse eine solche über den Tarn gezogen. Bei einem Ausfalle wurden die Belagerer zurückgetrieben, drängten sich auf der Brücke zusammen, so daß diese zerriß, und Alle, die sich auf ihr befanden, ertranken, der Herzog selbst mit. — Prinz Heinrich von Oranien gebrauchte 1631 bei seinen Unternehmungen gegen Gent und Brügge ebenfalls Seilbrücken, und 1742 kamen sie auch in Italien zur Anwendung. — Im Jahre 1810 wurde von den Engländern unter dem Oberstlieutenant Sturgeon eine Seilbrücke über einen gesprengten Bogen der steinernen Brücke von Alcantara über den Tajo ausgeführt, und gegen Ende des Jahres 1810 ließ General Tirlet bei der französischen Armee von Portugal in der Nähe von Punhéte

1) Handbuch des Pionierdienstes von Oettinger rc.

über eine 83' breite Schlucht eine Seilbrücke als Versuch herstellen [1]).

In Westindien soll man sich eines ähnlichen Kommunikationsmittels bedienen, welches, wenngleich nicht zu kriegerischen Zwecken geeignet, doch der Kuriosität wegen mit angeführt zu werden verdient. An einem starken, über den Fluß oder über eine Felsenschlucht gespannten Taue hängt eine Art Hängematte in beweglichen Rollen, in die sich der Wanderer legt, und von Seilen, welche an dieselbe befestigt sind, hinüber ziehen läßt. Pferde, Maulthiere &c. werden dazu in Gurte gehängt [2]).

---

1) Haillot, übersetzt von Oettinger.

2) Irgendwo steht auch geschrieben zu lesen, daß — fide major et incredibile dictu! — kühne Nilbewohner einen Kaiman sich in einem vorgehaltenen Stabe verbeißen lassen, und dann auf ihm über den Fluß reiten, indem sie sich jenes Knüppels als Zügel bedienen.

IV.

Das Griechische Konskriptions-Gesetz vom Jahre 1838.

Indem wir beabsichtigen, ein National-Heer zu bilden, haben wir in Bezug auf das Gesetz vom 10. September 1825 No. 53 nach Vernehmung unseres Staatsrathes beschlossen, und verordnen wie folgt.

Art. 1. Es ist Pflicht eines jeden Griechen, nach folgenden Bestimmungen seinem Vaterlande in dem National-Heere zu dienen.

Art. 2. Das National-Heer wird durch Einreihung von Freiwilligen und durch Konskription gebildet. Die Dauer der Dienstzeit bleibt auf 4 Jahre festgesetzt, vom Tage der Einreihung in eines der Korps des Heeres an gerechnet.

Art. 3. Die Ergänzung der Land- und Marine-Truppen findet gemeinschaftlich aus den Bewohnern des Festlandes und der Inseln Statt.

Die Bewohner der Inseln werden zur Ergänzung des Landheeres beitragen, wenn der sie treffende Beitrag das Bedürfniß des Marine-Dienstes überschreitet. Die von ihnen hierzu gestellten Soldaten sollen vorzugsweise

zur Beschützung der Küstengegenden und, so weit es möglich ist, in der Artillerie verwendet werden, um erforderlichen Falles in den Dienst der Marine-Artillerie aufgenommen werden zu können. Tritt hingegen der Fall ein, daß die Bewohner des Festlandes zur Ergänzung der Marine beitragen müssen, so werden hierzu wo möglich die Küstenbewohner genommen.

Art. 4. Die zur Bildung und Ergänzung des Heeres nöthige Anzahl von Soldaten wird auf die Gouvernements verhältnißmäßig zu ihrer Seelenzahl vertheilt. Ebenso wird dieselbe von den Eparchial-Räthen auf die Gemeinden repartirt. Bis die Eparchial-Räthe in das Leben treten, hat die Repartition unter den Gemeinden durch die Gouverneurs zu geschehen. Den Gemeinden liegt die Obstellung der eine jede treffenden Anzahl von Soldaten ob.

Art. 5. Nach Vertheilung des treffenden Kontingents, und noch ehe die Rekrutirung geschieht, sollen öffentlich von den Demarchen diejenigen aufgefordert werden, welche freiwillig eingereiht werden wollen, wenn sie für dieselbe tauglich sind, und insofern bei demselben ein Zugang nothwendig ist.

Die Zahl der Freiwilligen wird von der die Gemeinde treffenden Total-Summe abgezogen, für die übrigen entscheidet das Loos.

Art. 6. Es ist das Alter von 18 bis 30 Jahren erforderlich, um sich freiwillig anwerben zu lassen; wer jedoch bereits früher schon Militairdienste geleistet hat, kann bis zu seinem 35sten Lebensjahre noch angenommen werden. Er muß eine Größe von 1,56 Metres und keine körperlichen Gebrechen haben, welche ihn zum Militairdienste untauglich machen, auch ein entsprechendes

Aufführungszeugniß von dem Demarchen seines letzten Wohnortes beibringen.

Art. 7. Der Konskription sind alle Griechen vom 18ten bis zum 24sten Lebensjahre, und nur ausnahmsweise für die erste Aushebung jene vom 18ten bis zum 30sten Lebensjahre unterworfen.

Art. 8. Ausgeschlossen von der Ehre, in die Armee eingereiht zu werden, bleiben jedoch diejenigen, welche die Bestimmungen des allgemeinen Strafgesetzes. Art. 22 und 23 nach der Novelle (Bekanntmachung) vom 20. Mai (1. Juni) 1836 (Reg. Blt. 1836 No. 21) hiervon ausschließen.

Art. 9. Die Gemeinde haftet für die sittliche und physische Tauglichkeit ihrer Rekruten, indem sie die Verpflichtung hat, jeden, welcher bei seiner betreffenden Heeresabtheilung aus gesetzlichen Gründen zurückgewiesen wird, dann jeden, welcher innerhalb eines Jahres, vom Tage seiner Einreihung an, desertirt, zu ersetzen.

Art. 10. Gesetzmäßig sind zum Militairdienste nicht verpflichtet:

1) Alle Verheiratheten und Wittwer mit Familie, welche noch vor der Bekanntmachung des gegenwärtigen Gesetzes in den Stand der Ehe getreten waren.

2) Alle, welche seit unserer Ankunft in Griechenland bereits schon einer vierjährigen Dienstzeit im regulairen Heere Genüge geleistet haben.

3) Diejenigen jungen Leute, welche sich am Gymnasium oder an der Universität oder in dem Schullehrer-Seminar als wirkliche Schüler und ordentliche Zuhörer befinden, wie auch diejenigen, welche sich definitiv für den geistlichen Stand ausbilden, und überhaupt jene, welche in einer Erziehungsanstalt auf öffentliche Kosten

für den Staatsdienst herangebildet werden, wenn sie entsprechende Zeugnisse über Sittlichkeit, Fleiß und Talent beibringen.

4) Wer in den Stand des Geistlichen, Lehrers oder Amtes eingetreten ist.

5) Die einzigen Söhne und jene, welche nach dem Ableben der übrigen allein übrig geblieben sind; ferner der Aelteste unter zweien oder mehreren durch das Loos zum Militairdienste berufenen Söhne, wenn diese alle zum Dienste tauglich sind, und wenn kein anderer Sohn vorhanden ist, welcher das 18te Lebensjahr erreicht hat. Ist aber der älteste Sohn blind, oder durch ein anderes Uebel bleibend erwerbsunfähig, so gelten alle obigen Bestimmungen für den ältesten aller Enkel; sie gelten desgleichen für den einzigen Waisen oder ältesten unter den Waisen einer jeden Familie, wenn diese Ländereien besitzt. Endlich ist jeder Bruder frei, welcher Vormund oder Kurator seiner unmündigen Geschwister ist.

6) Jeder, welcher das Maaß von 1,56 Metres nicht hat, bezüglich der Einreihung in die Landarmee.

Wenn jedoch die Aerzte Hoffnung geben, daß er die Normalgröße erlangen werde, fällt dieser Befreiungsgrund hinweg.

7) Jeder, der wegen körperlicher Gebrechen zum Militairdienste unbrauchbar ist.

Art. 11. Jeder Militairpflichtige hat das Recht, sich durch Einstellung eines Ersatzmanns seiner Verbindlichkeit zu entledigen.

Der Ersatzmann muß alle Eigenschaften besitzen, welche von dem gegenwärtigen Gesetze überhaupt für den Eintritt in das Nationalheer gefordert werden, und darf auf demselben keine eigene Konskriptionspflichtigkeit

lassen. Wenn der Konskribirte bereits definitiv in ein Korps eingereiht worden ist, muß er einen Ersatzmann beibringen, welcher bereits 4 Jahre im regulairen Heere gedient hat, wobei verstattet wird, daß ein noch dienender Unteroffizier oder Soldat von guter Aufführung schon nach Verlauf einer dreijährigen Dienstzeit als Ersatzmann eintreten, jedoch mit Vorbehalt der Vollendung seiner eigenen noch auf sich habenden Dienstzeit.

Art. 12. Alle, welche glauben, daß sie gegen die Bestimmungen des Gesetzes in die Zahl der Konskribirten aufgenommen werden, ebenso alle, welche die Klage haben, daß Einer oder der Andere, welcher der Konskription hätte unterworfen werden sollen, aus den Listen ausgelassen wurde, haben das Recht, sich mit ihren Beschwerden an den betreffenden Gouverneur zu wenden, wenn sie von dem Gemeinde-Rathe abgewiesen wurden. Gegen die Beschlüsse des Gouverneurs steht der Rekurs an das Ministerium des Innern offen, ohne daß jedoch der Vollzug der Konskription aufgehalten werden könnte.

V.

Artilleristische Miscellen.

Von

H. W. Arcona.

(Schluß.)

6.

Wenn die Scharten einer Belagerungsbatterie demontirt sind, und wenn diese Scharten, gegen welche der Belagerte ein heftiges Kartätschfeuer unterhält, dieses Feuers ungeachtet ausgebessert werden sollen, so wird sich dies ohne großen Verlust an Menschen in nachstehender Art ausführen lassen, wenngleich es zugestanden werden muß, daß der Verfasser eine jede andere Weise, welche zum Ziele führt, anzuerkennen gesonnen ist.

Sollte es der Fall seyn, daß in der Batterie vorräthige Bettungsbohlen und dergleichen Rippen vorhanden sind, so werden diese zu dem vorhabenden Zwecke benutzt; sollte dies Material sich aber nicht vorfinden, so ist man gezwungen, die Geschütze neben die Bettungen einstweilen zu stellen, und die letztern aufzureißen. Hiernächst wird eine Bettungsbohle in die hintere Schartenöffnung aufrecht gestellt, ein Mann steigt in die letztere, benutzt die Bohle als Deckung, und trägt dieselbe, welche ihm zugleich Schutz gegen die Kartätschkugeln gewährt, bis an die vordere Schartenöffnung, wo er stehen

bleibt; ein zweiter Mann folgt ihm in derselben Art und stellt sich neben ihn, seine Bohle ebenfalls vor sich haltend; allenfalls kann dies auch noch mit einem dritten Mann und einer dritten Bohle geschehen. Unter dem Schutze dieser drei Fuß breiten Deckung kann mit ziemlicher Sicherheit eine Bettungsrippe durch die Scharte gebracht und auf der Krone der Brustwehr, an der vordern Kante derselben, niedergelegt werden; an diese Bettungsrippe werden die drei nach vorn gebrachten Bohlen mit ihrem obern Ende angelehnt, und es werden jetzt ohne Beschwerde noch andere 6 Bohlen zur ganz vollständigen Blendung der Scharte, welche die arbeitenden Leute vor jeder feindlichen Kartätschkugel sichert, an Ort und Stelle gebracht werden können.

Dem Verfasser ist es bekannt, daß in dem vorigen Falle meist immer mit Strauch und Faschinenstücken gefüllte Körbe angewendet, und mit solchen die demontirten Scharten vorn ausgesetzt und geblendet werden. Wer aber den Versuch praktisch ausgeführt hat, wird sich überzeugen, daß nach Rom zwar mehr Wege führen, daß dem Einen jedoch dieser, dem Andern jener Weg gefällt, und so dürfte es sich auch ereignen, daß mehrfach dem Vorschlage des Verfassers beigepflichtet, mehrfach aber auch wieder anderen Manieren gefolgt wird.

Zum Schluß ist nicht zu vergessen, daß nach beendeter Ausbesserung der Scharte die Bettungsbohlen und Rippen in gleicher Art zurückgebracht werden, wie man sie vorbrachte, und daß der Zeitverlust, die Bettung aufzureißen, und dieselbe von neuem zu legen, nicht in Betracht gezogen werden kann, schon deshalb nicht, weil es vielleicht noch zeitraubender ist, bei einer andern Manier die Schanzkörbe — N.B. wenn solche auch immer vorhanden sind — mit Strauchwerk zu füllen, und sie so zu handhaben, daß der Zweck erreicht wird. Sobald die Bettung gelegt ist, bringt man das Geschütz auf dieselbe.

I.

Die Befestigung von Paris und ihre Bedeutung für Mit- und Nachwelt.

(Geschrieben Mitte April 1841.)

Was vorauszusehen war, ist erfolgt. Die Pairskammer hat sich mit dem Befestigungs-Entwurf von Paris einverstanden erklärt. Die königliche Genehmigung wird nicht lange auf sich warten lassen, und von Stunde an ist Frankreichs Lage eine ganz andere geworden, die es wohl der Mühe lohnt, etwas genauer ins Auge zu fassen.

Vom militairischen Standpunkte aus betrachtet, ist wohl nur wenig darüber zu richten. Man hat gesagt, daß dieser neue Wall den Fremden das Gelüste vertreiben würde, Frankreich anzugreifen. Ob der Zweck die Ausgabe rechtfertigt, ist eine Frage, die wir um so weniger zu untersuchen haben, als gewiß nur Frankreich einzig und allein an solch einen Angriff denkt. Keine europäische Macht hat Gelüste, Frankreich zu erobern. Mißt man, wie Jener die Furcht Philipp's nach dem Bau des Escurial, die Besorgniß Frankreichs nach dieser dadurch in den Augen der Erwählten der Nation gerechtfertigten Ausgabe, so muß die Besorgniß sehr groß

und das Gefühl der Schwäche sehr bedeutend seyn. Aber auch darüber geziemt uns kein Urtheil, denn ein Jeder weiß am besten, wie seine Lage beschaffen ist. Nur darauf müssen wir aufmerksam machen, daß Deutschland, ohne bisher eine so kompakte Masse, wie Frankreich darzubieten, eine ähnliche Besorgung nicht blicken ließ, sondern, so zu sagen, als Gegensatz ein ruhiges Selbstvertrauen in sich erkannte, das von Gesundheit zeugt, wenn anders bei Staaten, wie bei Menschen, Kraftgefühl ein Beweis von Gesundheit ist. Worin diese Gesundheit besteht, wie sie sich außerdem äußert, überlassen wir dem Urtheile des Lesers, der vielleicht geneigt seyn wird, sie theilweise der historischen Entwickelung der meisten unserer Staats-Organisationen zuzuschreiben.

Viele Redner haben sich aber auf Vauban's bedeutende Autorität berufen, um, nach ihrer Ansicht, den Werth dieser Befestigungen in das wahre Licht zu setzen. Gewiß ist Vauban ein ganz kompetenter Richter, doch nur vor französischen Kammern war eine solche Berufung möglich, ohne Einwendungen zu besorgen. Es ist dort nur einem Redner, dem Gr. v. Harcourt, eingefallen, daß zur Zeit Vauban's das Areal von Paris um mehr als die Hälfte kleiner war, und, was mehr noch bedeutet, daß die Einwohnerzahl nur etwa ein Drittel von dem betrug, was sie jetzt ist.

Niemand aber hat erwähnt, daß Vauban die Befestigung von Paris als wirksam zu einer Zeit ansah, wo alle Grenzen verschanzt waren, und eine Armee von 50,000 Mann im Felde zu den größten Seltenheiten gehörte, wo die erfahrensten Militairs ein stärkeres Heer unter einem Kommando als eine Unmöglichkeit ansahen, mithin bei der damaligen Kriegführung höchstens

eine Parthei von einigen tausend Mann auf wenige Tage vor Paris erscheinen konnte. . . . .

Alle diese hier angeführten Verhältnisse haben sich dermaßen geändert, daß man denselben Maaßstab nicht mehr anlegen darf. Will man Vauban's Ansichten in der jetzigen Lage kennen lernen, so muß man nach seinen Grundsätzen über Angriff und Vertheidigung gründlich forschen, um zu ermitteln, wie die militairische Wirksamkeit dieser gigantischen Arbeit sich herausstellen dürfte, und da möchte sich ein ganz anderes Resultat ergeben. Keiner wußte besser, als Vauban, welchen Einfluß auf die Vertheidigung eines Platzes die Verpflegung und der Geist einer starken Bevölkerung hat. Seine eigenen Anlagen in großen und kleinen Städten sprechen sich darüber unzweideutig aus.

Dennoch aber ist es gewiß, daß, wer Paris nimmt, Frankreich wie es jetzt ist, erobert hat. Dies eben ist der Fluch für jede, die Centralisation übertreibende Regierungsform, die alle Lebensfäden des Staats, möchte man es nennen, in die Hauptstadt direkt zusammenkommen läßt. Will man auch, wie es Napoleon that, die Regierungs-Elemente sich aus derselben entfernen lassen, so sind damit jene Fäden nicht abgeschnitten, sie können nicht so leicht dem Hoflager folgen, und so bleibt der Einfluß der Hauptstadt unverändert. Daraus haben die meisten erleuchteten militairischen Schriftsteller mit Recht geschlossen, daß der Sitz einer solchen Regierung nothwendig gegen den äußern Feind bedeckt, geschützt, ja befestiget werden müsse. Wollten sie aber deshalb die Hauptstadt selbst, so fern sie die größte des Landes war, befestigen?

O nein!

Mehr oder weniger sind sie alle darüber einig, daß

eben um diesen Zweck zu erreichen, eine besondere Regierungs-Hauptstadt errichtet werden müsse, welche dann, von mäßiger Größe, mit Allem wohl versehen, und keinen fremden Einflüssen zugänglich, der materiellen und kommerziellen Hauptstadt der Massen das Gleichgewicht halten würde.

Eine Befestigung der kommerziellen 2c. Hauptstadt, eine Absperrung des Staatslebens, so zu sagen, in ihr, wird niemals dieselben Resultate hervorrufen. Hier spielen ganz andere Elemente mit. Die Masse der Bevölkerung, namentlich einer großen Stadt, hat nur für die materiellen Interessen Sinn. Diese muß bei der Vertheidigung bewaffnet werden. Sobald nun jene Interessen unvermeidlich leiden, wird der Geist des Widerspruchs rege, was unfehlbar auf die Vertheidigung nur lähmend einwirken kann. Napoleon wußte, was bewaffnete Massen vermögen, welchen Einfluß sie ausüben. Als er aber im Jahre 1815 zu ihrer Bewaffnung in Paris schreiten mußte, hütete er sich wohl, sie dort zu lassen, sondern er organisirte schnell und entfernte aus Paris, zur Vertheidigung der Landesgrenze, was ihm in der Hauptstadt gefährlich werden konnte. Billig läßt sich also bezweifeln, daß er für die Vertheidigung von Paris auf die Einwohner gerechnet haben würde, wenn er es auch gesagt hat, weil er, wie Talleyrand, von dem Grundsatze ausging, „daß die Sprache dem Menschen verliehen ist, um seine Gedanken zu maskiren“. Thiers, und die ihm nachtreten, rechnen zwar auf die aus dem produzirenden Bürgerstande hervorgegangene Nationalgarde; diese wird aber gefährlicher werden, als der etwanige Belagerer. Ungestüm wird ihr Verlangen nach Kapitulation sich äußern, sobald Mangel an Erwerb und an Lebensbequemlichkei-

ten eintritt; bis zur Hungersnoth lassen es gerade diese gewiß nicht kommen, und zu ihren Lebensgewohnheiten gehören viele Dinge, die täglich frisch vom Lande in die Stadt gebracht werden müssen, und die bei der geringsten Bewachung der Eingänge unvermeidlich vom Markte verschwinden. Gerade diese Volksklasse, die wieder auf den Proletar den größten Einfluß hat, weiß zu rechnen und wird bald das Fazit ziehen, wie der momentane Aufenthalt des Feindes ihr weniger kosten wird, als eine auch noch so kurze und siegreich durchgeführte Vertheidigung. Die „Gloire" ist für sie nur so lange von Werth, wie sie ihr Gelegenheit zur Prahlerei bietet: wo sie aber in Gestalt zu zahlender runder Thaler erscheint, wird sie ihr unbedenklich zur verwerflichen Leidenschaft. Eine Hauptstadt ist einmal, durch ihre eigenthümliche Zusammenstellung, immer egoistisch: nur, wenn ein ungeheurer Druck vorausgegangen ist, der die materiellen Interessen auf das Tiefste verletzt hat, wird sie eines bedeutenden kriegerischen Aufschwunges auf kurze Zeit fähig. Daher traut der Großstädter auch nie den meist vereitelten Versprechungen des Ersatzes für erlittene derartige Verluste; er weiß ganz gut aus Erfahrung, daß dieser Ersatz mindestens lange auf sich warten läßt, die Mittel dann erschöpft sind, oder nicht mehr ausreichen, und später das Gedächtniß nicht vorhält. Er zieht daher eine Konvention mit dem Feinde vor, die ihm sicher nebenbei andern Verdienst verspricht, wogegen die eigene Regierung während der Belagerung auf Kredit zu nehmen sich veranlaßt sehen wird.

Somit dürfte die Befestigung von Paris, was die Vertheidigung gegen einen äußeren Feind anbelangt, von um so geringerem Einflusse seyn, als die Vertheidigung

en sich mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist. Von allen andern Umständen abgesehen, wolle man den einzigen berücksichtigen, daß die Umwallungslinie, in den Forts gemessen, eine Peripherie von 13,500 Ruthen oder sechs und drei Viertel deutschen Meilen umfaßt, und daß diese mithin mehrere ausgedehnte Schlachtfelder darbietet, auf welchen unbemerkt der Feind mit seiner ganzen konzentrirten Masse wirken kann, wodurch alle Einheit der Vertheidigung jeden Augenblick von einem klugen Angreifer zerrissen werden muß, und jeder Ueberfall entschieden ist, ehe die Reserven herbeigezogen werden können. Freilich dürfte entgegnet werden, daß eben diesem Uebelstande die zusammenhängende Umwallung abhelfen soll. Man wird aber hier in die Wage legen müssen, daß auch diese einen Umkreis von 8250 Ruthen, oder vier und ein Achtel deutsche Meilen hat, wo denn doch die Heranziehung der im Zentro aufgestellten Reserve, durch die engen und krummen Straßen von Paris, nicht ohne Bedenken ist, und noch schwieriger wird, wenn sie nicht im Zentro steht.

Viel wichtiger ist die politische Bedeutung für ganz Europa, sofern die Ansicht der Rhetoren richtig ist, daß Frankreichs Lage dadurch, den Mächten gegenüber, eine neue wird, die es zuläßt, kräftiger und nachdrücklicher in allen europäischen Fragen aufzutreten, und eine seiner würdige Stellung anzunehmen, was, in das Deutsche übersetzt, so viel heißt, als seinen Willen überall als Gesetz geltend zu machen. Wäre dies der Fall, so würde die Sache von hoher Bedeutung werden, und Europa ein Recht zum Einspruch haben. Ziehe man aber die Geschichte zu Rathe, so sieht man, daß Frankreich seinen Nachbarn zu einer Zeit gefährlich wurde, wo es noch

keine befestigte Hauptstadt hatte; daß es da sich nicht besann, seinen Willen klar, positiv und peremtorisch auszusprechen, und daß mithin doch wohl nicht die Umwallung der Hauptstadt dazu nöthig seyn möchte. Ferner erkennt man sogar aus den Reden der Vertheidiger des Gesetzes, daß diese Kraft, die man gewinnen will, daraus erstehen soll, daß man der Furcht enthoben ist, die Hauptstadt bei dem geringsten Unfall in Feindes Hand zu sehen. Furcht wäre mithin durch Wälle zu Muth umzustempeln! Dawider spricht wieder die Erfahrung, und es dürfte daher dies moralische Resultat sehr zu bezweifeln seyn.

Befremdlich muß aber vollends diese Ansicht erscheinen, wenn man bedenkt, daß die ganze Maaßregel von einem König herrührt, der, vom ersten Augenblicke seiner Regierung an, die größten Garantien für seine auf Frieden Glück gerichtete Bestrebungen gegeben hat. Er scheint in der Maaßregel das eigentliche Komplement einer kräftigen und tüchtigen konstitutionellen Regierung zu erkennen, und in diesem Sinne lohnt es sich allerdings, die Befestigung von Paris zu beleuchten. Der König herrscht, er regiert nicht: diesem Grundsatze seiner Monarchie hat der König Louis Philipp nie widersprochen; sollte er vielleicht mit dem Herrschen einen andern Begriff verbinden, als man gewöhnlich in der revolutionären Sprache thut? Und dürfte nicht diese Befestigung zum Verständniß führen? Louis Philipp hat die Lehren der ersten und zweiten Revolution nicht vergeblich an sich vorübergehen lassen, er ist ein scharfer Beobachter, ein Menschenkenner wie nur wenige; keiner weiß genauer die schwachen Seiten der ihn umgehenden Parteien zu benützen, um seine Zwecke zu erreichen. Ihm ist es nicht entgangen, daß Ludwig XIV. nicht ohne

Grund den Sitz seiner Regierung außerhalb Paris verlegte, und in seinem Versailles eine Regierungs-Hauptstadt gründete, welche Paris die Waage in politischer Hinsicht hielt. Er hat gesehen, wie die Revolution, um ihre Zwecke erreichen zu können, Ludwig XVI. nach Paris holte, wie Napoleon sich in St. Cloud aufhielt, um die Hauptstadt mehr im Zaum zu halten, wie endlich Karl's X. Sturz wesentlich dadurch erleichtert wurde, daß er bei nur schwacher Besatzung zu nahe an der Hauptstadt war, und andere Fehler beging, die hier nicht weiter zur Sache gehören; denn hätte er, wie Napoleon, die nöthigen Truppen in und um Paris gehabt, so wären alle Anstrengungen der Revolution an St. Clow gescheitert.

Längst ist der Vorschlag gemacht, den Sitz der Regierung an die Loire, etwa nach Orleans, zu verlegen, und hier eine militairische Regierungs-Hauptstadt zu gründen. Louis Philipp durfte aber diesem Vorschlage kein Gehör schenken, denn sofort hätten di Republikaner eine Militair-Despotie, der jetzt beliebt Ausdruck, um eine kräftige Regierung zu verschreien. darin gewittert, die natürlich ihrem anarchischen Treiben den Todesstoß versetzen würde, und — Paris häte eingestimmt. Wer Paris in Ordnung zu halten vemag, beherrscht und regiert Frankreich, und somit la, der Gedanke nahe, die Hauptstadt selbst so zu umgebn, daß ihr jede Bewegung unmöglich wurde. Doch auch diese Meinung durfte nicht gleich den chers Camaraies verrathen werden. Daher zog man, unter allen Aren von Vorwänden, Truppen allmälig nach Paris, füllte sie in der Umgegend auf, sonderte sie überall in Kasrnen ab, wechselte oft die Quartiere, so daß man unbemerkt die stets

bereit stehende Militairmacht auf 50,000 Mann brachte, die für jeden Fall ausreichend sind.

Doch sah der König ein, daß dies Verhältniß nicht auf die Dauer erhalten werden konnte. Den Truppen mußte die Isolirung lästig werden, und hob man diese auf, so war der stete Kontakt mit der rand- und bandlosen Bürgerschaft gefährlich. Vincennes mit seinem festen Schlosse gab jenen einen Haltpunkt, sicherte wenigstens die nöthigen Vorräthe, aber keine beherrschende und eventuell züchtigende Zitadelle. So entwickelte sich die Idee der Forts, die, scheinbar gegen den äußern Feind gerichtet, zugleich der Hauptstadt Gesetze vorzuschreiben vermochten.

Sie allein durchzubringen, war unmöglich, und mit großer Klugheit ließ der König die Idee fallen, als er bemerkte, daß sich eine gefährliche Opposition bilden würde. Er benutzte aber die getheilten militairischen Ansichten, und ließ auch einen zusammenhängenden Wall in Vorschlag bringen, der dieselben Vortheile, ja erhöhte, bot, dessen Durchbringung aber noch schwieriger eben deshalb war, wenn man den Leidenschaften nicht an den Forts einen Köder hingeworfen hätte. Das Dilemma war höchst sinnreich gewählt. Bewilligte man die Forts, so kam man schneller zum Zweck; verwarf man diese, so war für die zusammenhängende, viel wichtigere Umwalzung desto mehr Aussicht da. Doch alle diese Anstrengungen scheiterten an der Eifersucht der Revolution, der jede mögliche Aussicht auf einen ruhigen Zustand zuwider seyn muß, durch welchen irgend etwas stabil wird. Ueber diese Klippe war mithin nicht anders zu kommen, als indem man die Befestigung durch die Revolution selbst durchführen ließ. Gelang dies, so kam es auf die

Ausdehnung nicht mehr an; je gigantischer, je exzentri-
scher, desto mehr Anklang mußte der Entwurf da finden.
Thiers war gerade der Mann, um sich von einer sol-
chen Idee begeistern zu lassen. Er hatte bei neuen re-
volutionären Stürmen nur zu verlieren; seine ganze Eitel-
keit mußte rege werden, seinen Namen an den riesenhaf-
testen Bau zu heften, der seit den Ptolomäern durchge-
führt worden war. Einer Unterstützung Seitens seiner
Partei, und vornehmlich der ganzen Revolutionspresse,
deren Dräthe in seiner wohlerfahrenen Hand liegen, ge-
wiß, unternahm er das Werk mit einer kaum denkbaren
Keckheit.

Bei den Haaren wurde eine Spannung mit Eng-
land und dem Kontinente herbeigezogen, um die Nation
aufzuregen und kriegerisch zu entflammen. Der Minister
schien dem Könige aufgedrängt, der Hof mit ihm gespannt;
desto mehr Anklang fanden alle seine Rodomontaden bei
der Opposition aller Farben; ja die sonst ziemlich klar
sehenden Legitimisten hießen alle seine Entwürfe gut, die
sie jetzt verwerfen, nachdem ihnen die Schuppen von
den Augen gefallen sind. Ancona, Antwerpen waren
keine Insulten gewesen; daß man aber einen Traktat ab-
schloß ohne Frankreich, als dieses sich unter tausend Vor-
wänden weigerte, ihm beizutreten, war ein Casus belli.
Frankreich mußte seine Würde bewahren, die Stellung
einnehmen, die demselben Niemand streitig machte, Hrn.
Thiers' Presse aber als verloren proklamirte; und das
ließ sich nicht besser bewirken, als indem man nicht mehr
allein die Forts, sondern zugleich die zusammenhängende
Umwallung ausführte. Um jedoch auch hierbei die Na-
tion noch mehr zu verblenden, wurden die Forts weiter
ab angelegt, als früher, da man diese als der Ruhe der

Hauptstadt allein gefährlich geschildert hatte: daß diese aber durch die Bastionen der Umwallung, und namentlich durch die entworfenen Militair-Etablissements im Innern, reichlich ersetzt wurden, und letztere weit näher an der Stadt liegen, als die früheren Forts, das hat Niemand in Erwähnung gebracht. Hr. Thiers kennt sein Publikum, wollte dem Könige eine Garantie seiner Ergebenheit bringen, und, der Unterstützung sicher, übernahm er durch königliche Ordonnanzen die Verantwortung, ohne das Votum der Kammer abzuwarten. Sogleich wurden die Arbeiten begonnen; wo aber zuerst? dieser Umstand ist keineswegs gleichgültig. Die Zivilliste ging mit gutem Beispiel voran, des Königs Lieblings-Aufenthalt, der Park von Neuilly, gab die ersten Bäume her, um vor les Termes ein großes Kronwerk zu beginnen, das in der Kehle von der Avenue de la porte Maillot begrenzt wird, jeden Augenblick geschlossen werden kann, und nur 1200 Metres, ungefähr 1500 Schritt, von der Barrière de l'Étoile entfernt ist.

Ueberlegt man nun, daß diese Seite von Paris am wenigsten einem Angriffe von feindlicher Seite ausgesetzt seyn dürfte, da die Seine in mehrfachen Krümmungen sich davor hinwindet, und so leicht Niemand sich auf drei Uebergänge vor einer Armee in Paris einlassen wird, so ist augenscheinlich, daß hier eine andere Idee leiten mußte, als die Defensive gegen einen äußeren Feind. Dann wurde, fast anschließend an dieses verkappte Fort, längs des Bois de Boulogne, auf eine halbe Meile Ausdehnung, die Arbeit ebenfalls begonnen, und, um doch auch die Punkte einigermaßen zu berücksichtigen, welche früher bei kriegerischen Ereignissen eine Rolle mitspielten, hinter Clichy, Aubervilliers und Pantin, eben-

falls auf die Ausdehnung einer halben deutschen Meile, abgesteckt und Alles vorbereitet. Allen Nachrichten zufolge werden aber besonders die Arbeiten im Westen der Stadt am nachdrücklichsten betrieben.

Augenscheinlich ist es mithin, daß Neuilly hiermit vorzugsweise und dann St. Cloud gedeckt werden sollen, wozu später ein zitadellenähnliches Fort auf dem Mont Valérien mitwirken wird, das in dem ganzen von der Seine umflossenen Terrain-Abschnitt zwischen Argenteuil und Sèvres den herrlichsten Haltpunkt abgiebt. Es kann hier nicht der Ort seyn, in den größeren Details die Grundidee ferner nachzuweisen, da wir vorzüglich noch mehr von der ganzen Anlage zu sprechen haben, die überall denselben Gedanken an den Tag legt. König Louis Philipp hat für diese Bauten bedeutende Opfer gebracht, und muß große Zwecke damit zu erreichen überzeugt seyn: bestimmt aber ist die nächste Hoffnung die, dort im Schutze einer tüchtigen Besatzung in den Kasernen außerhalb Paris und in den Forts, den ewig sich wiederholenden Gefahren der Emeuten auf eine leichte Art entgehen zu können. Ist dieser Zweck einmal erreicht, so hält eine Armee von 60- bis 70,000 Mann, die man für die Arbeiten um Paris barakirt, und die mithin dort bald ganz eingewohnt seyn wird, mit der Schaufel in der Hand und mit dem Gewehr in der Nähe, die Hauptstadt schon so lange in Ruhe, bis wohl isolirte Quartiere für 40- bis 50,000 Mann in den kasemattirten Forts und in den vorbereiteten Militair-Emplacements hinter der Umwallung, die an neun verschiedenen Stellen in der Nähe der Haupt-Zufuhr-Straßen vorbereitet werden, bezogen sind, und die Bewachung übernehmen. Dann wird Paris seiner natürlichen vollen

Freiheit überlassen, wie seiner eigenen Bewachung. Die Kammern behalten ihren Sitz in dem Hôtel Bourbon und die Minister ihre Residenzen. König und Heer bewachen die Sicherheit der Stadt und des Landes nach Außen und Innen. Entstehen aber Unruhen, wollen die Massen als souveraines Volk, wollen die Rhetoren von der Rednerbühne herab regieren, so werden die Paar Ausgänge auf einige Tage gesperrt, und eine angemessene Diät vorgeschrieben, bis die Vernunft zurückgekehrt ist. Macht sich die Presse unnütz, ruft man zum Kriege, so langt man sich die Emeutiers, und weiset ihnen zur Heilung geeignete Quartiere an. Kurz, Paris wird allmälig wieder materiell zur Ruhe, zur Ordnung und zu der Einsicht gebracht, daß eine befestigte Hauptstadt das nothwendige Komplement einer Republik mit monarchischen Regierungs-Formen ist.

Man wird vielleicht geneigt seyn, hiermit das Ende der Freiheit erkennen zu wollen! — Ueberlegt man aber, daß der Mensch, um in der Gesellschaft subsistiren zu können, nothwendig einen heilsamen Zwang erleiden muß, um nicht stets seinen Nebenmenschen bei voller Ausübung seiner sogenannten Freiheit zu gefährden; — daß dieser Zwang in allen Regierungs-Formen, die nicht jeden Tag Alles in Frage stellen wollen, jedoch moralischer Art existirt; daß die Franzosen aber jede Art von moralischem Zwang, von der Religion abwärts, abgestreift haben, und an die materielle Kraft appellirten, um sich eine neue Regierungs-Form nach eigenem Ermessen zu geben: — so kann jener unerläßliche heilsame Zwang nur durch materielle Mittel erfolgen, und gewiß sind daher die Befestigungen die nothwendige Ergänzung ihrer Regierungs-Einrichtungen. Sie werden sich, da keine Regierung ein

Interesse haben kann, von diesen Mitteln ohne Noth Gebrauch zu machen, weil es nie ohne Gefahr geschehen dürfte, allmälig wieder in die alte Ordnung fügen, Wohlstand entwickeln, und dann, troz ihres Embastillements, sich eben so glücklich fühlen, wie jede andere Nation, die, freiwillig ihrer Obrigkeit unterthan, auf andere Weise die Ordnung aufrecht erhält, und jeden Ruhestörer, als dem allgemeinen Wohl gefährlich, unschädlich macht. Die guten Bürger werden wieder Muth fassen, die Emeute im Keime zu unterdrücken, und die vielen müßigen Pflastertreter höheren und niederen Standes an eine heilsame Beschäftigung weisen. Viele gefährliche Zeitungsschreiber werden sich zu nützlicher Thätigkeit gezwungen fühlen, weil Niemand auf ihr Geschmiere Werth legen wird, und das Schreien der Rhetoren vor der allgemein erwachten Vernunft verstummen muß.

So hatte der Redner vollkommen Recht, der die Befestigung von Paris als eine Garantie für den europäischen Frieden anerkannte, nicht aber allerdings in dem Sinne, daß dadurch Europa, in Furcht und Schrecken versetzt, sich jede Unbill Seitens Frankreichs gefallen lassen müßte, sondern weil durch die Befestigung die Herrschaft der Anarchie in Frankreich unmöglich wird, weil ein Zustand der Stabilität aller organisatorischen Maaßregeln eintritt, so lange der Herrscher die aus allen Theilen Frankreichs rekrutirte Armee an seine Person zu fesseln versteht. Es werden die Berathungen der Kammern nicht mehr politische Unruhen veranlassen, sondern sich mehr den innern Staats-Interessen zuwenden, auch diese größere Theilnahme finden, und nicht mehr vor leeren Bänken verhandelt werden. Steuer-Verweigerung wird ein unmöglicher Gedanke werden, das Gesetz nicht mehr mit jeder neuen Kammer in Frage gestellt seyn,

und somit dem Staatsmann möglich werden, eine sichere Berechnung im Voraus zu machen. Die häufigen Ministerwechsel hören auf; die äußere Politik stellt sich mit der der übrigen Staaten in's Gleichgewicht, da die Regierung ein System zu entwickeln vermag, wodurch allein Ein heilsamer Einfluß zu gewinnen ist, weil Andere die bekannte Tendenz berücksichtigen können.

Bei so vielen für Frankreichs wahres Glück und dessen Flor gebotenen Elementen, muß es befremden, daß die für das Wohl des Vaterlandes allein, wie sie behaupten, sorgenden Legitimisten, welche dabei stets die Erbschaft der Revolution wieder in Anspruch nehmen, um der Leidenschaft der Menge zu huldigen, nämlich die Rheingrenze sofort zu erobern sich anheischig machen, mit der Befestigung nicht einverstanden sind. Sie, welche nicht den Muth hatten, ihren rechtmäßigen König zu schützen, nehmen den Rhein, als wäre es ihnen gleichsam eine Kleinigkeit, Europa überzurennen, wenn sie nur ihr großes Schlachtschwert ziehen wollen, das weder in den Kriegen der Revolution, noch irgendwo seit Menschen Gedenken aus der Scheide kam, außer bei dem harmlosen Marsch nach Cadix und bei der Ueberrumpelung von Algier, die, so ehrenvoll beide Kriegszüge sind, doch nicht mit den Giganten-Kämpfen bis 1815 sich vergleichen lassen. Bei dem Allem, sagen wir, muß es befremden, daß die Legitimisten, welche früher die Befestigung gut hießen, jetzt entschieden dagegen aufgetreten sind. Doch hierin liegt nur der recht handgreifliche Beweis, daß in der Befestigung die Ergänzung der einmal beliebten Regierungsform und die Garantie der Stabilität für das Vorhandene liegt. Ein Dynastie-Wechsel wird fortan unmöglich, denn Keinem wird danach verlangen, und alle Anstrengungen, einen Prätendenten unter dem Vorwande zurückzuberufen,

daß durch ihn allein das Heil zu erreichen sey, müssen an dem Umstande scheitern, daß überall Wohlstand und Wohlgefühl herrschen werden.

Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, dem wir schließlich einige Aufmerksamkeit schenken müssen. Frankreich ist ein reiches und gesegnetes Land, das immer in kurzer Zeit die ihm geschlagenen Wunden, sie mögen von Außen oder durch innere Unruhen veranlaßt seyn, ausheilt. Dieser Reichthum und Wohlstand ist aber hier, wie überall, die Veranlassung zum Uebermuth und zum abenteuerlichen Unternehmungsgeist. Nun hat die Befestigung das nicht zu übersehende, vortheilhafte Resultat, den Ueberfluß auf lange Zeit zu absorbiren und so, indirekt, darauf hinzuwirken, die Ruhe in den Gemüthern wieder einheimisch zu machen. Die Kosten der ersten Anlage hat man den Kammern nur obenhin angegeben: von der Ausrüstung, von den Vorräthen aller Art, von dem Unterhalt, die von der Anlage unzertrennlich sind, war aber nicht die Rede. Mit kleinen Summen ist hier nicht auszureichen, auch hat bereits der aufrichtige und klar sehende Finanzminister statt der bisher in Aussicht gestellten 500 Millionen Frs. Anleihe, eine Milliarde zur Sprache gebracht. Es dürfte daher wohl nicht ganz ohne Interesse seyn, die nach dem vorliegenden Entwurf wahrscheinlichen Ausgaben etwas genauer zu ermitteln. Die Umwallung der Stadt hat, wie schon gesagt, eine Länge von 8250 Ruthen oder vier und ein Achtel deutsche Meilen; in dieser Länge sind nur 93 Polygon-Fronten angebracht, die wahrscheinlich so groß angenommen wurden, um durch Abschließung der Kehlen desto größere Forts zu erhalten. Veranschlagt man nur ein gewöhnliches, gut revetirtes Profil und bei dem nicht

ge-

geringen Tagelohn in Paris, nach der Erfahrung, so wird man keinen Irrthum begehen, wenn man 1 Mill. Frs. für jede Front in Anschlag setzt; sind für die Umwallung 93 Mill. Frs. Die von den Forts umfaßte Peripherie beträgt 43,500 Ruthen oder sechs und drei Viertel deutsche Meilen, und zwar durch 15 Forts und einige Feldwerke besetzt. Diese 15 Forts bieten 64 Fronten, alle sehr ausgedehnt und daher mindestens eben so hoch anzuschlagen; 64 Mill. Frs. Die zugleich mit projektirten Kolonnenstraßen 60 Mill. Frs. Entschädigung für das Terrain à Magdb. Morgen nur p. p. 600 Frs. (gewiß bei Paris um mehr als ¼ zu wenig) 60 Mill. Frs. Militair-Gebäude nach dem Preise der Häuser in Paris, sowohl für die Umwällung als für die Forts 200 Mill. Frs. Geschütze im Ganzen und mit den übrigen nöthigen Armirungs- und Ausrüstungs-Gegenständen (für 157 Fronten) 300 Mill. Frs. Verpflegungs-Gegenstände, Armaturen, 200 Mill. Frs. Sus. 977 Mill. Frs., woraus sich ergeben dürfte, daß die in Aussicht gestellte Milliarde kaum ausreichen wird. Eine Ausgabe, die ganz außerhalb des ohnehin schon ungeheuren Budgets, wohl geeignet ist, einige Jahre lang die Kontribuablen von jedem Uebermuthe abzuhalten. Jedenfalls wird man gestehen, daß dies von den Erfindern als unerläßlich nothwendig anerkannte Komplement der neu erfundenen konstitutionellen Verfassung, in Verbindung mit dem theuren Budget, das Gouvernement à bon marché nicht zu der wohlfeilsten Regierungs-Methode macht.

Noch sey uns gestattet, zu untersuchen, wie es sich mit der Vertheidigungs-Fähigkeit dieser Befestigungs-Anlage stellt. Abgesehen von dem ungeheuren Material, welches sie nothwendig voraussetzt, da wegen der großen

Ausdehnung an ein Konzentriren vereinzelter Mittel auf einen bestimmten Punkt nicht zu denken ist, und das wir oben schon in den baaren Ausgaben berücksichtigt haben; abgesehen von dem Umstande, daß in der Vertheilung der Werke auf dem Terrain durchaus kein tief durchdachtes Defensions-System gegen einen ernsten Angriff von Außen zu erkennen ist, was sich wohl noch bei der Ausführung herausstellen kann, da man sich keinesweges an den Entwurf gebunden hält, sondern, wie wir schon erfahren, die bei St. Denys vorgeschobene Gruppe von Befestigungen weiter zurück zu ziehen beabsichtiget; abgesehen von diesem Allen, sey es nur hier gestattet, über die zur Vertheidigung unerläßliche Armee einiges Nähere zu erwähnen. Nehmen wir das Minimum an, nämlich auf jede Front 200 Mann, für jedes Fort incl. der nöthigen Bewachung des Zwischen-Terrains in den Feldschanzen ꝛc. 1000 Mann, so haben wir zum täglichen Dienst nöthig 46,400 Mann, ohne die innere Bewachung von Paris in Anschlag zu bringen, von der wir annehmen, daß sie der National-Garde überlassen werde, so lange diese guten Willen hat, das heißt, nichts an ihren täglichen Bequemlichkeiten entbehrt, was allerdings nicht lange dauern wird. Da nun bei den Besatzungen ein dreitägiger Dienst-Cyklus als das Maximum der Anstrengung gerechnet wird und dabei die nicht im Dienst Beschäftigten als nöthige Bereitschaft veranschlagt werden, so bedingt die Summe der unerläßlichen Mannschaft aller Waffen mindestens 139,200 Mann, oder in runder Summe 140,000 Mann, mithin drei Mal so viel als Turenne, Eugen, Marlborough, Condé und andere Kriegshelden als das höchste Ideal eines Feldheeres anerkannten, fast drei Mal so viel als Napoleon gebrauchte,

um in dem letzten Theile des Feldzuges 1814 das Kriegsglück in der Ebene im Gleichgewicht zu erhalten. Es stellt sich mithin die sehr einfache Frage: ob irgend ein Feldherr es wagen wird, sich mit einer Armee von 140,000 Mann in diese Befestigungen einzuschließen; woher dann der Entsatz kommen soll, wenn Frankreichs Kräfte so weit gelähmt sind; und wie man den Feind von der ungesäumten Besitznahme von Paris abhalten will, wenn man in diesem weitläufigen Festungswall eine geringere Menge Vertheidiger aufzustellen gezwungen wird, da die zersplitterten, überall nicht ausreichenden Kräfte physisch durchaus nicht im Stande sind, sich gegenseitig zu unterstützen? Vorzüglich darf aber auch nicht übersehen werden, welche bedeutende Menge Artilleristen zur Bedienung der vielen Geschütze nöthig ist, und die in keinem Verhältnisse mit der Zusammenstellung eines Feldheeres steht. Ein Umstand, der allein entscheidend werden kann.

Daß die französischen so erfahrenen Militairs nicht alle diese Verhältnisse ganz klar durchschauet haben sollten, ist nicht anzunehmen. Verfolgen wir ihre Auseinandersetzungen, so sehen wir auch, daß sie nur mit Argumenten gefochten haben, die den eigentlichen Kern der Frage unberührt ließen, aber scharf auf die Fassungskraft und Auffassungsart der zuhörenden Personen und Oppositions-Männer berechnet waren. Ein anderer Zweck, als die Landes-Vertheidigung, hat den Entwurf hervorgerufen, und diese haben in das Geheimniß eingeweiht werden müssen, um sie zu veranlassen, ihre Kräfte und ihren Ruf scheinbar an die Erreichung zu setzen. Ehre Ihnen, daß Sie im wahrhaften Interesse des Wohles Ihres Vaterlandes und der Ruhe Europa's mit unver-

kennbarer Selbstverläugnung, das Geheimniß bis zuletzt so vollkommen bewahrt haben. Nur der alte Marschall Soult schwankte einen Augenblick und deutete darauf hin, daß die Kriegs-Raison, wie man es technisch bezeichnet, hier nicht mitsprechen dürfte, und General Bugeaud sprach mit größter Unvorsichtigkeit die reine Wahrheit aus, was eine ungeheure Aufregung hervorbrachte, die Hr. Guizot Mühe genug hatte, mit großem Aufwande von Redekünsten zu beruhigen, um den alten Ideen wieder Bahn zu brechen.

So können wir denn in der Befestigung von Paris die unerläßliche Vervollständigung derjenigen konstitutionellen Regierungs-Formen begrüßen, welche zum Schiboleth des sogenannten Zeitgeistes geworden sind; in jenen liegt der Keim zur Herstellung der Ruhe und Stabilität aller tüchtigen Einrichtungen in Frankreich, des vernünftigen Fortschrittes, der wahren Freiheit und damit des allgemeinen Wohls. Ob andere Regierungs-Formen wohlfeiler das Resultat zu erzielen vermögen, wäre eine andere Frage, die wir jedoch dem preußischen Leser zu entscheiden überlassen.

B.....n.

II.

Prinz Eugen von Savoyen.

(Schluß.)

Der Feldzug von 1707 in Frankreich und Italien.

Dem entworfenen Operationsplane gemäß, sollten in dem bevorstehenden Feldzuge Neapel und das südliche Frankreich zugleich bedroht werden.

Mitte Juni setzte Eugen sich über Coni gegen den Col di Tenda in Marsch; der Einfall in Frankreich sollte mit vier Korps in Staffeln geschehen. Der Marsch über das Gebirge war außerordentlich schwierig, fand aber keinen Widerstand. Am 7. Juli kapitulirt Fort Sospello, am 10ten erreicht Eugen Nizza, wirft die Franzosen am 11ten über den Var, wobei die englische Flotte unter dem Admiral Shovel thätig mitwirkte, longirt hierauf die Küste des Mittelmeers, und steht nach einem mühevollen, durch Entbehrungen aller Art erschwerten Marsch am 26. Juli vor Toulon, ohne sich durch die Nachricht, daß ein feindliches Heer in seinem Rücken sich sammele, einschüchtern zu lassen. Jetzt kam

Alles darauf an, das kühn Begonnene auch kühn zu vollführen, und dadurch das außerordentliche Wagstück zu rechtfertigen. Prinz Eugen beschloß unverzüglich den Sturm auf die noch von Truppen entblößte Stadt, allein der despotische Eigensinn des Herzogs von Savoyen hemmte ihn in seinem kühnen Vorhaben.

Marschall Tessé, der die französische Armee kommandirte, war unterdessen nicht müßig gewesen, hatte alle auf den Grenzpässen entbehrliche Truppen schleunigst nach Toulon dirigirt, die umgebenden Posten stark besetzen, und vor der wahrscheinlichen Angriffsfront (der östlichen) eine verschanzte Linie aufwerfen lassen, welche bis an das nahe Gebirge reichte. Es wurde nichts versäumt, einen furchtbaren Widerstand zu erzeugen, den ein Theil der französischen Flotte noch erhöhte, während die englische durch die Hafenbatterien ferngehalten blieb.

Prinz Eugen begann den Angriff mit Wegnahme des Forts Ste. Catharine (30. Juli), das die Franzosen in die Luft sprengten, die Verbündeten aber sofort wieder herstellten und nun die förmliche Belagerung begannen. Bei der täglich zunehmenden Macht des Feindes und der Schwierigkeit der Verpflegung mußte jedoch die Belagerung am 19. August wieder aufgehoben werden, und nur den zweckmäßigen Anstalten Eugen's war es zu verdanken, daß dies ohne erheblichen Verlust geschehen konnte. Der Rückzug der Verbündeten nach Piemont hatte um so größere Schwierigkeiten, da das Landvolk der Provence in ihrem Rücken in Masse aufgestanden war.

Um nach dem verfehlten Zuge auf Toulon, der nicht geringe Erwartungen erregt hatte, doch wenigstens einige Früchte zu erndten, wurde die wichtige Festung Suse

belagert und erobert (3. Okt.), wobei die preußischen Truppen sich abermals hervorthaten. Hierauf rückten beide Armeen in Winterquartiere.

Der Zug nach Neapel hatte den glänzendsten Erfolg gehabt. Feldzeugmeister Daun nahm am 7. Juli Besitz von dieser Hauptstadt, und am 30. September die wichtige Festung Gaëta mit Sturm, worauf das Königreich dem Erzherzoge Karl als König von Spanien den Huldigungseid leistete.

Der Feldzug von 1708 in den Niederlanden.

Der bejammernswerthe Zustand der Finanzen in Oesterreich und dessen gänzliche Erschöpfung hatten ihren Gipfel erreicht. Neue Beisteuerungen der Seemächte wurden nothwendig und durch Eugen's und Marlborough's unermüdliche Thätigkeit auch endlich bewirkt. Bei ihrer persönlichen Zusammenkunft im Haag (13. April) verabredeten Beide den nächsten Operationsplan, der den Prinzen Eugen, an der Spitze eines namhaften Heeres, diesmal auf einen neuen Schauplatz, nämlich nach den Niederlanden und vorläufig an die Mosel, rief. Nach einer geheimen Verabredung wollten beide Feldherren — ähnlich wie bei Hochstädt — sich plötzlich vereinigen und einen Hauptschlag gegen den Feind ausführen. Zur Erreichung des gemeinsamen Zwecks verschmähten beide große Männer es nicht, bei allen kleineren Fürstenhöfen herumzureisen, gleichsam diplomatisch zu hausiren, und durch alle Künste der Ueberredung deren Bereitwilligkeit zu erwirken.

Prinz Eugen verließ Wien am 4. Juni und begab sich nach Koblenz, wo sein Heer sich sammelte. Marlborough und Vendôme standen in dieser Zeit

in der Nähe von Brüssel einander feindlich gegenüber. Den Oberbefehl über das französische Heer führte jedoch der Herzog von Burgund.

In den ersten Tagen des Juli gelang es den Franzosen, sich durch Verrath in den Besitz von Gent und Brügge zu setzen, und die wichtige Festung Oudenarde zu bedrohen, was Marlborough's Pläne dermaßen durchkreuzte, daß der große Mann für einige Augenblicke sich ganz ohne Haltung befand, und nur durch Eugen's unvermuthetes Eintreffen (7. Juli) seine vorige Fassung wieder gewann. Beide Feldherren beschlossen unverzüglich die Schlacht [1])!

Selten ist eine Schlacht unter verwickelteren taktischen Verhältnissen geschlagen worden, als die von Oudenarde (11. Juli). Marlborough's Energie und die unermüdliche Ausdauer seiner Truppen auf der einen Seite, völliger Zwiespalt unter den feindlichen Befehlshabern auf der andern, führten hier eine Reihe von einzelnen Gefechten herbei, welche nicht durch den Faden einer Disposition, sondern lediglich durch die momentanen Anordnungen der Unterbefehlshaber zusammenhingen. Eine Waffenthat reihte sich dabei ruhmvoll an die andere. — Prinz Eugen wohnte der Schlacht für seine Person bei, anfangs an der Seite des brittischen Feldherrn, später übernahm er auf dessen Wunsch das Kommando des rechten Flügels, und mit demselben zugleich

1) Prinz Eugen war am 9. Juni aus seinem Lager bei Alken aufgebrochen und in Doppelmärschen am 3. Juli, nur von einem Husarenregiment begleitet, in Mastricht eingetroffen. Von hier aus eilte er mit einem kleinen Gefolge in Marlborough's Hauptquartier bei Brüssel.

einen wesentlichen Antheil am Siege. Der Kampf dauerte bis zur völligen Dunkelheit. Die Verwirrung war bei den Franzosen bis auf's Höchste gestiegen. Hier war es, wo Eugen die bekannte Kriegslist anwendete, durch ein Paar Tambours den französischen Apell schlagen zu lassen, und dadurch Schaaren von Flüchtlingen in die Gefangenschaft zu locken.

Die Preußen behaupteten in dieser denkwürdigen Schlacht ihren alten Ruhm; bemerkenswerth aber ist es, daß die Schlacht beinahe ohne Theilnahme von Geschütz geschlagen ward, weil dasselbe bei der Eile, mit welcher beide Heere gegeneinander vorrückten, den Bewegungen der andern Truppen nicht zu folgen im Stande war.

Das Armeekorps des Prinzen Eugen traf in der Nacht des 15. Juli in Brüssel ein; er selbst begab sich nach Werwike (bei Menin) in das Hauptquartier Marlborough's.

Nach der Schlacht von Oudenarde hatten sich die Trümmer des französischen Heeres hinter dem Kanal von Brügge gesammelt, die Verbündeten aber gedachten diesen Feldzug mit der Eroberung einer französischen Festung zu beschließen. Die Wahl fiel auf Lille, dieses mächtigste Bollwerk der Nordgrenze Frankreichs, das nach der öffentlichen Meinung in dem Rufe der Unüberwindlichkeit stand, und weshalb auch Vendôme das Gerücht von der beabsichtigten Belagerung geradezu für eine Fabel erklärte.

Die Belagerung von Lille hat die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen, ihr Studium ist überaus lehrreich, deshalb auch wohl von keinem gebildeten Militair unbeachtet geblieben. Hier können begreiflich

nur die Hauptmomente mit kurzen Worten angedeutet werden.

Schon den Belagerungstrain von Brüssel nach Menin zu schaffen, das zum Hauptdepot dienen sollte, hatte bei der Nähe des feindlichen Heeres eigenthümliche Schwierigkeiten, welche jedoch Marlborough und Eugen durch meisterhafte Manöver zu beseitigen wußten.

Prinz Eugen übernahm die Leitung der Belagerung, und Marlborough die Deckung derselben mit dem Observationskorps.

Die Laufgräben wurden in der Nacht zum 23. Aug. eröffnet, und die Arbeit eines förmlichen Angriffs schritt langsam aber sicher vor. Am 28. August eröffneten 200 Geschütze ihr Feuer gegen die Festung, wobei, der damaligen Sitte gemäß, Eugen und der Prinz von Oranien die ersten Schüsse abfeuerten.

Die Vertheidigung unter dem Marschall Bouflers war eine der rühmlichsten, und jeder Angriffsschritt mußte mit Blut erkauft, jedes Außenwerk mit Sturm erobert werden. Die Besatzung machte zahlreiche Ausfälle, und versäumte nichts, der Vertheidigung Nachdruck zu geben.

Die französische Armee, damals 100,000 Mann stark, machte allerdings einige schwache Versuche zum Entsatz der Festung, allein Marlborough's Wachsamkeit vereitelte jeden derselben. Endlich, nach 62tägiger Vertheidigung, waren die Hülfsmittel in Lille erschöpft, und Bouflers forderte die Kapitulation. Prinz Eugen war edel genug, aus Achtung vor Bouflers Tapferkeit, ihm die Bedingungen der Uebergabe anheim zu stellen und sie im Voraus zu genehmigen. Am 25. Oktober zog sich der Marschall mit dem Rest der Besatzung in die Zitadelle zurück. Die Belagerung hatte den Verbün-

deten nahe an 12,000 Mann gekostet, darunter 447 Offiziere. Prinz Eugen war abermals bei einem Sturme verwundet worden.

Zwei bemerkenswerthe Vorfälle mögen hier noch Erwähnung finden. Am 28. September machte der kühne Ritter von Luxemburg mit 2500 Reitern den Versuch, der Festung Pulver zuzuführen, indem jeder Reiter 60 Pfund hinter sich auf dem Pferde führte. Kurz vor dem Thore wurde der Streich entdeckt [1]), ein Theil des Pulvers flog in die Luft, allein 1800 Reiter brachten das ihrige glücklich in die Festung. — Zweitens scheiterte (am 13. Oktober) der Versuch, den Prinzen Eugen durch einen vergifteten Brief zu tödten, und die näheren Umstände dieses abscheulichen Anschlages sind bis auf die heutige Stunde noch nicht aufgeklärt. Der Vorfall erbitterte den Prinzen so, daß er ausrief: „Jetzt muß ich Lille nehmen, entstehe daraus was da wolle!"

Als Sühnopfer für Lille eroberten die Franzosen Leffinghe (am 26. Oktober), ein Hauptdepot der Verbündeten, dessen Verlust für diese sehr empfindlich war.

Immer noch blieb die fast unüberwindliche Zitadelle von Lille zu bezwingen. Während Prinz Eugen deren Belagerung mit Eifer betrieb, rückte ganz unerwartet der Kurfürst von Baiern vor Brüssel, und eröffnete am Abend des 24. November die Laufgräben gegen diesen wichtigen, aber nur schlecht befestigten Platz, dessen Fall ein für die Verbündeten unersetzlicher Verlust gewe-

---

1) Und zwar durch Unvorsichtigkeit eines französischen Offiziers, welcher: Serrez! Serrez! (Aufgeschlossen!) kommandirte, und dadurch die Wache an der Zirkumvallations-Barriere aufmerksam machte.

fen wäre. Mit Blitzesschnelle vereinigen sich Eugen und Marlborough, forciren nach einer meisterhaft entworfenen Disposition die Schelde, Eugen kehrt vor Lille zurück, aber Marlborough dringt unaufhaltsam gegen Brüssel vor, und der Kurfürst hebt eiligst die Belagerung auf, nachdem er einen Theil des bedeckten Weges bereits erobert hatte (28. November).

Von Seiten der Franzosen geschah auch nicht der kleinste Versuch, die hart bedrängte Zitadelle von Lille zu entsetzen; Ludwig XIV. befahl dem Marschall Boufflers, wenigstens die Besatzung zu retten, und so erfolgte am 16. Dezember die Uebergabe, gegen freien Abzug der tapfern Garnison. Diese ganze doppelte ruhmvolle Vertheidigung hatte 117 Tage gedauert.

Selbst der Winter konnte die Thätigkeit der Verbündeten nicht hemmen, und Marlborough beschloß, den Feldzug — einer der merkwürdigsten in der neueren Kriegsgeschichte — mit der Eroberung von Gent zu enden. Beide Feldherren wechselten aber dabei ihre Rollen, indem Marlborough sich die Leitung der Belagerung selbst vorbehielt, und Eugen das Kommando über das Observationskorps übernahm.

In der Nacht zum 25. Dezember wurden die Laufgräben eröffnet, und zwar in der großen Nähe von 250 Schritt vom Glazis. Aber der Kommandant, General La Mothe, war kein Boufflers, und übergab schon am 2. Januar 1709 die Festung nach lauem Widerstande, und an dem nämlichen Tage verließen die Franzosen auch Brügge, worauf das Heer die Winterquartiere bezog. Marlborough berichtete an seinen Hof: „Der Feldzug ist geendet, wie nur mein Herz es wünschen kann.“

Marschall Vendôme und General La Mothe fie-

len bei Ludwig XIV. in Ungnade. Zwar ging der König für einen Augenblick in den kühnen Plan ein, Lille durch einen Gewaltstreich noch in diesem Winter in Person zurückzuerobern, doch die Ränke der Frau v. Maintenon machten Alles wieder rückgängig.

Wollte man diesen merkwürdigen Feldzug aus dem Gesichtspunkte der modernen Strategie betrachten, so würde man in Verlegenheit gerathen. Graf Bismark sagt darüber: „Eugen und Marlborough betrachteten das Kriegführen als eine freie Kunst, die ihre Grundsätze und Verfahrungsarten aus den jedesmaligen Verhältnissen und gegebenen Umständen ableiten müsse."

Der Feldzug von 1709 in den Niederlanden.

Der Wirkungskreis unsers Helden erweiterte sich mit jedem Jahre, und es fand keine Kriegsberathung im größeren Styl Statt, zu der nicht Eugen von Savoyen gezogen worden wäre. Die wichtigsten derselben wurden im Haag gepflogen, und dort, neben vielfach verwickelten diplomatischen Verhandlungen, der neue Operationsplan im Verein mit dem Herzoge von Marlborough und den übrigen Bevollmächtigten verabredet. Prinz Eugen war vom Kaiser Joseph I. zum Oberpräsidenten des Hofkriegsraths ernannt worden, und begab sich deshalb im Februar nach Wien. Zu bemerken ist, daß wenn diplomatische Geschäfte einen oder den andern von beiden Oberfeldherren vom Kriegsschauplatz auf einige Zeit entfernten, alsdann der Zurückbleibende den Gesammtbefehl über das Heer übernahm. So groß war die Eintracht zwischen beiden großen Männern.

Die gänzliche Erschöpfung Frankreichs hatte Lud-

wig XIV. endlich, und wenn auch nur scheinbar, zu Friedensunterhandlungen geneigt gemacht, die Forderungen der großen Allianz waren aber so übertrieben, daß Alles sich wieder zerschlug. Indessen wurde die Eröffnung des Feldzuges durch diese fruchtlosen Unterhandlungen bedeutend verzögert.

Durch falsche, absichtlich verbreitete Nachrichten getäuscht, wurde Marschall Villars (der in Vendôme's Stelle getreten war) in der Nähe von Bethune festgehalten, und nach einem meisterhaften Marsch erschienen die Verbündeten am 27. Juni plötzlich vor Tournay, das unverzüglich berennt ward. Wie vor Gent leitete Marlborough die Belagerung, und Eugen kommandirte das Beobachtungsheer.

Tournay gehörte zu den Festungen ersten Ranges, und seine Zitadelle galt für ein Meisterstück der Fortifikation. Aber der Platz war nur mittelmäßig ausgerüstet und zählte eine schwache Besatzung unter dem tapfern, doch talentlosen General Surville. — Marlborough ordnete drei Angriffe gleichzeitig an, einen davon, und offenbar den schwierigsten, unter dem preußischen General von Lottum, gegen die Zitadelle. Die in der Festung herrschende große Noth an Lebensmitteln kam dem Angriff sehr glücklich zu Hülfe, und nach 21tägiger Belagerung kapitulirte Tournay am 29. Juli, doch blieb die Zitadelle noch in französischen Händen. Ein Versuch Villars, den Platz zu entsetzen, ward durch die voreilige Kapitulation fruchtlos gemacht.

Die Belagerung der Zitadelle wurde durch den thätigen Minenkrieg der Vertheidiger außerordentlich erschwert, allein zuletzt siegte der Hunger. Am 3. Sep-

tember, nachdem nur noch drei Pferde unverzehrt waren, kapitulirte Surville nach 51tägiger Vertheidigung.

Noch war die Zitadelle von Tournay nicht gefallen, als die Verbündeten schon Anstalten zur Belagerung von Mons trafen. Abermals durch meisterhafte Märsche gelang es ihnen, den Franzosen die Gemeinschaft mit dieser Festung abzuschneiden. Villars erhielt von Ludwig XIV. den bestimmten Befehl, zur Rettung dieses wichtigen Platzes eine Schlacht zu wagen. Sie fand den 11. September bei Malplaquet Statt, und hat das Eigenthümliche, daß die Franzosen, welche doch einen Entsatz von Mons beabsichtigten, damit anfingen, sich dem verbündeten Heere gegenüber zu verschanzen. Marlborough wollte diese Verschanzungen schon am 10. September angreifen, verschob es aber auf den weisen Rath Eugen's, bis die Verstärkungstruppen von Tournay eingetroffen seyn würden.

Bei Eröffnung der Schlacht befand sich Prinz Eugen auf dem linken Flügel, übernahm aber später das Kommando des rechten, wo er einen äußerst heftigen Kampf zu bestehen hatte, aber siegreich in den Wald von Blangies vordrang. Als jedoch der mörderische Kampf auf dem linken Flügel eine unglückliche Wendung zu nehmen drohte, flog Eugen wieder dorthin, um durch Rath und That zu helfen, und kaum war auch dies vollbracht, so eilte er abermals nach dem rechten Flügel zurück, feuerte die Truppen zum raschen Vordringen an, und erhielt dabei einen Streifschuß am Kopf. Vergebens beschworen ihn seine Offiziere, sich verbinden zu lassen; „dazu ist es noch am Abend Zeit“ — rief er — „wenn ich ihn noch erlebe!“ — und mit diesen Worten

stürmte er von neuem in den Feind. — In dieser blutigen Schlacht, welche den Siegern über 20,000 Mann, worunter 1343 Offiziere, kostete, wurde von beiden Seiten mit außerordentlicher Tapferkeit und Erbitterung gefochten. Selbst als das französische Zentrum bereits durchbrochen und Marschall Villars blessirt war, hörte der Widerstand nicht auf, bis endlich Marlborough an der Spitze der Reiterei des Prinzen Eugen den Sieg entschied; doch geschah der Rückzug der Franzosen mit bewundernswürdiger Haltung. Den Oberbefehl übernahm von jetzt ab Marschall Bouflers [1]), der in der Schlacht selbst mit der größten Auszeichnung gefochten hatte, doch fiel er bald darauf in Ungnade, und Marschall Berwik trat an seine Stelle. — Dem Herzoge Marlborough ward — und auch wohl nicht mit Unrecht — der Vorwurf gemacht, daß er die Schlacht ohne gehörige Ueberlegung begonnen und seinem ungemessenen Ehrgeize tausende von Menschen nutzlos geopfert habe.

Die Verbündeten hatten wenigstens den Vortheil erreicht, die Belagerung von Mons jetzt ungestört unternehmen zu können, wobei Eugen die Arbeiten leitete und Marlborough das Deckungsheer befehligte. Der sumpfige Boden und die üble Jahreszeit erschwerten die Arbeiten ungemein. Erst am 18. Oktober konnten die Breschbatterien in Thätigkeit treten, und am 20sten kapitulirte der spanische Kommandant, General Grimaldi, ge-

---

1) Bouflers, obwohl älter im Rang, hatte es sich ausgebeten, unter Villars zu dienen. Graf Bismark sagt darüber: „Solche Beispiele von Selbstverläugnung und edler Vaterlandsliebe sind selten, und deshalb muß der Geschichtschreiber sie in die unsterblichen Bücher eintragen."

gegen freien Abzug. Durch den Fall von Mons war das große Vertheidigungsprojekt der Niederlande gegen Frankreich vollendet, und die Verbündeten bezogen Winterquartiere.

Der Feldzug von 1710 in den Niederlanden.

Die zahlreichen Feinde des Herzogs von Marlborough am Hofe der Königin Anna arbeiteten unabläßsig an dem Sturz dieses großen Mannes, und der Zufall, daß die Herzogin, seine Gemahlin, sich mit der Königin entzweite, bot ihnen die Brücke. Es ist betrübend, zu erfahren, wie auch im Leben der Staaten oft anscheinend kleine Ursachen so große verderbliche Wirkungen haben können. Ludwig XIV. benutzte zwar den Wechsel der englischen Politik nach Kräften, allein sein Mangel an Aufrichtigkeit machte jede Annäherung rückgängig, so daß die bis dahin gepflogenen Unterhandlungen am 26. Juli vollständig wieder abgebrochen wurden.

Prinz Eugen leistete der großen Allianz abermals den wichtigen Dienst, den König von Preußen durch eine persönliche Unterredung in Berlin (3. April) dem Bunde zu erhalten. Der Monarch überhäufte ihn bei dieser Gelegenheit mit außerordentlichen Gnadenbezeugungen. Von Berlin eilte er nach dem Haag, um mit Marlborough den nächsten Operationsplan zu verabreden.

Das erste Objekt war die französische Festung Douay. Um den Feind desto sicherer zu überraschen, drang das verbündete Heer, noch ehe es vollständig versammelt war, schnell gegen die Scarpe vor (22. April), und Eugen bewirkte schon zwei Tage später die Berennung von Douay. In der Nacht zum 5. Mai wurden die Lauf-

gräben eröffnet, und zwei zusammenhängende Angriffe eingeleitet.

Mittlerweile sammelte sich das französische Heer unter Villars bei Cambray, drang über die Scarpe, und rückte am 30. Mai in 12 Kolonnen in die Ebene von Lens. Aber auch die Verbündeten konzentrirten sich in entsprechenden Stellungen bei Vitry und Montigny (30. Mai), welche Marschall Villars bei der Rekognoszirung zu stark befand, und daher seinen Rückzug antrat, ohne die Schlacht zu wagen.

Vor Douay waren unterdessen die Breschbatterien zu Stande gekommen (15. Juni), und General Albergotti, der den Oberbefehl in der Festung führte, wollte das Aeußerste nicht abwarten; er übergab nach 52tägiger Belagerung sowohl Douay als das Fort Scarpe (25. Juni). Troß dem, daß der Fall von Douay nicht verhindert werden konnte, ist das Studium dieser Belagerung, welche dem Angreifer 12,000, dem Vertheidiger nur 3000 Mann kostete, äußerst lehrreich.

An demselben Tage, als Douay fiel, war in London der Sturz des bisherigen Ministeriums erfolgt, und dadurch der des Herzogs von Marlborough vorbereitet worden. Doch mit ungebeugtem Sinn und rastlosem Eifer arbeitete er in Gemeinschaft mit dem Prinzen Eugen an dem Plane zur glücklichen Beendigung des Feldzuges.

Die ursprüngliche Absicht, Arras zu belagern, hatte Villars durch eine zweckmäßige und sehr starke Stellung am Crinchon vereitelt, und so wendeten sich die Verbündeten gegen Bethune, berennten diesen Plaß,

der mit Allem wohl versehen war und den General Dupuy-Vauban, einen Neffen des berühmten Vauban, zum Kommandanten hatte, am 16. Juli. Die Belagerung erlitt zwar vielfache Erschwernisse, allein nach 35tägiger rühmlicher Vertheidigung ergab sich der Platz gegen freien Abzug der Garnison (31. August).

Von jetzt an hörte Marlborough's freie, unabhängige Stellung auf; zu jedem ferneren Schritte bedurfte es der Genehmigung des neuen Ministeriums, und eine Kränkung folgte der andern; indessen konnte er sich noch nicht entschließen, den Oberbefehl niederzulegen. Sein schönes Einverständniß mit dem Prinzen Eugen dauerte ununterbrochen fort.

Durch einen kühnen Flankenmarsch (2. September) schnitten die Verbündeten die festen Plätze Aire und St. Venant von dem großen französischen Lager bei Arras ab, und nach einer kurzen aber nachdrücklichen Belagerung ergab sich St. Venant am 2. Oktober; Aire leistete dagegen einen bei weitem hartnäckigeren Widerstand; dabei ereignete sich der Unfall, daß 23 Pulverschiffe den Franzosen in die Hände fielen (19. September) und in die Luft gesprengt wurden [1]), und erst am 12. November übergab der tapfere Goesbriand die Festung.

Das verbündete Heer, das in diesem Feldzuge nicht weniger als 32,319 Mann verloren hatte, bezog hierauf die Winterquartiere.

---

1) Die Explosion war so groß, daß die Lys sich ein anderes Bett eröffnete, und die Erschütterung der Erde bis Valenciennes und St. Quentin — 15 Meilen — gefühlt ward.

Das Jahr 1711.

Den Winter über hatte Prinz Eugen sich zu Wien aufgehalten, und die Rüstungen zu dem neuen Feldzuge mit größtem Eifer betrieben. Er hatte mit Marlborough gemeinschaftlich den schönen Plan entworfen, Spanien im Herzen von Frankreich zu erobern, vorausgesetzt, daß England dem Bunde treu bliebe. Der Himmel hatte es anders beschlossen, und der plötzliche Tod Kaiser Joseph's I., an den Blattern im 33sten Lebensjahre (17. April), raubte dem großen Bunde die Seele. Dieser Trauerfall rief Eugen zuvörderst in Reichsangelegenheiten nach Mainz, während Marlborough in den Niederlanden zwar dicht am Feinde stand, aber absichtlich vermied, ihm in Eugen's Abwesenheit eine Schlacht zu liefern. Von Mainz begab sich der Prinz in diplomatischen Angelegenheiten nach dem Haag, und traf am 23. Mai in Marlborough's Hauptquartier zu Lewarden wieder ein. Am 29sten hielten beide Feldherren Heerschau, und Eugen machte seinem Freunde und Siegesgenossen die betrübliche offizielle Anzeige, daß die Kaiserin Mutter ihn vom Kriegsschauplatze in den Niederlanden ab- und nach dem Rhein berufen habe, zum Schutz des von Frankreich bedrohten deutschen Reiches. Wirklich marschirte auch General Fels mit einem großen Theil der kaiserlichen Truppen sofort über Brüssel nach dem Rhein ab, und Marlborough sah sich dadurch genöthigt, mit dem Rest des Heeres ebenfalls eine mehr rückwärtige Stellung bei Douay zu nehmen.

Am 14. Juni trennten sich beide erlauchte Freunde, welche sich nie wieder zur Seite stehen sollten!

Aber auch persönlich getrennt, bestand das geistige

Einverständniß zwischen beiden großen Männern fort, und jener kühne, meisterhafte Plan Marlborough's, die berühmten Linien von Arras ohne Schwertschlag zu durchbrechen (1. bis 7. August), der den Marschall Villars so vollständig täuschte und die spätere Eroberung von Bouchain allein möglich machte, dieser Plan, den Marlborough's Feinde zu seinem Sturze benützen wollten, aber als er gelungen war, beschämt verstummen mußten, — dieser große Plan war insgeheim und ohne Mitwissen eines Dritten mit Eugen verabredet worden, der später auch die Vertheidigung seines Freundes öffentlich übernahm. Auch während der Belagerung von Bouchain blieben Beide in Korrespondenz und tauschten ihre Ansichten über jede nächste Unternehmung aus.

Bouchain ergab sich nach 24tägiger Belagerung, eine der beschwerlichsten in diesem ganzen Kriege. Es war Marlborough's letzte Waffenthat.

Am 29. Juli war Prinz Eugen in seinem Hauptquartier Mühlburg eingetroffen und hatte den Oberbefehl über die Reichsarmee übernommen, deren Hauptbestimmung dahin ging, die Kaiserwahl zu Frankfurt am Main zu decken. Diese fiel am 12. Oktober auf Karl VI., den Bruder Joseph's I., und die Krönung fand am 22. Dezember mit bisher noch nie gesehener Pracht Statt.

Am 8. Okt. waren die Präliminarien zu einem Separatfrieden zwischen Frankreich und England unterzeichnet worden, welche den ganzen Zweck des großen Bundes durch einen einzigen Federzug vernichteten. Karl VI. verlangte über diese schimpfliche Urkunde ein Gutachten Eugen's, und erklärte auf Grund desselben, er sey un-

widerruflich entschlossen, den Kampf bis auf den letzten Blutstropfen auch ohne Englands Beihülfe fortzusetzen. Eugen mußte dieserhalb unverzüglich nach dem Haag reisen, um den Generalstaaten diesen Entschluß des Kaisers bekannt zu machen.

Der Feldzug von 1712 in den Niederlanden.

Nachdem Marlborough's Feinde seinen Sturz mit eben soviel Schlauheit als Leidenschaftlichkeit vorbereitet hatten, erfolgte dessen Entsetzung vom Oberkommando in der gehässigsten Weise [1]). Prinz Eugen, der in Staatsgeschäften nach London gesendet worden war, erfuhr dies traurige Ereigniß bei seiner Landung in Gravesand (Mitte Januar), und erhielt zugleich von der Königin Anna die Weisung, sich jeder näheren Verbindung mit dem in Ungnade gefallenen Herzoge zu enthalten. Der hochherzige Prinz erwiederte darauf, er werde einen Freund, dem er zur Zeit seines Glücks Hochschätzung bezeugt habe, jetzt in seinem Mißgeschick nicht verleugnen, weil eine solche Handlungsweise mit seiner Denkungsart und seinen Begriffen von Ehre unverträglich sey. . . . .

.... Unter einem unermeßlichen Zulaufe des Volks empfing die Königin den Helden Eugen mit großer Auszeichnung, desto weniger gewann er aber für den eigentlichen Zweck seiner Sendung: England für die nachdrück-

---

1) Der Hauptvorwurf, der ihn traf, bestand darin, daß er von den auszuzahlenden Subsidiengeldern $2\frac{1}{2}$ Prozent — angeblich zu geheimen Ausgaben — ohne Vorwissen der Regierung in Abzug gebracht hatte.

liche Fortsetzung des Krieges zu gewinnen, und verließ endlich am 28. März mit tiefem Unwillen ein Land, das von Partheiwuth zerrissen, die großen europäischen Interessen so bitter verkannte.

Wenig besser erging es Eugen im Haag, wo englische Einflüsterungen bereits ebenfalls wirksam gewesen waren. Er schrieb darüber: „Man rühme mir nicht die Vortheile einer merkantilen Volksregierung, wo Treue und Glauben nach dem Gewicht verkauft werden.“ Und einige Jahre später bei einer ähnlichen Gelegenheit: „Mit Kaufleuten muß man sich kurz fassen, weil man ihnen sonst außer der Waare auch noch die Worte bezahlen muß.“

So gingen denn die Unterhandlungen, oder richtiger gesagt, die Umtriebe zu Utrecht ihren verderblichen Gang, als der unerwartete Tod des künftigen Thronfolgers von Frankreich (Sohn des am 14. April 1711 verstorbenen Dauphins) am 12. Februar 1712 neue Verwickelungen herbeiführte. Bis zum definitiven Frieden sollten indessen die Operationen im Felde fortgesetzt werden. England hatte den Herzog von Ormond zu Marlborough's Nachfolger in Vorschlag gebracht, allein die Generalstaaten verwarfen ihn und wählten den Prinzen Eugen zum Oberbefehlshaber in Flandern; unter ihm sollte Ormond die brittischen Truppen kommandiren. Den Winter über hatten mehrere Ereignisse stattgefunden. Am 2. März hatte General Albemarle die Magazine von Arras mit Glühkugeln in Brand geschossen, General Graf Dohna die Sambre zwischen Maubeuge und Charleroi durch Zerstörung der Schleusen unschiffbar gemacht und Chateau-Cambresis zu nehmen versucht, was jedoch mißlang.

Eugen versammelte das Heer so schnell es sich thun ließ, was am 22. Mai vollendet war; es zählte 122,000 Mann mit 136 Feldgeschützen und 40 Pontons; das französische unter Villars etwa 20,000 Mann weniger, aber nur mangelhaft ausgerüstet.

Um Eugen's höchst bedenkliche Lage in Bezug auf seinen treulosen Alliirten mit einem Blick zu übersehen, darf man nur wissen, daß der Herzog von Ormond auf Befehl seiner Regierung die geheime Verpflichtung hatte, nicht nur zu keiner Schlacht oder Belagerung mitzuwirken, sondern auch den Marschall Villars von Allem, was Eugen unternehmen würde, unverzüglich in Kenntniß zu setzen; ja er ging so weit, mit Villars den Anschlag zu machen, den Prinzen einzuschließen und gefangen zu nehmen, ein Anschlag, der aber verrathen wurde, so daß Eugen durch geschickte Märsche noch zur rechten Zeit sich der Gefahr entziehen konnte. Ein solcher in der Kriegsgeschichte beispielloser Verrath empörte alle verbündeten Höfe, während Eugen's über alle Bewunderung erhabene Festigkeit ihn aus der augenscheinlichen Gefahr rettete.

Ohne auf Ormond's Treulosigkeit zu rücksichtigen, unternahm Eugen die Belagerung von Le Quesnoy (8. Juni), als Ormond ihm am 26sten die trockene Anzeige machen ließ, er werde auf höheren Befehl 10 Bataillone nach Dünkirchen absenden und für die übrigen Truppen in brittischem Solde einen Waffenstillstand mit dem Feinde eingehen. Diesem nichtswürdigen Verfahren widersetzten sich jedoch alle deutschen Generale, worauf Ormond ihnen den Sold zu verweigern drohte; allein Prinz Eugen übernahm sofort diesen allerdings kitzlichen Punkt im Namen des Erzhauses Oesterreich auf

eigene Verantwortung, und Ormond sah sich zur Nachgiebigkeit gezwungen.

Mittlerweile kapitulirte Le Quesnoy am 4. Juli, als Ormond am 14ten den Waffenstillstand öffentlich proklamirte, und am 16ten die brittischen Truppen (etwa 12,000 Mann) nach Dünkirchen führte. Zur Ehre deutscher Treue und Redlichkeit sey es gesagt: Die deutschen Generale nahmen keinen Theil an dieser Felonie, sondern blieben dem Helden Eugen, ihrem Oberfeldherrn, treu, unbekümmert um ihre fernere Subsistenz. Schon am folgenden Tage (17. Juli) rückten die Preußen unter dem Fürsten von Anhalt zur Berennung von Landrecies ab, und Tags darauf folgte Eugen mit dem ganzen Heere. Doch das Hauptdepot der Belagerer befand sich zu Marchiennes, 9 Stunden auf der rechten Flanke, und nichts konnte die kargen Holländer bewegen, die Transportkosten zur Heranziehung der Vorräthe in ein mehr gesichertes Depot zu bezahlen, wodurch Eugen in große Verlegenheit gerieth. Villars benutzte nämlich die weitläufige Stellung des Gegners, schlug den General Albemarle bei Denain (24. Juni), nahm St. Amant (26. Juni) nnd eroberte das wichtige Hauptdepot Marchiennes (30. Juli) mit allen reichen Vorräthen, wodurch Eugen gezwungen ward, die Belagerung von Landrecies aufzuheben (1. August). Alle diese Unfälle waren eine Folge der Treulosigkeit der Engländer. Eugen schrieb darüber: „Sie (die Königin) ist das erste Weib, das mich hintergangen hat, und ich würde dennoch gesiegt haben, wenn man sich nur ohne Verrätherei gegen mich benommen hätte."

Marschall Villars benutzte die errungenen Vortheile und seine Uebermacht auf das Beste. Fort Scarpe

bei Douay kapitulirte am 27. August, Douay selbst am 10. September, Le Quesnoy am 5. Oktober, und endlich auch Bouchain am 18. Oktober, ohne daß Eugen bei seiner Schwäche den Fall dieser Festungen zu hindern im Stande gewesen wäre.

Der Feldzug von 1713 am Rhein.

Am 11. April 1713 kam der sogenannte Utrechter Frieden zu Stande, den der berühmte Pitt einen unauslöschlichen Schandfleck in der brittischen Geschichte nennt.

Nur Karl VI. beschloß die Waffen nicht niederzulegen, und dem Uebermuthe Frankreichs nicht nachzugeben. Prinz Eugen suchte in einem bündigen Memoire die deutschen Reichsfürsten von der Nothwendigkeit zur Fortsetzung des Krieges zu überzeugen, und sammelte sofort sein Heer (das 100,000 Mann stark seyn sollte) hinter den Ettlinger Linien mit den Festungen Landau in der Front, und Freiburg im Breisgau auf dem linken Flügel. Aus seinem Hauptquartier zu Mühlburg äußert er seine Unzufriedenheit über den schlechten Zustand der Truppen, versäumte indessen nichts, sich zu einem kräftigen Vertheidigungskriege zu rüsten, denn die Offensive zu ergreifen war geradezu unmöglich.

Am 4. Juni ging Marschall Villars bei Fort Louis über den Rhein, demonstrirte dadurch gegen Rastadt, ließ hierauf Speyer besetzen und Landau belagern (12. Juni), gleichzeitig aber den Brückenkopf von Mannheim erobern (28. Juni). Eugen konnte dies alles nicht verhindern, denn immer noch war sein Heer nicht beisammen, und was beisammen war, litt Mangel. Un-

term 16. Juni schreibt Eugen: „Ich stehe jetzt am Rhein Schildwache, betrachte die reizenden Gegenden und denke mir oft: Wie glücklich, wie ruhig und ungestört die Deutschen in dem Genusse der Naturgaben seyn könnten, wenn sie nur Muth hätten und ihre Stärke zu benutzen wüßten."

In Landau kapitulirte Prinz Alexander v. Würtemberg nach einer muthvollen Vertheidigung am 20. August, ohne daß Eugen den Platz zu retten im Stande war. Unerwartet drangen die Franzosen in den Schwarzwald, berennten Freiburg am 26. September, und Villars leitete die Belagerung in Person. General-Lieutenant Harsch vertheidigte sich auf das muthvollste und that durch kräftige Ausfälle dem Feinde beträchtlichen Schaden; er zog sich von einem Abschnitt in den andern, zuletzt aus der Stadt in das untere Schloß (1. November), und übergab die Trümmer beider Schlösser nur dann erst, als Eugen's bestimmter Befehl ihn dazu aufforderte (17. November). Das Verfahren der Franzosen gegen die unglücklichen Bewohner war eben so unrechtlich als barbarisch. Die Besatzung erhielt freien Abzug. Die Einnahme von Freiburg hatte den Franzosen 15,000 Mann gekostet. General Harsch genoß die Ehre, seiner ausgezeichneten Vertheidigung wegen in den Grafenstand erhoben zu werden.

Nach dem Fall von Freiburg wurde der Kongreß zu Rastadt eingeleitet, wohin Eugen und Villars sich am 26. November begaben. Die Unterhandlungen verzögerten sich bis Ende Januar 1714, worauf Eugen im höchsten Unwillen Rastadt verließ. Aber schon Ende Februar mußte er sich abermals dorthin begeben, und endlich kamen am 10. März 1714 die Friedensprälimi-

narien zu Stande. Prinz Eugen reiste hierauf nach Wien (17. März) und wurde von dem Kaiser mit der größten Auszeichnung empfangen.

Der Frieden zu Baden am 7. September 1714 machte diesem unheilvollen Kriege vorläufig ein Ende. Ein Jahr darauf starb Ludwig XIV. (1. September 1715.)

Der Feldzug von 1716 gegen die Türken.

Die Macht der Osmanen hatte sich seit dem Carlowitzer Frieden (1698) bedeutend gehoben, der von Adrianopel (1713) ihnen ihr früheres Uebergewicht wiedergegeben. Sie unterwarfen sich ganz Morea (Ende 1714), und die Republik Venedig sprach dieserhalb Oesterreichs Hülfe an; so entzündete sich an der venetianischen Indolenz ein neuer Türkenkrieg.

Im Monat August (1715) bereiste Prinz Eugen die ungarischen Festungen und traf alle nöthigen Vorkehrungen. Am 13. April 1716 schloß das kaiserliche Kabinet einen Allianz-Traktat mit Venedig ab, am 25. Juni ernannte der Kaiser den Prinzen Eugen zum Gouverneur der österreichischen Niederlande, aber auch zugleich zum Oberbefehlshaber gegen die Türken, und schon am 9. Juli traf derselbe bei dem Heere in Ungarn ein, das etwa 64,000 Mann stark war.

Bei Carlowitz fanden die ersten Feindseligkeiten Statt, also an dem nämlichen Orte, wo vor 17 Jahren der Friede unterzeichnet worden war.

Eugen's erste Waffenthat auf dem Schauplatze seines alten Ruhms war die Schlacht von Peterwardein (5. August), welche ein Reiterangriff unter des

Helden persönlicher Anführung siegreich entschied. Die Beute, welche hier die Truppen machten, war unermeßlich.

Prinz Eugen rückte hierauf nach Temeswar, eröffnete die Laufgräben in der Nacht vom 1. zum 2. September, schlug am 23sten ein türkisches Entsatzkorps aus dem Felde, und schritt, nachdem die Breschen vollendet waren, am 1. Oktober — dem Geburtsfeste des Kaisers — zum Sturm gegen die vordere Umwallung (Palanka). Die Türken wehrten sich auf das Hartnäckigste, aber vergeblich; unverzüglich eröffnete man die Laufgräben gegen die innere Stadt, die am 12. Oktober die weiße Fahne aufsteckte. Die Besatzung erhielt freien Abzug nach Belgrad. Sobald Temeswar wieder hergestellt war, verlegte Eugen das Heer in Winterquartiere. Papst Clemens XI. verlieh dem Sieger von Peterwardein einen geweihten Hut und Degen.

Die Feldzüge von 1717 und 1718 gegen die Türken.

Die Siege des Prinzen Eugen hatten die günstige Folge, daß der deutsche Reichstag jetzt mehr Bereitwilligkeit zur kräftigen Fortsetzung des Türkenkrieges an den Tag legte, als bisher.

Die Rüstungen des Heeres waren noch während des Winters des Prinzen eifrigste Sorge gewesen. Auf seinen Vorschlag erhielten die Kürassiere Kaskets, statt der bisherigen so unzweckmäßigen Hüte; auch sorgte er für ein schnelleres Aufrücken der Offiziere zu höheren Stellen. Aber auch die Türken blieben in ihren Rüstungen nicht zurück, und vor Allem ward die wichtige Fe-

stung Belgrad bedacht, welche am ersten von dem Andrange der Kaiserlichen bedroht schien.

Am 18. Mai begab sich Prinz Eugen von Wien zur Armee nach Peterwardein. Der Kaiser verehrte ihm beim Abschiede ein mit Diamanten besetztes Kruzifix mit den Worten: „Unter diesem Obergeneral sollen Sie diesmal kommandiren."

Auch dieser Feldzug glich einem Kreuzzuge, an welchem gegen 30 Fürsten und Prinzen aus allen Ländern Theil nahmen.

Am 9. Juni brach das Heer von Peterwardein auf, ging den 13ten über die Temes, auf welcher eine kaiserliche Flotille stationirt war, überschritt am 15ten die Donau und rückte am 18ten in ein Lager bei Wichnitza, 1½ Stunde von Belgrad.

Die nun folgende Belagerung von Belgrad bot unermeßliche Schwierigkeiten dar, weil allein die Besatzung aus nahe 30,000 Mann bestand, und zahlreiche türkische Korps in der Nähe lagerten, während der Großvezier mit einem Heere von 200,000 Mann von Adrianopel im Anzuge war, und eine türkische Flotte zur Vertheidigung der Festung mitwirkte.

Anfangs August langte der Großvezier vor Belgrad an und eröffnete — ein in der Kriegsgeschichte unerhörtes Beispiel — förmliche Laufgräben gegen die Umschließungslinie der Kaiserlichen, welche dabei fortfuhren Belgrad lebhaft zu bombardiren. An jedem Tage fielen von beiden Seiten sehr heftige Gefechte vor, und um die Schwierigkeiten noch zu vermehren, brach unter dem christlichen Heere die Ruhr aus, von der selbst Prinz Eugen ergriffen ward.

Von vorn und von hinten dem verheerendsten Ge-

schützfeuer ausgesetzt, konnte nur ein außerordentliches Ereigniß diese höchst bedenkliche Lage ändern, und Eugen's bewundernswürdige Entschlossenheit führte dasselbe um Mitternacht des 16. August herbei. Dieser Entschluß bestand in nichts mehr und nichts weniger als einem allgemeinen Ausfall auf das türkische Heer. Die Disposition dazu wurde von der ganzen Armee mit lautem Jubel aufgenommen. Der Kampf war beispiellos heftig, aber der Sieg vollständig, die Beute außerordentlich. Prinz Eugen hatte sich mehr als einmal in dringender Lebensgefahr befunden. Von den Türken gelangten kaum 10,000 Mann geordnet nach Nissa. Die unmittelbare Folge dieses Sieges war der Fall von Belgrad, welcher schon am 18. August erfolgte. Eugen schrieb über diese Schlacht die denkwürdigen Worte: „Das Angriffssystem muß jedem General, selbst in den mißlichsten Fällen, zur Basis dienen."

Nach einigen Vorfällen von geringerer Bedeutung verlegte Eugen sein Heer in Winterquartiere und reiste zur Berichterstattung nach Wien (11. Oktober).

Die Jahre 1719 bis 1733.

Nach dem Tode der Königin Anna (12. August 1714), welcher den Sturz des Ministeriums herbeiführte und Marlborough wieder in Wirksamkeit gebracht hatte, war zwischen England und Oesterreich ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande gekommen (25. März 1716). Die Besetzung Sardiniens durch spanische Truppen wurde von beiden Mächten, und selbst von Frankreich, als ein Friedensbruch angesehen, was eine abermalige Quadrupel-Allianz zwischen Oesterreich, Frankreich, England und

den Generalstaaten zur Folge hatte (2. August 1718). Gleichzeitig war die Pforte mit Friedensanträgen hervorgetreten, wodurch sich aber Prinz Eugen in seinen Rüstungen nicht einschläfern ließ, und vor Allem damit umging, Belgrad zu einer Festung ersten Ranges zu erheben [1])!

Am 8. Juni 1718 traf Eugen zu Semlin beim Heere ein; allein schon drei Tage zuvor fand die erste Konferenz zur Einleitung des Friedens zu Passarowitz Statt, dessen feierlicher Abschluß auch am 21. Juli erfolgte.

Durch die glorreiche Beendigung des Türkenkrieges hatte Prinz Eugen Oesterreichs Waffenruhm auf glänzende Weise wiederhergestellt, und sein siegreicher Degen sollte jetzt vierzehn Jahre in der Scheide ruhen. Nichtsdestoweniger blieb die gesammte Leitung der militairischen Angelegenheiten in seinen geübten und erfahrenen Händen. Die wesentlichsten Ereignisse in diesem Zwischenzeitraum waren folgende:

Karl VI. hatte bekanntlich schon 1711 die pragmatische Sanktion gegründet, und der 13. Mai 1717 ihm eine Tochter (die später so mächtige Kaiserin Maria Theresia) gegeben. Der Kaiser leistete auf die spanische Krone förmlich Verzicht, aber im Sommer 1718 unterwarfen die Spanier sich Sizilien; jedoch wurde ihre Flotte bei Kap Passaro geschlagen (12. August). Indeß

1) Es verdient hier Erwähnung, daß Eugen, dem der Mangel an tüchtigen Ingenieuren in den Niederlanden fühlbar geworden war, mit Genehmigung des Kaisers gleich nach dem Frieden von Baden eine Militair-Akademie zu Brüssel anlegte.

dessen zog der Krieg sich in die Länge, bis die feierliche Abtretung Siziliens an Oesterreich erfolgte (26. Januar 1720). Der Kongreß zu Cambray (1721) blieb ohne Wirkung, die Unbesonnenheit des französischen Kabinets, die junge, für Ludwig XV. bestimmte Infantin nach Madrid zurückzuschicken, beleidigte den spanischen Hof auf das Empfindlichste; dies führte zwar zum Wiener Frieden (30. April) 1725 zwischen Oesterreich und Spanien, aber die Vermählung Ludwig's XV. mit der Tochter des vertriebenen Polen-Königs Stanislaus Leszinski zugleich zu neuen Verwickelungen, was Eugen zu der Prophezeihung Veranlassung gab (3. September 1725): „Diese Prinzessin, deren Roman mit einer Königskrone enden soll, wird zur Grundlage großer politischer Projekte dienen müssen.“ Der Frieden blieb jedoch vorläufig noch ungestört, der allgemeine europäische Kongreß zu Soissons (1728) führte indessen zu keinem Resultat, wohl aber gewann Frankreich durch den Tod des Herzogs von Lothringen (27. Mai 1728) neue Ansprüche auf dieses Herzogthum, jedoch machte es dieselben später erst geltend. Deßtomehr entrüstete der Vertrag von Sevilla (9. November 1729) den Kaiser, der sich von England, Frankreich und Spanien gleichzeitig hintergangen sah, und er zog deshalb im Juni 1730 ein starkes Heer in Italien zusammen. So glimmte das Kriegsfeuer unter der Asche von Verträgen und Kongressen allmälig fort, bis der Tod Friedrich August's II. von Polen (1. Februar 1733) die Flamme zum Ausbruch brachte, leider in einem Augenblicke, wo man in Oesterreich, gegen Eugen's Rath, das Heer vermindert hatte, statt lieber es zu vermehren (Oktober 1732).

Durch ein Manifest vom 10. Oktober 1733 erklärte

endlich Ludwig XV. dem Erzhause Oesterreich den Krieg, dem Spanien und Sardinien sich anschlossen. England und die Generalstaaten blieben neutral, das deutsche Reich, obzwar bereits angegriffen, zögerte dagegen mit seiner Kriegserklärung gegen Frankreich und Sardinien bis zum 20. Februar 1734.

Karl VI. befand sich hiernach in einer sehr bedenklichen Lage, welche zu vermeiden gewesen wäre, wenn er Eugen's weisen Rathschlägen bei Zeiten Gehör gegeben hätte.

Die letzten Feldzüge Eugen's am Rhein (1734 und 1735). — Sein Tod.

Im September 1733 sammelte sich ein französisches Heer unter dem Marschall Berwik bei Strasburg, und ein zweites unter dem 80jährigen Villars setzte sich nach Piemont in Marsch. Am 13. und 14. Oktober ging Berwik über den Rhein und belagerte das Fort Kehl, das am 29. Oktober kapituliren mußte. Gleichzeitig nahmen die Franzosen Lothringen in Besitz.

Theils seiner geschwächten Gesundheit wegen, theils wegen überhäufter Geschäfte konnte sich Eugen erst Anfangs 1734 (27. April) zur Armee an den Rhein begeben, und that es mit sehr geringen Erwartungen; denn mit Ausnahme der Preußen unter dem General v. Röder befand sich die Armee in einem jämmerlichen Zustande.

Die Franzosen, welche den Winter hindurch auf das linke Rheinufer zurückgegangen waren, überschritten diesen Strom von neuem (Anfangs Mai) und besetzten die verlassenen Ettlinger Linien, welche sie schleiften. Hierauf schritten sie zur Belagerung von Philippsburg (25.

Mai), nahmen die Rheinschanze (3. Juni) und setzten der Festung hart zu. Am 12. Juni ward Marschall Berwik durch eine Geschützkugel in den Laufgräben getödtet, und General (später Marschall) Asfeld folgte ihm im Kommando.

Eugen stand immer noch im Lager bei Heilbronn, wohin sich auch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit dem Kronprinzen begeben hatte 1). Erst Anfangs Juli glaubte er sich in Verfassung, etwas zur Rettung Philippsburgs zu unternehmen; allein er fand die feindliche Stellung zu stark und wollte nichts auf's Ungewisse setzen. So fiel denn diese Festung nach 53tägiger ruhmvoller Vertheidigung unter dem tapfern General Wutgenau am 18. Juli, jedoch mit freiem Abzug der Besatzung.

In Italien waren die Kaiserlichen bei Parma geschlagen worden (29. Juni), wobei F. M. Mercy seinen Tod fand. Prinz Eugen wurde durch diese Nachricht sehr gebeugt. Am Rhein verfloß der Feldzug unter unbedeutenden Streitigkeiten.

Mitte Mai 1735 traf Eugen wieder beim Heere ein, ihm gegenüber kommandirte Marschall Coigny. In das Geheimniß der bereits eingeleiteten Friedensunterhandlungen eingeweiht, hielt Prinz Eugen sich auch dieses Jahr fortwährend auf der Defensive, daher bestand der Krieg am Rhein nur aus unbedeutenden Streifzügen

1) In dem elenden Zustande des Heeres soll der Kronprinz (später Friedrich II.) die erste Veranlassung zu einer bei mehreren Gelegenheiten bewiesenen Geringschätzung der österreichischen Armee genommen haben.

III.

Die Schlacht bei Zalaka 1086.

Die Schlacht bei Zalaka [1]) wird von den christlichen Geschichtschreibern gewöhnlich die Schlacht von Badajos genannt, weil sie in der Nähe dieser Stadt geschlagen wurde. Sie entschied über das Schicksal Mittel- und Südspaniens, das bei einem andern Ausgange der Schlacht unter christliche Herrschaft gekommen wäre, bei der Niederlage des Königs von Kastilien aber die Morabetun sich in Spanien behaupten konnten. Auch die große Zahl der dabei gefallenen Krieger, von Seiten der Sieger sowohl als der Besiegten, macht diese Schlacht zu einer der wichtigsten. Außerdem ist in ihren Einzelheiten auch wieder eine eigenthümliche Erscheinung, welche abermals beweist, wie oft bei Schlachten durch die geringfügigsten Dinge eine Wendung herbeigeführt wird, von der das Geschick ganzer Jahrhunderte und ganzer Welttheile abhängt.

Wir geben die folgende Erzählung nach arabischen

---

1) Da im Arabischen der Buchstabe K nur durch einen Punkt vom Buchstaben F unterschieden ist, so wird auch bei manchen Schriftstellern oft Zalafa gefunden.

Quellen und nach Murphy, History of the Mahometan Empire in Spain.

Der Oberbefehlshaber des christlichen Heeres war Alfons VI.[1]), der Befehlshaber der Mauren aber Jusuf ben Taschfin[2]).

Dieser Monarch, welcher in dem westlichen Theile von Afrika eine mächtige Dynastie gegründet, und in dieser Gegend die beiden Städte Tlemesan und Marokko erbaut hatte, hatte eine Landung in Spanien beschlossen, und Schiffe zum Transport seiner Truppen über die Meerenge ausrüsten lassen. Als die moslemitischen Beherrscher Spaniens seine Absicht erfuhren, wurden sie beunruhigt; denn da sie Jusuf's Macht und kriegerische Fähigkeiten kannten, so befürchteten sie, daß sie würden gezwungen seyn, nicht nur mit den Christen im Norden zu kämpfen, sondern auch mit den afrikanischen Truppen

---

1) Er war König von Kastilien, Galizien und Leon. Er war der Erste, der die Macht der Mauren in Spanien, die schon durch einen fast vierhundertjährigen Besitz die Behauptung der schönen Halbinsel für gesichert hielten, nach und nach erschütterte, und durch die im Jahre 1085 bewerkstelligte Eroberung von Toledo brach. Daß sie ihm aber in der Schlacht, die wir eben beschreiben, dennoch eine Niederlage beigebracht haben, das konnten sie nur dem hervorragenden Talente des Jusuf im Zusammenbringen fanatischer Kriegsvölker und dem hervorragenden Talente des Ibn Abbad, solche gegen den Feind zu führen, verdanken.

2) Daß dieser Maurenkönig gewöhnlich J. b. Taxfin oder Tachfin genannt wird, rührt von der spanischen Schreibart des arabischen Schen — Sch — her. Diese ist nämlich X. In den besten Schriftstellern wird durch die Nachschreibung des spanischen das arabische Wort oft zur Karikatur. So z. B. das Wort Xequen soll Scheiks oder Scheichs bedeuten!

auf der entgegengesetzten Seite. Sie beschlossen daher eine Gesandtschaft an Jusuf zu schicken, mit der Bitte, nicht durch ihr Gebiet zu ziehen, wenn er beschlossen hätte, herüber zu kommen, da sie wirklich unter seiner Herrschaft ständen. Jusuf gab ihnen dagegen die Versicherung seines Schutzes und versprach ihnen Beistand gegen den gemeinschaftlichen Feind. Als Alfons, König von Kastilien und Leon, dieses Gesuch an Jusuf erfuhr, so beschloß er, die Moslemim anzugreifen; er nahm ihnen viele Festungen, unter andern die Stadt Toledo. Nach der Eroberung dieses Ortes fühlte sich Alfons so stark, daß er sich weigerte, den gewöhnlichen Tribut anzunehmen, welchen Ibn Abbad, König von Cordova und Sevilla, in Gemeinschaft mit den andern moslemimschen Fürsten ihm entrichtete; er drohte mit einer Belagerung Cordova's, wenn ihm Ibn Abbad nicht die auf dem Gebirge liegenden Festungen übergeben würde, so daß die Moslemim nur den offenen und niedrig liegenden Theil des Landes behalten sollten, und eine starke Eskorte von beinahe 500 Reitern begleitete seinen Gesandten, der mit dieser Botschaft abgeschickt wurde. Aufgebracht über diesen Vorschlag, befahl Ibn Abbad, daß die Offiziere dieser Eskorte, welche er unter die Aufsicht seiner eigenen Leute gestellt hatte, getödtet werden sollten; dem Gesandten, welchen er vor sich rufen ließ, schlug er das Auge aus; nur drei von dem Gefolge entkamen, um Alfons, der damals im Anzuge gegen Cordova war, die Nachricht zu bringen. Als er diesen unerwarteten Vorfall erfuhr, kehrte er nach Toledo zurück, um seine Armee zu verstärken und Maschinen und Werkzeuge zur Belagerung zusammenzubringen. Ein anderer Schriftsteller indeß erzählt, daß Ibn Abbad, der in einen

Krieg mit Jbn Sumadih, Beherrscher von Almeria, verwickelt war, die Absendung des Tributes an Alfons aufgeschoben hätte; worüber Letzterer so wüthend war, daß er die Abtretung einiger Festungen als Zugabe verlangte, und daß außerdem seinem Weibe Konstantia, welche damals schwanger war, der Aufenthalt in dem Pallaste von Azzahra, welchen der Chalif Annasir Lidinillah auf der Westseite von Kordova erbaut hatte, bis zu ihrer Niederkunft gestattet würde, und der Gebrauch der großen Moschee in der Stadt, welche an der Stelle erbaut war, wo ursprünglich eine unter den Christen hochgeschätzte Kirche stand, für ihr Wochenbett. Alfons war zu dieser Forderung durch das Anreizen der Bischöfe und Aerzte bewogen worden, welche die Maaßregel empfohlen, damit sich die Königin des gesunden Aufenthaltes von Azzahra, wie auch der Heiligkeit der Kirche bis nach ihrer Niederkunft erfreuen möchte. Der Unterhändler für diese Begünstigung war ein Jude [1]),

1) Jbn Lubana nennt ihn Sälbib oder Sälbab und beschreibt die Veranlassung des Krieges auf folgende Weise: Als im Jahre 475 der Jude in Begleitung einiger christlicher Vornehmen kam, um den gewöhnlichen Tribut zu empfangen, wurde ihm mit seinem Gefolge vor einem der Thore der Stadt eine Wohnung angewiesen, und das Geld durch eine Anzahl von Jbn Abbad's Hofleuten ihm übersendet. Er weigerte sich indessen das Geld anzunehmen, indem er sagte: „Bei Gott, ich nehme es nicht auf diese Weise; denn es wird nur zur Demüthigung von ihm verlangt; nach diesem Jahre wird es nur von den Häuptern des Landes angenommen werden; gebt es ihm zurück.“ Das Geld wurde daher wieder zurückgegeben und des Juden Rede dem Jbn Abbad hinterbracht, der den Juden kreuzigen und die Christen in's Gefängniß werfen ließ, ohnerachtet des Juden Anerbieten, sich für einen ungeheuren Preis loszukaufen.

einer von Alfons Ministern; als er nicht nur wagte, dem Ibn Abbad die Forderung zum dritten Mal zu wiederholen, obgleich sie ihm auf eine solche Weise abgeschlagen worden war, daß er keine Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg hatte, sondern auch bei dieser Gelegenheit eine harte Sprache führte, so schlug ihm der Fürst sogleich die Hirnschale ein, und ließ ihn in Kordova, den Kopf niederwärts, kreuzigen. Als die Nachricht hiervon an Alfons gelangte, so verpflichtete er sich durch einen höchst feierlichen Eid, Sevilla zu bekriegen, und Ibn Abbad in seinem Pallaste zu belagern. Zu diesem Zwecke rüstete er zwei Armeen aus, von denen er der einen nach der Provinz Beja, im Westen von Andalusien, und von da durch Laila nach Sevilla zu marschiren befahl, während er selbst auf einem andern Wege die zweite Armee führte; beide rückten vor, das Land verwüstend, bis sie an dem bestimmten Platze, an dem Ufer des Flusses, dem Pallast des Königs in Sevilla gegenüber, zusammentrafen.

Ibn Abbad indeß hatte während der Zeit eine Gesandtschaft an den Sultan von Marokko [1]) abgeschickt, und als er ihre günstige Aufnahme erfuhr, schickte er eine Flotte von Sevilla nach Ceuta, um unter Jusuf's Befehle zu handeln. Der Letztere beeilte außerdem seine Abreise von Afrika, und nachdem er Algesiras erreicht hatte, landete er seine Truppen und Vorräthe bei diesem

1) Andere Schriftsteller erzählen, daß Ibn Abbad selbst über die Meerenge zu Jusuf, welcher damals mit der Belagerung von Ceuta beschäftigt war, geeilt, und daß er, nachdem er von diesem Monarchen das Versprechen der Unterstützung erhalten, schnell zurückgekehrt sey, um auch die Fürsten Andalusiens zu seinem Beistande aufzuregen.

Orte [1]), welchen er zu seinem Depot machte. Der Sultan soll die Vorsicht gebraucht haben, Kameele mit sich zu führen, weil er wußte, daß europäische Pferde bei ihrem Anblick fliehen würden; mag diese Nachricht wahr seyn oder nicht, er schiffte eine so große Armee aus, daß alle mahomedanischen Fürsten und Völker bewogen wurden, sich um ihn zu sammeln, und auf der andern Seite vereinigte Alfons alle Truppen, welche er aus Gallizien und Frankreich zusammenbringen konnte; die Priester und Mönche erhoben ihre Kreuze und predigten das Evangelium, um das Volk zum Kampfe anzufeuern. Sobald seine Vorbereitungen beendigt waren, eilte Alfons zur Ausführung seines Plans, den Krieg in das Land seiner Feinde zu versetzen, damit, wenn ihm der Versuch fehlschlüge, er die Engpässe der Sierras hätte, um seinen Rückzug zu decken; im Fall er aber Sieger wäre, er die Gelegenheit ergreifen könnte, um das ganze Land zu unterwerfen. Nachdem er über seine Angriffslinie diesen Entschluß gefaßt hatte, marschirte er mit den auserlesensten Truppen, welche aus 40,000 Mann in Panzerhemden bestanden, und von denen jeder sein besonderes Gefolge hatte, so daß, so groß auch die Armee der Muselmänner war, sie doch geringer als die der Christen war. Als aber Alfons die Engpässe der Sierras schon besetzt fand, wandte er sich mit seiner Armee nach dem Westen; und Jusuf, der mit Ibn Abbad marschirte, um ihn aufzusuchen, war zu Badajos angelangt, als die Nachricht von seinem nahen Anzuge sie erreichte. An einem Mittwoch meldeten die Spione, daß er ganz nahe wäre; die Moslemim machten sich zum Kampfe bereit:

---

1) Im Monat Muharram des Jahres 479 der Hedgra.

aber anstatt zum Angriff zu schreiten, nahm Alfons zuerst seine Zuflucht zur List und zum Betruge, und die Truppen kehrten für diese Nacht in ihre Zelte zurück. Am folgenden Morgen, den Donnerstag, schickte er an Ibn Abbad und ließ ihm sagen: „morgen ist Freitag, Dein Feiertag, und Sonntag ist der Unsrige, laß daher den Kampf am Zwischentage, dem Sonnabend, stattfinden" [1]). Als Ibn Abbad diese Mittheilung erhielt, meldete er sie sogleich dem Sultan, mit der Andeutung, daß es darauf abgesehen wäre zu täuschen, da Alfons sie am Freitage anzugreifen beabsichtigte, und er rieth dem Sultan demnach, sich am folgenden Morgen zum Kampfe fertig zu machen, und die Truppen den ganzen Tag bereit zu halten. Bald darauf kamen Spione aus dem Zelte des Alfons, welche berichteten, sie hätten ihn zu seinem Gefolge sagen hören: „Ibn Abbad ist der Anstifter des Krieges; die Völker der Wüste sind, so einsichtsvoll und tapfer sie auch seyn mögen, mit dieser Gegend unbekannt; richtet daher den Angriff gegen ihn und laßt ihn nicht los, denn wenn er geschlagen ist, so wird der Sieg über die Afrikaner nicht schwierig seyn." Ibn Abbad theilte diese Nachricht dem Sultan mit, welcher versprach, zu ihm zu stoßen. Am Morgen der Schlacht, Freitag den 15. Rajab im Jahre 479 [2]), befahl der Sultan einem seiner Generale, mit seiner Divi-

1) Andere Araber erzählen, daß er auch den Sonnabend auszuschließen vorschlug, weil in ihren Heeren Juden wären. So deutlich in dem (unten folgenden) Schlachtbericht des Jusuf.

2) Den 26. Oktober 1086. Nach einer andern Rechnung war es in der ersten Dekade des Monats Rajab; aber diese beiden Data sind verschieden von dem, welches Cardonne

tion vorzurücken und das feindliche Lager in Brand zu stecken; aber Alfons hatte den Angriff auf Ibn Abbad mit allen seinen Truppen begonnen, und obgleich Letzterer Wunder der Tapferkeit that, indem er seine Position behauptete, obgleich er an drei Stellen verwundet war und drei Pferde unter sich verloren hatte, so hatte doch ein Theil seiner Truppen in Verzweiflung die Flucht ergriffen und die Uebrigen fingen an zu weichen, als der Sultan endlich auf dem Schlachtfelde anlangte. Bei seinem Annähern richtete Alfons den Angriff seiner Truppen gegen ihn, er wurde aber abgewiesen und bis in sein Lager verfolgt; der Sultan und Ibn Abbad führten dann ihre vereinigten Kräfte gegen Alfons, der nach einem tapfern Widerstande, bei welchem er in der Schulter verwundet wurde, so daß er sein ganzes Leben hindurch ein Krüppel blieb [1]), genöthigt war zu fliehen, und sich auf einen Hügel hinter seinem Lager mit ungefähr nur 500 Reitern zurückzuziehen [2]). Von den Köpfen der Christen errichteten die Muselmänner einen Thurm, von welchem die Stunde des öffentlichen Gebetes verkündigt wurde [3]). Der Ort, an welchem

---

giebt, den 10. Ramazan 480, oder ein Jahr und etwa zwei Monate später.

1) Ein Schwarzer von den Leibwächtern des Jusuf verfolgte den ritterlichen König und hieb auf ihn mit seinem krummen Säbel ein. Der König erzählte dieses selbst und sagte dabei, der Mohr habe ihn mit seiner Sichel verwundet.

2) Bei diesem Kampfe war es, wo die kastilischen Ritter in Nachtheil geriethen, weil ihre Pferde beim Anblick der Kameele erschreckt und scheu wurden. So erliegt oft in der Schlacht der bewundernswürdigste Heldenmuth dem plumpen Zufalle oder der plumpen List.

3) Es ist eine alte Sitte der barbarischen Sieger, von

diese entscheidende Schlacht stattfand, heißt Zalaka [1]) und liegt in der Nachbarschaft von Badajos [2]). Alfons ganze Armee soll 300,000 Mann betragen haben, von denen nur sehr wenige entkommen sind.

Wir geben als Anhang hier noch den authentischen, durch mehrere Schriftsteller auf uns gekommenen Bericht, welchen der afrikanische Sultan an seine Regierung, oder an seine Großen nach Marokko sandte. Der Hergang der Schlacht wird darin verhältnißmäßig einfach erzählt, und es ist jedenfalls dieses Aktenstück eines der merkwürdigsten aus jener Zeit.

Lob und Ehre sey Gott dem Allerhöchsten, dem eifrigen Vertheidiger seiner himmlischen Lehre! Segen und Verherrlichung im Glücke und in der Vollkommenheit treffe unsern Herrn Muhamed, seinen himmlischen Abgesandten, den edelsten und ehrwürdigsten unter allen Sterblichen! Kaum nahten wir dem Lager des Feindes und Tyrannen — den Allah verfluche! — und kaum hatten wir unsern Entschluß gefaßt, so ward ihm solcher alsbald angezeigt, und unser Begehren in so weit aus-

---

den Schädeln der Besiegten Thürme aufzurichten, so wie sich im frühen Mittelalter der Franke und Longobarde vom Schädel des erlegten Gegners einen Trinkpokal machte. Die Muhamedaner betrachteten es noch als einen besondern Triumph ihrer Religion, wenn sie aus der Masse von Schädeln einen minaretähnlichen Thurm erbauten, von welchem herab sie, wie bei einer Moschee, das Volk zum Gottesdienst riefen. Noch heute kann man in Serbien solche Thürme sehen, deren Materialien aus den Schädeln der in der letzten großen Empörung gefallenen Christen bestehen.

1) Mariana nennt ihn Cazalla.

2) Ein anderer Schriftsteller sagt, vier Parasangen von Badajos entfernt.

gedrückt, als wir ihm die Wahl ließen zwischen 3 Dingen: dem Islam, Tribut oder Krieg. Er aber wählte den Krieg. Wir hatten ferner unter uns ausgemacht, die Schlacht am Montage, den siebzehnten des Mondes Regeb, zu liefern; denn der Feind sprach zu uns: „Der Freitag ist das Fest der Muselmänner, der Sonnabend das Fest der Juden, und von beiden befinden sich viele in unsern Heeren, der Sonntag aber ist unser Feiertag." Darum ward der Montag gewählt. Aber der Tyrann und sein Volk hielten (nach ihrer Gewohnheit) das Wort und die Uebereinkunft nicht, ein Umstand, der unsere Wuth und das gerechte Verlangen nach der Schlacht vermehrte. Den Betrug argwöhnend, stellten wir Posten auf, und sandten Kundschafter aus, welche des Feindes Bewegungen beobachteten und uns von allen Umständen Kunde hinterbrachten. So kam uns denn zur Stunde der Morgendämmerung des Freitags, den vierzehnten im Monde Regeb, die Nachricht, wie der Feind bereits seine Macht gegen uns in Bewegung setze und sich seinen Untergang bereite. Rasch eilten die kampflustigen Muselmänner ihm entgegen und begannen ihm Schaden über Schaden zu thun, Wunde über Wunde zu schlagen. Wie der Adler auf seine Beute losstürzt, so das muselmännische Heer auf das feindliche, und hielt mit löwenmüthigem Widerstande den Andrang des Feindes auf. Vorwärts, weiter, und immer weiter drangen unsere Fahnen, die Zeichen des Heils und des Sieges und des erhabenen Märtyrerthums, und Furcht und Schrecken vor sich her verbreitend, stürmte das lamtunische Heer gegen Alfons an. Bald erblickten die Christen über sich unsere Fahnen des Sieges und des Glaubens; unsere glorreich siegende Reiterei blendete sie durch

den Blitz des Verderbens, des Entsetzens und der Verwirrung, die stürmische Gewitterwolke unserer Lanzen breitete ihren Schatten über sie, und niederstürzend unter den Streichen der Gläubigen, wurden sie vom Hufschlage ihrer eigenen wilden Rosse zermalmt, und ihr Angstruf verhallte unter dem betäubenden Gerassel der Trommeln. In diesem Fallstricke haben sich die Christen gefangen, und mit ihnen ihr Tyrann Alfons, der die Muselmänner mit seinen Kriegslisten zu hintergehen gedachte. Aber die tapfern Alenoraviden haben ihnen herrlich den Angriff vergolten. Der mächtige Wirbelwind der Schlacht, die blutgefärbten Schwerter und unsere Lanzen, deren wohlgeschärfte Spitzen tiefe Wunden schlugen, bildeten breite Ströme von Blut, und über die Erschlagenen bahnten wir uns den Weg im Namen des allmächtigen Allah, des erhabenen Beschützers seiner göttlichen Lehre. Ein jeder von unsern tapfern Streitern konnte denen von Afranc und dem verfluchten Alfons dergleichen Purpurbäche aufweisen, hinreichend den gräßlichsten Blutdurst zu stillen, und zum Bade zu dienen für die vierhundert Ritter, welche von ihren achtzigtausend Reisigen und hunderttausend Fußgängern entkamen; eine Volksmenge, welche Gott der Herr zur Mühle geschickt hat, um gemahlen und gestampft zu werden, indem er nur einigen Wenigen dieser Verfluchten das Leben schenkte, um von einem Berge herab die Niederlage ihrer Brüder mitanzusehen. Ein böses Schauspiel, und eine gute Probe für die Geduld, die rasendste Erbitterung und die unabwendbare Verzweiflung, weil ihnen jede Rache unmöglich geworden und Nichts übrig geblieben war, als der schmähliche elende Rückzug mit dem Heiden Alfons, der keine andere Zuflucht in seinem Verderben kannte, als sich hin-

ter

ter den Schleier der dunkeln, pechschwarzen Nacht zu verstecken. Der Amir der Muselmänner dagegen, ihr Führer im heiligen Kriege, der nämliche, der die feindlichen Heere gezählt und zu Grunde gerichtet hat, ruhete nach vollendetem Dankgebete zu Gott in gesegneter Sicherheit auf seinem Wagen des Triumphes und Sieges, im Schatten siegreicher Fahnen, der Zeichen des Schutzes und des Ruhmes. Schon ergießt sich der mächtige Strom seiner Größe, der Nilfluß seiner wachsenden Macht in seinen tapfern Schaaren über des Feindes Schlösser und Burgen, verheert seine Felder und schlägt die gefangenen Völker in Ketten, und mit Wohlgefallen und freudigem Blicke sieht es der Amir. Alfons aber wendet den zornigen Blick, und schließt das ohnmächtige, traurige, schwindelnde Auge voll Ingrimm.

Von allen spanischen Amiren war Aben Albed, König von Sevilla, der Einzige, der keinen Blick von den Schrecken des blutigen Kampfes verwandte; er allein bewährte sich als der muthvollste, tapferste Krieger, und als der vornehmste Feldherr unter den Muselmännern. Eine leichte Wunde in der Seite diente ihm gleichsam nur als ein ruhmvolles Andenken an die erstaunenswerthe Gelegenheit, bei welcher er sie erhielt. Alfons, geschützt durch das Dunkel der Nacht, suchte sein Heil in der Flucht, ohne bestimmten Weg, ohne zu wissen wohin, und ohne seinen betrübten Augen die Erquickung des Schlafes zu gönnen; von den fünfhundert Reitern aber, welche mit ihm der Gefahr entronnen, gingen vierhundert unterwegs verloren, so daß er mit nicht mehr als hundert Bewaffneten nach Toledo gelangte. Dank für dies Alles dem allmächtigen Gott!"

IV.

Einige Notizen über den Krieg gegen Bolivia im Jahre 1838.

(Auszug aus einem Privatbriefe.)

*** den 5. August 1838.

Kurz nach meiner Rückkunft wurde der Krieg gegen Bolivia und dessen Präsidenten Santa-Cruz von Seiten der Argentinischen Republik förmlich erklärt, jedoch ohne daß irgend eine bewaffnete Macht vorhanden gewesen wäre, um dieser Kriegserklärung Nachdruck geben zu können. Die natürliche Folge eines so unweisen Schrittes war, daß der besser vorbereitete Santa-Cruz seine Streitkräfte ohne Hinderniß an die diesseitigen Grenzen heranführen konnte, und dem hiesigen Gouvernement blieb kein anderes Mittel übrig, als den Gegner durch Entziehung der Subsistenzmittel zu entkräften. Um dies in's Werk zu richten, wurden geschärfte Befehle erlassen, daß die Einwohner mit allem Vieh nach dem Innern der Provinz (Salta) emigriren mußten. Auch mein eigener Bestand an Rindvieh und Pferden wurde dadurch theilweise betroffen, und da hier in der Nähe keine leeren Weideplätze mehr aufzufinden waren, so sah ich mich

genöthigt, entferntere zu suchen. Ich schweige von den lästigen Beschwerlichkeiten einer fortwährenden Hin- und Herreise, entbehre hier fast jede Bequemlichkeit des Lebens, bin nicht einmal im Besitz eines Tisches zum Schreiben und lebe in einem offenen Schuppen, der mich nur spärlich gegen die brennenden Sonnenstrahlen oder den Regen schützt; doch ist dies noch lange nicht die größte meiner Unbequemlichkeiten.

Nach erfolgter Kriegserklärung fing man an, Truppen zusammenzuziehen, oder richtiger gesagt, erst zu formiren, und es vergingen mehrere Monate, bis dieses sogenannte Heer auf die mäßige Höhe von 4000 Mann gestiegen war. Diese unglücklichen Soldaten sind schlecht bekleidet, noch schlechter bezahlt und lediglich auf eine tägliche Fleisch-Ration ohne Brod und ohne Salz angewiesen; die Unkosten der Unterhaltung und des Berittenmachens der einen Hälfte mußten von der Provinz selbst bestritten werden, und da durchaus keine Ordnung dabei herrschte, so wurden die Lasten mehr als drückend. Man sollte es kaum für glaublich halten, daß dieses Heer, welches durch Krankheiten, Desérteurs ꝛc. nach und nach auf mehr als die Hälfte der Zahl zusammenschmolz, und Anfangs Mai (wo es hier eintraf) kaum noch den dritten Theil an Mannschaft zählte, in weniger als einem Jahre über 10,000 Pferde konsumirt und eine Unzahl von Rindvieh verzehrt hat, wozu ich Aermster allein über 900 Stück und mehr als 100 Pferde kontribuiren mußte, wofür ich niemals einen Heller Ersatz hoffen darf, trotz dem, daß mir über jede Lieferung ein Empfangsschein richtig eingehändigt worden ist.

Die Frage ist sehr natürlich, worin denn die Operationen dieses verhältnißmäßig so theuern Kriegsheeres

bestanden haben? In der That, ich weiß sie nicht anzugeben, will indessen den Versuch machen, Euch einen Abriß dieses wunderlichen Krieges mitzutheilen.

Nach ergangener Kriegserklärung rückten die Bolivianer gegen unsere Grenzen vor und besetzten die noch in ihrer Republik belegenen Höhen des Gebirges, welches sich südlich von Tupiza erstreckt und den östlichen Hauptabfall der Anden (nach Salta zu) bildet. Ich weiß nicht, ob sich auf Euren Karten ein Ort Namens Llavi vorfindet; hier nahmen sie ihr Hauptquartier und machten von dort aus einzelne Streifereien in das Gebiet von Salta, namentlich nach Rinconada (südwestlich von Llavi), nach Humaguaca (südlich) und nach den östlichen Theilen von Yruga und Santa Helena, welche sich von Salta aus in nordöstlicher Richtung weit in das Gebiet von Bolivia zwischen den Provinzen Tupiza oder Chichas und Tarisa hineinerstrecken. In Yruga, etwa 30 Leguas von hier, setzten sie sich fest, und behaupten auch jetzt noch diesen Punkt. Die diesseitigen Streitkräfte sammelten sich in der Nähe von Jujuy. Etwa 4000 Mann stark stiegen sie durch das Thal von Humaguaca (welches sich von Jujuy aus tief in das Gebirge hineinzieht und wo die Straße nach Potosi hinaufgeht) bis zum Städtchen Jujuy aufwärts, überfielen daselbst eine etwa 400 Mann starke feindliche Abtheilung, und schlugen sie in die Flucht. Nach dieser Waffenthat (November v. J.) blieben beide kriegführenden Heere — das bolivianische bei Llavi, das unsrige bei Humaguaca und Umgegend — unthätig stehen, bis die Nachricht einging, daß sich in den Thälern von San Carlos (zur Provinz Salta gehörend) eine Insurrektion unter bolivianischer Protektion verbreitete, worauf sich die argentinischen Trup-

pen im März d. J. in die Nähe von Jujuy zurückzogen, die bolivianischen aber bis auf eine halbe Tagereise nachrückten, und sich in den dortigen Engpässen festsetzten. — General Heredie, welcher den Oberbefehl über die Argentiner führt, detaschirte eine Abtheilung von 500 Mann nach San Carlos, um die Ruhe wieder herzustellen, was auch vollkommen gelang, und nach Wiedervereinigung jener Abtheilung mit der Hauptmasse, die mittlerweile bis auf nahe an 2000 Mann herabgeschmolzen war, setzte sich die letztere im April hierher in Bewegung, so daß mein Haus am 7. Mai zum Hauptquartier erwählt wurde und ich genöthigt war, mein Unterkommen in einem kleinen Nebenhause zu suchen. Noch will nicht recht einleuchten, was der eigentliche Zweck dieser Seitenbewegung gewesen ist. Es wurden lange Berathschlagungen gepflogen, wobei auch meine eigene Ortskenntniß in Anspruch genommen ward, und man fand für nothwendig, 600 Mann unter dem Oberst P.... durch die östlichen Thäler von Carapary und Hau nach Tarisa zu detaschiren, während der Rest der Hauptmacht hier unthätig stehen blieb. — Im Anfange ging die Sache ganz gut, und man gelangte bis Angesichts von Tarisa, doch hier stieß man auf den bolivianischen General Braun (von Geburt ein Deutscher), angeblich 1000 Mann stark, und Herr Oberst P.... ergriff mit Einbuße seiner 100 Mann starken Avantgarde — jetzt seine Arriergarde — schleunigst die Flucht, wobei ihm eine feindliche Abtheilung in die Flanke kam und er viele Beute verlor. Der Führer der Arriergarde entkam nur durch Hülfe seiner guten Lokalkenntnisse, verlor aber die Hälfte seiner Abtheilung theils todt, theils gefangen, mußte alle Pferde in Stich lassen, warf sich in die Gebirge und Wälder,

und erreichte nach sechstägigem Umherirren endlich wieder menschliche Wohnungen in der Nähe von Oran. Honig und wilde Früchte waren die einzigen Nahrungsmittel der Versprengten in diesen Wildnissen gewesen. — Auf die Nachricht, daß der Oberst P.... gegen Tarija vorrücke, wurden von dort aus einige hundert Mann nach Yruga detaschirt, um die dortige feindliche Truppenabtheilung zu vertreiben; diese war aber so vortheilhaft postirt und verschanzt, daß unsere Soldaten nach sechsstündigem Gefechte und zweimaligem Sturm sich mit einem Verluste von einigen und 50 Todten wieder zurückziehen mußten, besonders da ihnen die Munition zu fehlen anfing. Von dieser ganzen Abtheilung haben wir nichts mehr zu sehen bekommen, indem sie auf Nebenwegen nach Salta zurückging.

Einige Tage nach der Vereinigung mit den Trümmern der P...'schen Abtheilung trat das Hauptquartier den Rückzug nach Jujuy an, wo die Truppen auch noch in diesem Augenblick sich befinden, ohne daß etwas von Bedeutung vorgefallen wäre.

Ihr erseht aus dieser Schilderung, daß bis jetzt bei weitem weniger Menschen- als Ochsenblut geflossen ist; den meisten Schaden trägt nicht der Feind, sondern das Land. Zu den beiden Expeditionen, sowie zu dem Rückzuge nach Salta und Jujuy, hat die Provinz Oran die Pferde liefern müssen, und außer einigen wilden hat man mir beinahe kein einziges zahmes Pferd gelassen.

Die Beschreibung von der Zusammensetzung dieses Heeres — hier Exercito genannt — wird für Euch Europäer ziemlich belustigend seyn. Als dasselbe im Mai hier ankam, bestand es aus etwa 1000 Mann Infanterie, 1000 Pferden, 2 leichten Vierpfündern und 80 Mann

Leibwache des Generals en chef, welche als Husaren gekleidet waren. Außer diesem General en chef befanden sich hier: Ein General der Infanterie, ein General der Kavallerie, ein General der Artillerie, ein Chef des Generalstabes (ebenfalls im Range eines Generals), so daß hier 5 Generale versammelt waren. Die Infanterie war in 3 Bataillone getheilt, deren jedes 1 Oberst, 4 Hauptleute und 12 Lieutenants ohne die Adjutanten zählte; die Kavallerie bildete 4 Regimenter mit einem verhältnißmäßig noch stärkeren Offizierkorps wie die Infanterie, denn die Schwadronen bestehen aus 2 Kompagnien und jede der letzteren hat 1 Kapitain und 3 Lieutenants, die Schwadron aber, selbst wenn sie kaum 40 Pferde stark ist, einen Eskadronchef. Die Artillerie hat außer dem erwähnten General noch einen besondern Kommandeur. Der Generalstab besteht aus einem ersten, zweiten und dritten Chef, einem halben Dutzend Adjutanten, und der General en chef hat zum wenigsten ein ganzes Dutzend dieser nützlichen Armee-Mitglieder. Während das Hauptquartier mich mit seiner Gegenwart beehrte, war in meinem ziemlich weitläufigen Hause auch nicht das kleinste Plätzchen unbesetzt, und außerdem hatte man noch 6 bis 8 Zelte im Hofraum aufgeschlagen. In Deutschland hat gewiß kein Kommandirender einer viele hunderttausend Mann starken Armee ein solches zahlreiches Personal (oder besser gesagt Menschengewimmel) um sich versammelt.

Man spricht jetzt davon, die Truppen sollen in ihre Heimath entlassen werden, wozu aber keine Aussicht vorhanden ist, da vom Frieden sich nichts verlauten läßt, so sehnlich wir Alle ihn herbeiwünschen. Von Chili aus sind auch bereits zwei Expeditionen nach Peru abgegan-

gen; die erste derselben löste sich in Nichts auf und nahm auf peruvianischem Boden ein beklagenswerthes Ende, und von der zweiten hört man gar nichts.

Nachschrift. Bei der hiesigen Artillerie wird während des Marsches das Rohr aus der Laffete genommen und auf Maulesel geladen, die leere Laffete fährt mit 4 Pferden oder Mauleseln, auf denen ein Artillerist reitet. Die Geschirre bestehen aus Bandgurten. Schwere Geschütze ließen freilich so sich nicht transportiren, allein man besitzt auch hier dergleichen nicht.

V.

Welchen Nutzen gewährt die Gymnastik für den Krieger, und worauf haben die obersten Militairbehörden vorzüglich Rücksicht zu nehmen, wenn beim Heere die Gymnastik allgemein eingeführt werden soll?

Das Leben des Kriegers ist zu allen Zeiten, im Felde wie im Frieden, einer Reihe von Entbehrungen ausgesetzt, an welche sich der Körper nur durch lange Uebung so gewöhnen kann, daß derselbe nicht davon aufgerieben oder doch wenigstens zum Siechthum gebracht wird. Je kräftiger nun entweder der Körper von Hause aus ist, oder je mehr derselbe durch anhaltende Uebungen gekräftigt und gestärkt wurde, desto leichter wird es ihm werden, alle Beschwerden und Mühen des Militairlebens zu ertragen. Aber nicht allein, daß durch anhaltende fortgesetzte Uebungen ein schwächlicher Körper kräftig und ein schlaffes Muskelsystem stärker gemacht wird, auch der an sich kräftige Körper wird durch gymnastische Uebungen erst die gehörige Gewandtheit und die nöthige Sicherheit der Bewegungen erlangen. Gesundheit, Aus-

dauer, wohlbegründete Lebenskraft, Gewandtheit — in Ursache und Wirkung gleich bedingte Eigenschaften körperlicher Vollkommenheit — nur in ihrem Besitze vermag der Mensch festen Fuß in der physischen Natur zu fassen. Der Soldat bedarf insbesondere dieser Vorzüge dringend, um der Anforderung der Dienstrüchtigkeit zu entsprechen.

Wie sehr waren die Griechen und Römer von dieser Wahrheit durchdrungen!

Vegetius, dieser eifrige Verfechter der Gymnastik, der uns den römischen Zirkus mit Gründlichkeit schildert, spricht sich hierüber folgendermaaßen aus:

„Abhärtung des Körpers durch fortwährende Leibesübungen, Erlernung der Gymnastik als Elementarschule des Körpers und strenge Bestrafung der Unthätigkeit waren die wirksamsten Mittel, die uns zum Siege führten. Denn wie hätte der von Person unansehnliche Römer es mit dem kolossalen Deutschen aufnehmen können? Was hätten wir gegen die gallische Uebermacht vermocht? Wie hätte es uns außerdem gelingen können, den größten Theil der Erde unter unsere Botmäßigkeit zu bringen? Auch der kleinste Haufe wird immer siegreich hervorgehen, stehen ihm jene Erfordernisse zu Gebote; die rohe und ungeschickte Masse giebt sich nur der Niederlage preis."

In der Gymnastik findet der Soldat nicht nur einzelne Uebungen, welche dessen Hauptgeschäft bilden, wie z. B. das Fechten, völlig unverändert wieder, sondern es gründen sich auch alle rein militairischen Verrichtungen ohne Ausnahme auf die Gymnastik, und werden nach vollzogenen Uebungen in derselben viel leichter und freier ausgeführt werden können.

Betrachten wir die gymnastischen Uebungen im All-

gemeinen oder jede einzelne derselben besonders, so ist ihre unbedingte Nützlichkeit im Militairleben unverkennbar. Diese Uebungen werden bei dem jungen Soldaten eine bessere Bewegungsfähigkeit des ganzen Körpers sowohl, als aller einzelnen Theile desselben, namentlich in den Gelenken, erzeugen und sein ganzes Muskelsystem mit den darin enthaltenen Blutgefäßen und Nerven kräftigen; es wird derselbe durch ein besseres Wirkungsvermögen und höhere Lebensthätigkeit sich auszusprechen im Stande seyn, und sich in kurzer Zeit eine ungezwungene, leichte, gefällige, aber auch zugleich sichere Haltung aneignen können; die Gymnastik wird ihn ferner mit allen nur erdenklichen Lagen und Bewegungen des Körpers vertraut machen, damit er die in den meisten vorkommenden Fällen des militairischen Berufslebens so nöthige Besonnenheit, Gewandtheit, Kraft und Entschlossenheit in Gefahren ꝛc. erlange. Die Ueberzeugung von eigener Kraft und eigener Geschicklichkeit wird ihn so durchdringen, daß zu jeder Zeit das Unerwartetste, was ihn je treffen könnte, ihn vorbereitet und dem Kampfe gewachsen finden wird. Der Soldat muß daher durch alle gymnastische Uebungen seinen Körper ausgearbeitet haben, er muß springen, schwimmen, klettern, mit dem Bajonnet, Lanze, Degen fechten können. Ein Infanterist daher, welcher gut marschiren, mit seinem Gewehre exerziren und feuern, der Kavallerist, welcher gut reiten und mit seinem Säbel die Honneurs und sogenannten Parade- und Lufthiebe machen kann, ist deshalb noch kein vollkommener Soldat.

Eine der allgemein nützlichsten Uebungen für den Soldaten ist auch das Laufen, nicht etwa, damit er mit Erfolg das Hasenpanier nehmen könne, sondern daß er

in den Stand gesetzt werde, sehr weite Märsche leicht auszuführen, daß er seinen Athem eintheilen lerne, damit er denselben, wenn er den Feind erreicht, nicht schon verloren habe und dadurch zum Gebrauche seines Gewehrs untüchtig gemacht werde, daß er ferner in Besetzung irgend eines wichtigen Punktes dem Feinde zuvorzukommen oder sonst im Stande sey, den letztern leicht einzuholen, seinen Platz nöthigenfalls in der kürzesten Zeit zu verändern, da oder dort schnell und gefechtsfähig einzutreffen, was, wenn auch nicht immer bei den Linientruppen, doch bei der leichten Infanterie, jederzeit von der größten Wichtigkeit ist.

Mehrere andere Uebungen im Freien sind vorzüglich geeignet, das Gesicht zu schärfen und die richtige Beurtheilung der Entfernungen zur Gewohnheit zu machen. Kein Sprung kann gethan werden, ohne daß das Auge zuvor die Bahn, welche der Fuß nehmen soll, durchlaufen und genau ermessen hat; kein Schuß kann mit Sicherheit geschehen, wenn nicht die Entfernung des Zieles zuvor richtig beurtheilt worden ist. Daß diese Fertigkeit jedem Soldaten besonders unentbehrlich ist, wenn er seine Waffe vortheilhaft gebrauchen und namentlich den Schuß nicht eher weggehen will, als bis die größte Wahrscheinlichkeit zum Treffen vorhanden ist, hat man in neuerer Zeit eingesehen, und deshalb dem Militair durch Schießübungen die Beurtheilung der Entfernungen gelehrt.

Wie nützlich sind endlich auch viele gymnastische Uebungen, z. B. das Ziehen, Heben, Schieben, Weit-, Hoch- und Tiefspringen, Voltigiren, für die Artillerie?

Wenn jedoch auch manche Uebungen anscheinend für

militairische Verhältnisse gerade nicht so unumgänglich nothwendig scheinen mögen, so sind sie dessenungeachtet unbedingt erforderlich, um den Körper in jeder Beziehung abzuhärten, zu kräftigen, zu stählen, vor Schwindel zu bewahren ꝛc., denn nur ein gymnastisch-gebildeter Mann wird z. B. beim Herabstürzen von einem Gebäude, Gerüste, einer Mauer ꝛc. noch im Fallen so viel Geistesgegenwart besitzen, seinem Körper eine solche Wendung zu geben, daß er, wenn er den Boden erreicht, denselben mit den Füßen zuerst berührt und vielleicht im Stande seyn, dabei sein Leben und die Gesundheit seines Körpers zu retten.

Aber auch mit der Führung der Waffe wird die Gymnastik den Krieger völlig vertraut machen, da der Gebrauch derselben als Schuß-, Stoß- und Hiebwaffe, sowie das Bajonnetfechten, Haupttheile der Militairgymnastik sind.

Die Fechtkunst, sowohl auf Stoß als Hieb, verdient von jedem Soldaten besonders beachtet zu werden.

Schon im Allgemeinen ist sie für den Soldaten vom größten Nutzen, indem sie den wohlthätigsten Einfluß auf die Entwickelung der Seelenkräfte äußert. Das Auge wird bei ihm gewöhnt, die verschiedenen Gesichtspunkte aufzufassen und den sinnlichen Eindruck gleichsam abzuschätzen; der Verstand wird geschärft durch das dabei nothwendige stete Nachdenken, vermöge dessen man eintheilt, anordnet und Entwürfe macht, um die Absicht des Gegners zu vereiteln; durch die Zuverlässigkeit in Blick und Urtheil wird wieder jene Bestimmtheit, jene schnelle Entschlossenheit und Geistesgegenwart bei unvermutheten Gefahren hervorgerufen, welche

in den Stand gesetzt werde, sehr weite Märsche leicht auszuführen, daß er seinen Athem eintheilen lerne, damit er denselben, wenn er den Feind erreicht, nicht schon verloren habe und dadurch zum Gebrauche seines Gewehrs untüchtig gemacht werde, daß er ferner in Besetzung irgend eines wichtigen Punktes dem Feinde zuvorzukommen oder sonst im Stande sey, den letztern leicht einzuholen, seinen Platz nöthigenfalls in der kürzesten Zeit zu verändern, da oder dort schnell und gefechtsfähig einzutreffen, was, wenn auch nicht immer bei den Linientruppen, doch bei der leichten Infanterie, jederzeit von der größten Wichtigkeit ist.

Mehrere andere Uebungen im Freien sind vorzüglich geeignet, das Gesicht zu schärfen und die richtige Beurtheilung der Entfernungen zur Gewohnheit zu machen. Kein Sprung kann gethan werden, ohne daß das Auge zuvor die Bahn, welche der Fuß nehmen soll, durchlaufen und genau ermessen hat; kein Schuß kann mit Sicherheit geschehen, wenn nicht die Entfernung des Zieles zuvor richtig beurtheilt worden ist. Daß diese Fertigkeit jedem Soldaten besonders unentbehrlich ist, wenn er seine Waffe vortheilhaft gebrauchen und namentlich den Schuß nicht eher weggeben will, als bis die größte Wahrscheinlichkeit zum Treffen vorhanden ist, hat man in neuerer Zeit eingesehen, und deshalb dem Militair durch Schießübungen die Beurtheilung der Entfernungen gelehrt.

Wie nützlich sind endlich auch viele gymnastische Uebungen, z. B. das Ziehen, Heben, Schieben, Weit-, Hoch- und Tiefspringen, Voltigiren, für die Artillerie?

Wenn jedoch auch manche Uebungen anscheinend für

militairische Verhältnisse gerade nicht so unumgänglich nothwendig scheinen mögen, so sind sie dessenungeachtet unbedingt erforderlich, um den Körper in jeder Beziehung abzuhärten, zu kräftigen, zu stählen, vor Schwindel zu bewahren ꝛc., denn nur ein gymnastisch-gebildeter Mann wird z. B. beim Herabstürzen von einem Gebäude, Gerüste, einer Mauer ꝛc. noch im Fallen so viel Geistesgegenwart besitzen, seinem Körper eine solche Wendung zu geben, daß er, wenn er den Boden erreicht, denselben mit den Füßen zuerst berührt und vielleicht im Stande seyn, dabei sein Leben und die Gesundheit seines Körpers zu retten.

Aber auch mit der Führung der Waffe wird die Gymnastik den Krieger völlig vertraut machen, da der Gebrauch derselben als Schuß-, Stoß- und Hiebwaffe, sowie das Bajonnetfechten, Hauptheile der Militairgymnastik sind.

Die Fechtkunst, sowohl auf Stoß als Hieb, verdient von jedem Soldaten besonders beachtet zu werden.

Schon im Allgemeinen ist sie für den Soldaten vom größten Nutzen, indem sie den wohlthätigsten Einfluß auf die Entwickelung der Seelenkräfte äußert. Das Auge wird bei ihm gewöhnt, die verschiedenen Gesichtspunkte aufzufassen und den sinnlichen Eindruck gleichsam abzuschätzen; der Verstand wird geschärft durch das dabei nothwendige stete Nachdenken, vermöge dessen man eintheilt, anordnet und Entwürfe macht, um die Absicht des Gegners zu vereiteln; durch die Zuverlässigkeit in Blick und Urtheil wird wieder jene Bestimmtheit, jene schnelle Entschlossenheit und Geistesgegenwart bei unvermutheten Gefahren hervorgerufen, welche

als die vorzüglichsten Eigenschaften eines Soldaten anzusehen sind und ihn erst auf den wahren Standpunkt eines Vaterlandsvertheidigers erheben.

Aber auch an und für sich ist die Fechtkunst dem Soldaten sehr nützlich, ja unentbehrlich, und auf allen Punkten der kämpfenden Reihen sind es immer die jener Kunst Kundigen, von welchen das Vaterland sich die ersprießlichsten Dienste zu versprechen hat.

Wenn auch seit Erfindung des Schießpulvers der Sieg nicht mehr von der physischen Stärke und persönlichen Wehrhaftigkeit jedes Einzelnen abhängt, und der Ausgang der Schlachten meistens den Wirkungen des fernhin treffenden Geschosses anheim gegeben wird, so hat doch die Erfahrung späterer Zeiten gelehrt, daß die Feuertaktik allein nicht ausreiche, sondern daß das Gewehr auch als Stoß- und Schlagwaffe gleich wirksam seyn müsse. Man ist jetzt mehr als je von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Infanterie nur dann ihrer Bestimmung entspreche, wenn sie im Handgemenge sowohl als im geschlossenen Haufen Mann gegen Mann zu kämpfen wisse, und im Gebrauche der Waffe zum Stoße mit eben der Sorgfalt, wie im Schießen geübt sey.

Der Marschall von Sachsen spricht sich in seinen „Ideen über die Bewaffnung des Fußvolks" folgendermaaßen hierüber aus.

„Unser Schießen ist überhaupt so fürchterlich nicht, wie man denkt. Wenige Soldaten bleiben in Treffen und Scharmützeln durch das kleine Gewehr, wenn beide Theile nach der gewöhnlichen Art auf einander schießen. Ich habe gesehen, daß ganze Lagen nicht einen einzigen Mann getödtet haben, habe aber nicht wahrgenommen, daß durch das kleine Gewehrfeuer ein solcher Schaden

wäre angerichtet worden, welcher verhindert hätte, weiter vorwärts zu gehen, dem Feinde die Bajonnete in die Rippen zu stoßen und dann erst zu schießen, wenn er die Flucht ergriffen hat, in welchem Falle es allein von guter Wirkung ist. Man bedient sich heut zu Tage so wenig des Bajonnets, daß man dafür halten sollte, als wenn dieses Gewehr erfunden worden wäre, um nur von Weitem einen Schrecken einzujagen."

Bonneville, der Herausgeber dieses klassischen Werkes, fügt hinzu: „Mich wundert es, warum man den Soldaten nicht zeigt, wie sie mit dem Bajonnet ordentlich fechten sollen. Denn könnte man mit dem Bajonnet nicht eben so gut, wie mit dem Degen, Finten machen, Stöße abwehren ꝛc.? Mich wundert es, daß man die Bajonnete nicht fester am Laufe der Flinte befestigt, da sie meinem Bedünken nach aufgeschraubt werden müßten."

Das Bajonnet ist oft das letzte Mittel der Nothwehr, von dessen geschickter Führung Ehre und Leben abhängen. Es erfordert also die Ehre des Ganzen wie des Einzelnen, daß der Krieger mit der Gesammtkraft seiner Waffe sich vertraut mache, und daß die Ausbildung darin als ein besonderer Zweig der Taktik betrieben werde.

In der zerstreuten Fechtart erscheint der Soldat in erhöhter Selbstständigkeit, hier entwickeln sich die Momente der physischen und moralischen Kraft. Er muß dabei Zweck, Mittel, Terrain und andere Umstände genau und schnell ermessen, was eine weit wirksamere Kraftäußerung erfordert. Nächstdem, daß er seinen Schuß treffend anzubringen hat, muß er auch im Stande seyn, von einem Angriff im Ganzen augenblicklich in den Zwei-

kampf überzugehen und es mit dem behendesten Gegner jeder Waffengattung aufzunehmen.

Wenn in früheren Zeiten die Ausbildung des Soldaten in der Gesammtkraft seiner Waffe gänzlich vernachlässigt wurde, so ist der Grund wohl in der damaligen taktischen Form zu suchen, die nur auf das Gefecht in geschlossenen Massen beschränkt war. Je schwerfälliger sich das Fußvolk bewegte, je weniger seine künstlichen und verwickelten Evolutionen vor dem Feinde anwendbar seyn konnten, desto größer war das Uebergewicht der Reiterei. Hatte diese nach dem alten Kunstausdrucke den Schuß abgewonnen, so war es ihr ein Leichtes, sich Bahn zu brechen. Der unbeholfenste Neuling, der sich erst zu Pferde gesetzt hatte, leistete genug, um mehr als einen nach den damaligen Begriffen wehrhaften Infanteristen gefangen zu nehmen. War es dem Infanteristen nicht vergönnt, noch einmal zu laden, so galt keine Vertheidigung mehr, das Gewehr war ihm nichts als eine unnütze Bürde, deren Entledigung seiner Flucht nur förderlich seyn konnte. Das Bajonnet als Stoßwaffe kam nur bei den Angriffen in geschlossener Fronte oder der sogenannten General-Decharge in Anwendung. Nie aber konnte dieser Gesammtangriff in's Einzelgefecht übergehen, ohne das Ganze zu gefährden. Was kann das gefällte Bajonnet in seiner starren Unbeweglichkeit ausrichten, wenn es nicht bei kunstgerechter Führung Schutz- und Trutzwaffe zugleich seyn kann? Wird selbst ein an sich unantastbares Viereck auch dann noch Schutz gewähren, wenn Terrainhindernisse zu überwinden sind, wo nur auf die Vertheidigungsfähigkeit des einzelnen Plänkerers gerechnet werden muß? Wird der Soldat

im

im isolirten Kampfe mit der auf dem Exerzirplatze erlernten Methode des Bajonnetfällens ausreichen?

Das Gewehr muß als Hauptwaffe der Infanterie in der ihm angemessenen Ferne eben so zuverlässig als im dichten Handgemenge wirken können. Der Infanterist, der sich nur so lange zu behaupten weiß, als er einen Schuß anzubringen vermag, wird seinen Beruf nur halb erfüllen. Anhaltender Regen, verdorbene Munition, angestrengtes Laufen und andere widrige Umstände können der Feuerwaffe leicht Eintrag thun, während der auf Bajonnet und Kolben wohl abgerichtete Infanterist noch immer vermögend seyn wird, der drohenden Gefahr die Stirn zu bieten und im Fall der Nothwehr sich gegen zwei Kavalleristen mit Erfolg zu vertheidigen.

Ebenso, wie der Infanterist im Gebrauch seiner Hauptwaffe, muß aber auch der Kavallerist im Voltigiren und Fechten gut geübt seyn. Denn wie kann derselbe ein guter Kämpfer seyn, wenn er das Pferd nur auf der linken Seite zu besteigen und nicht nach allen Regeln der Kunst seinen Säbel oder seine Lanze zu führen versteht? Die Schießwaffe braucht der Reiter nur zum augenblicklichen Angriff, seine Hauptwaffe ist der Säbel oder die Lanze, in beiden muß er Meister seyn, wenn er ein vollkommener Soldat zu Pferde seyn will. Dadurch wird der kraftvolle, nervöse Mann um so thätiger und nachdrücklicher agiren können, der Schwächere oder Furchtsame aber wird durch das Bewußtseyn, solche Mittel in seiner Gewalt zu haben, wodurch er es selbst bei einem matten und kränklichen Pferde mit seinem Gegner aufnehmen kann, zu einem gewissen Selbstgefühl erhoben, alle Furcht verlieren und dem Stärkeren an Thätigkeit gleich werden.

Der Kavallerist wird beim Angriffe in zerstreuten Haufen des ängstlichen Herumwerfens des Pferdes, wenn es dessen Kräfte anders noch erlauben sollten, gänzlich überhoben werden, da er durch die geübte Parade nach beiden Flanken, sowie nach hinten, die hinlänglichste Sicherheit erhält. Er wird also, im Fechten eingeübt, nicht seinem Pferde den Sieg oder seine Erhaltung schuldig seyn, sondern vielmehr sich selbst und das Pferd zugleich vertheidigen.

Doch nicht nur mit der Führung seiner Hauptwaffe, sondern auch mit dem Gebrauche der Waffen jeder andern Truppengattung wird der Soldat, damit er seinen Beruf vollkommen erfüllen könne, bekannt zu machen und so z. B. dem Infanteristen das Hieb-, Stoß- und Lanzenfechten, dem Kavalleristen das Gewehrfechten oder Bajonnetiren ꝛc. zu lehren seyn; denn nur dann erst, wenn der Kämpfer weiß, welche Vortheile oder Nachtheile ihm aus den Bewegungen und Lagen der feindlichen Waffe erwachsen, wird er im Stande seyn, mit Erfolg sich auf das Offensiv- und Defensiv-Verfahren einlassen zu können.

Ist auf diese Weise jeder Soldat völlig Meister seiner Waffe, weiß er sie auf jede nur mögliche Art zur Vertheidigung und zum Angriffe wirksam zu gebrauchen, so wird ihn eine feurige Liebe zu ihr beseelen, über die er nicht nur zum Fernangriff, sondern auch als letztes Rettungsmittel in der äußersten Nothwehr zu gebieten im Stande ist; er wird nimmer in die Versuchung kommen, sie von sich zu werfen, um desto ungehinderter sich der Flucht hinzugeben, oder da, wo es noch der ehrenvollen Vertheidigung gilt, sich der Gnade des Gegners zu überlassen. Als einziges

und letztes Rettungsmittel wider Tod oder Schmach wird ihm vielmehr die sorgfältige Erhaltung der Waffe zu einem wahren Bedürfnisse werden.

Das Bewußtseyn seiner Geschicklichkeit in Führung der Waffe wird ihm ferner stets eine heilsame Zuversicht und ein festes Selbstvertrauen einflößen, er wird darin eine mächtige Stütze seines Muthes und kühner Unerschrockenheit finden, und sich um so leichter zu heldenmüthigen, mit Selbstaufopferung verbundenen Unternehmungen entschließen. „Man gehe", sagt der bereits oben erwähnte Vegetius sehr treffend, „ja von dem Grundsatze aus, daß der Krieger Vertrauen zu seiner Waffe fasse. Er muß den Schild handhaben, das feindliche Geschoß durch regelmäßige Paraden abwehren, sich gegen Hieb und Stoß (caesim et punctim) sichern können, um mit kühner Zuversicht dem Feinde zu trotzen, wovon allein das Glück der Heere abhängt. Ein wohlunterrichteter Soldat wird nicht mit Furcht, sondern mit wahrem Vergnügen der Schlacht entgegengehen."

Aus Vorhergehendem wird deutlich erhellen, welchen ungemein großen Nutzen die Gymnastik für den Militairstand hat, und es muß daher mit Freude erfüllen, wenn man sieht, daß bei mehreren Armeen bereits der Anfang gemacht worden ist, dieselbe zur Ausbildung des Soldaten mit anzuwenden.

Um jedoch der Gymnastik immer mehr Aufschwung zu geben und sie wahrhaft nützlich zu machen, ist es unbedingt erforderlich, daß energischere und umfassendere Maaßregeln als bisher ergriffen werden.

In dem größern Theile derjenigen Staaten nämlich, wo die Gymnastik Eingang gefunden hat, ist der

Unterricht derselben einzig und allein in die Hände der Unteroffiziere gelegt, und die Aufsicht darüber wird von Offizieren geführt, die meistens wenig oder gar nichts von der Gymnastik verstehen.

Hieraus erwächst ein doppelter Nachtheil.

Erstens fehlt für den gemeinen Mann die Aufmunterung und Anfeuerung, die ihm ein gutes Beispiel seiner Vorgesetzten gewähren würde, und welche hier um so nöthiger ist, da leider noch sehr Wenige einen klaren Begriff von der Gymnastik und ihrem Nutzen haben. Worte und Ermahnungen fruchten nichts, wenn er sieht, daß seine Offiziere selbst es nicht der Mühe werth halten, sich in der Gymnastik auszubilden und Vollkommenheit darin zu erlangen, dabei aber doch nicht Anstand nehmen, den Unterricht darin zu beaufsichtigen, und vielleicht Anordnungen zu treffen und Befehle zu ertheilen, welche dem praktischen Sachkenner unangemessen oder wohl gar lächerlich vorkommen; es macht den Mann unzufrieden, wenn er bemerkt, wie ihm immer neue Mühen und Anstrengungen aufgebürdet werden, während der junge Offizier (auf den älteren kann natürlich das hier Gesagte keinen Bezug haben) seinen gewöhnlichen Schlendrian fortgehe und sich mit dem begnügt, was er in der Militärschule erlernt hat. Möchten doch ja alle jüngeren Offiziere dies bedenken, möchten sie einsehen lernen, daß sie der Spiegel sind, in welchen die Mannschaft sehen soll, und daß vor allen Dingen ihr gutes vorleuchtendes Beispiel nöthig ist, um den Soldaten zu eifriger Erfüllung seiner Pflichten anzuspornen; möchten sie bedenken, daß es jedenfalls für sie selbst vortheilhafter ist, sich mit Dingen, welche mit ihrem Be-

rufe innig zusammenhängen, bekannt zu machen, als sich mit Tändeleien abzugeben, welche ihrer Gesundheit und ihrer Kasse, oder wohl gar ihrem Berufe selbst Nachtheil bringen! Und kann denn der Offizier nicht eben so gut wie der Unteroffizier und der Gemeine im Felde in Gefahr kommen, wo ihm die Kenntniß gymnastischer Uebungen vonnöthen ist? Kann es ihm schaden, wenn seine Glieder und Muskeln gekräftigt und sein Körper abgehärtet wird? Auch in Bezug auf die Fechtkunst — denjenigen Theil der Gymnastik, welcher für den Krieger besonders wichtig ist — dürfte bei dem Offizier vollkommene Fertigkeit ein unbedingtes Erforderniß seyn; er muß im Rappier- und Bajonnetfechten gleiche Geschicklichkeit besitzen und stets in ununterbrochener Uebung bleiben, welche allein eine vollkommene Ausbildung bedingt. Dann erst wird er auf einem Standpunkt stehen, auf welchem ihn das belohnende Bewußtseyn erfüllt, für seinen Beruf in jeder Hinsicht die gehörige tüchtige Ausbildung erlangt zu haben. Es wird dann auch nicht fehlen, daß die ihm untergebene Mannschaft, durch sein gutes Beispiel angeregt, Alles aufbietet, um auch ihrerseits das ihr vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Der *andere* Nachtheil besteht darin, daß auf diese Art jedes Bataillon seine besondere Methode, seinen besondern Lehrgang und sein besonderes System der Gymnastik hat und nie Einheit und Zusammenhang darin wird erlangt werden können; daß ferner entweder *Ausartung* des *Unterrichts* in halsbrechende, nutzlose Uebungen, oder *Erschlaffung* desselben herbeigeführt und der schöne Zweck, welchen die Gymnastik erreichen soll, *Stärkung*, *Abhärtung*, *Ausbildung des Menschen*, gänzlich verfehlt wird; denn bei der Gymna-

stik ist es mehr als bei jedem andern Gegenstande der militairischen Ausbildung nöthig, daß man die Prinzipien und Regeln, nach denen das System derselben aufgestellt ist, treu befolge, damit nicht Gesundheit und Leben der Mannschaft gefährdet werden, was um so mehr zu befürchten ist, da beim Unterricht, wird er nicht stets von einem Offizier geleitet und beaufsichtigt, gewöhnlich nicht die gehörige Vorsicht beobachtet, die Ertheilung der so nöthigen Hülfen nachlässig und leichtsinnig bewirkt oder wohl gar ganz unterlassen wird.

Daß das, was im Vorstehenden gesagt ist, völlig gegründet sey, wird gewiß jeder Unpartheiische zugeben, und es liegt offen am Tage, daß bei der bisherigen, größtentheils sehr oberflächlichen Betreibung der Gymnastik ein allgemein ersprießlicher Erfolg derselben nicht erwartet werden kann. Möchten doch die obersten Militairbehörden ja hierauf ihr sorgendes Auge werfen, möchten sie in Erwägung ziehen, daß durch Halbheiten der Sache der Gymnastik eher geschadet als genützt wird, und daher durchgreifende Maaßregeln treffen, den gerügten Mängeln abzuhelfen!

Nur einige wenige Staaten haben in dieser Hinsicht das Ihrige gethan. So hat man z. B. in Dänemark bereits 1805 eine Normalschule für Zivil- und eine für Militairgymnastik errichtet, in welcher letztern allein gegen 100 Offiziere und 200 Unteroffiziere seyn sollen; in Dessau besteht seit 1829 eine für ganz Deutschland bestimmte Normalschule zur Ausbildung von Lehrern der Zivil- und Militairgymnastik. In diesen Anstalten sind eine hinreichende Anzahl Lehrer angestellt und gehen aus ihnen Lehrer dieser Kunst für Volk und Heer hervor. In Dänemark ist Veranstaltung getroffen, daß

von jedem Bataillon 1 Offizier und 2 Unteroffiziere in der Normalschule ausgebildet werden, von denen die Letzteren, unter Aufsicht des Ersteren, bei dem betreffenden Bataillon den Unterricht übernehmen, über den die Oberaufsicht dem Direktor der Normalschule zusteht.

Auf diese Art wird einer schiefen Richtung und einer Abweichung des gymnastischen Unterrichtes von dem dort eingeführten Systeme wirksam vorgebeugt und zugleich in den Offizieren der Mannschaft ein leuchtendes Vorbild aufgestellt, das sie zum Eifer und zum Fleiß in den Unterrichtsstunden anspornt.

Die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung leuchtet sofort ein, und Referent ist der festen Ueberzeugung, daß sie überall nachahmenswerth ist, indem man entweder in jedem Staate für Bildung einer Normalschule sorgte — was bei einer großen Armee unbedingt nöthig seyn würde — oder die gehörige Anzahl Offiziere und Unteroffiziere in eine bereits bestehende Anstalt zur Ausbildung absendete. Diese dürften nun den Unterricht bei der Armee nicht eher übernehmen, als bis sie einen Kursus vollständig durchgemacht und ihre Fähigkeit, als Lehrer aufzutreten, in einer Prüfung vor einer Militairkommission bewiesen haben.

Die mit diesen Einrichtungen verbundenen Kosten würden noch (die mit dem gymnastischen Unterrichte zu beschäftigenden Offizieren und Unteroffizieren, welche nicht selten etwa kleine Remunerationen zu gewähren seyn dürften) sich durch die bereits erwähnten, bereits oben auseinandergesetzten Vortheile vollkommen ausgleichen. Referent hebt nun noch hervor, daß bei umsichtiger Leitung, geschickten Hülfen und fleißigem Beistande im gymnastischen Unterrichte Unglücksfälle ver-

mieden werden und somit der Vermehrung der zu Pensionirenden vorgebeugt wird, sowie daß durch regelrechte Betreibung der Gymnastik die Einübung des Soldaten in den übrigen Gegenständen seiner Ausbildung ungemein zu erleichtern und gewiß bei ihm bald eine überraschende Fertigkeit darin herbeizuführen ist, so daß die zum Exerciren gewöhnlich verwandte Zeit auf ein bedeutend geringeres Maaß reduzirt werden kann.

Hierdurch wird auch zugleich der Einwand widerlegt, daß bei den vielen andern Gegenständen der militairischen Ausbildung zu vollständiger Betreibung der Gymnastik nicht die gehörige Zeit vorhanden, von ihr daher keine großen Erfolge zu erwarten seyen rc. Referent kennt selbst Truppen, bei denen eben durch die Gymnastik ungemein viel Zeit gewonnen ward, und die Rekruten viel eher, als frühere Jahre, ausexerzirt wurden. Zugleich zeigte es sich, daß verhältnißmäßig nur wenig Zeit zu den gymnastischen Uebungen erfordert wird, um die erfreulichsten Resultate zu sehen, und zwar nicht bloß bei Leuten, die von Haus aus Gewandtheit und Anlage zeigten, sondern auch bei solchen, die Anfangs sehr plump und ungeschickt sind.

Referent kann daher nicht anders als mit dem innigen Wunsche schließen, daß alle Militairbehörden beherzigen mögen, wie sehr es von ihrer Thätigkeit und Einsicht abhängt, ob das dem Krieger vorgesteckte Ziel, sich für seinen Beruf möglichst vollkommen auszubilden, erreicht werde oder nicht. Möchten sie nicht länger Anstand nehmen, für Einrichtungen zu sorgen, welche eine schwunghafte, zweckmäßige Betreibung der Gymnastik ermöglichen! Bald würden [illegible]

denmuth, Ausdauer, Gewandtheit und Behendigkeit der Glieder, Abhärtung in Ertragung der Strapatzen, als die mittel- oder unmittelbaren Folgen der Gymnastik bei dem Krieger, nicht ausbleiben, durch die Kraft und Vollkommenheit jedes Einzelnen auch das Ganze erstarken, und ein Heer, also ausgebildet, von Innen und Außen geachtet dastehen.

A. W.

VI.

Miszellen.

Neutralisirende Platte für die Magnetnadel.

Herr Barlow hat von dem Bureau des longitudes eine Belohnung von 12,500 Franken erhalten für die Erfindung einer die Magnetnadel gegen das Eisenwerk des Schiffs unempfindlich machenden Vorrichtung.

Herr Barlow befestigt eine runde Eisenscheibe unter das Pivot der Magnetnadel in erforderlicher, nicht bestimmter Entfernung, so aber, daß der Mittelpunkt der Scheibe in der Anziehungslinie des Eisenwerks des Schiffs sich befinde.

Diese Linie (wo sich die Eisenmassen in Hinsicht ihrer Anziehungskraft das Gleichgewicht halten) wird vor dem Auslaufen mittelst Tabellen bestimmt, die Herr Barlow zu diesem Behuf entworfen hat.

Wenn die Nadel auf diese Weise über der Platte schwebt, so bleibt sie kräftig und thätig in der Nordlinie, und nimmt sie von selbst die Richtung des wahren magnetischen Meridians ein, in welchen Meeren man auch fahre.

Man hat die Versuche mit großer Genauigkeit und gleichem Erfolge unter dem 61.° südlicher und 81.° nördlicher Breite wiederholt.

Inhalt des drei und funfzigsten Bandes.

Siebentes Heft.

Achtes Heft.

Neuntes Heft.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.





